

Kay Malcher
Die Faszination von Gewalt

Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte

Begründet als

Quellen und Forschungen
zur Sprach- und Kulturgeschichte
der germanischen Völker

von

Bernhard Ten Brink und
Wilhelm Scherer

Herausgegeben von

Ernst Osterkamp und
Werner Röcke

60 (294)



Walter de Gruyter · Berlin · New York

Die Faszination von Gewalt

Rezeptionsästhetische Untersuchungen
zu aventiurehafter Dietrichepik

von

Kay Malcher



Walter de Gruyter · Berlin · New York

☼ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-022549-5

ISSN 0946-9419

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2009 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-
verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
Einbandgestaltung: Sigurd Wendland, Berlin

Und die erste gute Botschaft, welche die Welt empfing und die Menschen empfangen, war daher jene, so die Engel in der Nacht verkündigten, die unser Tag wurde, da sie sangen: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Und der Gruß, den der beste Meister im Himmel und auf Erden die von ihm Berufenen und Begnadeten lehrte, war, daß er ihnen befahl, wenn sie in ein Haus einträten, zu sagen: Friede sei mit diesem Haus. Und zu andern Malen sprach er öfters zu ihnen: Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, Friede sei mit euch! – und fürwahr, als Kleinod und Kostbarkeit von solcher Hand ist dies uns gegeben und hinterlassen, ein Kleinod, ohne das es weder im Himmel noch auf Erden ein wahres Glück geben kann. Dieser Friede ist der wahre Endzweck des Krieges; denn es ist dasselbe, ob man Krieg oder Waffenhandwerk sagt. Nachdem wir nun festgestellt, daß das Endziel des Krieges der Friede ist und daß er damit einem erhabeneren Ziele dient als die Wissenschaften, so kommen wir jetzt zu den körperlichen Anstrengungen des Gelehrten und dessen, der sich dem Waffenhandwerk ergibt, und untersuchen, welche größer sind.

Don Quijote über das edle Ziel des Waffenhandwerks

Inhalt

Einleitung	1
1. Der Ort der Texte aventiurehafter Dietrichepik in der germanistischen Mediävistik	2
2. Rezeptionsästhetik	4
3. Faszination und Gewalt	7
4. Ordnung und Aufbau der Arbeit	10
4.1 Das <i>Eckenlied</i>	10
4.2 Der <i>Rosengarten</i>	12
4.3 Das Korpus der Texte aventiurehafter Dietrichepik	14
4.4 Der <i>Laurin</i>	17
I. <i>Eckenlied</i> – Der offene Text	20
1. Die Geschichte des <i>Eckenlieds E₂</i>	22
2. Der Anfang vom Lied und die Frage nach dem Text	24
2.1 Die Eingangsstrophe des <i>Eckenlieds E₂</i>	24
2.1.1 Zum Status überlieferungsgeschichtlicher Erklärungen ..	25
2.1.2 Der Zusammenhang von Eingangsstrophe und Erzählung	27
2.1.3 Die Stellung der Strophe im Text der Handschrift	32
2.1.4 Textgrenzen als Identitätskriterien von Erkenntnisgegenständen	37
2.2 Das Heldengespräch im <i>Eckenlied E₂</i>	39
2.2.1 Die Ausgangssituation der epischen Welt	39
2.2.2 Was man unter Helden so redet	40
2.2.3 Die Adressaten der Sprechhandlungen des Heldengesprächs	46
2.2.4 Die textuellen Funktionen des Heldengesprächs	49
2.3 Das zweite Gespräch im <i>Eckenlied E₂</i>	52
2.3.1 Missverständnisse: Die Aussendung Eckes im Frauendienst	52
2.3.2 Das Werden einer sinnlich erfahrbaren Welt	56
2.3.3 Eckes Ausfahrt und die sinnliche Dimension von Defizienz	61

2.4 Die Sichtbarkeit der epischen Welt und der Entwurf der Rezeption.....	65
3. Eckes <i>Queste</i> und die Präsenz der Absenz Dietrichs.....	67
3.1 Ecke in Bern: Die Unverfügbarkeit Dietrichs	70
3.2 Trient: Die axiologische Heimat des Helden	76
3.3 Das Meerwunder: Die symbolische Skalierung von Status in der Topologie von Eckes Weg.....	77
3.4 Helferich unter der Linde: Intensität und Zeichendichte	80
3.5 Die Zäsur der Helferichstrophe E ₂ 69.....	83
4. Ecke und Dietrich: Interaktionen im Ereignisraum der Gewalt	86
4.1 Erzählende Ausgestaltung und Strukturierung eines insularen Raums des Handelns.....	86
4.2 Die Entzogenheit Dietrichs: <i>nu kera, degen märe!</i>	91
4.2.1 Der Wert der Waffen.....	93
4.2.2 Das Verhältnis von Rede und Status.....	98
4.2.3 Die höfischen und die unhöfischen Konnotationen von Zeit und Raum	100
4.3 Warum Dietrich kämpft: Der Zusammenhang von Ehre und Demut	104
4.4 Deixis und Sichtbarkeit des Textes.....	107
5. Der Kampf Dietrichs gegen Ecke in topologischer Diktion	111
6. Dietrichs Klage um Ecke und der Aufbruch gen Jochgrimm	121
7. Das Donaueschinger Lied als offener Text	125
II. <i>Rosengarten</i> – Die Ordnung der Gewalt.....	130
1. Die Geschichte von den Kämpfen im Rosengarten.....	134
2. Die Verteilung von Wissen zwischen der epischen Welt und der Welt der Rezeption	135
3. Erzählen in Alternativen – alternativenlose Gewalt	146
4. Die Verflechtung von Sippe und Herrschaft in Worms	151
5. Transformation und Transgression: Die Ordnung der Gewalt.....	155
6. Komik und Gewalt	160
7. Die Vollständigkeit der epischen Welt.....	166
7.1 Auf der Suche nach Dietleib.....	168
7.2 Die monastische Lebensform und ihr Verhältnis zur Welt des Adels.....	172
7.2.1 Die Klosterparodie als Vereinnahmung einer möglichen Gegenposition?.....	172
7.2.2 Differenzen im Begehren.....	179

7.2.3 Die Schändung der Königin und <i>Imitatio Christi</i> im Kloster Isenburg	185
8. Alternativen und paradigmatische Textkonstitution des <i>Rosengarten A</i>	188
III. Aventiurehafte Dietrichepik als Korpus – Gewalt & Gratifikation ...	192
1. Gattungskonstitution und Textkomposition	193
2. Das Paradigma der Texte	202
3. Zyklische Zusammenhänge von paradigmatischen und syntagmatischen Ordnungen im Korpus	207
4. Lotmans Sujet	215
4.1 Konstitutive Sujetgrenze und Normenhorizont	216
4.2 Kontingenzexposition und das immanente Gesetz der Welt ...	221
5. Der sujethafte Aufbau epischer Welt in aventiurehafter Dietrichepik	228
5.1 <i>Virginal</i> – Sujet und Herrschererziehung	231
5.1.1 Der Durchgang durchs Chaos: Die Passivität des Helden und die Vitalität der Gemeinschaft	236
5.1.2 Das Ende von Dietrichs Jugend und die textuellen Möglichkeiten zur Skalierung von Differenz	246
5.2 <i>Eckenlied</i> – Das Verhältnis von topologischer Grenzziehung zu Textkonstitution und semantischer Komplexität	253
5.2.1 Komplexisierende Entfaltung der topologischen Basiskonfiguration im <i>Eckenlied E₂</i>	255
5.2.2 Das Ende vom Lied: Textuelle Komplexität und ihre schriftsprachliche Begrenzung	263
5.3 <i>Sigenot</i> – Die Vermittlungsfähigkeit des Narrativen	270
5.3.1 <i>Er reit allein von Berne</i>	272
5.3.2 Aspekte gemeinschaftlichen Handelns	280
5.3.3 Exkurs: Vermittlungsfähigkeit als Gratifikationspotenzial	285
6. Ein Rezeptionsästhetisches Modell für die Geschichtlichkeit von Heldendichtung	291
6.1 Das ‚mythische Gründungsereignis‘ heldenepischer Diskurstraditionen	297
6.2 Eine Geschichte der Normenvermittlung in drei Etappen	304
6.3 Probleme intertextueller Zugriffe im Zusammenhang mit dem heldenepischen Textbildungsmechanismus	310
7. Zwischensumme zum Korpus	316

IV. <i>Laurin</i> – Die diachrone Dimension von Text.....	318
1. Bedingungen und Möglichkeiten einer Textgeschichte des <i>Laurin</i>	319
2. Das Abenteuer des <i>Laurin</i>	326
3. Die Unterschiede der Versionen und der ‚Fehler‘ der Komposition.....	332
3.1 Narrative Motivierung und Wissensniveaus	334
3.2 Die Entführung als Thema und Funktion der Geschichte.....	340
3.3 Der performative Rahmen im <i>Laurin D</i>	343
3.4 Die Sujetgrenze in den <i>Laurin</i> -Versionen	349
4. Die Ordnung der Ereignisräume und die Sichtbarkeit der epischen Welt.....	355
4.1 Die Geschichte des <i>Laurin</i> als Kette von Ereignisräumen	356
4.2 Die Ausfaltungen des Themas in den Ereignisräumen	360
4.3 Die Erosion der Ereignisräume	365
4.3.1 Deformationen des Visuellen im <i>Laurin A</i>	367
4.3.2 Deformationen des Visuellen und die Grenzen der Ereignisräume im <i>Laurin D</i>	374
5. Fazit zum <i>Laurin</i> und Thesen zur Textentwicklung aventiurerhafter Dietrichepik.....	381
5.1 Späte Heldendichtung.....	381
5.2 Das Ende aventiurerhafter Dietrichepik.....	387
5.3 Offener Text – Geschlossener Text – Edition.....	391
Literaturverzeichnis	398
Texte und Ausgaben.....	398
Verwendete Forschungsliteratur.....	401

Einleitung

Die vorliegende Arbeit bemüht sich um die Neubeschreibung einer Textgruppe, die in der Altgermanistik unter dem Gattungsnamen ‚aventurierehafte Dietrichepik‘ firmiert. Sie versucht dabei, sowohl die Einzeltexte als auch das Korpus als Ganzes interpretierend in den Blick zu bekommen. Der latent unterbestimmte Terminus ‚Beschreibung‘ ist an dieser Stelle gewählt, weil sich eine Spezifizierung der Vorgehensweise vorab nicht leicht geben lässt: Diese Arbeit wird aventurierehafte Dietrichepik von verschiedenen Voraussetzungen her und unter wechselnden systematischen Fragestellungen angehen, auf dass sich ein perspektivenreiches Bild von ihr ergebe. Die Grenzen dieses Bildes sind nicht primär durch eine restriktive konzeptionelle Vororientierung bestimmt, sondern resultieren aus der Summe der Textauslegungen.

Aber natürlich entwirft diese Studie nicht freihändig. Von den Voraussetzungen, Motiven und Modi der Textperspektivierungen sowie vom Aufbau der Arbeit sollen die nachfolgenden Erörterungen überblicksartig Auskunft geben. Vielleicht hofft man an dieser Stelle dann auf einige Klärungen zu den Gegenständen der Untersuchungen. Vielleicht wünscht man etwas von und über die Abenteuer Dietrichs selbst zu erfahren, das ein Interesse an dieser Arbeit zu wecken imstande wäre. Vielleicht auch erwartet man bereits hier die Auseinandersetzung mit exzeptionellen Positionen der Forschung zum Korpus. – All dies mögen legitime Ansprüche sein, doch vertröste ich auf die einzelnen Untersuchungen selbst: Dort kommen Texte und Sekundärliteratur ausführlich zu Wort. Der Verzicht auf eine an dieser Stelle notwendig textferne Aufarbeitung des wissenschaftlichen Diskurses verdankt sich der Überzeugung, dass die Aktualisierung bestimmter Gewissheiten bezüglich aventurierehafter Dietrichepik kontraproduktiv ist, wo es allererst darum geht, solche Sicherheiten zu desavouieren. Zugleich ist das Vorgehen der Untersuchungen strikt induktiv, geht die Argumentation immer wieder neu von den Texten aus und zu ihnen zurück: Man wird die Texte in dieser Arbeit nie verlieren. Gerade das erteilt, wie ich hoffe, eine Konzession, die es erlaubt, an dieser Stelle nur grundsätzliche Linien nachzuzeichnen. Und vielleicht erlaubt sie auch, diese Skizze bisweilen in der Form von ‚Ergebnissummen‘ zu geben.

1. Der Ort der Texte aventiurehafter Dietrichepik in der germanistischen Mediävistik

Die Texte aventiurehafter Dietrichepik zählen, das ist sicher kein Geheimnis, nicht zu den bevorzugten Gegenständen altgermanistischer Interpretation. Dieses Schicksal teilen sie freilich mit einer ganzen Reihe anderer mittelhochdeutscher Texte und Textgruppen. Anders als viele von diesen aber sind die Texte aventiurehafter Dietrichepik nie gänzlich der Wahrnehmung der Germanistik entzogen gewesen.¹ Aventiurehafte Dietrichepik ist kein Textfeld, das es heute erst mühsam zu entdecken gilt. Die Texte sind verfügbar, auch wenn die Editionsfrage, aber auch das teilen sie eben mit anderen, nicht immer die beste ist. Aventiurehafte Dietrichepik hat ihren Ort in den gängigen literaturwissenschaftlichen Lexika und in den Überblicksdarstellungen zur mittelalterlichen, deutschsprachigen Literatur. Es gibt Einführungen in das Korpus, die die Überlieferungslage dokumentieren und anhand derer man sich über die Geschichten informieren kann. Auch dem akademischen Unterricht sind die Texte aventiurehafter Dietrichepik letztlich nicht fremd.

Den Grund für die Präsenz der Texte in der Disziplin mag man vor allem in ihrer konventionellen literarhistorischen Verortung sehen. Denn aventiurehafte Dietrichepik macht einen Gutteil dessen aus, was uns überhaupt an *mittelhochdeutscher Heldendichtung* im engeren Sinne verfügbar ist. Diese Erzähltradition wird gerade nicht ausschließlich, wie ein Blick auf die rezente Sekundärliteratur suggerieren könnte, durch das *Nibelungenlied* repräsentiert. Es gibt darüber hinaus Abenteuer, die Dietrich von Bern zu bestehen hat. Und von dieser Teilhabe am heldenepischen Bestand her erheischen und erhalten unsere Texte eine gewisse Aufmerksamkeit.

Der Wert der Texte aventiurehafter Dietrichepik, das, was ihre Wahrnehmung in der Disziplin bestimmt,² resultiert also zunächst aus der Lokalisierung innerhalb eines literaturwissenschaftlichen Kategoriensystems. Und dies gilt anachronistischerweise noch, wenn den Texten des Korpus, wie heute üblich, die Teilhabe an einer altehrwürdigen Texttradition weitgehend abgesprochen wird. Denn unsere Texte schließen offenbar nicht an ältere *Stofftraditionen* an. Vielmehr plündern sie deren Motiv- und Figurenfundus, imitieren ihren Stil, bedienen sich der hergebrachten Legi-

¹ Vgl. zur ältesten Forschung Jens Haustin: *Der Helden Buch. Zur Erforschung deutscher Dietrichepik im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Tübingen 1989.

² Ansonsten sind heute die Geschichten um Dietrich von Bern außerhalb von altgermanistischer Forschung und Unterricht allenfalls noch im unterliterarischen Bereich von Trivial- und Jugendliteratur präsent.

timierungsstrategien etc. Aventiurehafte Dietrichepik erzählt nicht, was früher schon erzählt wurde, sie reproduziert keine *altiu mære*. Selbst wenn also das, was die Kategorie ‚Heldenepik‘ ursächlich auszeichnet für einige der unter sie fallenden Gegenstände nicht mehr zu gelten scheint, partizipieren diese noch an jenem Anspruch auf Bedeutsamkeit, der der Gattung eigen ist.

Diese den Texten zunächst von außen her zukommende Wertsetzung steht in einem eigentümlichen Kontrast zu den oft nur bescheidenen Ergebnissen der Interpretationsbemühungen professioneller Leser. Es scheint fast so, als vermöchten die Texte selbst nichts zu ihrem Renommee beizutragen, insofern ihre Präsenz *in* der Disziplin primär nicht die Form eines wissenschaftlichen Diskurses *über* sie hat. Das Fehlen von Interpretationen wurde dabei in noch nicht allzu ferner Vergangenheit regelmäßig den Texten selbst angelastet. Sie wären, weil sie letztlich den Ansprüchen und Normen der professionellen Leser nicht genügen, für ihre Unzugänglichkeit ‚selbst verantwortlich‘. In einem gewissen Maße variabel waren dabei die Schuldzuweisungen, die entweder mehr die Textproduzenten oder Eigenschaften der Texte im Visier hatten: Minderbegabte Poeten dichteten demnach ästhetisch anspruchslose Erzählungen banalen Inhalts, die oft durch Inkonsistenz im Bereich narrativer Motivierung oder sogar Widersprüchlichkeit gekennzeichnet seien. Und zugegeben: Es lässt sich kaum leugnen, dass eine solche Charakterisierung dem oberflächlichen Blick auf die Texte leicht eingängig ist.

Nun ist es sicherlich keine ganz neue hermeneutische Einsicht, dass das Verstehen von Texten einen Verstehenden schon voraussetzt: Nur wer ausgehend von seinem Vorverständnis *adäquate* Fragen an Texte zu richten weiß, darf auch auf Antworten hoffen. Auf unseren Fall hin gewendet ergeben sich so zumindest zwei mögliche Erklärungen dafür, dass die Texte den Interpreten weitläufig nichts zu sagen haben. Die erste, die ich gerade skizziert habe, droht in letzter Konsequenz, die Texte aventiurehafter Dietrichepik aus dem Kompetenzbereich des Literaturwissenschaftlers auszuschneiden, und das scheint unter etlichen Gesichtspunkten wenig wünschenswert. Es wäre hier die andere Option zu prüfen: Was, wenn die Defizite nicht auf der Seite der Texte lägen, sondern auf der der neuzeitlichen Interpreten?

Es mag unter diesen Umständen angebracht sein, einmal gängige literaturwissenschaftliche Vorurteile *hermeneutisch kontrolliert*³ zu suspen-

³ Das mit dieser Formulierung markierte Programm orientiert sich an Peter Strohschneider: Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur ‚New Philology‘, in: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte, hrsg. v. Helmut Tervooren und Horst Wenzel (ZfdPh Sonderheft 116), 1997, S. 62-86. Überhaupt ist das theoretische Frageinteresse dieser Arbeit primär von den in diesem Aufsatz entfalteten Problemhorizonten her entwickelt.

dieren. Ein geeignetes Verfahren hierfür scheint die Historisierung von Verstehenshintergründen und ästhetischen Normenhorizonten; ein möglicher Weg wäre ausgehend von den Texten die Rekonstruktion solcher Rahmenbedingungen, unter denen sie für die historische Rezeption relevant gewesen sein können. Die oft unreflektierte Identifikation des eigenen Standpunktes mit dem Fokus jenes Publikums, dem unsere Texte der Überlieferung nach zu urteilen tatsächlich etwas zu sagen hatten, führt – ich überzeichne – zu keiner relevanten Vermehrung des Wissens über die Texte. Man kann sich die Frage stellen, auf welche Rezipienten diese Texte eingestellt waren. Von hier aus ließe sich dann, so steht zu hoffen, ihr historischer Sitz im Leben konkretisieren: Wenn unsere Weisen der Textwahrnehmung aventiurehafter Dietrichepik dieser gegenüber nicht adäquat sind, dann kann gerade hier ein interessantes Problemfeld abgesteckt werden.

2. Rezeptionsästhetik

Um einige Vororientierungen bezüglich Programm und Aufbau der Arbeit zu geben, scheint es mir sinnvoll, von ihrem Titel auszugehen. Ich setze bei seinem zweiten Teil an, weil sich hier direkt an das zuletzt Gesagte anschließen lässt. *Rezeptionsästhetische Untersuchungen zu aventiurehafter Dietrichepik*, so die erläuternde zweite Hälfte des Titels, benennt nicht nur als Gegenstand der Untersuchungen eine Gruppe von Texten, die von *Eckenlied*, *Rosengarten*, *Virginal*, *Sigenot* und *Laurin* gebildet wird.⁴ Er

Blickt man dagegen vom Textkorpus, so kann als mit weitem Abstand wichtigster intellektueller Impulsgeber die Habilitationsschrift Joachim Heinzles: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte* später Heldendichtung, München 1978, gelten. Das bedeutet nicht, dass Literatur späteren Datums zur aventiurehaften Dietrichepik nicht wahrgenommen wäre; es heißt aber, dass viele der an Heinzles Buch anschließenden Arbeiten die Auseinandersetzung nicht auf eine Art und Weise führen, die ich für angemessen halte. Oder mehr auf den Punkt gebracht: Ein Trivialstrukturalismus, dessen Leitvokabeln Gattungsmischung, Gattungsinterferenz und Hybridisierung sind, und der heute die Szene bestimmt, scheint mir nicht die einzig mögliche Position zu sein, die man *nach* Heinzles Buch beziehen kann. Die vorliegende Arbeit kehrt in zentralen Bereichen des Problemfeldes noch einmal zum Ausgangspunkt der jüngeren Diskussion zurück. Einigermmaßen repräsentativ für den aktuellen Stand der Diskussion ist hingegen Sonja Kerth: *Gattungsinterferenzen in der späten Heldendichtung*, Wiesbaden 2008. Abseits der hier aufgerissenen ‚Traditionslinie‘ positioniert sich Harald Haferland: *Mündlichkeit, Gedächtnis und Medialität. Heldendichtung im deutschen Mittelalter*, Göttingen 2004.

⁴ In Abhängigkeit von den zugrunde gelegten gattungskonstitutiven Merkmalen rechnet man zu diesem Korpus normalerweise auch den *Wunderer* und bisweilen die *Walberan*-Fortsetzung des *Laurin*. Diese Texte finden in der vorliegenden Arbeit keine Berücksichtigung, weil hier andere als die gängigen Kriterien über Korpuszugehörigkeit entscheiden.

besitzt vor allem auch eine programmatische Komponente, wenn mit der Rezeptionsästhetik ein prominentes literaturwissenschaftliches Konzept des Umgangs mit Texten aufgerufen wird.

Doch ist das Korsett, das sich diese Arbeit mit einer solchen Selbstauszeichnung anlegt, kein wirklich enges. Zwar werden die Argumentationen auf unterschiedliche Art und Weise immer wieder an den klassischen wirk- und rezeptionsästhetischen Ansätzen partizipieren, doch bestimmen die Texte selbst und nicht etwa die Schule die Modellbildung. Viel wichtiger als die Frage nach der literaturtheoretischen Positionierung ist für diese Arbeit zunächst die mit dem Label der Rezeptionsästhetik mögliche Markierung einer *Absetzbewegung*. Und diese Absetzbewegung richtet sich gegen eine vorherrschende Praxis altgermanistischer Forschung, die Texte aventiurehafter Dietrichepik vor allem von Modellen literarischer Produktion her zu beschreiben. Produktionsästhetische und autorzentrierte Denkmuster bestimmen – wie ich meine: oft auch unbewusst – die Konzeptionen zu Genese und diachroner Existenz von Texten, die Vorstellungen von ihrem kommunikativen Funktionieren und ihren Sinnstiftungspotenzialen. Von solchen konventionalisierten Denkmustern her sind bestimmte Editionspraktiken legitimiert, sie fundieren die Gattungskonstitution aventiurehafter Dietrichepik und die Rekonstruktionen intertextueller Zusammenhänge, in denen die Texte verortet werden. Hierin sieht die vorliegende Arbeit Bestände eines eigentlich schon lange in die Kritik geratenen klassizistischen Literaturideals residuieren, dem der Vorwurf des Anachronistischen kaum erspart werden kann, weil es das *Da-sein* von Literatur wie ihr *So-sein* einseitig von der Existenz der Textschaffenden her beschreibt. Es ist aber wohl kaum zu bestreiten, dass Literatur nur ist und so ist, wie sie ist, weil es Rezipienten gibt.

Hier will der rezeptionsästhetische Ansatz dieser Arbeit gegensteuern. Notwendig erscheint dies umso mehr, als die Konstitutionsbedingungen der Textfelder der uns verfügbaren mittelhochdeutschen Texte andere sind, als man gerechtfertigterweise bei modernen literarischen Textkorpora voraussetzt. Überlieferung im Gegenstandsbereich altgermanistischer Forschung ist Ergebnis historischer Selektionsprozesse auch jenseits von lediglich mechanischem Verlust. Schon der oberflächliche Blick auf die verfügbaren Texte macht klar, dass die Rezeptionsseite hier eine ausgezeichnete Rolle spielt: Was als Überliefertes vorliegt, ist immer bereits kommunikativ erfolgreich und ausgewählt; es handelt sich nicht nur lediglich um Angebote.⁵ Das Überliefertsein besitzt so eine Qualität und trägt Informationen, die nicht vernachlässigt werden können. Aus diesem Blickwinkel ist es ein markantes Merkmal – und das nicht nur, weil die

⁵ Vgl. Peter Strohschneider: Situationen des Textes, S. 80.

Texte aventiurehafter Dietrichepik sich diesbezüglich regelmäßig ausschweigen –, dass das Überlieferte von textgenerierenden Ursprüngen immer schon distanziert ist: Es hat in seinem Dasein und Sosein den Kontakt zu wie auch immer zu konzipierenden Autorsubjekten bereits verloren.

Wenn in dieser Arbeit der Textproduzent als eine Bedingung der Möglichkeit des literarischen Textes also weitgehend ausgeblendet bleibt, dann ist nicht zugleich auch behauptet, die Gegenstände dieser Arbeit seien nicht Artefakte im Sinne von menschlich Gemachtem. Nur spielt ‚Autor‘ in einer emphatischen Bestimmung dieser literaturwissenschaftlichen Kategorie für die Form und Formiertheit des uns Gegebenen keine prominente Rolle: Man kann nicht ohne weiteres voraussetzen, dass es seinen Intentionen oder seinem Genius in Bezug auf Komposition geschuldet ist, dass Texte, wie sie es sind, überliefert wurden.

Es gibt also gute Gründe dafür, Überlieferung einmal als eine Funktion kommunikativen Erfolgs aufzufassen, der nicht notwendig auf die Instanz eines Textschaffenden zurückgeführt werden muss. Deshalb auch scheint die oben formulierte Frage nach den textuellen Entwürfen von Rezeption umso dringlicher. Doch wie soll man hier spezifizieren, was heißt hier ‚Entwurf‘?

Es wird zumindest nicht ausschließlich explizite Adressierungen und Rezeptionsanweisungen meinen. Darauf deutet ja schon die Bezugnahme des Untertitels auf die Konstanzer Schule hin, deren prominentestes Konzept vielleicht das des *impliziten Lesers* ist. Als Entwurf einer Leserrolle ist dieser einerseits der Aktstruktur des Textes eingeschrieben und dabei gerade nicht ausschließlich auf der Ebene der Äußerungshandlungen eines Erzählers lokalisiert. Dass der implizite Leser bei Wolfgang Iser andererseits eine kognitiv-epistemische Bestimmung hat, und das Modell zugleich an der Struktur privater Lektürevorgänge orientiert ist, markiert dann auch schon die Grenzen seiner Anwendbarkeit innerhalb dieser Arbeit. Denn man wird das Funktionieren unserer Texte unter den Bedingungen vormoderner literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation ja gerade nicht vorrangig an selbstgenügsame Lesevorgänge knüpfen. Hier ist die historische Ausgangsbasis eine grundsätzlich andere. Die historischen Rahmenbedingungen präformieren in dieser Arbeit vielmehr einen Suchraster, mit dem es allererst sinnvoll wird, nach einem impliziten Rezipienten unserer Texte zu fragen. Der entsprechende Rahmen wäre zunächst zu markieren durch den primären Ort literarischer Rezeption als *Situation unter Anwesenden*.

3. Faszination und Gewalt

Der Titel der Arbeit soll einige der zentralen Einsichten der Untersuchungen auf eine griffige Formel bringen: *Die Faszination von Gewalt*. Versteht man unter dem Begriff ‚Faszination‘ zunächst einen Ausdruck für *fehlende Distanz* aufgrund eines bestimmten, der Verfügungsgewalt des Einzelnen entzogenen *Formzwangs*, dann stellen sich drei Fragen: erstens, was hier in einem Nahverhältnis stehend begriffen wird, zweitens, was den Vergleichsmaßstab für solcherart Bemessung abgibt, denn Distanz und Nähe sind schließlich relationale Begriffe, und drittens, was eine solche Zusammenordnung begründet. Dazu die nachfolgenden Klärungen in Form einer Skizze:

Der Begriff ‚Faszination‘ findet in dieser Arbeit in zwei Problemfeldern Verwendung. Er markiert zunächst den historischen Zusammenhang von Textrezeption und poetischer Kommunikation, für den ich ein Nahverhältnis herausarbeite. Fasst man zunächst neuzeitliche Verhältnisse ins Auge, so kann man sagen, dass die Wahrnehmung eines Textes, seine Lektüre, in der Regel nicht mit dem Diskurs über ihn zusammenfällt: Die stille Lektüre ist die eine Sache, die kommunikative Verständigung über sie eine andere. Lektüre macht den Text dem Einzelnen zugänglich, doch ist die gemeinschaftsstiftende Sinnverständigung davon zu unterscheiden. Die disziplinäre Öffentlichkeit der Altgermanistik, und das ist der Ort, an dem die Texte aventiurehafter Dietrichepik heute ihren Sitz im Leben haben, erst bietet eine solche Möglichkeit, sei es in der ‚stummen Diskussion‘ der schriftsprachlichen Texte der Sekundärliteratur, sei es in der verbalen Konkurrenz von Standpunkten im Rahmen wissenschaftlicher Dispute.

Hier haben wir für das historische Verhältnis von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation ungleich veränderte Rahmenbedingungen anzusetzen. Nicht nur, dass keine literaturwissenschaftliche Öffentlichkeit als Medium der kollektiven Sinnverständigung verfügbar gewesen ist. Nicht einmal eine breite literarische Öffentlichkeit oder Äquivalente einer Vermittlung, wie sie die Massenmedien heute leisten, scheint es unter den historischen Bedingungen volkssprachiger deutscher Literatur des Mittelalters gegeben zu haben. Darauf deutet zumindest das fast gänzliche Fehlen von *außerliterarischen* Zeugnissen der Reflexion über Literatur, ihre Inhalte und Sinnstiftungspotenziale hin. Wenn man in Sachen Heldenepik diesbezüglich etwas finden kann, dann nur klerikale und historiographisch fokussierende Argumente, die den Texten eine Relevanz überhaupt absprechen.

Wie aber darf man sich dann Zusammenhänge von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation als Prozesse *kollektiver Sinn-*

vermittlung und -konstitution für die Texte aventiurehafter Dietrichepik vorstellen? Einen ersten Hinweis hierauf bietet der uns zugängliche historische Ort einer Reflexion über Literatur. Denn auch wenn es kaum sekundäre Zeugnisse für die Auseinandersetzung mit den Texten gibt, so wird doch *in* der Literatur, und bisweilen nicht zu knapp, *über* Literatur gesprochen. Und das bedeutet dann doch wohl, dass literarische Rezeption und poetische Kommunikation ungleich näher beieinander liegen, als das heute der Fall ist. Der Akt literarischer Rezeption scheint regelrecht zusammenzufallen mit den Möglichkeiten zu Diskussion und Reflexion, jedenfalls findet sich beides in den Texten oft in unmittelbarer Nachbarschaft.

Man hat deshalb die Möglichkeit von kommunikativer Öffentlichkeit *als* Möglichkeit von Sinnverständigung an die Rezeptionsakte literarischer Texte zu binden – oder sie zumindest nicht in allzu großer Ferne davon zu situieren. Und hier lässt sich dann relativ leicht ein Modell entwickeln, das den historischen Rahmenbedingungen von literarischer Rezeption Rechnung trägt: Unter den Bedingungen (wohl schriftunterstützter) Vermittlung vor einem kollektiven Publikum stellen Situationen unter Anwesenden systematisch jene Orte dar, an denen Öffentlichkeit verfügbar werden konnte. Die orale Aktualisierung von Texten ermöglichte in Situationen der Rezeption unserer Texte kollektive Sinnvermittlung und prozesshafte Sinnkonstitution, weil in ihnen *Intersubjektivität* allererst hergestellt wurde. Unter der Voraussetzung einer historisch nur leidlichen institutionellen Stabilisierung solcher Situationen kommt den Texten im Akt ihrer Rezeption dann selbst die Aufgabe zu, jene Öffentlichkeit herzustellen, derer poetische Kommunikation bedarf.

Davon lässt sich eine zweite, vom zuletzt Gesagten freilich systematisch nicht zu lösende Verwendung des Faszinationsbegriffs in dieser Arbeit abheben. Und die hat etwas mit der Relevanz des in den Texten aventiurehafter Dietrichepik dargestellten Geschehens zu tun. Dass aventiurehafte Dietrichepik einen thematischen Schwerpunkt in der Darstellung von Gewalthandeln hat, wird jedem sofort einleuchten, der sich schon einmal mit einem der Texte auseinandergesetzt hat. Doch was meint ‚Faszination von Gewalt‘?

Dass der Titel der vorliegenden Arbeit nicht ‚Die Faszination von Text‘ lautet, soll zunächst einen Unterschied im Bereich der Interessen von historischer Rezeption und professionellen Lesern markieren. Nicht der schriftliterarische Text als solcher, der bestimmt ist dadurch, was für uns relevante Kriterien des Literarischen sind, bildet jenen Gegenstand, den die historische Rezeption im Blick hatte: Ihr ging es vielmehr um eine thematisch bestimmte Größe. Während Gewaltdarstellungen in Texten für Literaturwissenschaftler gängigerweise erst über die Vermittlung des Lite-

rarischen belangvoll werden, sie also von direkter Wirklichkeitsreferenz enthoben sind, so wird diese Arbeit argumentieren, dass ein Referent solcher Darstellungen historisch ein primär nichtliterarisches Werte- und Normensystem ist, von dem man nicht schon immer voraussetzen darf, dass es keine Bedeutsamkeit für die Textrezipienten besaß.

Ein Akzent liegt dabei auf ‚primär‘: Denn dass die außerliterarisch geltenden Regeln legitimen Gewalthandelns historisch auf eine Art und Weise invariant waren, wie sich das von den durch die Texte exponierten Normen über die Dauer ihrer Tradierung sagen lässt, scheint doch mehr als fraglich. Einige der Texte aventiurehafter Dietrichepik, deren Verschriftlichung man zumeist ins 13. Jahrhundert setzt, werden noch im 16. und 17. Jahrhundert gedruckt. Und sie reproduzieren noch dann jenes Wertesystem, das wir an die Existenz der höfischen Gesellschaft zu binden gewohnt sind. Gewalthandeln und die Entfaltung seiner Regeln stellen, das die in dieser Arbeit vorgeschlagene Lösung, einen Kode bereit, der sich sukzessive als ein literarischer verfestigt und deshalb noch verfügbar ist, wenn das Zeitalter der Ritter längst vergangen ist. Das lässt sich dann insgesamt als ein Prozess der Literarisierung von Heldenepik verstehen.

Relative Nähe von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation einerseits und relative Nähe einer bestimmten Thematik zur Lebenswelt der Rezipienten andererseits sind jene Sachverhalte, die der Begriff ‚Faszination‘ in dieser Arbeit und zwar je vor dem Hintergrund moderner Verhältnisse bezeichnet. Die dazugehörenden formgebenden Aspekte sind einmal im Bereich der *situationsgebundenen Gebrauchsweisen* der Texte angesiedelt, das andere Mal auf der Ebene eines *Interesses* an den exponierten Regeln legitimen Gewalthandelns. Beides spielt freilich ineinander: ‚Direkte Wirkung‘ und damit die Möglichkeit, einen spezifischen Bedarf an Sinnstiftung als kollektive Normenvergewisserung in der Auseinandersetzung mit den Texten zu decken, haben unsere Texte, *weil* Rezeption und kommunikative Verständigung wenig voneinander distanziert sind. Und *weil* den Texten in Situationen unter Anwesenden eine solche Gratifikationsleistung zugeschrieben werden kann, besteht ein historisches Interesse daran, wiederholt an ihnen teilzuhaben.

So lässt sich in Kürze skizzieren, was der Titel der Arbeit ausstellt. Doch sollte vielleicht auch explizit gemacht werden, was ‚Faszination von Gewalt‘ hier nicht meint. Der Begriff ‚Faszination‘ in dieser Arbeit besitzt einen, wie man sagen könnte, vergleichsweise *technischen Charakter*. Er ist ganz auf der Ebene der Strukturierung jener Entwürfe angesiedelt, die die Texte von ihrer Rezeption machen. Damit sind Geltung und Reichweite der Konzeptualisierungen dieser Arbeit entscheidend beschränkt, sodass sich nicht ohne weiteres aus ihren Ergebnissen mentalitäts-, ideen-, geistes- oder realhistorische Schlussfolgerungen in Bezug auf Gewalt und

ihre Regeln ziehen lassen. Davon wird hier nicht gehandelt. Aber auch damit steht diese Arbeit in der rezeptionsästhetischen Tradition: Wie eine durch den Text vorgesehene Rolle historisch gefüllt wurde, bleibt uns unzugänglich.

4. Ordnung und Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in vier Kapitel, von denen die beiden ersten zu *Eckenlied* und *Rosengarten* und das letzte zum *Laurin* sich jeweils auf einen Text aus dem Korpus aventiurehafter Dietrichepik konzentrieren. Das dritte Kapitel bildet innerhalb der Untersuchung eine Art Scharnierstelle zwischen diesen beiden Blöcken. In ihm versuche ich, die Ergebnisse aus den Lektüren der ersten beiden Kapitel zu systematisieren und im flankierenden Rückgriff auf *Sigenot* und *Virginal* daraus einige Schlussfolgerungen bezüglich der Zusammenhänge der Texte innerhalb des Korpus zu ziehen. Auf den Überlegungen zur diachronen Existenz von Texten, die ich dabei u. a. anstelle, baut dann das abschließende Kapitel zum *Laurin* auf. Doch im Einzelnen:

4.1 Das *Eckenlied*

Das erste Kapitel der vorliegenden Arbeit widmet sich dem sogenannten *Donaueschinger Eckenlied*, das eine Fassung des Abenteuers von Dietrich mit Ecke und seiner Sippe darstellt, die unikal überliefert ist und die den Reigen der Interpretationen in dieser Arbeit eröffnet, weil sie in mehrfacher Hinsicht exzeptionell ist. Zunächst handelt es sich beim *Eckenlied E₂* um die früheste Überlieferung einer relativ langen, erzählenden Sequenz aus der aventiurehaften Dietrichepik überhaupt. Auch hat dieses *Eckenlied* weit stärker das Interesse der Forschung wecken können als die anderen Texte des Korpus. Entscheidend aber war für seine Wahl zum Ausgangspunkt der Interpretationsarbeit, dass in der Handschrift die Geschichte vom Abenteuer Dietrichs und Eckes mit einem anderen Abenteuer des Berners verknüpft ist. Dieser Überlieferungszusammenhang stellt eine interessante Herausforderung dar, wenn man sich fragt, wie Geschichten eigentlich aufeinander bezogen sind und was das dann für die von der Handschrift entworfene Rezeption bedeutet. Die Überlieferung des *Eckenlieds E₂* und seine Verbindung mit dem *Älteren Sigenot*, die man zunächst als eine Form von intertextueller Bezugnahme auffassen kann, bietet in diesem Kapitel den Anlass, die Frage nach den Bedingungen des Textseins überhaupt zu stellen. Und es wird dieser Frage nachge-

hen unter der Voraussetzung, dass man die Überlieferung ‚beim Wort‘ nehmen kann, dass sie also interpretierbar ist. Unter diesen Bedingungen wird der Textauslegung dann breiter Raum eingeräumt.

Am Ende des Kapitels wird letztlich eine Diskrepanz zwischen dem Gegebenen des *Eckenlieds E₂* in der Überlieferung und solchen Modellen von Text zu notieren sein, die wie selbstverständlich das Zusammenfallen von Geschichte und schriftsprachlichem Sprechakt im kommunikativen Angebot voraussetzen. Ein solches Koinzidieren ist als Kriterium für Text freilich völlig plausibel, wenn beides an ein und denselben Ursprung zurückgebunden wird. Nur sperrt sich eben der handschriftliche Befund gegen eine solche Unterstellung. Vor dem Hintergrund eines klassizistischen Textverständnisses ist das *Eckenlied E₂* dann zunächst einmal ein *offener Text* in dem Sinne, als ihm ein bestimmtes konventionelles Identitätskriterium abgeht.

Ausgehend von diesem Befund wird das Kapitel dann weitere Momente von Offenheit gegenüber klassizistischen Vorstellungen von der Ganzheit von Texten herausarbeiten. Im Zentrum steht dabei, was man schon lange kennt und was gelegentlich als Bauprinzip der Aneinanderreihung einzelner Szenen oder Bilder beschrieben wurde. Das Ideal syntagmatischer Motiviertheit der erzählten Sachverhalte aufs Ganze eines Textes gesehen, lässt sich dem mittelhochdeutschen Erzählen ja oft nur unter Zwang abpressen. Vielmehr neigt dieses Erzählen dazu, einzelne Orte der Handlung zu verketten, ohne dass sich die damit in der Sukzession des Erzählens aufeinanderfolgenden Handlungssegmente auseinander ergeben würden. Die *Insularität* solcher Einheiten, die in dieser Arbeit mit Gründen Ereignisräume genannt werden, wird einzig im Akt des Erzählens sowie durch den Weg des oder der Helden aufgehoben. Im Gegensatz aber zu einer verbreiteten Tendenz altgermanistischer Interpretation geht es hier nicht um die Betonung der Möglichkeiten von syntagmatischer Verknüpfung. Betont wird im ersten Kapitel anlässlich der Interpretation des *Eckenlieds E₂* vor allem die *Fragilität* des Textes. Diese Arbeit nimmt zunächst die Geschichte als durch Räume und Orte segmentiert wahr und sieht darin eine zweite Form textueller Offenheit relativ zum klassizistischen Werkbegriff, insofern dieser dem Modell wechselseitiger Allbegründung verpflichtet ist. Von einem solchen Ideal der motivierten Verflechtung und Einbindung alles Einzelnen ist das *Eckenlied E₂* noch denkbar weit entfernt.

Die Möglichkeiten zur Schließung eines Textes, wie ihn das *Eckenlied E₂* darstellt, werden im ersten Kapitel dieser Arbeit dann nicht auf der Ebene schrifttextueller Kontinuanten aufgesucht. Vielmehr verortet die Interpretation solche Möglichkeiten in den Situationen der Textrezeption. Die Schnittstelle zwischen Text und Kontext stellt der Sprechakt dar,

dessen Aktualisierung und Vergegenwärtigung die schriftsprachliche Fixierung des Textes ermöglicht. Dabei erzeugt das Erzählen – das die eine zentrale These des Kapitels bezüglich der Möglichkeiten zur Stiftung von kommunikativer Öffentlichkeit – einen *deiktischen Orientierungsraum*, auf den die Teilnehmer einer kollektiven Rezeptionssituation bei Bedarf zurückgreifen konnten. Das u. a. vermittelt räumlicher Deixis konstituierte *Eckenlied E₂* ist imstande, labile Situationen seiner Rezeption zu organisieren, indem es solchen Situationen sein Zeigfeld einprägt und so Inter-subjektivität ermöglicht: Der Text schreibt sich in die amorphe Matrix seiner Rezeptionssituation ein und er unterwirft Präsenz dabei seiner Ordnung. Zugleich – das die zweite These des Kapitels bezüglich der Möglichkeit von Intersubjektivität – wird die Insularität des Erzählens als eine Möglichkeit begriffen, Momente der Distanz zum Text herzustellen. Weil die Geschichte in Ereignisräume segmentiert ist, weil sie immer wieder endet und dabei die Rezipienten auf den Kontext ihrer Vermittlung zurückwirft, lässt sich dieses Erzählen verstehen als ein Angebot zu kommunikativem Handeln: Im Dazwischen der einzelnen Segmente der Handlung öffnet sich ein ‚Freiraum‘, der Möglichkeiten der Verständigung bietet.

4.2 Der *Rosengarten*

Das zweite Kapitel dieser Arbeit widmet sich der älteren Vulgat-Version des *Großen Rosengarten*, dem sogenannten *Rosengarten A*. Wie im ersten Kapitel werden auch in diesem umfänglich Möglichkeiten der Mitwirkung der Rezeption an der Sinnkonstitution beschrieben. Doch liegt der Fokus diesmal auf anderen Formen der Teilhabe, auf anderen Modi etwa, wie der Text Distanznahme zwecks Kommunikationsermöglichung provoziert. Wird am *Eckenlied E₂* u. a. gezeigt, wie Partizipation im Akt der Rezeption als Oszillieren zwischen Momenten relativer Nähe und solchen relativer Distanz durch das Alternieren von Ereignisräumen und Leerstellen zwischen ihnen möglich wird, so geht es jetzt um Möglichkeiten der Distanznahme, die sich aus der Ausstellung von Alternativenwahlen als textuellen Konstitutionsbedingungen ergeben. Der Text artikuliert Normenbrüche und führt die Normen selbst noch mit; das lässt sich als Erzählen in Alternativen und als ein zentrales Sinnstiftungsmuster des Textes herausarbeiten.

Damit zusammen hängt eine zweite Veränderung der Herangehensweise an den Text. Fokussiert die Interpretation des *Eckenlieds E₂* vor allem die topologische Isolierung von Handlung, so wird die Interpretation des *Rosengarten A* eine spezifische Geordnetheit der Räume herausar-

beiten. Auch der *Rosengarten A* ist als kettenförmige Verknüpfung einzelner Ereignisräume verstehbar. Doch sucht dieses Kapitel darüber hinaus nach den Möglichkeiten und Formen einer Integration auf der Ebene der Raumordnung der epischen Welt. Die leitende Frage ist dabei, ob und wenn ja, was für eine Art ‚System‘ hinter der sukzessiven Entfaltung einer epischen Welt in Ereignisräumen steckt.

Im Ergebnis der Untersuchung wird festzuhalten sein, dass trotz räumlicher Isoliertheit der einzelnen Handlungszusammenhänge ihre Verortung im Text keine beliebige ist. Freilich zielt die Beschreibung nicht auf eine starre, statische Fixierung alles Einzelnen, wie man es mit der Vorstellung vom Text als primär motiviertes Geflecht verbinden mag. – Innerhalb eines solchen Ganzen wäre letztlich kein Baustein verzichtbar, weil er je als Motiviertes und Motivierendes zugleich eine nichtauswechselbare Systemstelle des Textes darstellte. Jedes auch nur bedingte Herauslösen eines textuellen Sachverhaltes aus einem solchen Ganzen würde den Text letztlich zu einem anderen machen. – Die Form der Organisation, die ich am Beispiel des *Rosengarten A* herausarbeiten werde, legt den einzelnen textuellen Sachverhalten kein so enges Korsett an. Sie basiert vielmehr auf einer einzigen Unterscheidung. Und diese wiederum schlägt sich zugleich in der *Sukzession des Erzählens* wie in der *topologischen Ordnung* der Handlung nieder.

Einerseits sind die Ereignisräume der epischen Welt im Erzählen so organisiert, dass in einem ersten Textteil von normenwidrigem Gewalthandeln und seinen sozial-destruktiven Potenzialen berichtet wird, während ein zweiter Teil von der ordnungs- und rechtsetzenden Gewalt erzählt. Es ist also festgelegt, was bezüglich der zentralen Unterscheidung zwischen den zwei Textteilen in diesen je erzählt wird. Andererseits hat eine solche Unterscheidung ihre Entsprechung im Aufbau der epischen Welt. Und sie ist dort in den topologischen Relationen anzutreffen, die durch die Wege der Figuren entfaltet werden. Die globale Raumordnung des *Rosengarten A* ist deutlich strukturiert in der Unterscheidung von Räumen der axiologisch positiven Figuren und dem Ort der axiologisch negativen Figuren. Und während das Gewalthandeln in der Heimat der ‚Guten‘ im *Rosengarten A* immer sozial destruktiv ist, so ist das Gewalthandeln am Ort der ‚Bösen‘ immer sozial konstruktiv. Nicht Sieg oder Niederlage in der Auseinandersetzung der Protagonisten der axiologischen Basisopposition überhaupt entscheidet schon über den Wert des Gewalthandelns, sondern der Ort, an dem es statthat. Auf der Ebene der Handlung des *Rosengarten A* wird die Interpretation des zweiten Kapitels dies als ein Abdrängen der Gewalt in der Geschichte aus der Welt der axiologisch positiven Figuren über eine topologische Grenze hinweg in den Bereich der axiologisch negativen Figuren beschreiben. Mit der Transgres-

sion verändert sich die Semantik des Gewalthandelns: Aus der zerstörerischen wird die schaffende Kraft. Der Plot des *Rosengarten A* stellt sich, nimmt man beide Aspekte zugleich in den Blick, als eine von differenzieller Paradigmatik bestimmte Ordnung dar. Und von hier aus betrachtet mag Kohärenzstiftung qua narrativer Motivierung dann deutlich als ein sekundäres Phänomen erscheinen.

4.3 Das Korpus der Texte aventiurehafter Dietrichepik

Ausgehend von diesen und anderen Ergebnissen der Interpretationen von *Eckenlied E₂* und *Rosengarten A* wird das dritte Kapitel der vorliegenden Arbeit synthetisieren und generalisieren. Gefragt wird zunächst nach den Gemeinsamkeiten der Texte aventiurehafter Dietrichepik, und hier geht es wiederum vor allem um den Zusammenhang von Topologie und Geschichte. Für eine solche den Einzeltext übersteigende Beschreibung greife ich u. a. auf Begrifflichkeit und Konzept des von Jurij M. Lotman entwickelten Modells sujethaften Erzählens zurück. Es bietet letztlich die Möglichkeit, unsere Texte auf ein gemeinsames narratives Schema zu reduzieren.

Das erarbeitete Schema gibt dann Anlass zu weiterem Fragen: Zwar mag das Auffinden einer Struktur selbst schon eine gewisse intellektuelle Befriedigung verschaffen, doch bleibt ein Rest von Unbehagen solange bestehen, wie für eine solche Ordnung Relevanz noch nicht plausibilisiert ist. Letztlich lässt sich ja für jede begrenzte Menge von Gegenständen ein gemeinsamer Nenner finden. Was aber macht die Bedeutsamkeit dessen aus, von dem man behauptet, dass es als Schema von Text zu Text wiederholt würde? Und eine weitere Frage drängt sich auf: Wenn die Texte vermittels eines gemeinsamen Musters als zusammengehörig beschrieben werden können, wie hat man sich die Genese des Schemas als dem Substrat des Textkorpus vorzustellen? Unter den gewählten Rahmenbedingungen werden beide Fragen ausgehend von den textuellen Entwürfen von Rezeption beantwortet.

Das Kapitel beschreibt Werte- und Normendiskurse als Zusammenhänge von Kontingentsetzung und Bestätigung der *Regeln legitimen Gewalthandelns*. Das Reflexivwerden von Normen, ihr Verfügbarwerden, führt in unseren Texten nicht zu ihrer Verabschiedung. Die Suspendierung von Geltung ist im Rahmen der narrativen Struktur unserer Texte begrenzt und darin kann man einen nicht zu unterschätzenden Anreiz zur Rezeption der Geschichten aventiurehafter Dietrichepik sehen: Dieses Normensystem ist es, so werde ich argumentieren, das als primäres Kommunikationsangebot unserer Texte verstanden werden muss, und

seine Wiederholung durch die Texte deutet auf steten Bedarf nach einer Auseinandersetzung mit ihm hin.

Die Texte aventiurehafter Dietrichepik entwerfen dabei soziale Welten in primär stratifikatorisch organisierten Modellierungen von *Königsherrschaft*. Zugleich bieten sie in diesen Entwürfen Raum für Geltungsansprüche, die sich aus Formen funktionaler sozialer Differenzierung ergeben. Die Texte stellen damit im Kode der höfischen Gewalt Deutungsoptionen für die Erfahrung von gesellschaftlicher Veränderung bereit, für die das historisch auf lange Sicht alternativenlose Modell einer strikt hierarchisch organisierten Königsherrschaft keine Antworten mehr bereithielt. Sie haben so teil an Prozessen der Verarbeitung eines gesellschaftlichen Strukturwandels, der die Moderne von der Vormoderne (unter-)scheidet, und damit also an Prozessen kultureller Arbeit. Die Umstellung von primär stratifikatorischer auf primär funktionale gesellschaftliche Differenzierung, wie sie sich historisch nicht nur im Feld von politischer Macht und Herrschaft vollzieht, sondern eben auch in den sozialen Mikrobereichen, erzeugt einen Deutungsdruck, dem unsere Texte in der semantischen ‚Nacharbeitung‘ struktureller Verwerfungen nachkommen. Der historische Ort solcher Sinnstiftung ist dabei wiederum nicht *die* Gesellschaft sondern ihre Situation.

Die andere zentrale Frage, der sich das dritte Kapitel im Anschluss an die Erarbeitung des konstitutiven Erzählschemas aventiurehafter Dietrichepik stellt, ist die nach Genese und Persistenz der Texte und ihrer narrativen Struktur. Das Problem nimmt hier die Form einer Frage nach dem geschichtlichen Wandel der Beziehung von sprachlichem Handeln und Kommunikation an. Nun ist es bekanntermaßen so, dass wir keine gesicherte Kenntnis von den Anfängen jener Erzähltraditionen haben, deren schriftsprachliche Ausläufer uns in aventiurehafter Dietrichepik verfügbar sind. Frühe Erzählungen als Geschichten vor der Schrift sind uns nicht zugänglich und es ist noch nicht einmal ganz klar, in welchem historischen Zeitfenster ein solches ‚früh‘ zu verorten wäre. Alles, was man sagen kann, ist, dass unsere Texte offenbar überhaupt an mündliche Erzähltraditionen anschließen. Was diese Arbeit als Erklärungsmodell anbietet, ist denn auch nicht die historische Rekonstruktion von Genese und diachroner Existenz der einzelnen Texte, sondern eine *Hypothese* bezüglich dieses Davor, die von der narrativen Struktur der überlieferten Texte aventiurehafter Dietrichepik her entwickelt wird. Anstatt mich auf historische Spekulationen einzulassen, biete ich ein heuristisches Modell an, dessen Wert sich allein von seinen explanatorischen Vermögen her bestimmt.

Der für unsere Texte relevante Textbildungsmechanismus wird modellhaft von einer Situation *elementarer Kommunikation* her entwickelt.

Die Ausgangspunkte von heldenepischen Erzähltraditionen bilden demnach Situationen primär symmetrischer Kommunikation, in denen die Instanzen des Redens und des Hörens noch nicht festgelegt sind und in denen eine oder mehrere Personen abwechselnd als Redner und Hörer auftreten können. Solchen Situationen ist eigen, dass die durch sie gefassten sprachlichen Vollzüge kaum wiederholbar sind, insofern die sukzessiv entstehenden Gesprächsordnungen stark von den jeweiligen Rahmenbedingungen bestimmt werden.

Der Textbildungsmechanismus, den ich davon ausgehend für unsere Texte herausarbeite, ist dadurch beschrieben, dass er jene Instanz des Hörers, die im ursprünglichen Gespräch noch nicht arretiert ist, inkorporiert und verfestigt. Aus einem Gespräch wird ein heldenepischer Text, wenn das Sprechhandeln seinen asymmetrischen Vollzug durchzusetzen vermag, indem es die Hörer, an die sich der Sprechakt richtet, zu seinem Gegenstand macht. Hier entsteht allererst etwas, das man einen impliziten Rezipienten nennen kann. Der Vorgang der Inkorporation verlegt die Ebene des symmetrischen Dialogs in den Text selbst und ermöglicht so Wiederholbarkeit.

Damit löst sich der systematische Ort der Kommunikation ein Stück weit von den Zusammenhängen der Textvermittlung, und zwar verschiebt er sich tendenziell in Richtung auf Kommunikation im Distanzbereich der textuellen Sprechhandlung: Die kommunikative Ordnung des Textes und die kommunikative Ordnung der Situation beginnen sich zu entkoppeln. Fallen im Gespräch Kommunikation und Sprechen noch zusammen, so bildet der erzählte Text auf unterschiedliche Art und Weise nur noch Anlass für die kommunikativen Handlungen der Rezipienten. Weitere Inkorporationen in der Textentwicklung verstärken eine solche Distanzierung und führen sukzessive zu graduell höherer Differenzierung zwischen der Rezeption *von* Texten und der Kommunikation *über* sie.

Mit der ‚Hereinnahme‘ der Hörer in den Text kommt es zugleich zur Vertextung jener Deixis, die zuvor Teil konversational bestimmter Situationen war: Das Wir-Jetzt-Hier des Gesprächs tritt dem Dort des sprachlich vermittelten anderen nun *innerhalb* der Sprechhandlung selbst gegenüber. Und damit verbunden werden dann in der Topologie Werte und Normen oppositioneller Instanzen textintern diskursivierbar. Darin liegt, so werde ich argumentieren, letztlich der Ursprung jener sujethaften Ordnung, die die Texte aventiurehafter Dietrichepik kennzeichnet und von der her ich ihre Gratifikationspotenziale entwickle.

4.4 Der *Laurin*

Wird das dritte Kapitel Möglichkeiten der Text-Text-Relationierung erproben, so geht die diese Arbeit abschließende Untersuchung das Problem von divergierender Überlieferung solcher Texte an. Ausgelotet werden dabei die Möglichkeiten von Textgeschichte als Fassungsgeschichte, und vor allem aus forschungsstrategischen Gründen wähle ich hier den *Laurin* zum Gegenstand.

Die Texte aventiurehafte Dietrichepik variieren weitläufig in dem, was die einzelnen Überlieferungsträger erzählen und wie sie dies tun. Die Unterschiede betreffen die Sprache selbst (ein tschechischer und ein dänischer *Laurin* lassen sich nachweisen) und die regionalen Färbungen des Deutschen. Unterschiede finden sich auf der Wortebene⁶ wie auf der der Einzelphrase und in den Formen des Gebundenseins von Rede (es gibt den *Laurin* als strophigen und als paargereimten Text). Vor allem aber kann, *was* im Einzelfall von der epischen Welt erzählt wird, auf eine Weise und in einem Umfang divergieren, wie man es von anderen Textfeldern her so nicht gewohnt ist. Es geschieht in den epischen Welten, von denen die Fassungen erzählen, oft etwas ‚völlig anderes‘.

Blickt man dann auf die Sekundärliteratur, so muss man sagen, dass sich die Anwendung der gängigen Konzepte zur Rekonstruktion von Beziehungen einzelner Textvarianten zueinander für den *Laurin* wie überhaupt für die Texte aventiurehafter Dietrichepik als nicht gangbarer Weg erwiesen hat. Versuche, das synchrone Divergieren der Texte in der Überlieferung vermittelt spezifischer *Transformationsregeln von Schrift* als einen historischen Veränderungsprozess zu beschreiben, sind gescheitert. Und dies auch dort, wo sich, wie beim *Laurin*, relativ leicht historische Schnitte in Betreff der diachronen Ordnung der Überlieferung von Textvarianten plausibilisieren lassen.

Ich stelle in diesem Kapitel die ältere und die jüngere Vulgat-Version des *Laurin* (*Laurin A* und *Laurin D*) exemplarisch einander gegenüber. Herausgearbeitet werden Unterschiede zwischen den Fassungen, die dann in eine Konzeptualisierung münden, die Textentwicklung über den Zuwachs an Distanz zwischen dem Erzählten und der Rezeptionssituation beschreibt: Verschriftlichung von Heldenepik wird als ein Prozess der Herausbildung von Situationsabstraktheit der Texte verstanden, der mit

⁶ Das gilt natürlich auch für die Namen der handelnden Figuren: Weil sich in vielen Fällen aus den überlieferten Varianten seriöserweise nicht auf eine ‚Normalform‘ der Figurenbezeichnung rückschließen lässt, weil aber unter pragmatischen Gesichtspunkten der Darstellung Einheitlichkeit wünschenswert erscheint, verwendet diese Arbeit, wenn notwendig und sofern nicht die Ausgaben zitiert sind, für die Namen der Haupthelden neuhochdeutsche Entsprechungen.

dem Wechsel aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit gerade noch nicht abgeschlossen ist.

Die relevanten Transformationsregeln und -modi, deren Gültigkeit ich als nicht nur auf den Überlieferungskomplex des *Laurin* beschränkt behaupte, sondern die letztlich die diachrone Dimension von Text in aventiurehafter Dietrichepik überhaupt zu beschreiben erlauben, arbeite ich vor allem an Veränderungen des narrativen Schemas heraus, das konstitutiv für das Textkorpus ist. Beschrieben werden hier Umbauten im Bereich textueller, sinnrelevanter Differenzsetzung als Erosion der kettenförmigen Verknüpfung von Ereignisräumen und als Auflösung der primär sujetförmigen Textordnung. Diese ‚Zersetzungserscheinungen‘ interpretiere ich als Herausbildung einer neuen Ordnung: Hatte die Topologie des Sujets den *Laurin A* mittels einer konstitutiven inneren Grenze organisiert, so gewinnt im Prozess der Textentwicklung jene Form von Differenzierung verstärkt Bedeutung, die über die Außengrenzen der Texte vermittelt ist. Zugleich ist die Abkehr vom Erzählen in der Verkettung von Ereignisräumen im *Laurin D* Symptom erhöhter Konnexität dieses Textes. Aus einem morphologischen Blickwinkel lässt sich das dann insgesamt verstehen als Prozess der Herausbildung von *textueller Ganzheit*.

Textveränderungen, wie sie dieses Kapitel beschreibt, folgen einer literarhistorischen Prozesslogik, innerhalb derer sich offene Texte unseren modernen Kohärenznormen anzunähern beginnen. Die beschriebenen Wandlungen lassen sich so auch als Symptome eines Prozesses der Ausprägung und Durchsetzung bestimmter Normen im Bereich literarischer Rezeption lesen. Doch sichert solche Flexibilität nicht auf Dauer das Weiterleben der Erzähltradition. Dass im Umkreis der Herausbildung eines bürgerlichen Literatursystems in Deutschland die Überlieferung aventiurehafter Dietrichepik abbricht, führe ich auf eine Inkommensurabilität der Texte zurück, die letztlich veränderte Rahmenbedingungen poetischer Kommunikation verschulden, auf die sich Heldenepik nicht mehr einstellt. Mit wachsender Situationsabstraktheit gibt Heldenepik die Situation als Kommunikationsmedium preis, ohne dass adäquater Ersatz verfügbar wird. Unzeitgemäß sind unsere Texte dort, wo eine breite literarische Öffentlichkeit, deren Kondensationskerne die Dichter sind, poetische Kommunikation an solche Instanzen des Ursprungs knüpft. Hier wäre die Weiterführung der Tradition paradoxerweise nur noch unter der Bedingung ihrer Aufgabe realisierbar.

Zu guter Letzt: Das textgeschichtliche Modell, das die vierte Untersuchung der vorliegenden Arbeit entwickelt, steht in zentralen Punkten diametral dem gegenüber, was in der Denkform der Verfallsgeschichte normalerweise die altgermanistische Wahrnehmung diachroner Textveränderung leitet. Diese Vororientierung bestimmt zugleich den Umgang mit der

Varianz heldenepischer Überlieferung in Zusammenhängen editionsphilologischer Unternehmungen. Deshalb versucht das Ende der vorliegenden Arbeit skizzenhaft und in Form eines Ausblicks, Möglichkeiten für die Editionsphilologie zu umreißen, die sich aus den Ergebnissen des vorliegenden Fassungsvergleichs der beiden *Laurin*-Versionen und der Studie insgesamt ergeben. In diesen abschließenden Bemerkungen deute ich die Potenziale an, die sich aus einer Umorientierung im Bereich jener pragmatischen Zielsetzungen ergeben könnten, die sich als klassizistische Imperative der wissenschaftlichen Herausgeber noch in den neueren Texteditionen weiterschreiben.

I. *Eckenlied* – Der offene Text

Das *Eckenlied* darf man ganz sicher als zentrumstiftenden Text aventiurehafter Dietrichepik ansehen. Und das nicht, weil es besonders gut oder unter quantitativen Gesichtspunkten exzeptionell überliefert wäre – da käme der *Sigenot* viel eher in den Blick –, sondern weil ihm primär das Interesse der literaturwissenschaftlichen Textinterpretation zugeneigt war. Den Ursprung dieses Interesses wiederum wird man, das gilt zumindest für die Forschung der letzten 30 Jahre, in einer bestimmten Vororientierung sehen, die von der noch heute maßgeblichen Arbeit zum Textkorpus herrührt. In seiner 1978 erschienenen Habilitationsschrift hatte Joachim Heinzle sein Modell einer strukturellen Bezogenheit der Texte aventiurehafter Dietrichepik auf das Erzählmodell des klassischen Artusromans ausgehend vom *Eckenlied* entwickelt. Von diesem her hatte er auch die Sinnstiftungspotenziale bestimmt, die das Korpus insgesamt für die zeitgenössische Rezeption bedeutsam machen sollten: Weil aventiurehafte Dietrichepik eine depravierte Form jenes Erzählschemas der Verknüpfung von Gewalthandeln und Minnedienst, die den klassischen Artusroman bestimmt, exponiere, biete sich in der Durchsichtigkeit ihrer Texte auf das chrétienische Modell die Möglichkeit zur Kritik an der höfischen Minneideologie.¹

Nun verharrte die altgermanistische Forschung nicht bei dieser letztlich nie gänzlich unstrittigen Position. Die Skepsis gegenüber der modell- und horizontgebenden Relevanz von arthurischem Doppelweg und doppeltem Kursus wie gegenüber Vorstellungen von unmittelbarer gesellschaftskritischer Relevanz literarischer Entwürfe ist in der Altgermanistik heute insgesamt ausgeprägter, als zur Zeit des Erscheinens von Heinzles Buch. Seine sichtbarsten Spuren hat eine solche Wandlung dabei im Kontext von Fragen nach einer einheitsstiftenden Thematik aventiurehafter Dietrichepik hinterlassen. Gerade am Beispiel des *Eckenlieds*, dem Ausgangspunkt und fruchtbarsten Gegenstand zur Verifikation der These, hat man zuletzt deutlich herausgearbeitet, dass der unmittelbare Schluss von der Exemplifizierung einer sozialen Interaktionsform im Modus ihres Versagens *im* Text auf Kritik als Aussagegehalt *des* Textes nicht zulässig ist. Minnedienst entfaltet, wie zu sehen sein wird, im *Eckenlied* unzweifel-

¹ Joachim Heinzle: Mittelhochdeutsche Dietrichepik, hier vor allem S. 233-240.

haft sozial destruktive Potenziale, aber es ist ja nicht so, dass der Einzelfall immer die Regel insgesamt diskreditierte.

Weniger durchgreifend waren Revisionen indes, was die Idee sinnstiftender Strukturfolien betrifft. Auch wenn sich das Erzählschema des klassischen Artusromans im Sinne Kuhns und Fromms in dieser Funktion nicht halten ließ, so konnten im Windschatten prominenter Intertextualitätsdebatten hier doch verschiedene Modellierungen gedeihen. Hybridisierung und Interferieren abstrakter narrativer Schemata im Einzeltext, die Konzeptualisierung von Text-Text-Bezogenheiten auf der Basis von Ähnlichkeitsbeziehungen und Anspielungen oder Versuche der Rekonstruktion von Möglichkeiten sinnhafter Textschließung im Rekurs auf Systemreferenzen lassen sich dabei – was die aventiurehafte Dietrichepik betrifft – als Weiterentwicklungen (oft auch nur als Reformulierungen) des ursprünglichen Modells Heinzles begreifen. Offenbar gibt es in der Altgermanistik eine verbreitete Überzeugung, die davon ausgeht, dass die Texte aventiurehafter Dietrichepik adäquat nur erfasst werden können, wenn ihnen spezifische Verstehenshorizonte zugeordnet werden können. Auch in den neueren Modellierungen spielt die Textgattung des Artusromans auf die eine oder andere Weise meist eine herausragende Rolle.

Mit Fragen nach Themen und Thematik aventiurehafter Dietrichepik werde ich mich im Verlauf dieser Arbeit immer wieder auseinandersetzen. Schon in diesem Kapitel zum *Eckenlied* wird es auch darum gehen, die Relevanz der Gewaltthematik für die Textkonstitution herauszustreichen. Der Hauptfokus liegt hier aber auf einer anderen Frage und man kann diese leicht von der Heinzelschen Position her entwickeln. Die Frage lautet: Welche Horizonte und gegebenenfalls Texte sind als rezeptionsleitend überhaupt wahrscheinlich zu machen? Wenn die Texte aventiurehafter Dietrichepik tatsächlich erst unter der Voraussetzung des Herantragens von ‚zusätzlichem Kontext‘ zu uns sprechen, warum sollten solche Hintergründe im Zeitalter *vor* literarischem Markt und *vor* breiter literarischer Öffentlichkeit ausgerechnet literarische Artefakte sein? Das scheint zunächst doch gänzlich unwahrscheinlich. Und wenn doch: Unter den historischen Bedingungen der Insularität literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation kann man kaum mit einem diesbezüglich einheitlichen Horizont rechnen.

Mit dieser Frage untrennbar verbunden ist eine zweite, nämlich die nach dem, was fehlt: Wenn sich die Texte nicht ohne weiteres erschließen, wenn sie in gewisser Weise unvollständig sind, dann ist unter heuristischen Gesichtspunkten einmal die Vermutung erlaubt, dass dies der historischen Distanz geschuldet ist. Vielleicht setzen unsere Texte ja eine Rezeption voraus, die sich signifikant von den modernen professionellen Lesern

unterscheidet, vielleicht erscheinen sie diesen deswegen zumeist defekt. Vielleicht fehlt uns etwas, und die Texte sind eigentlich in Ordnung.

Um hier Klarheit zu schaffen, werde ich für den Fall einer bestimmten handschriftlichen Variante des *Eckenlieds* den ihr eingeschriebenen textuellen Rezeptionsentwurf herausarbeiten. Eine fundamentale Voraussetzung, dies sei vorausgeschickt, die ich dabei mache, besagt, dass die Sukzessionsgestalt der Schrift den Akt der Textrezeption in relevanter Weise formt. Für die nachfolgend zu entwickelnde Lektüre ergibt sich daraus, dass sie der syntagmatischen Achse des Textes folgt: Versteht man unter ‚Geschichte‘ eine Ebene des Textes, die durch aktualisierbare anaphorische und kathaphorische Verweisungszusammenhänge gestiftet wird, so konstituiert sich sein Syntagma als Sukzessionsgestalt textueller Sachverhalte. Solches Aufeinanderfolgen soll in diesem Kapitel herausgestellt werden, und es soll ihm zugleich ein Modell der Rezeption beigeordnet werden, das den Nachvollzug des Textes als Annahme seines kommunikativen Angebotes verständlich macht.

1. Die Geschichte des *Eckenlieds* E₂

Die vorangegangenen Seiten der Einleitung in diese Arbeit hatten die Texte als ihre Gegenstände weitgehend ausgeklammert. Begründet habe ich dieses Vorgehen pragmatisch, und zwar mit dem Bestreben, bestimmte Vororientierungen der Wahrnehmung unserer Texte zu suspendieren, wie sie sich etwa aus dem Wissen um ihre Gattungszugehörigkeit ergeben können. Auch wenn ich nicht glaube, dass es so etwas wie eine unvoreingenommene Textparaphrase gibt, so scheint mir die Nacherzählung selbst das größte Potenzial zur Fortführung einer solchen Strategie der ‚bedächtigen Annäherung‘ zu besitzen. Und deshalb beginnt die Auseinandersetzung mit den Texten in dieser Arbeit mit einer Inhaltsangabe.

Das *Eckenlied*² erzählt die Geschichte vom riesenhaften Jungritter Ecke, der sich, um Ehre zu erringen und weil ihn drei Königinnen ausenden, auf die Suche nach dem in seiner Fama allgegenwärtigen, ansonsten aber in der epischen Welt noch von Niemandem geschauten Dietrich von Bern macht. Der Ruhm des Berners schmälere seinen Status, so Ecke selbst, und deshalb nimmt er sich vor, Dietrich im ritterlichen Zweikampf zu besiegen, ihn gegebenenfalls auch zu töten. Die drei Königinnen von

² Zitiert sind die überlieferten Fassungen des *Eckenlieds* in dieser Arbeit nach: Das Eckenlied. Sämtliche Fassungen in drei Teilen, hrsg. v. Francis B. Brévert (ATB 111), Tübingen 1999. Bisweilen ziehe ich in meiner Argumentation den informierten Kommentar der Ausgabe: Das Eckenlied. Text, Übersetzung und Kommentar von Francis B. Brévert (RUB 8339), Stuttgart 1986, hinzu.

Jochgrimm, allen voran Seburg, entbehren ebenfalls des Berners, haben lediglich von ihm gehört und wünschen ihn zu sehen. Ecke wird ausgerüstet, wichtig wird dabei vor allem eine traditionsreiche Brünne, die von keiner Waffe durchdrungen werden kann, um Dietrich nach Jochgrimm zu bringen. Dafür winkt ihm die Minne einer der drei Königinnen.

Zu Fuß verlässt Ecke Jochgrimm, wendet sich zuerst nach Bern, wo er nach kurzer Reise auf Hildebrand trifft, der ihm mitteilt, dass Dietrich sich nicht in der Stadt, sondern im Tiroler Tann aufhält. Weiter wandert Ecke und erreicht letztlich einen Wald, in dem er auf den verwundeten Helferich von Lune trifft. Der hatte zusammen mit Gefährten gegen Dietrich gekämpft, war unterlegen und warnt nun Ecke davor, sich dem Berner im Kampfe zu stellen. Ecke lässt sich von seinem Vorhaben nicht abbringen und erreicht bald Dietrich, der aber unter keinen Umständen, und was immer ihm als Preis oder Motivation angeboten wird, mit Ecke zu kämpfen bereit ist. Erst als der penetrante Jungritter auf göttlichen Beistand im Zweikampf verzichtet, nimmt Dietrich die Herausforderung an. Die Begründung für diesen Meinungsumschwung ist einleuchtend: Keinesfalls will Dietrich sich vorwerfen lassen, dass er den Kampf vermieden hätte, weil er in seinem Gottvertrauen schwankend geworden wäre.

Der Kampf wogt hin und her, Ecke erweist sich tatsächlich als ein ganz außerordentlicher Kämpfer. Zu guter Letzt kann Dietrich den Gegner niederringen, der sich aber auch dann noch nicht ergeben will: Dietrich reißt dem Jungritter den Helm vom Kopf, drischt ihm mit dem Knauf seines Schwertes das Gesicht blutig und den Gegner bewusstlos. Und weil Dietrich die Brünne nicht zerstören kann, sticht er daraufhin Ecke vorbei an dessen Kettenpanzer ab. Im Zusammenhang mit einer ausführlichen Klage über den Tod des Gegners eignet sich Dietrich Brünne und Schwert des toten Ecke an und bricht auf, um Königin Seburg vom Tod ihres Ritters zu unterrichten. Damit endet der erste Teil des *Eckenlieds*.

Hatte dieser erste Teil den Weg Eckes erzählt, so bringt der zweite Teil im Anschluss an den Sieg des Berners dessen Abenteuerweg. Dietrich trifft auf König Fasold, den Bruder Eckes, aus dessen Händen er ein wildes Fräulein befreit. Mit dem Sieg über Fasold avanciert Dietrich zum Herrscher über dessen Reich. Der weitere Weg zu Seburg, auf dem Dietrich und Fasold zusammen reiten, ist nun, und das erzählen die drei Versionen des *Eckenlieds* jeweils unterschiedlich, durch die Angriffe von Mitgliedern der Sippe Eckes und Fasolds auf Dietrich gekennzeichnet. Eine ganze Reihe von Riesen markiert den Weg in der Anderwelt, in der diese immer wieder versuchen, den Tod des jungen Ecke zu rächen. Letztlich werden alle von Dietrich überwunden, am Ende (nicht jedoch in der

Fassung E₂ des *Eckenlieds*, der Text bricht hier vor dem Ende der Geschichte ab) muss auch Fasold sein Leben lassen.

Dietrich gelangt zu Seburg und die zwei Fassungen, die einen Schluss der Geschichte überliefern, lassen die Königin dabei in verschiedenartigem Licht erscheinen. Während Seburg Dietrich in der Druck-Version des *Eckenlieds* offenbart, dass er durch die Tötung Eckes und die Auslöschung seiner Sippe die Königinnen vor der Zwangsverheiratung mit den Riesen bewahrt hat, und sie ihm deswegen die Herrschaft über Jochgrimm abtreten, beschuldigt der Dietrich der Version des Dresdner Heldenbuchs die Damen, Ecke in den Tod getrieben zu haben. Und als Zeichen seiner Missachtung wirft er den Kopf des Helden, den er diesem am Ende ihres gemeinsamen Kampfes abgeschlagen hatte, den Frauen vor die Füße und verlässt sie grußlos. Zuletzt kehrt Dietrich in beiden Fällen nach Bern zurück. Soweit die Geschichte vom Jungritter Ecke, der auszog, um sich mit dem Berner zu messen, dabei den Tod findet, und von der Vereitelung des Rachebegehrens seiner Sippe.

2. Der Anfang vom Lied und die Frage nach dem Text

2.1 Die Eingangsstrophe des *Eckenlieds* E₂

Die Eingangsstrophe des *Eckenlieds* in der Textvariante der Version E₂ hat seit jeher Befremden unter den neuzeitlichen Interpreten hervorgerufen. Der Textauslegung blieb sie seltsam opak, was nicht zuletzt ihrem für Heldenepik untypischen Erzählgegenstand geschuldet ist, den man eher in einer Chronik, denn in einer Dichtung über den Berner vermuten würde. Dass zudem, was mitgeteilt wird, keinen nennenswerten Bezug zur durch den Text entfalteten Geschichte besitzt, hat die verbreitete Intuition bestärkt, diese Strophe sei nur Akzidens, sie gehöre nicht eigentlich dazu.³

Unter explizitem oder implizitem Verweis auf diesen ihren erratischen Charakter sehen sich die meisten Interpreten dann mehr oder weniger von der Aufgabe entbunden, die Funktion dieser Strophe im Gesamtzusammenhang des Textes zu ermitteln. Das steht nun ganz und gar im Widerspruch zu der Bedeutung, die die literaturwissenschaftliche Forschung Prologen oder auch nur Prologstrophen in ihren Funktionen der Legiti-

³ Der einzige Bezug, den man zwischen der von der Eingangsstrophe ausdrücklich angesagten Topographie und der Handlung des *Eckenlieds* E₂ herstellen kann, besteht in der scheinbar nebensächlichen Information zu einer Figur namens Helferich; der sei mit seinen drei Begleitern vom Rhein aus aufgebrochen (vgl. E₂ 57₃). Man vergleiche demgegenüber die Versionen der Strophe in E₃, E₇ und e₁. Dort wird Köln zur Heimat von Helden und Recken; die Strophe verweist dann tatsächlich auf die Geschichtebene des Textes.

mierung des Erzählgegenstandes, der Einführung in das Thema der Dichtung oder der Stiftung einer Kommunikationsgemeinschaft normalerweise bemisst. Das Nichtverstehen hat in unserem Fall offenbar eine kritische Masse erreicht.

Ich gebe die Strophe an dieser Stelle vollständig wieder, um jenes Befremden zu erzeugen, das sich vor der Folie eines normgerechten heldenepischen Beginns fast zwangsläufig einstellt.

Ain lant das hies sich Gripiar
 - das ich ù sag, das ist war -
 bi haidenschen ziten.
 do wart verkeret sit das lant,
 dû hōbstat drin was Kōln genant,
 des lobte man es witen.
 swer das für aine luge hat,
 der frag es wise lûte,
 won es wol gesriben stat,
 als ich ùch hie betûte.
 dû stat dem Rine nahe lit
 und ist gar wol erbûwen,
 des ist ir name wit. (E₂ 1₁₋₁₃)

2.1.1 Zum Status überlieferungsgeschichtlicher Erklärungen

Die ältere Forschung hat sich der Topographie des *Eckenlieds* ausführlich gewidmet. Dabei fand sie in seinen verschiedenen Versionen durchaus reichlich, wenn auch oft widersprüchliches Material vor. Die Nennung Kölns in der oben abgedruckten Eingangsstrophe bspw. und die Lokalisierung eines Teils der Handlung im Rheinland in einigen Versionen des *Eckenlieds* waren Ausgangspunkte sagen- und entstehungsgeschichtlich orientierter Kontroversen.⁴ Diese Debatten sind heute allenfalls noch

⁴ Der in Bonn wirkende Karl Simrock siedelte den Schauplatz der Handlung einer als ursprünglich angenommenen Eckesage in der Gegend um den Drachenfels bei Köln an. Dem ist bereits früh widersprochen worden und es kann heute wohl als literaturwissenschaftlicher Konsens gelten, dass der geographische Hintergrund der Handlung des *Eckenlieds* durch die Topographie des Südtiroler Alpenraums gestiftet wird: Wenn man schon den Ursprung des *Eckenlieds* in einer Sage sehen möchte, dann wäre diese wohl dort zu verorten. Spätere Versuche, die divergierenden Angaben der einzelnen Versionen mittels eines entstehungsgeschichtlichen Modells des *Eckenlieds* zu erklären – über eine rheinische Zwischenstufe (H. Schneider, H. de Boor) oder gar ein rheinisches Original (R. C. Boer) – hat Francis B. Brévar im Kommentar zu seiner Reclam-Ausgabe des Textes S. 258 und S. 321 dokumentiert. Vgl. auch Heinze: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Heldendichtung*, München 1978, S. 179-182; Ignaz Vinzenz Zingerle: *Die Heimat der Eckensage*, in: *Germania* 1, 1856, S. 120-123 und den älteren Forschungsbericht von Wer-

unter forschungsgeschichtlichen Gesichtspunkten von Interesse. Jedenfalls scheint kaum strittig, was Joachim Heinzle bereits 1978 formuliert hat:

[D]ie rheinische Eckendichtung ist bis auf weiteres – d.h. bis zum etwaigen Aufweis neuen Materials – aus der Literaturgeschichte zu streichen.⁵

Man hat zuletzt und in der Abkehr von solchen Modellen dann versucht, die Eingangstrophe der Version E₂ als ein überlieferungsgeschichtliches Phänomen zu deuten. Eine solche Position begreift sie als Spur heute nicht mehr rekonstruierbarer pragmatischer Zusammenhänge der Textverwendung, sei es, weil man den Verlust eines spezifischen Rezeptionskontextes ansetzt,⁶ sei es, weil man vermutet, dass durch Textmischungen oder durch das Aus- und Weiterschreiben einer früheren Fassung des *Eckenslieds* Kohärenzbrüche in den Text hineingetragen wurden.⁷ Für solche Positionen ist die Eingangstrophe der Version E₂ und ihr geographischer Bezug im Verlauf von Überlieferung und Textveränderung dann einfach stehengeblieben,⁸ was bei den Unwägbarkeiten, denen die Tradierung mittelalterlicher Texte unterworfen ist, vielleicht nicht einmal unwahrscheinlich ist.

Gemeinsam ist dem Zugriff von Sagen-, Text- und eben auch Überlieferungsgeschichte die Frage nach der Herkunft der „ominösen ersten

ner Hoffmann: Deutsche Heldenepik in Tirol. Ergebnisse und Probleme ihrer Erforschung, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kùhebacher, Bozen 1979, S. 32-67.

⁵ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 182.

⁶ Für eine solche Interpretation optiert etwa Brévert in seiner Reclam-Ausgabe, S. 270 und verweist auf die Überlieferung des *Helmbrecht*.

⁷ Hier ist vor allem auf die Versuche jener Forschung zu verweisen, die im Rückgriff auf die anderen Versionen des *Eckenslieds* Klarheit zu schaffen versuchen. Beispielhaft für ein solches methodisches Vorgehen ist etwa der Kommentar Brévarts in seiner Reclam-Ausgabe zur Eingangstrophe von E₂. Unter einer solchen Perspektive ließe sich argumentieren, dass die im Codex Buranus als Melodiezeiger überlieferte Helferichstrophe (früheste Überlieferung von Textgut der *Eckenslied*-Tradition; entspricht E₂ 69) auf deren Exponiertheit innerhalb einer frühen Version des *Eckenslieds* hindeute. In einer solchen Version, die dann, so die Unterstellung, erst mit der Helferichepisode einsetzte, stünde der Rhein als dem Herkunftsraum Helferichs tatsächlich am Anfang eines *Eckenslieds*. Dieser Bezug auf das Rheinland wurde dann in den Weiterdichtungen dieser frühen Variante des Textes, für die die überlieferten Versionen stehen, konserviert, wobei er wohl gleichzeitig seinen Sinn verloren hat. Eine solche Überlegung mag das eine oder andere für sich haben. Allerdings erhält man über eine solche erschlossene Version keinen Zugang zu den Sinnstiftungspotenzialen der Eingangstrophe von E₂.

⁸ Vgl. Matthias Meyer: Die Verfügbarkeit der Fiktion. Interpretationen und poetologische Untersuchungen zum Artusroman und zur aventiurehaften Dietrichepik des 13. Jahrhunderts, Heidelberg 1994: „Die erste Strophe ist möglicherweise Zufallsrelikt einer vielleicht im Vortrag üblichen allgemeinen Strophe, die, wenn es geboten schien, eine Lokalisierung im Bereich des aktuellen Vortragsortes vornahm“ (ebd. S. 190).

Strophe“⁹: Gefragt wird jeweils nach ihrem *Woher*, und eine Antwort, wie immer sie ausfällt, geht von der rheinfränkischen Topographie aus. Auch überlieferungsgeschichtliche Erklärungsversuche setzen dabei systematisch einen als ursprünglich gedachten, historischen Ort des *Eckenlieds E₂* voraus.

Ohne Zweifel kann die Frage nach der Herkunft von stofflichen Substraten oder Strophenmaterial in Zusammenhängen bestimmter Problemstellungen sinnvoll sein. Doch enthebt eben die Antwort auf eine solche Frage die Textauslegung nicht schon von der Verpflichtung, die Funktion solchen Materials in gegebenen textuellen Zusammenhängen zu untersuchen. Die Textinterpretation fragt letztlich nach dem Sinn, den ein bestimmtes Segment innerhalb eines Ganzen haben kann, und in dieser Ausrichtung wird sie von Ergebnissen der Forschung bezüglich ihrer Herkunft nicht schon automatisch betroffen.¹⁰ Ein systematisches Ausweichen auf die Frage nach dem *Woher*, wenn es um die Eingangsstrophe des *Eckenlieds E₂* geht, wie ihre Nichtbeachtung in einer ganzen Reihe von Textinterpretationen scheint mir dabei Symptom eines ernstzunehmenden hermeneutischen Problems zu sein: Weil die Strophe dem Verständnis der Interpreten verschlossen bleibt, wird ihr faktisches Vorkommen begründet, verlagert sich die Argumentation auf eine Ebene, die nicht mehr die des Textverstehens ist.

2.1.2 Der Zusammenhang von Eingangsstrophe und Erzählung

Mit dem zuletzt Gesagten sollte indes nicht der sicherlich falsche Eindruck erweckt werden, es gäbe gar keine Anstrengungen, die Funktion der ersten Strophe von *E₂* zu bestimmen. Das ist durchaus nicht der Fall, auch wenn diese Strophe in den neueren Interpretationen nicht häufig berücksichtigt wird: Wo früher die Begründungslast zumeist ein anderes des hermeneutischen Verstehens tragen musste, wird heute das Nichtverstehen oft unterschlagen. Ausnahmen zu solcher Praxis sind nicht häufig; ich referiere im Folgenden die – soweit ich sehe – einzigen Versuche neuerer Interpretationsarbeit, die Strophe sinnvoll auf das Textganze zu beziehen.

Unter dem Aspekt einer das deutsche Mittelalter bestimmenden, relativ stabilen heldenepischen Toponymie hat Joachim Heinzle versucht, den

⁹ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 181.

¹⁰ Nur wenn Herkunft und Ursprung mit Sinn zusammenfallen, ist ein solcher Zusammenhang gegeben. Das gilt zum Beispiel für bestimmte Bereiche der Philologie, es gilt hingegen wohl nicht für die mittelalterliche Rezeption, für die Fragen nach der Herkunft von Textmaterial wohl kaum eine Rolle gespielt haben dürften.

Bezug auf Köln und das ripuarische Franken in der Eingangstrophe des Textes als Thematisierung der

traditionelle[n] Doppelheit östlicher (österreichischer) und westlicher (rheinischer) Schauplätze (»Nibelungenlied«, »Rosengarten«, »Biterolf«)¹¹

verständlich zu machen. Eine solche Doppellokalisierung ergibt sich für das *Eckenlied* *E*₂ mit der Abfolge von Eingangstrophe (Köln, ripuarischer Raum) und anschließendem Heldengespräch, in dessen Zentrum der Berner steht. Und wenn man, wie Heinzle sehr vorsichtig zu bedenken gibt, davon ausgeht, dass es eine traditionelle Verbindung zwischen westlichem Rittertum und dem Kampf im Dienste einer höfischen Dame gibt, dann sagte diese doppelte Lokalisierung bereits das Thema des Textes an, das für Heinzle die Kritik an solchen Dienstverhältnissen darstellt:

Die Kritik am Fraudienst wäre dann ähnlich wie im »Rosengarten« mit einer Konfrontation zwischen Vertretern der beiden geographischen Bereiche verbunden.¹²

Die Funktion der Eingangstrophe läge dann im Zusammenspiel mit dem nachfolgenden Heldengespräch darin, durch die Toponymie die Gattung anzusagen und so die Erwartungshaltung des Publikums vorzustrukturieren. Zugleich fiel von hierher bereits ein Schatten auf Eckes späteres Dienstverhältnis.

Heinzles These hatte sich vor allem auf die Topographie gestützt, auf Köln und das Rheinland, die der Text nennt. Doch besitzt, was in der Eingangstrophe des *Eckenlieds* *E*₂ erzählt wird, natürlich auch eine zeitlichen Dimension. Hatte schon Francis B. Brévert ohne nähere Erklärung die Strophe als „pseudohistorische[] Einleitung“¹³ des *Eckenlieds* *E*₂ bezeichnet, so widmet sich Hartmut Bleumers¹⁴ Interpretation ausführlich

¹¹ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 181. Eine vergleichbare toponymische Argumentationsfigur bereits bei Otto Luitpold Jiriczek: *Die Deutsche Heldensage*, Leipzig 1906, der die Gegnerschaft Dietrichs und Siegfrieds im Rosengarten auf ursprüngliche Stammesverhältnisse hat zurückführen wollen. „Der Gegensatz des bairisch-österreichischen Sagenhelden Dietrich und des rheinischen Siegfried spiegelt die Stammeseifersucht der östlichen Ritterschaft gegen die westliche wider, die sich in der Besiegung Siegfrieds durch Dietrich ihre Befriedigung sucht“ (ebd. S. 149). Den Hinweis auf diese Stelle gibt Blanka Horacek: *Der Charakter Dietrichs von Bern im Nibelungenlied*, in: *Festschrift für Otto Höfler zum 75. Geburtstag*, hrsg. v. Helmut Birkhan, Stuttgart 1976, S. 297–336, S. 308f.

¹² Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 182.

¹³ Francis B. Brévert: *Der Männervergleich im Eckenlied*, in: *ZfdPh* 103, 1984, S. 394–406, S. 396.

¹⁴ Hartmut Bleumer: *Narrative Historizität und historische Narration. Überlegungen am Gattungsproblem der Dietrichepik. Mit einer Interpretation des ‚Eckenliedes‘*, in: *ZfdA* 129, 2000, S. 125–153. Ich habe Herrn Professor Bleumer an dieser Stelle für die freundliche und unkomplizierte Überlassung eines Exemplars seiner noch ungedruckten Habilitationsschrift: *Die narrative Interferenz. Schritte einer historischen Narrativistik im literari-*

diesem Aspekt. Für Bleumer artikuliert diese Strophe nicht lediglich eine Toponymie. Entscheidend sei vielmehr, dass die aufgerufenen Orte historisch genau klingen, dass hier etwas aufgerufen ist, das in einer fernen Vergangenheit liegt:

Das 'Eckenlied' beginnt als Vorzeitkunde.¹⁵

Diese Inszenierung einer historischen Position zu Anfang des Textes nimmt Bleumer zum Anlass, seine These von der Stiftung narrativer Historizität im *Eckenlied* zu entfalten. In der Darstellung von gesellschaftlich relevanter Interaktion durch rituelle und gebärdenhafte Kommunikationsakte sieht Bleumer eine Rückbindung der Handlung des *Eckenlieds* E₂ an das historische Feld gegeben, die letztlich mit der Eingangstrophe bereits aufgerufen sei. Die Strophe nehme den narrativen Gestus historischer Wahrheitsbeteuerungen auf, ist also eine Erzählgebärde, die teilhat am Gesamt der Textstrategien einer solchen narrativen Rückbindung.¹⁶

Als eine Erzählgebärde, und damit beschließe ich die Beispielkette, versteht auch Matthias Meyer die Eingangstrophe des *Eckenlieds* E₂. Doch anders als bei Bleumer deutet der Anfang des Textes damit nicht auf den Status der Erzählung als historische hin. Vielmehr sei in der Eingangstrophe (und sie stützt damit eine zentrale These Meyers zu aventiurehafter Dietrichepik überhaupt) die gattungskonstitutive Mischung zwi-

schen Feld um Dietrich von Bern, Habilitationsschrift Universität Hamburg [Ms. 2002], zu danken.

¹⁵ Ebd. S. 139.

¹⁶ Dass das *Eckenlied* – so kann man Bleumers These vielleicht etwas platt reformulieren – als historische Narration angesprochen werden kann, liegt nicht daran, dass es seinen Erzählgegenstand als alt behauptete, sondern dass es die Interaktionen der Figuren auf eine altertümliche Art und Weise entfaltet. Die Art und Weise, *wie* bspw. Konflikte erzählt werden, macht die Erzählung zu einer historischen und eben dies ist mit den genau klingenden Angaben in der Eingangstrophe von E₂ bereits aufgerufen. Eine vergleichbare, allerdings mediengeschichtlich fokussierte Argumentation findet sich in der Forschung zu aventiurehafter Dietrichepik bei Timo Reuvekamp-Felber: Briefe als Kommunikations- und Strukturelemente in der ›Virginak. Reflexionen mittelalterlicher Schriftkultur in der Dietrichepik, in: PBB 125, 2003, S. 57-81. Nach Reuvekamp-Felber ist die höfische Literatur nicht, wie oft angenommen, ein „Schaumraum, in dem das alte Medium körpergebundener Kommunikation, das während des gesamten Mittelalters wichtigstes Interaktionsmedium des Laienadels sei, von mittelalterlichen wie modernen Rezipienten in seinen Erscheinungsformen, seiner Relevanz und seiner Verbindlichkeit mit distanzierter Reflexion beobachtet werden konnte“ (S. 58). Weil „Poetik, Inhalte und Produzenten nicht von einer längst etablierten schriftsprachlichen lateinischen Klerikerkultur zu trennen sind“, die „ab dem 12. Jahrhundert schließlich auch die volkssprachlichen Texte“ (S. 81) präge, lässt sich der höfischen Literatur gerade kein mediengeschichtlicher Wandel ablesen. Sie sei vielmehr „Schaumraum des Erbes traditioneller, lateinisch geprägter Körper- und Schriftkonzepte, die nun der ›heldenepischen‹ und ›höfischen‹ Welt anverwandelt werden“ (ebd. S. 81).

schen Artusroman und Heldenepik als zentrales Merkmal unserer Texte angezeigt: Dass das *Eckenlied* *E*₂ zur Gruppe der gattungsmäßigen Hybriden gehört, markiere die Eingangstrophe. Im Zentrum der Meyerschen Interpretation stehen die Wahrheitsbeteuerungen (vgl. *E*₂ 1₂, 8) und der Verweis auf eine schriftsprachliche Überlieferung (vgl. *E*₂ 1₉). Mit beidem, so Meyer, werde der Gestus der Quellenberufung aus dem Artusroman übernommen.

Und so ist diese Strophe wohl zu werten – als Versuch einer Quellenberufung ohne Quelle; nur ein Redegestus wird evoziert.¹⁷

Der Erzählgegenstand der Strophe ist weder in seiner räumlichen noch in seiner zeitlichen Dimension Mittel positiver Sinnstiftung für die Rezeption.¹⁸ Die Abwegigkeit dessen, was erzählt wird, ist in dieser Interpretation vor dem Hintergrund des Erwartungshorizontes der Rezipienten entworfen. Der Bezug auf die Tradition des Artusromans sage dann auch zugleich den fiktionalen Charakter des *Eckenlieds* *E*₂ an.

Kritik am Frauendienst, narrative Stiftung von Historizität, Gattungsmischung: Es scheint fast so, als könne aus der Eingangstrophe jeder herauslesen, was er für die Stützung seiner *Eckenlied*-Interpretation benötigt. Damit ist indes noch nicht behauptet, dass diese Strophe nicht all das auch hergäbe. Man könnte den Sachverhalt nämlich wie folgt formulieren: Offenbar ist die Eingangstrophe des Textes *überkodiert* oder *überdeterminiert*, sodass sie sich verschiedenen, auch untereinander inkompatiblen semantischen Ordnungen unterwerfen lässt.¹⁹ Die Eingangsstrophe scheint dann in der Zusammenschau der drei Interpretationsansätze zunächst auf eine Komplexität des Textganzen hinzudeuten, auf Vielschichtigkeit, Polysemie oder Polyvalenz, mit denen man gewöhnlich den Mehrwert literarischer Texte identifiziert.²⁰

¹⁷ Matthias Meyer: Verfügbarkeit, S. 190.

¹⁸ Oder er ist es jedenfalls nur sekundär: Meyer gibt immerhin zu bedenken, dass Köln als Kulturzentrum bekannt gewesen sei, und seine Nennung so über den Gestus der Quellenberufung hinaus als Signal für die Teilhabe des Textes an spezifisch literarischer Tradition gelten kann.

¹⁹ Vgl. zum Begriff der Überdetermination Annette Keck / Armin Schulz: Überdetermination, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Band 3, S. 715-717: „In der Literaturwissenschaft gelten polyvalente Zeichen oder Zeichenkomplexe als ‚überdeterminiert‘, wenn ihre Ambiguität nicht eindeutig auflösbar ist. Überdetermination benennt hier widersprüchliche ‚Mehrfachkodierung‘ bzw. Interferenz konkurrierender semantischer Ordnungen“ (ebd. S. 715).

²⁰ Vgl. dazu zuletzt die Zusammenschau einiger Bestimmungen des Literarischen bei Fotis Jannidis: Polyvalenz – Konvention – Autonomie, in: Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte, hrsg. v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martínez, Simone Winko, Berlin / New York 2003, S. 305-328: „Die Akzeptanz der VieldeutigkeitsThese scheint ganz unabhängig von der theoretischen Ausrichtung des Literaturwissenschaftlers zu sein: Sie findet sich bei traditionellen Hermeneutikern ebenso wie bei konven-

Doch gibt es auch Gemeinsamkeiten der drei referierten Positionen. Die Funktion der Strophe liegt für jede im Kommentar zum Text, der eine Rezeptionsanweisung für das Nachfolgende liefert: *Lies den Auszug Eckes als problembehaftet; Lies den Text als historische Narration; Lies diesen heldenepischen Text als Fiktion*. Solcherart mehr oder weniger prägnante Rezeptionsanweisungen strukturieren, dies die implizite Voraussetzung, Erwartungshaltungen des Publikums vor: Das Publikum erfährt, worum es im Text gehen wird, es wird eingestimmt und vorbereitet.

Doch gibt es zwischen der vorausgesetzten Funktion der Strophe und den Schwierigkeiten, die die literaturwissenschaftliche Interpretation insgesamt mit ihr hat, eine offenkundige Diskrepanz. Denn wenn man unterstellen will, dass die Eingangstrophe des *Eckenlieds E₂* der Rezeption solch eine relevante Anweisung geben konnte, dann fehlt dieser, jedenfalls gilt das für den modernen Leser, die nötige Prägnanz. Ohne das *Eckenlied* zu kennen, kann diese Strophe (sie erzählt aus der Geschichte des Rheinlandes!) nur schwerlich Informationen über den Text bereithalten. Jede der drei Interpretationen vereindeutigt dagegen rekursiv und von einem finalen epistemischen Standpunkt der Lektüre aus, was die Eingangstrophe noch weitestgehend im Ungefähren belässt.²¹ Nicht die erste „ominöse“ Strophe schließt im Fortgang der Lektüre den nachfolgenden Text auf und versorgt ihn mit Sinn; vielmehr wäre der Akt der Sinnstiftung in umgekehrter Richtung zu konzeptualisieren. Und wenn man von solcherart prozessualen Charakter der Sinnbildung ausgeht, dann wird man sagen können: Deutet die erste Strophe des *Eckenlieds E₂* zunächst lediglich diffus in unterschiedliche Richtungen, eröffnet sie unterschiedliche Möglichkeiten des Fortfahrens, so wird sie im Akt der Lektüre nur immer mehr zu einer Irritation.

Nun sind Irritationen unterschiedlichster Couleur bei modernen Lesern mittelhochdeutscher Texte sicherlich keine Seltenheit, vor allem

tionellen Poststrukturalisten, bei Systemtheoretikern ebenso wie bei Diskursanalytikern“ (ebd. S. 323). Zugleich sei Vieldeutigkeit „für die Literaturwissenschaft ein axiologischer Wert, d. h. der Begriff ist ein Maßstab, an dem gemessen Literatur als mehr oder weniger wertvoll erscheint“ (ebd. S. 307).

²¹ Matías Martínez: *Fortuna und Providentia. Typen von Handlungsmotivation in der Faustianerzählung der Kaiserchronik*, in: *Formaler Mythos. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen*, Paderborn / München / Wien / Zürich 1996, S. 83-100, beruft sich auf Arthur Danto, wenn er die Struktur narrativer Sätze konzeptualisiert. Solche Sätze verwenden nämlich zukunftsbezügliche Prädikate, narrative Sätze beschreiben „Geschehen mit Begriffen wie ‚Anfang‘, ‚Ende‘, ‚Wendepunkt‘, ‚Steigerung‘ oder ‚Vorwegnahme‘“ (ebd. S. 97). Der Narrator nimmt im Erzählen dem Geschehen gegenüber eine epistemische Position ein, die dem, was er erzählt, zukünftig ist. Dasselbe gilt offenbar auch für die drei oben angeführten Interpretationen: Sie legen der Deutung der Eingangstrophe Prämissen zugrunde, die der Rezeption der Eingangstrophe von der Aktstruktur des Textes her noch nicht verfügbar sind.

wenn man sich im Textraum abseits der mittelhochdeutschen Klassiker bewegt. Zugleich ist es das Ziel des hermeneutischen Lesens, solche (oft auch frustrierenden) Erfahrungen mit geeigneten Mitteln in Verstehen zu transformieren.²² Ich möchte indes zu bedenken geben, dass nicht jedes Nichtverstehen von vornherein dem historischen Abstand geschuldet sein muss. Zwar ist der Graben tief, der uns vom Mittelalter trennt, doch lässt das nicht den Schluss zu, dass all das, was uns unklar bleibt, den zeitgenössischen Rezipienten intelligibel im Sinne eines ganzheitlichen und integrierenden Textverstehens war. Eine werkförmige Sinnunterstellung durch moderne professionelle Leser könnte sich zumindest im Einzelfall als falsche Voraussetzung erweisen. Was, wenn die Eingangsstrophe des *Eckenlieds* E₂ auch an ihrem historischen Ort Befremden erzeugt hätte, wenn sie auch unter ihren originären Rezeptionsbedingungen nicht befriedigend auf die Erzählwelt des *Eckenlieds* E₂ beziehbar war? Dann lautet die Frage: Welche Funktion könnte sie damit erfüllt haben und lässt sich dieses Befremden weiter spezifizieren?

2.1.3 Die Stellung der Strophe im Text der Handschrift

Ich habe zuletzt mit den referierten Interpretationen die Strophe E₂ 1 als Eingangsstrophe des *Donaueschinger Eckenlieds* aufgefasst. Damit ist ihr eine Sonderstellung zugewiesen, insofern sie die einzige Strophe des Textes ist, die nicht auf schriftfixierte Voraussetzungen aufbauen kann: Vor ihr kommt im Akt der Rezeption der Geschichte nichts, auf das sie bezogen werden könnte. Doch ist eine solche Bestimmung nicht unproblematisch. Denn vor dem, was in den gängigen Editionen mit der Strophe E₂ 1

²² Vgl. Hans Robert Jauss: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur*, in: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956-1976*, München 1977, S. 9-47. „Die unmittelbare oder präreflexive Leseerfahrung, die implizit ja immer schon eine Erprobung der Lesbarkeit einschließt, bildet die unentbehrliche erste hermeneutische Brücke. Die vermittelnde Leistung oder hermeneutische Funktion des ästhetischen Vergnügens erweist sich daran, daß es durch fortschreitende Einstimmung oder auch via negationis, durch ein eintretendes Mißvergnügen an der Lektüre, die erstaunliche oder befremdende Andersheit der vom Text eröffneten Welt gewahr werden läßt. Sich die Andersheit einer abgeschiedenen Vergangenheit bewußt zu machen, erfordert das reflektierende Aufnehmen ihrer befremdenden Aspekte, methodisch ausführbar als Rekonstruktion des Erwartungshorizonts der Adressaten, für die der Text ursprünglich verfaßt war“ (ebd. S. 10). „Eine Literatur, deren Texte nicht der klassischen oder später der romantischen Einheit von Autor und Werk entsprungen waren und die von der überwältigenden Mehrheit der Adressaten nur hörend, also nicht in der selbstgenügsamen Kontemplation des Lesers aufgenommen werden konnten – diese Aspekte der Alterität des Mittelalters machen allererst deutlich, in wie hohem Maße unser modernes Literaturverständnis durch Schriftlichkeit der Überlieferung, Singularität der Autorschaft und Autonomie des werkhafte aufgefaßten Textes geprägt ist“ (ebd. S. 15).

beginnt, überliefert der Donaueschinger Kodex 74 Text in derselben Strophenform (im Bernerton), in der auch das *Eckenlied* gebunden ist. Was dort steht, firmiert in der germanistischen Mediävistik unter dem Titel *Älterer Sigenot*.²³ Der erzählt die Geschichte von einem Ausritt Dietrichs von Bern, wie er im Wald gegen den Riesen Sigenot kämpft und unterliegt, und wie der getreue Hildebrand auf die Suche nach seinem Herrn geht. Hildebrand kann den Riesen töten und Dietrich befreien. Am Ende des Abenteuers und also unmittelbar vor der Strophe E₂ 1 steht in der Handschrift dann jener Verweis, der den Beginn des *Eckenlieds* E₂ eindeutig zu markieren scheint:

Hie mite schieden sî von dan,
 her Dietrich und der wîse man,
 hin gên der stat ze Berne.
 dâ wurden sî enpfangen wol
 mit vrôuden, als man herren sol
 enpfân und sehen gerne.
 sus klagten sî ir ungemach
 den rittern und den vrouwen,
 daz in in dem walde geschach
 und wie sî muosten schouwen
 grôze nôt, von der sî schiet
 her Hildebrant ûz sorgen.
 sus hebet sich ECKEN LIET. (ÄS 44₁₋₁₃)

Für die enge Zusammenordnung der beiden Abenteuer Dietrichs von Bern in der Handschrift hat man eine Bezeichnung gesucht und man hat die Geschichte vom Konflikt Dietrichs mit dem Riesen Sigenot „als Vorgeschichte des ‚Eckenliedes‘“²⁴ bezeichnet. Zum Akzidens der *Sigenot*-Geschichte stellte das *Eckenlied* hier dann in gewisser Weise die Substanz dar, was zumindest unter quantitativen Gesichtspunkten gerechtfertigt erscheint: Der *Ältere Sigenot* zählt 44 Strophen, während das fragmentarische *Eckenlied* E₂ 245 Strophen umfasst.²⁵

²³ Zitiert nach der Ausgabe Deutsches Heldenbuch V, hrsg. v. Julius Zupitza, Dublin / Zürich 1968 [Berlin 1870].

²⁴ Joachim Heinzle: Einführung, S. 133.

²⁵ Was ich im Folgenden zu plausibilisieren versuche, findet eine Stütze auch in der Art und Weise der Fixierung von *Älterem Sigenot* und *Eckenlied* E₂ in der Handschrift. Vgl. dazu zunächst Heinzle: Einführung in die mittelhochdeutsche Dietrichepik, Berlin / New York 1999: „In der Karlsruher Handschrift folgt darauf [auf die letzte Strophe des *Älteren Sigenot*, K.M.] ohne Zwischenraum mit (nicht ausgeführter) zweizeiliger Initiale Str. 1 und mit (ebenfalls nicht ausgeführter) fünfzeiliger Initiale Str. 2 des ‚Eckenliedes‘“ (ebd. S. 133). Diesem kodikologischen Befund lässt sich Weiteres hinzufügen, vgl. dazu die Beschreibung des Donaueschinger Kodex 74 in der Ausgabe Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens, hrsg. v. Victor Junk (DTM II) Berlin 1905, S. XVIII-XXII. Während nichtausgeführte Initialen dem Kodex insgesamt eigentümlich sind, der in dieser Reihenfolge Rudolfs von Ems

Doch kann man sich fragen, welche Form des Zusammenhangs mit dem Ausdruck „Vorgeschichte“ überhaupt gemeint sein kann. Was im Vers ÄS 44₁₃ angezeigt wird, ist zunächst die Kontinuität des *schriftsprachlichen Sprechaktes* über das Ende des *Sigenot*-Abenteuers hinaus. Gesagt wird – und damit verlässt der schriftsprachliche Sprechakt für den Moment die Ebene der Narration –, dass im Anschluss an das Erzählen von der Heimkehr der beiden Helden nach Bern das *Eckenlied* anhebt. Nichts hingegen wird davon gesagt, dass auf irgendeine Art und Weise die Geschichte, die bisher erzählt wurde, weitergeht.

Das allein muss nun noch nichts heißen. Trotzdem könnte der *Ältere Sigenot* ja Sachverhalte der Handlungswelt des ihm nachfolgenden *Eckenlieds* motivieren, sodass beide Geschichten tatsächlich vermittelt eines sie umgreifenden Rahmens verbunden wären. Doch wird man eben bei der Suche nach einer solchen einheitsstiftenden Verbindung enttäuscht. Im *Eckenlied* E₂ geschieht nichts, was seine Voraussetzungen im *Älteren Sigenot* fände, so wie nichts in diesem ersten Teil passiert, was durch spätere Ereignisse im *Eckenlied* und im Sinne finaler Motivierung gerechtfertigt wäre. Zwar gibt es korrespondierende Motive, so etwa den Rekurs auf einen Kampf Dietrichs und Hildebrands gegen Hild und Grin, von dem

Willehalm von Orlens, Konrads von Fußesbrunnen *Kindheit Jesu*, Konrads von Heimesfurt *Himmelfahrt Mariä*, *Sigenot* und *Eckenlied* überliefert, da stellt das Fehlen einer Ausparung zwischen den beiden heldenepischen Geschichten die Ausnahme dar. Denn wo ansonsten zwischen den einzelnen Texten Platz von drei Zeilen bis zu einer Spalte gelassen ist, gibt es zwischen *Sigenot* und *Eckenlied* keinen Bruch in der Sukzession des laufenden Schrifttextes. Der Herausgeber des *Willehalm von Orlens* spricht denn auch von *Sigenot* und *Eckenlied* immer als von einem Gedicht neben den anderen drei Texten des Kodex. Interessant des Weiteren, was Junk über Größe und Verwendung der vorgesehenen Initialen im *Willehalm von Orlens*-Teil der Handschrift mitteilt: „Initialen fehlen unserer Hs. durchwegs, es ist aber auf sie Bedacht genommen, indem ein entsprechender Raum (4-6 Zeilen hoch bei den Bücheranfängen, 2 Zeilen hoch bei den übrigen) ausgespart und der betreffende Buchstabe am Rand klein vorgeschrieben ist“ (ebd. S. XX). Insofern man voraussetzt, dass die Form einer mittels Initialengröße hierarchisierenden Textgliederung auch im heldenepischen Teil der Handschrift zur Anwendung kommt, ergibt sich der interessante Befund, dass der relevante Einschnitt nicht zwischen ÄS 44 und E₂ 1 liegt, hier ist ja nur Platz für eine zweizeilige Initiale gelassen, sondern zwischen E₂ 1 und E₂ 2, wo, wie eben auch zu Beginn des *Sigenot*, Raum für eine fünfzeilige bzw. sechszeilige Initiale bleibt. (Noch eine dritte, große Initiale war im heldenepischen Teil der Handschrift vorgesehen, und zwar bei Strophe E₂ 74. Sie könnte dort jenen Einschnitt in der Handlung markieren, den das Ende von Eckes Suche nach Dietrich bedeutet.)

Aus dem letzten Befund lässt sich folgern, dass der Übergang (oder besser: die Übergangszone) zwischen *Sigenot* und *Eckenlied* in der Donaueschinger Handschrift nicht so eindeutig jene Zuordnung des Strophenmaterials stützt, die die gängigen Ausgaben der beiden Texte vornehmen. Heinzle: Einführung, S. 132, Abb. 7, druckt als Faksimile diese ‚Textübergangszone‘ im Donaueschinger Kodex ab und illustriert den Sachverhalt damit gut. Der ganze *Sigenot*-Teil der Handschrift ist faksimiliert zugänglich in: Der ältere und der jüngere *Sigenot*, hrsg. v. Joachim Heinzle, Göttingen 1978 (Litterae 63).

beide Geschichten wissen. Und überhaupt ähneln sich die Abenteuer, sodass man den *Sigenot* manchmal auch als eine Sprossdichtung des *Eckenlieds* aufgefasst hat. Doch sind die zwei Geschichten auf der Handlungsebene im Donaueschinger Kodex gerade nicht so miteinander verknüpft, dass sie als Elemente ein und derselben epischen Welt aufgefasst werden könnten. Wenn es tatsächlich die Möglichkeit gibt, ich sehe sie nicht, den heldenepischen Teil der Handschrift als eine Einheit auf der Geschichtebene aufzufassen, so hat sich diese zumindest nicht in literaturwissenschaftlichen Interpretationen niedergeschlagen.

Die Verknüpfung in der Handschrift findet allein auf der Ebene des schriftsprachlichen Sprechaktes statt. Dieser wiederum hebt an mit der ersten Strophe des *Älteren Sigenot*, sie stellt damit zugleich den Beginn jenes Sprechaktes dar, der das *Eckenlied E₂* vermittelt:

Woltent ir, herren, nu gedagen,
 ich wolte iu vrömdiu mære sagen
 von grôzem ungeverte,
 daz her Dieterich nie meit
 von Bern. vil mengen strît er streit:
 wan daz in got ernerte,
 sô kunde ez niemer sîn ergân.
 er reit dick eine ûz Berne
 durch mengen ungevüegen tan.
 daz mugt ir hœren gerne:
 liep unde leit im dâ geschach.
 er sluoc vil mengen degen tôt:
 dar nâch er Ecken stach. (ÄS 1₁₋₁₃)

Oft, so der Text, reitet der Berner allein durch den gefährlichen Wald und was man gerne hören wird, ist, wie ihm dort *liep und leit* (ÄS 1₁₁) geschah. Wenn Gott ihm nicht beigestanden hätte, er wäre niemals lebendig aus diesen Kämpfen hervorgegangen. Dietrich hat viele Helden erschlagen und danach desgleichen Ecke. Aber: Gemeint sind mit den von Dietrich erschlagenen Kämpfern, wenn man die Stelle nicht überhaupt als unspezifische Markierung von Dietrichs Gewaltfähigkeit auffassen will, die Gefährten Helferichs, von denen das *Eckenlied E₂* berichtet (vgl. E₂ 57-59). Im *Älteren Sigenot* bringt der Berner niemanden zu Tode. Das *dar nâch* von Vers ÄS 1₁₃ kodiert hier gerade keine temporale Ordnung einer epischen Welt, sondern wiederum nur eine des Sprechens.

Auch in der ersten Strophe des *Älteren Sigenot* findet sich kein Hinweis darauf, dass die beiden Geschichten durch einen größeren narrativen Zusammenhang aufeinander bezogen sind. Nicht einmal ein Folgeverhältnis der Kämpfe gegen Sigenot und Ecke wird hier spezifiziert, weil das, was nach Auskunft von ÄS 1 vor Eckes Tod geschah, im *Älteren Sigenot* gerade nicht erzählt wird. Diese Strophe behauptet lediglich, dass

es eine Regel gibt, die besagt, dass Dietrich immer wieder allein ausreitet und dass er unverzagt seine Abenteuer besteht. Einzelne Fälle, die in den Geltungsbereich dieser Regel fallen, kann man offenbar nacheinander erzählen.

Mit der ersten Strophe des *Älteren Sigenot* beginnt also der schriftsprachliche Sprechakt des *Eckenlieds E₂* und nicht mit der Strophe E₂ 1. Erst mit Strophe E₂ 2 wiederum hebt das Erzählen des Abenteuers des *Eckenlieds E₂* an, so wie mit der Strophe ÄS 2 die Erzählung von der Konfrontation zwischen Sigenot und Dietrich beginnt. Worauf die Eingangsstrophe des *Eckenlieds E₂* Bezug nimmt, ist nicht die Handlung des *Sigenot* – insofern ist der Begriff ‚Vorgeschichte‘ nicht glücklich gewählt –, sondern die thematische Bestimmung des Sprechaktes durch ein vorangegangenes Erzählen. Diese, so scheint es, gilt es zu suspendieren.

Am Übergang vom *Älteren Sigenot* zum *Eckenlied E₂* wird Abstandnahme zur epischen Welt provoziert, indem zunächst die Ebene des Erzählens verlassen und über die Welt der Rezeption gesprochen wird: *sus hebet sich ECKEN LIET* (ÄS 44₁₃) sagt nichts mehr über die Welt der Helden, sondern spricht über die Welt der impliziten Zuhörer. Die nachfolgende Strophe E₂ 1 erzählt dann zwar bereits wieder – jedoch: Jene so nachdrücklich mit Legitimität (Behauptung der Wahrhaftigkeit, Abwehr eines möglichen Lügenvorwurfs, Rekurs auf die Weisen und eine schriftsprachliche Fixierung) aufgerüsteten Informationen (Köln liegt nahe am Rhein, es ist Hauptstadt, es besitzt prächtige Bauwerke, wofür es überall gerühmt wird) erscheinen bei näherer Betrachtung wie Truismen. Diese Sachverhalte werden für die historischen Rezeptionskontexte jedenfalls kaum einmal ernsthaft jener Beglaubigungsstrategien bedurft haben, die hier zur Anwendung kommen. Nichts davon passt zudem zu *Älterem Sigenot* und *Eckenlied E₂*, die (zumindest für uns ist das so) den einzig verfügbaren Kontext der Strophe darstellen. Als Markierung einer Zäsur jedoch ist diese Strophe für die Prozesse textueller Sinnstiftung insgesamt relevant.²⁶ Darin kann man ihre Funktion sehen.

Bedeutsam ist eine solche Zäsur für jene Rezeption, der das *Sigenot*- und das *Eckenlied*-Abenteuer innerhalb ein und desselben Sprechaktes vermittelt werden. Denn das ist es ja, was der Schrifttext der Handschrift im Sinne ihres Gebrauchswertes ermöglicht: die Wiederholung einer Rede, die zwei heldenepische *Erzählakte* umfasst. Da mag man zwar einwenden, dass unter Vortragsbedingungen leicht die Geschichten herausgelöst werden, dass also Texte im modernen Sinne aus dem Schrifttext isoliert wer-

²⁶ Das Ganze findet sein modernes Pendant in jener berühmten Überleitung durch John Cleese zwischen zwei thematisch nicht oder nur wenig divergierenden Beiträgen in einigen Folgen von Monty Python's *The Flying Circus*, die im Akt der Vermittlung gerade die Zäsur in der Sukzession der Sendung betont: „And now for something completely different.“

den konnten. Doch bleibt das, wie jeder andere Versuch historischer Konkretisierung, Spekulation: Was der Text der Handschrift als Kommunikationsangebot unterbreitet, ist der Sprechakt und dieser muss als durch das entworfene Publikum des Textes angenommen betrachtet werden.

2.1.4 Textgrenzen als Identitätskriterien von Erkenntnisgegenständen

Weitreichend sind die Folgen eines damit prekären Textstatus für Fragen nach dem Gegenstand von Interpretation. Denn es handelt sich nicht um Marginalien, wenn Grenzen von Texten im Sinne von Identitätskriterien vakant werden: Offenbar ist das Verhältnis von Erzähl- und Sprechakt im heldenepischen Teil der Donaueschinger Handschrift ein anderes, als jenes, das die gängige Interpretationspraxis für narrative Texte zumeist als gegeben unterstellt. Normalerweise fasst man, was zwischen zwei Buchdeckeln ist, als eine Einheit des Erzählten wie des Sich-Äußerns auf: Gegeben wird in solchem romanhaften Erzählen in Ausschnitten oder vollständig nur *eine* raumzeitliche, epische Welt.²⁷ Auch wenn es Geschichten gibt, in denen Parallelwelten existieren, so sind diese doch nichtsdestotrotz als Bestandteile dieser einen Welt aufeinander bezogen. Räume der Handlung mögen noch so verschieden sein; sie besitzen doch ein gemeinsames Bezugssystem, das letztlich in der Figur eines (Autor-)Erzählers einen Fluchtpunkt hat. Der Erzähler des Ecke-Abenteuers hingegen hat ‚vergessen‘, dass er auch der Erzähler des *Sigenot* ist. Ihre Einheit gewinnen die beiden Geschichten lediglich in jener Welt der Kommunikation, in die hinein sich der schriftsprachliche Sprechakt entwirft.

Doch stellt uns nicht nur der Beginn des *Eckenlieds* E₂ vor Probleme. Ist es schwer, den textuellen Status am Übergang zwischen den beiden Abenteuern in der Donaueschinger Handschrift zu fassen, eben weil jene Identitätskriterien, die in Nachfolge des klassizistischen Werkbegriffs die Einheit von Sprech- und Erzählakt voraussetzen, nicht erfüllt sind, so verweist auch das Ende des heldenepischen Teils der Handschrift auf einen prekären textuellen Status. In der laufenden Kolumne und mitten in der Strophe bricht der Text ab, bricht ab, bevor noch das Abenteuer Dietrichs endet. Der Rest des Kodex ist pergamentenes Schweigen.²⁸ In der Handschrift beginnt die Geschichte des *Eckenlieds* nicht nur nicht als ein exklusiver Sprechakt – es wird bereits gesprochen, wenn die Geschichte

²⁷ Demgegenüber sind Sammlungen von Geschichten eines Autors als Sammlungen von Sprechakten desselben verstehbar, wobei die Paratexte des einzelnen Buches dann als eine generalisierte Form der Individuierung der verschiedenen Sprechakte aufzufassen wären.

²⁸ Vgl. Victor Junk, S. XIX-XXI.

einsetzt –, sondern der Sprechakt endet auch, ohne dass er die Geschichte insgesamt verfügbar gemacht hätte.²⁹

Nun ist fragmentarische ‚Text‘-Überlieferung nicht eigentlich etwas Ungewöhnliches. Verlust findet sich ja allerorten. Doch ist mit dem Hinweis auf eine immer gegebene Gefährdung und die Allgegenwart von Schwund in unseren Zusammenhängen noch nichts gewonnen. Denn es ist ja gar nicht sicher, was überhaupt als Text – deshalb die Anführungszeichen – des *Eckenlieds* E₂ gelten soll, der uns dann wiederum lediglich fragmentarisch vorläge. Spricht man von einem Artefakt als ‚Fragment‘, dann muss man schon immer über eine Vorstellung von seiner ursprünglichen Ganzheit verfügen.³⁰ Und da stellt sich die Frage: Sprechen wir über das kommunikative Angebot des Sprechaktes oder das eines Erzählaktes? Und überhaupt: Kehrt in der Bezugnahme auf eine abwesende *Ganzheit*, die der Rede vom Fragment inhärent ist, nicht durch die Hintertür der klassizistische Werkbegriff zurück?

Will man sich hier nicht mit einer vielleicht folgenreichen Bürgschaft belasten, so kann man doch den textuellen Status des *Eckenlieds* der Donaueschinger Handschrift vor der Folie des werkorientierten Textbegriffs bestimmen. Das hieße dann, werkhafte Ganzheit nicht als eine Bezugsgröße des überlieferten Textes ins Spiel zu bringen, sondern sie auf der Ebene eines auch anderweitig in die Kritik geratenen Konzeptes anzusiedeln. Es ließe sich vor einem solchen Hintergrund dann der Text des *Eckenlieds* E₂ als zweifach offen beschreiben: Ihm fehlt die Begrenzung durch den schriftsprachlichen Sprechakt am Anfang, so wie ihm eine Begrenzung durch das Erzählen am Ende fehlt.

²⁹ Mitten in Dietrichs Kampf mit Eckes und Fasolds Schwester Üdelgart bricht das *Eckenlied* E₂ mit Vers E₂ 245₆ ab, und zwar in der Strophe, doch erst mit dem Ende des Verses, und so, dass sich der überlieferte Wortlaut als vollständiger Satz verstehen lässt: *Des schamte sich her Dietherich. | uf sprank der fürste lobelich. | das sag ich ú ze ware: | den bon, dens in der bende trük, | zerhúw der werde degen clúk | und vie si bi dem hare* (E₂ 245₁₋₆). Grammatikalisch ist der schriftsprachliche Sprechakt also, und unter der Voraussetzung, dass man als dessen kleinste Einheiten die Sätze auffasst, zu einem, selbst nach strengen modernen Normen bemessen, korrekten Ende geführt. Zugleich: Der letzte Vers E₂ 245₆ ist „von etwas späterer Hand“ (Victor Junk, S. XXI) und direkt anschließend noch einmal wiederholt: Der letzte Vers des zweiten heldenepischen Erzählaktes hallt nach, was man als Distanzierung der epischen Welt im Sprechen auffassen kann. Das ist auch eine Art Schlusspunkt.

³⁰ Vgl. zu dem, was ein Fragment ausmacht, die Illustrationen in Hans Ulrich Gumbrecht: *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*, Frankfurt a. M. 2003, S. 22-32.

2.2 Das Heldengespräch im *Eckenlied* E₂

2.2.1 Die Ausgangssituation der epischen Welt

Mit der zweiten Strophe des *Eckenlieds* in der Donaueschinger Handschrift sind wir zurück im heldenepischen Erzählen: Schon der erste Vers – eine gattungstypische Initialformel – bestimmt neuerlich den Gegenstand der Rede als Heldendichtung:

Es sasen held in ainem sal;
si retton wunder ane zal
von userwelten rekken. (E₂ 2₁₋₃)

Oder vielleicht doch nicht? Hartmut Bleumer³¹ hat darauf hingewiesen, dass die Semantik der *was-gesezzen*-Formel, die Jan-Dirk Müller³² als eine altertümliche erzähltechnische Möglichkeit beschrieben hat, Handlungsfolgen aus einer ganzheitlich gedachten Welt der Heroen herauszulösen, gerade nicht aufgerufen ist. Die Formel aktualisiert in unserem Text die epische Welt nicht wie üblich im gesellschaftlichen Ist-Zustand intakter Adels Herrschaft. Wovon im *Eckenlied* E₂ im Anschluss an die Eingangsstrophe stattdessen erzählt wird, ist ein tatsächliches Sitzen der Helden: Sie reden und das in einem Saal. Hatte E₂ 1 in der Aufladung von Allgemeinplätzen mit Legitimität, in der semantischen Entleerung, Strategien der Wahrheitsbehauptung überhaupt vorgeführt, so verlängert die zweite Strophe den Widerstand gegenüber möglicher Erwartungsbestätigung, indem sie eine Formel, die eigentlich primär das Erzählen ansagt, verwendet, um die Spezifik einer epischen Welt zu entfalten.

Das *Eckenlied* E₂ nimmt den Ausgangspunkt des Erzählens von einer räumlich bestimmten Gesprächssituation. Die Hinweise der zweiten Strophe werden für eine ganze Weile die einzigen sein, die es möglich machen, die nachfolgenden Sprechhandlungen der Figuren zu kontextualisieren.

³¹ Bleumer: Narrative Historizität, S. 140, Fn. 38.

³² Jan-Dirk Müller: Spielregeln: „Mit der *Ez-wuohs*- oder der *was-gesezzen*-Formel können immer neue Handlungsfolgen aus der heldenepischen Welt herausgesponnen werden. Die *was-gesezzen*-Formel nimmt die feste Fügung legitimer Herrschaft als Ausgangspunkt, die *wuohs*-Formel bezeichnet den Eintritt des Helden oder seines Gegners in den Raum heroischen Handelns. Der Punkt, an dem angeknüpft wird, kann selbst im Dunkeln bleiben. Heldenepeik kann immer neue Verbindungen in der heroischen Welt herstellen und immer neue Punkte als Ausgang neuer Begebenheiten wählen. [...] Im Zuge der Verschriftlichung scheint solch unvermittelter Einsatz als unangemessen empfunden worden zu sein. So sind Programmstrophen oder Strophen mit Quellenangaben zu erklären oder ausdrückliche Abweichungen vom Schema. Oder der Erzähler will nicht, was seiner Erzählung vorausliegt, in einem nebelhaften Nirgendwo belassen. Der voraussetzungslose Einsatz muss begründet werden“ (ebd. S. 107).

Denn im Heldengespräch, das ich im Folgenden detailliert nachzeichnen werde, sind die Figuren nur lediglich in ihren verbalen Akten gegeben.

2.2.2 Was man unter Helden so redet

Die Protagonisten werden vorgestellt als *her Vasolt* (E₂ 24), *her Egge* (E₂ 26) und *der wilde Ebenrot* (E₂ 27). Die Helden unterhalten sich. Und sie unterhalten sich nicht über irgendjemanden oder über irgendetwas, sondern über Dietrich von Bern und seinen Gefolgsmann Hildebrand. Niemand, so paraphrasiert die zweite Strophe die Position des Gesprächs vorab, sei im Kampf kühner als Dietrich (vgl. E₂ 29f.), niemand so *mit listen kûne* (E₂ 212) wie der alte Hildebrand.

Die Geschichte des *Eckenlieds* E₂ beginnt mit einer Situation, die man unter typologischen Gesichtspunkten als Helden- oder Aventuregespräch bezeichnet hat.³³ Ein solcher Ausgangspunkt ist, zumal für einen Text der aventurierten Dietrichepik, nicht ungewöhnlich.³⁴ Was seine narrative Funktion sei, hat man formuliert als Exposition einer „handlungslogisch notwendige[n] Störung“³⁵ und als die Entdeckung eines „persönliche[n] Manko[s]“³⁶. Solche Gespräche haben in erzählenden Texten die Funktion, bestimmte Figuren mit Motiven des Handelns zu versorgen.³⁷ Und dieses Handeln besitzt in der Regel einen räumlichen Index: Figuren bewegen sich in aventurierten Dietrichepik von einem Ort zu einem anderen, um dort zu kämpfen.

³³ Der Begriff ‚Aventuregespräch‘ (vgl. Heinze: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 215) betont die thematische Besetzung der Gesprächssituation, die den Auszug des Helden motiviert und lässt dabei offen, wer in solcherart Gespräche involviert ist. Im Kompositum verweist Aventure assoziativ immer schon auf die unterstellte literarische Verwandtschaft mit dem Artusroman. Der Begriff ‚Heldengespräch‘, den Bleumer: *Narrative Historizität*, S. 138 einführt, bestimmt die Gesprächssituation dagegen über das Figureninventar. Ich schließe mich hier Bleumer an, weil es aus forschungsstrategischen Gründen, die ich später in dieser Arbeit erläutern werde, darum gehen muss, die in der Sekundärliteratur zur aventurierten Dietrichepik immer wieder behaupteten Bezogenheit der Texte auf den klassischen Artusroman möglichst weit zu distanzieren.

³⁴ Heldengespräche, aus denen heraus Figurenhandeln motiviert wird, kennen im Korpus aventurierten Dietrichepik *Jüngerer Sigenot* und *Laurin*. In der *Heidelberger Virginal* erfolgt der Aufbruch Dietrichs aus einem Gespräch mit den Damen heraus und auch in den *Rosengarten*-Texten geht dem Aufbruch Dietrichs nach Worms ein Gespräch mit seinen Mannen voraus.

³⁵ Bleumer: *Narrative Historizität*, S. 139.

³⁶ Meyer: *Verfügbarkeit*, S. 191.

³⁷ Vgl. dazu Christian Schmid-Cadalbert: *Der Ortnit AW als Brautwerbungsdichtung*. Ein Beitrag zum Verständnis mittelhochdeutscher Schemaliteratur, Bern 1985, S. 110-130.

Doch sperrt sich unser Text hier erneut einer simplen Deutung. Denn auch wenn das Gespräch am Beginn der Handlung des *Eckenlieds* E₂ unter typologischen Gesichtspunkten mit den Gesprächen anderer erzählender mittelhochdeutscher Texte vergleichbar ist, so resultiert der Impuls zur Ausfahrt des Helden in unserem Text doch gerade nicht aus den kommunikativen Interaktionen der Figuren. Ecke, der Held des ersten Teils, wird nicht ausziehen, weil ein Gespräch stattgefunden hat.

Man hat diese fehlende Motivierung des Handelns des Helden durch das Gespräch natürlich bemerkt, und man hat Vorschläge gemacht, wie dies zu verstehen sei. Bevor ich aber die Funktion der Szene für das kommunikative Funktionieren des Textes insgesamt herausarbeiten werde, rekonstruiere ich zunächst das Gespräch. Dabei unterscheide ich drei aufeinanderfolgende Teile:

1. (E₂ 3-6) Von Ecke hören wir innerhalb eines ersten Monologs, dass es ihm leid ist, dass man dem Berner so viel des Lobes zollt, wo man doch auch gesehen habe, dass er, Ecke, viele Leute getötet habe (vgl. E₂ 3₁₋₇, 5₄₋₇). Es sei schon sonderbar um die Welt bestellt, dass sie dem, der Heldentaten vollbringe, den ihm gebührenden Ruhm verweigere (vgl. E₂ 5₁₋₃, 6₁₁₋₁₃). Abhilfe scheint hier nur der direkte Vergleich mit dem Berner schaffen zu können (vgl. E₂ 3₁₀₋₁₃), dessen allgegenwärtiger Ruhm seinen, Eckes Ruhm, unerträglicherweise auslösche (vgl. E₂ 4₁₋₄): Ecke will deswegen auf die Suche nach Dietrich gehen (vgl. E₂ 3₉). Dabei ist für den Helden selbst noch nicht entschieden, ob die öffentliche Meinung, die dem Berner den ersten Rang vor allen anderen Helden zuweist, im Recht ist oder nicht (vgl. E₂ 4₈₋₁₃, 6₁₋₇). Vielmehr kann man sich auf diese Instanz gerade nicht verlassen: Die meisten Leute loben auf der Basis von Vermutungen („*nach wāne*“, E₂ 6₁₁), der Rest nach Gusto („*nach liebe*“³⁸, E₂ 6₁₂).

2. (E₂ 7-12) Dem vierstrophigen Monolog Eckes folgt ein Disput zwischen den beiden anderen Helden, die die zweite Strophe des *Eckenlieds* E₂ als anwesend genannt hatte. Der wilde Ebenrot (Inquit-Formel Vers E₂ 7₁) weiß zu berichten, dass der Kampf Dietrichs mit Hild und Grin keineswegs so ruhmvoll gewesen sei, wie man das bisher gehört habe (vgl. E₂ 7₁₁).³⁹ Wegen einer Brünne habe der Berner vielmehr beide er-

³⁸ Brévant, der in der Übersetzung der Stelle in seiner Reclam-Ausgabe denen, die ihr Lob ausgehend von Vermutungen aussprechen, einige gegenüberstellt, die „aus (echter) Bewunderung“ ihre Gunstbeweise verteilen, scheint mir hier nicht das Richtige zu treffen. Was Ecke an dieser Stelle verlautet, ist der Wankelmut der öffentlichen Meinung überhaupt, die eben aufgrund von Vermutungen oder gar *nach Belieben* urteile.

³⁹ Die von Michael Egerding: Handlung und Handlungsbegründung im Eckenlied, in: Euphorion 85, 1991, S. 397-408, ebd. S. 399, behauptete Augenzeugenschaft Ebenrots, vermag ich aus Strophe E₂ 7 beim besten Willen nicht herauszulesen.

schlagen, er habe Leichenfledderei begangen (vgl. E₂ 7_{4f}). Mit Grin habe er nicht einmal gekämpft, sondern ihn im Schlaf überwältigt (vgl. E₂ 7_{12f}). Deshalb höre er, Ebenrot, ungern, dass man Dietrich lobt (vgl. E₂ 7₆₋₈). Gemäßigter urteilt Fasold (Inquit-Formel Vers E₂ 8₁), der, wie er betont, dem Berner „*weder vrient noch holt*“ (E₂ 8₂) sei. Zwar habe er den Helden nie mit eigenen Augen gesehen, die ihn aber gesehen hätten, die wüssten nur das Beste zu berichten (vgl. E₂ 8_{4f}, 9_{4f}). Er, Ebenrot (vgl. E₂ 8₉), möge einen Mann zeigen, der Dietrich besiegt habe (vgl. E₂ 8₁₁₋₁₃). Von einem solchen hat Fasold jedenfalls noch nicht gehört (vgl. E₂ 9₁). Wofür auch solle er, Fasold, sich an Dietrich rächen, wenn er ihn des Mordens bezichtigte (vgl. E₂ 9_{6f})? Da sich „*vro Sâlde*“ (E₂ 10₇) des Berners angenommen habe, gäbe es keinen Grund, dessen Ruhm zu schmälern und wer dies trotzdem versuche, der sei einfach nicht klug (vgl. E₂ 10₅). Als Lügner liefere man gar Gefahr, Gottes Huld zu verlieren (vgl. E₂ 9₁₀). Ja selbst wenn sich der Tathergang so abgespielt hätte, wie von Ebenrot berichtet – wie es aber nun gerade nicht gewesen sei –, dann hätte Dietrich ohne Ehrverlust und aus Notwehr gehandelt (vgl. E₂ 10₁₁₋₁₃). Darauf kontert Ebenrot erbozt,⁴⁰ dass Fasold doch selbst gesagt habe, er hätte den Berner nie gesehen (vgl. E₂ 11_{4f}, 11₁₁). Dass er ihn jetzt auf Verdacht („*nach wane*“, E₂ 11₁₂) hin lobe, sei grundlos, denn Dietrichs Schmach sei bereits allgemein bekannt (vgl. E₂ 11₈). Dem argumentativen Patt, wie es denn nun wirklich zugegangen sei beim Kampf gegen Hild und Grin, kann Fasold (Inquit-Formel Vers E₂ 12₁) letztlich nur seine eigene Version der Ereignisse entgegenhalten: Dietrich habe die beiden ganz und gar nicht lasterhaft überwunden (vgl. E₂ 12₅₋₇); Hild hätte Dietrich vielmehr so stark in Bedrängnis gebracht,⁴¹ dass diesem Meister Hildebrand zu Hilfe eilen musste (vgl. E₂ 12_{8f}). Daraufhin habe der Berner dann beide erschlagen und so sein Leben gefristet (vgl. E₂ 12₁₀₋₁₃).

3. (E₂ 13-16) Dieser letzte Komplex besitzt wie der erste monologischen Charakter. Ohne direkt an den Disput zwischen Ebenrot und Fasold anzuknüpfen, scheint Ecke sich mit der nun folgenden Lobrede auf Dietrich der Position Fasolds in der Bewertung des Berners anzuschließen. Dietrichs Ansehen sei vollkommen (vgl. E₂ 13_{2f}), seine Tugend gleiche einem Diamanten (vgl. E₂ 13₅) und man solle ihm mehr Lob zusprechen, als drei anderen Königen zusammen (vgl. E₂ 13_{6f}). Wer Dietrich leichtfertig und eitel („*uppeclichen*“, E₂ 13₁₀) gedenke, dem könne nichts

⁴⁰ Der Wechsel der Sprecher, wiederum mit Inquit-Formel angezeigt (vgl. E₂ 11₃), ist an dieser Stelle verbunden mit einer Charakterisierung der dialogischen Situation: *her Ebenrot im das enpfie | nûr wol* (E₂ 11_{2f}). Die inhaltliche Kontroverse ist also auch in der Rahmung als Streitgespräch markiert.

⁴¹ Dass es sich bei diesem Kampf um einen Ringkampf handelt, legt die Formulierung *si truhie in also sere* (E₂ 12₈) nahe.

Gutes widerfahren. Doch, so Ecke, sage er dies gerade nicht, weil man überall solches von ihm sagen höre, sondern weil er Dietrich besiegen wolle (vgl. E₂ 14₁₋₄). Vielleicht, so Eckes Hoffnung, nimmt sich ja Frau Sælde auch seiner an, und dann wird man in allen Landen sagen: ‚*seht, her Egge | hat den Berner erslagen!*‘ (E₂ 14_{12f}). Zwar habe er wohl schon hundert Männer gefällt (vgl. E₂ 15₂), doch wisse noch niemand, wer er sei (vgl. E₂ 14₅). Wie solle man ihm auch Ruhm und Ehre zusprechen, wenn er lediglich Feiglinge (vgl. E₂ 16₂) besiege? Wenn er nur einem ebenbürtigen Kämpfer fände und gegen den siegen könnte, dann hätte er damit größere Ehre errungen, als wenn er zwölf schwache Männer erschläge (vgl. E₂ 16₅₋₁₃).

Soweit in notwendiger Breite das Gespräch der Helden. Auffällig, wie bereits erwähnt, ist das Fehlen jener handlungsauslösenden Funktion, die solche Gespräche üblicherweise auszeichnet. Von Anfang an steht Eckes Entschluss fest, den Kampf mit Dietrich zu suchen. Und das bedeutet, dass seine Motive für Auszug und Suche nach Dietrich nicht aus den kommunikativen Interaktionen des Heldengesprächs resultieren. Die Motive des Helden werden durch die Figur selbst nur lediglich artikuliert, es gibt hier keine auch nur inszenierte Diskussion, die den Auszug Eckes provozierte: Ecke hat früher gekämpft, dies hat zu keinem relevanten Ehrzuwachs geführt. Dietrichs Lob lässt sein eigenes verblassen. Ergo muss Ecke es mit diesem aufnehmen, auf dass man endlich Notiz von ihm nehme.

All das weiß man bereits nach der sechsten Strophe des *Eckenlieds* E₂, all das ist bereits Inhalt von Eckes erstem Monolog. Bleibt die Frage, warum hier noch der Streit zwischen Fasold und Ebenrot geschildert wird. Warum schickt der Text Ecke nicht einfach los? Und noch ein Zweites wird aus solcher Perspektive erklärungsbedürftig: Wenn Ecke die Rechtmäßigkeit der Stellung Dietrichs als Primus in der Heldenhierarchie anzweifelt, weil man ja von ihm selbst die heldenhaftesten Taten gesehen hat, warum schlägt er sich dann in seinem zweiten Monolog ausgerechnet auf die Seite Fasolds? Obwohl das Rededuell der Kontrahenten mangels gesicherten Wissens unentschieden ausgeht, preist Ecke jetzt den Berner. Wieso tut er das? Letztlich geht es um zwei Fragen: Die eine ist die nach der Funktion des Gespräches, die andere die nach der Form seiner Kohärenz.

Ich beginne mit der Frage nach der inneren Kohärenz des Heldengesprächs, und hier bei jenem Hymnus, den Ecke auf Dietrich in seinem zweiten Monolog anstimmt. Dieser überraschende Lobpreis schließt nicht nur an die alles andere als gesicherte Position Fasolds an. Ecke setzt sich

auch in Widerspruch zu jener Position, die er selbst noch in seinem ersten Monolog vertreten hatte:⁴²

„[...]
 swer sin [Dietrich, K.M.] nu wol gedenket,
 das wissint, das der swachet sich
 und hat mich ser gekrenket.
 [...]“ (E₂ 58-10)

Wer immer dem Berner wohlwollend gesonnen sei, wer ihn lobe, der setze sich selbst herab und, so der Held, kränke ihn. Joachim Heinzle hat zumindest mit Bezug auf den zweiten Monolog und die Position Fasolds die Frage nach der Kohärenz des Heldengesprächs sehr einleuchtend und im Rekurs auf die Bedingung der Möglichkeit von relevantem Ehrzuwachs beantwortet. Denn solcher ist freilich nur in der Auseinandersetzung mit einem Gegner möglich, dem selbst ein gewisser Status zuerkannt werden kann. Ecke muss Dietrich loben, damit dieser überhaupt ein akzeptabler Gegner sein kann:

Ecke kann gar kein Interesse daran haben, Dietrich herabzusetzen: je tüchtiger der Gegner, desto größer der Ruhm dessen, der ihn bezwingt [...].⁴³

Führt man diese Überlegung weiter und vernachlässigt zunächst den zwischen den Monologen liegenden Disput der beiden anderen Helden, dann ergibt sich bezüglich der Reden Eckes folgendes Verhältnis: Ecke hat sich entschlossen, gegen Dietrich zu kämpfen, weil es ihm leid ist, dass der Berner überall und von allen gelobt wird. Der erste Monolog gibt damit, wie bereits gesagt, Auskunft über die Motive von Eckes Ausfahrt.⁴⁴ Die Rede des zweiten Monologs hingegen dient, folgt man dem Argument Heinzles, der Aufwertung des Gegners, über den ein Sieg nur dann Ehrzuwachs verspricht, wenn es sich um einen würdigen Gegner handelt.

⁴² Ecke wird zu Beginn des Heldengesprächs überhaupt mit der Information eingeführt, dass ihn das Lob Dietrichs kränke: *Hern Eggen dem was harte lait, | das man den Berner vil gemait | do lopte vor in allen* (E₂ 31-3).

⁴³ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 163, Fn. 64.

⁴⁴ Aus dem Heldengespräch zu schließen, dass der zukünftige Kampf auf Leben und Tod um der *êre* willen „schlechthin unmotiviert“ sei, wie Michael Egerding: *Handlung und Handlungsbegründung*, S. 401, und ähnlich Marie-Louise Bernreuther: *Herausforderungsschema und Frauendienst im ‚Eckenlied‘*, in: *ZfdA* 117, 1988, S. 173-201, ebd. S. 176, es wollen, halte ich für nicht statthaft. Zumindest unterstellt eine solche Folgerung die Geltung eines ganz bestimmten Konzeptes von *êre* und den Möglichkeiten ihrer Akkumulation. Vorausgesetzt wird ein idealisiertes höfisches Verhaltensreglement, für das das Töten der Gegner immer verwerflich ist. Es lassen sich demgegenüber allerdings zuhauf heldenepische Texte ins Feld führen, die das Töten von Gegnern im Kampf um der *êre* willen gerade nicht verurteilen. Manche Gegner dürfen, ja: müssen getötet werden – über die Modalitäten dieser Option später in dieser Arbeit mehr – und daraus erwächst dem siegreichen Kämpfer dann sogar Ehrgegewinn.

Dass sich Ecke einmal dessen Loben verbittet und später selbst Dietrich höchstes Lob zollt, eine vermeintliche Widersprüchlichkeit im Handeln der Ecke-Figur also, wäre dann zurückzuführen auf einen Wechsel jenes Kontextes, in den die beiden Sprechakte des Helden eingebettet sind. Die Situation hat sich verändert; für den zweiten Monolog gilt nicht mehr, was noch für die erste Rede vorausgesetzt werden konnte. Man kann sich fragen, wie eine solche Veränderung durch den Streit zwischen Fasold und Ebenrot als dem Zentrum des Heldengesprächs vermittelt ist.⁴⁵

Zwischen Eckes Monologen und von diesen seltsam isoliert, steht der Disput der beiden anderen Helden. Der Eindruck der Isolation ergibt sich aus jener nur ‚rein mechanischen‘ Verknüpfung der drei Segmente des Heldengesprächs, die allein auf der Ebene des Erzählens, nicht jedoch auf der der Figureninteraktionen stattfindet. Wer redet, erfahren wir durch simple Inquit-Formeln: *Do sprach her Egge* (E₂ 13₁). Nichts weist darauf hin, dass die Helden gehört haben, was im jeweils vorangehenden Block gesprochen wurde. Jedenfalls wird eine solche Bezogenheit nirgends explizit: Ecke spricht Fasold nicht an, wenn er nach ihm redet, so wie schon Ebenrot seine erste Rede nicht an Ecke adressiert hatte. Nur die *Abfolge* der Sprechakte der Figuren wird durch die Inquit-Formeln angezeigt. Dialogizität gibt es nur innerhalb des zweiten Blocks, nicht über die Grenzen der Gesprächsteile hinweg.

Natürlich ist immer wieder versucht worden, den Zusammenhang der einzelnen Sprechhandlungen im Sinne einer Abfolge von Aktion und Reaktion zu konzeptualisieren, mit mehr oder weniger großem Erfolg. Solche Bemühungen waren dabei von der Leitidee einer Geschlossenheit der Szene im Sinne eines abgeschlossenen kommunikativen Raums der epischen Welt geleitet. Zuletzt hat Hartmut Bleumer⁴⁶ die Frage nach der inneren Kohärenz der Passage aufgeworfen, und erneut negativ beantwortet, wenn er bezüglich des Gesprächs der Helden von einer „Doppelperspektive“⁴⁷ spricht, die es dem Text gegenüber einnehme. Während Ecke sich in seinen Reden als Akteur der kommenden Handlung sehe, bestimme der Disput der beiden anderen Helden das nachfolgende Geschehen thematisch. Der Streit biete exemplarisch eine Deutungsperspektive für den ersten Teil des Textes. Sein Thema sei der Ruhm Dietrichs von Bern,

⁴⁵ Vgl. etwa Bleumer: *Narrative Historizität*: „Daß dieses Gespräch [der Disput zwischen Fasold und Ebenrot, K.M.] für Eckes Haltung selbst keine Rolle spielt, hat immer wieder irritiert. Wenn für Ecke Dietrichs Ruhm nicht hinnehmbar sei, so hätte er der Haltung Ebenrots beipflichten müssen, der Dietrichs Ruhm durch die Anspielung auf die Hilde-Grim-Sage infrage stellt. Da er sich aber letztlich Vasolt anschließt, dem dritten Helden des Gesprächs, der für das Ansehen Dietrichs argumentiert, scheint Ecke im Gesprächsverlauf seinen Standpunkt zu wechseln“ (ebd. S. 140).

⁴⁶ Bleumer: *Narrative Historizität*, S. 140-143

⁴⁷ Ebd. S. 140.

der aufgrund seiner visuellen Unverfügbarkeit strittig ist. Darum werde es letztlich im *Eckenlied* *E*₂ gehen, wohingegen sich Ecke selbst im Zentrum der Geschichte sehe.

Die *Doppelperspektive* des Textes auf Dietrich und Ecke ist ganz gewiss ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis des *Eckenlieds* *E*₂. Doch stellt sich zunächst noch die Frage, wie sich aus dem Nebeneinander der Perspektiven, wie es sich im Heldengespräch (noch) als weitgehend unvermitteltes Nebeneinander dreier Blöcke des Sprechens darstellt, eine Doppelperspektive überhaupt ableiten lässt. Allenfalls ein Alternieren ließe sich hier zunächst vermerken, bringt man den Sukzessionscharakter des Rezeptionsaktes in Anschlag. Für eine Wahrnehmung wie der vorgeschlagenen bedürfte es der Einnahme eines Blickpunktes der Vermittlung: Welchen Ort, so kann man sich fragen, muss die durch den Text entworfene Rezeption einnehmen, damit für sie eine Doppelperspektive resultiert?

2.2.3 Die Adressaten der Sprechhandlungen des Heldengesprächs

Dass die Rezipienten des kommunikativen Verhaltens von Figuren nicht lediglich im Bereich der epischen Welten literarischer Texte zu suchen sind, dass also nicht nur Figuren z. B. Figurenrede wahrnehmen, ist evident. Denn die Rede einer Figur ist immer auch für die Rezipienten der Texte bestimmt. Zumindest auf der Ebene der Informationsvermittlung hat das seine Gültigkeit, zumindest in diesem Sinne kommunizieren dann Figuren über die Grenze einer epischen Welt hinaus mit Rezipienten von Geschichten. Das Verhältnis zwischen Figuren und Rezipienten ist dabei zunächst wechselseitig eines der *dritten Person*: Es gibt keine Dialoge zwischen Figuren und textexterner Rezeption. Zugleich ist das Verhältnis durch eine Asymmetrie der Wahrnehmung bestimmt: Während Rezipienten Figuren beobachten, ist der umgekehrte Fall ausgeschlossen.

Doch gibt es in Texten andere Sprecher als lediglich Figuren, etwa Erzähler oder Autoren. Weil diese systematisch eine gewisse Nähe zu den entworfenen epischen Welten haben – sie gehören wie die Figuren dem Text an, sind seine ‚Augen‘ – und zugleich der Welt der Rezeption nahe stehen – für sie ist die Rezeption nicht abwesend –, können solche Instanzen Vermittlungsfunktion übernehmen. Und sie können dabei ihre Reden an ein Publikum adressieren. Jene selbstgenügsame Abgeschlossenheit der epischen Welten gegenüber der Welt der Rezeption, die der Vermittlung bedarf, muss man allerdings nicht als eine historisch invariante Norm voraussetzen. Man hat sie vielmehr zu verstehen als Ausdruck einer heute geltenden Konvention, deren Verbindlichkeit dann bisweilen dadurch

bestätigt wird, dass ihr Bruch spielerisch inszeniert wird: Dass manchmal die Akteure eines Spielfilms direkt in die Kamera winken, ist so ein Fall.

Normen der Korrektheit und Kohärenz sind erfahrungsgemäß dem historischen Wandel unterworfen. Für Kommunikationsgemeinschaften mit stark situationsgebundenen Formen der Textrezeption bspw. scheint solcherart Trennung der Welt des Erzählten von der des Erzählens demgegenüber geradezu unwahrscheinlich. Die weitläufige Durchsetzung situationsentkoppelter Textrezeption bietet, so lässt sich vermuten, überhaupt erst die Möglichkeit, ein rezeptionsleitendes Konzept solcherart Distanzierung auszubilden. Man hat deshalb damit zu rechnen, dass in den historischen Zusammenhängen, in denen unsere Texte kommunikativ erfolgreich waren, die Trennung beider Welten noch nicht immer jenen Grad vollständiger Entkoppelung erreicht hat, den wir gewohnt sind vorauszusetzen.⁴⁸

Versucht man herauszufinden, welche Adressaten der Text für Eckes Sprechhandlungen intendiert, so hat man zunächst das Fehlen von Namen zu vermerken. Ecke richtet das Wort nicht an Fasold und Ebenrot, wie diese umgekehrt ihre Rede nicht an Ecke adressieren. Überhaupt findet sich die zweite Person in den Äußerungen Eckes äußerst selten (vgl. E₂ 3₈, 5₉) und sie bleibt dann weitgehend unspezifiziert. Nur einige ihrer Attribute lassen sich bestimmen: Das angesprochene *Ihr* in den Reden Eckes sind jene Leute (vgl. E₂ 3₄) – oder allgemeiner: die Welt (vgl. E₂ 5₁) –, die Dietrich loben und deren Verstummen sich Ecke wünscht.⁴⁹ Es sind die, die wissen mögen, dass sich selbst herabsetzt, wer Dietrich geneigt oder wohl gesonnen ist (vgl. E₂ 5₈₋₁₀).⁵⁰ Angesprochen ist also letztlich eine Öffentlichkeit, die über die Zuweisung der Ehrstatus entscheidet. Teil dieser Öffentlichkeit sind natürlich auch Ebenrot und Fasold, doch sind die Adressierungen der Äußerungen nur gerade soweit spezifiziert, dass sie noch leicht auf Figuren *und* Rezipienten zielen können.

In Bezug auf die Monologe Eckes lässt sich zunächst nur sehr eingeschränkt überhaupt von einer Adressierung sprechen. Doch sieht das ganz anders aus, wenn man Eckes Reden ins Verhältnis setzt zum Dialog Fa-

⁴⁸ Wenn die primären Rezeptionskontexte unserer Texte, wie ich voraussetze, als Situationen körperlicher Kopräsenz gedacht werden müssen und wenn, was die Figuren des Textes äußern, als Sprechhandlungen in solchen Situationen einem oder mehreren körperlich anwesenden Personen zuzuordnen sind, dann ist das Selbstverständliche hier nicht die Scheidung, sondern die Identifizierung von anwesenden Stimmen und Sprechern mit den Sprechakten von Figuren.

⁴⁹ „*ir möht der rede erwinden*“ (E₂ 3₈).

⁵⁰ Auch in der Rede Ebenrots findet sich eine in diesem Sinne *offene* Adressierung: „*es wart so frūmic nie die tat | hern Diettherichs von Berne, | als ir e von im hant vernomen*“ (E₂ 7₉₋₁₁). Da sich Ebenrot und Fasold ihrzen, kann das Personalpronomen in E₂ 7₁₁ aber auch einfach auf Fasold bezogen werden.

solds und Ebenrots, die nicht nur ihre Sprechakte aufeinander beziehen, sondern die sich gar mit Namen ansprechen (vgl. *E₂* 8₉, 8₁₁, 11₄₋₁₂, 12₂). Dass Ecke nicht in den Streit eingreift, dass ihn die Konfrontation der beiden anderen Helden nicht tangiert, obwohl ihn angehen sollte, was diese diskutieren, erzeugt innerhalb des Heldengesprächs gerade erst die relevante Leerstelle der Adressaten von Eckes Äußerungen. Hier wird der Blickpunkt der Rezeption eingerichtet: Entworfen ist die Kommunikationssituation des Textes als eine Situation unter Anwesenden. Und anwesend, so denkt das der Text, sind nicht nur die Helden, sondern auch seine Rezipienten. Wenn man hier ein szenisches Bild bemühen möchte: Wo sich Ebenrot und Fasold ansehen während sie miteinander reden, da scheint Ecke, der sich im selben Raum befindet, eher das Rundum eines impliziten Publikums zu fokussieren. Das schriftsprachliche *Eckenlieds E₂*, verstanden als eine weitgehend *situationsabstrakte Sprechhandlung*, inszeniert in seinem Beginnen die Welt seiner Rezeption als die Situation, die er selbst erzählt.

Der Text der Donaueschinger Handschrift hat am Ort des Heldengesprächs damit noch nicht jene vollständige Inklusion des Gesprächs vollzogen, wie sie Karlheinz Stierle als Bedingung des geschlossenen Textes beschrieben hat. Im Heldengespräch des *Eckenlieds E₂* ist Eckes Rede zunächst an sein Publikum adressiert. Der Text hat sich an dieser Stelle noch nicht vollständig von den Modi primärer Kommunikation im Nahbereich gelöst:

Nur im idealen Fall des gelungenen Gesprächs geht aus dem Hin und Her der Rede ein gemeinsamer Text hervor, dem im Hinblick auf seinen wechselnden Ursprung dennoch so etwas wie eine abgehobene Identität zukommt. Erst wenn die Rollen von Sprecher und Hörer asymmetrisch verteilt sind, kann der Text sich als ein in sich selbst ruhender Zusammenhang und Aufbau entfalten. Dann aber geht die Dialogizität in den Text selbst ein und bestimmt sein inneres Verhältnis. Nur der Text, der in sich selbst dialogisch ist, der das ursprüngliche Modell des Gesprächs in sich hineingezogen [...] hat, ist Text im eigentlichen Sinne.⁵¹

Genau das gilt für das *Eckenlied E₂* hier noch nicht; das Heldengespräch hat den Dialog noch nicht vollständig internalisiert. Der Text entwirft sich selbst in einen Raum der Kommunikation hinein, in dem die verbalen Akte der Figuren nicht schon immer wie selbstverständlich und ausschließlich auf dieser Ebene adressiert sind. In diesem Sinne ist unser Text *kommunikativ offen*: Er behauptet eine noch nicht vollständige Geschiedenheit der Räume verbaler Interaktion von epischer Welt und Welt der Rezeption.

⁵¹ Karlheinz Stierle: Werk und Intertextualität, in: Das Gespräch, hrsg. v. Karlheinz Stierle und Rainer Warning (Poetik und Hermeneutik XI), München 1984, S. 139-150, ebd. S. 140.

Erst der Rekurs auf eine dritte Instanz der Rezeption ermöglicht dann auch die intelligible Vermittlung zwischen dem ersten und dem zweiten Monolog Eckes. Erst in einem Raum, in dem Ecke zunächst zur Rezeption spricht und in dem er ein zweites Mal zur Rezeption spricht, wenn er, wie die Rezipienten, den Disput der beiden anderen Helden wahrgenommen hat,⁵² sind die Ablehnung der Lobpreise Dietrichs und Eckes eigenes Loben vermittelt. Auch wenn Ecke nicht mit den beiden anderen Helden spricht, so befinden sich doch alle *in derselben Situation*. D.h., Ecke kann den Disput wahrnehmen und daraus jene Schlüsse ziehen, die Heinze in Anschlag gebracht hat: Schon der Disput der beiden Helden gefährdet den Status des potenziellen Gegners Dietrich.

Da kann man dann zu jener Stelle zurückkehren, die die einzige Spezifizierung des Gesprächskontextes darstellt: *Es sasen held in ainem sal; | si rettont wunder ane zal* (E₂ 21f.). Dieser knappen Skizze wird man jetzt nur eine geringe Widerständigkeit gegen die Applikation auf ganz unterschiedliche, wenn auch nicht beliebige Rezeptionskontexte zuschreiben dürfen. Und es ist ja wohl auch kaum ein Zufall, wenn in Wittenwilers *Ring* dieser Teil des *Eckenlieds* auf den textinternen Rezeptionskontext von Bertschis Hochzeitsmahl, dem großen Fressen des Textes, ‚hingebogen‘ ist. Dort beginnt der Vortrag des *Eckenlieds* bei Tisch mit den Worten: „*Es sassen held in einem sal, | Die assen wunder über all*“ (Ring 5929f.). Wenn man darin nicht auch schon ein Zeugnis dafür sehen mag, dass die im *Eckenlied* entworfene Rolle der Rezeption realhistorisch angenommen, dass durch die historische Rezeption also eine weitreichende Überblendung der eigenen mit der textuell entworfenen Kommunikationssituation vorgenommen wurde, so kann man doch sagen, dass der *Ring* eben diese Möglichkeit narrativ entfaltet.

2.2.4 Die textuellen Funktionen des Heldengesprächs

Im Übrigen dauert das weitgehende Fehlen kontextueller Konkretisierungen der epischen Welt im *Eckenlied* E₂ über das Ende des Heldengesprächs hinaus noch eine Weile an. Auf diesen Sachverhalt wird sich in den nächsten Abschnitten des Kapitels die Aufmerksamkeit richten. Vielleicht aber ist es bereits hier erlaubt, die Frage zu beantworten, welche Funktionen dem Heldengespräch im Kontext unseres Textes zukommen. Hier wäre dann zunächst zu unterscheiden zwischen der Funktion in Be-

⁵² Denn Ecke weiß später, dass Fasold Dietrich gelobt hat (vgl. E₂ 9713). Ecke ist also, so kann man schließen, als anwesend zu denken, wenn Fasold und Ebenrot streiten. Doch steht das auch gar nicht infrage, denn diese lautet an dieser Stelle vielmehr: Wie ist das Sprechhandeln der Figuren adressiert?

zug auf den Erzählakt des *Eckenlieds E₂* und der Bedeutung, die das Gespräch für das Funktionieren des heldenepischen Sprechaktes der Handschrift haben konnte.

Zunächst zur Frage nach den Funktionen des Heldengesprächs in Bezug auf den heldenepischen Sprechakt im Donaueschinger Kodex. Hier sei zunächst daran erinnert, dass jene verbalen Interaktionen, die ich zuletzt zu strukturieren versucht habe, ihren Ort unmittelbar im Anschluss an die Zäsur zwischen den Geschichten finden: Mit dem letzten Vers des *Älteren Sigenot* und der ersten Strophe des *Eckenlieds E₂* ist das heldenepische Erzählen zunächst beendet, spricht der Text über die Welt der Rezeption. Die zweite Strophe eröffnet dann eine Situation der Konversation, deren Gegenstand heldenepischer Natur ist: Man sitzt zusammen und unterhält sich über Dietrich und Hildebrand. Darin wiederum kann man leicht die Einrichtung eines invertierten Blickpunktes sehen, invertiert im Vergleich mit dem vorangegangenen Erzählen. Im *Älteren Sigenot* konnte man den Figuren beim Handeln zusehen – jetzt sieht man innerhalb desselben Sprechaktes die *held* (E₂ 2₁) beim Plausch *über* ungesehene Heldentaten. Der textuell entworfene Ort der Rezeption am Anfang des *Eckenlieds E₂* ist letztlich der einer Figur, die die Rezeption von heldenepischen Geschichten beobachtet.

Das ist man freilich gewohnt, auf eine bestimmte Art und Weise auszudrücken. Man spricht im Kontext solcher Zusammenhänge normalerweise von medialer *Autoreflexivität*: Jene Distanznahme von der epischen Welt, die der Text seit dem letzten Vers des *Älteren Sigenot* provoziert, führt, so könnte man sagen, über den Zwischenschritt der ersten ab der zweiten Strophe zur Möglichkeit der Selbstbespiegelung. Doch möchte ich die Aufmerksamkeit auf jenes eigentümliche Kippen des Fokus selbst lenken. Tatsächlich gehen die Positionen von Figuren und Rezipienten schon im Bereich der zweiten *Eckenlied*-Strophe und nicht erst in den Zusammenhängen des Heldengesprächs ineinander über. Schon mit der zweiten Strophe gibt es keine klare Trennung der Figuren- von der Rezipientenebene mehr. Sind die Rezipienten hier zu Helden geworden oder die Figuren zu Beobachtern der Rezeption? Und diese Überblendung kennzeichnet auch das Heldengespräch: Da adressiert Ecke seine Reden an das Publikum und zusammen mit dem Disput der Helden wird es entworfen als eine sich in symmetrischer Dialogizität konstituierenden Kommunikationsgemeinschaft.

Damit erscheint das Heldengespräch des *Eckenlieds E₂* als funktionales Äquivalent zu einem konventionellen Prolog, jedenfalls wenn man diesen auf seine Aufgabe zur Organisation von kommunikativer Gemeinschaft reduziert. Und das Gespräch erscheint in dieser Funktion, nachdem durch die Strophe E₂ 1 eine andere Option zur Organisation der Kom-

munikationssituation abgewiesen wurde, jene eben, für die die Strophe ÄS 1 steht. Die Situation selbst muss nicht erst evoziert werden, der Sprechakt kontiniert bereits. Nur bedarf offenbar das Verhältnis zwischen epischer Welt und Rezeption einer Neuordnung.

Diese Neuordnung hat eine Entsprechung auch auf der Geschichtsebene des *Eckenlieds* E₂. Und damit wären wir bei der Frage nach der Funktion des Heldengesprächs für den Erzählakt.

Der Disput zwischen Fasold und Ebenrot zeigt den abwesenden Berner in einem eher zweifelhaften Licht. Die Helden wissen zwar, dass Dietrich die zwei Riesen erschlagen hat, nur scheint die mediale Vermitteltheit dieses Wissens eine gesicherte Ehrzuschreibung zu verunmöglichen.⁵³ Im Streit zwischen Fasold und Ebenrot inszeniert der Text die visuelle Unverfügbarkeit Dietrichs und er behauptet in diesem Zusammenhang die Unentscheidbarkeit der Frage nach der Rechtmäßigkeit von dessen Ehrstatus auf der Basis verfügbarer Daten⁵⁴: Dietrich ist unbezweifelbar der Primus in der Heldenhierarchie, aber ist er es auch zu Recht?

Mit dem Gegenstand des Disputs, so scheint es, antizipiert der Text auf einer ganz fundamentalen Ebene Voraussetzungen seiner Rezeption: Gemeint sind die Unsichtbarkeit Dietrichs und die mündlich vermittelte Herkunft des Wissens über den Helden. Dass diese ‚Wiederholung‘ durch den Text gleichsam als eine Situation des räumlichen Zusammenseins der Figuren im kommunikativen Agieren inszeniert ist, scheint auf Applikationsfähigkeit zu zielen. Aber warum muss das Verhältnis zwischen epischer Welt und Welt der Rezeption dann neu geordnet werden, diese Voraussetzungen gelten ja wohl auch für den *Älteren Sigenot*?

Eine Antwort auf diese Frage gibt die Geschichte des *Eckenlieds* E₂. Denn der Inversion des Fokus korreliert eine weitere Perspektivverschiebung. Diese wiederum ist signifikant, wenn man auf die anderen Texte aventiurehafter Dietrichepik blickt. Und sie ist noch auffällig in der Zusammenschau jener größeren Gruppe von Texten, die wie das *Eckenlied* durch eine *Queste* gekennzeichnet sind. Unser Text steuert die Vermittlung von epischer Welt darüber, dass sein Fokus der Suche einer Figur

⁵³ Marie-Luise Bernreuther: Herausforderungsschema, spricht hier von „Beweisnot“ (ebd. S. 178), ähnlich Hartmut Bleumer: Narrative Historizität: „Als Gestalt der Sagenüberlieferung ist Dietrich nicht eindeutig zu beurteilen“ (ebd. S. 139). Hildegard Elisabeth Keller: Dietrich und sein Zagen im Eckenlied (E₂): Figurenkonsistenz, Textkohärenz und Perspektive, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 55-75, versucht in diesen Zusammenhängen den Begriff der Fama heuristisch fruchtbar zu machen.

⁵⁴ Allerdings wird immer wieder und unter dem Stichwort der konkurrierenden Dietrichbilder vorausgesetzt, dass es historisch eine solche axiologische Ambivalenz der Figur gab, vgl. etwa Carola L. Gottzmann: Das Eckenlied. Diskussion der Dietrichbilder, in: Heldendichtung des 13. Jahrhunderts: Siegfried – Dietrich – Ortnit, Frankfurt a. M. / Paris 1987, S. 137-168.

folgt, darüber, dass Welt über ihren Weg entfaltet und so erfahrbar gemacht wird. Doch anders als die meisten vergleichbaren Texte berichtet das *Eckenlied E₂* zunächst nicht von jenem Helden und seinem Weg, der in aventiurehafter Dietrichepik der Beste ist. Zunächst hören wir davon, dass Ecke Dietrich zu suchen vorhat (vgl. *E₂* 39f.) und dann wird vom Suchen und Finden des Berners erzählt. Konventionell ist eine *Queste* anders organisiert: Da bricht der positive Held der Geschichte auf, um seine Abenteuer, seine Aventiuren zu finden. Er muss nicht wie der Dietrich des *Eckenlieds E₂* erst selbst noch gefunden werden.

Auffällig mag ein solches Erzählen vom Gegner Dietrichs her zunächst vor dem Hintergrund anderer Geschichten sein. Doch kann man sich fragen, ob es sinnvoll ist, auf den Hintergrund solcher Texte und ein diesbezügliches Vorwissen der Rezeption zu referieren. Man mag es für wahrscheinlich halten, dass *Queste*-Texte gekannt wurden und das *Eckenlied E₂* auf diese beziehbar war. Wissen können wir das allerdings nicht.

Deshalb hat man zunächst primär ins Auge zu fassen, was der Sprechakt des Kodex selbst an Hintergrund zu bieten hat. Es kann sein, dass der schriftsprachliche Erzählakt historisch auf solche Kontexte traf, die Schemaabweichung sinnstiftend erfahrbar machten. Doch verlässt sich der heldenepische Sprechakt der Handschrift gerade nicht auf eine solche Möglichkeit, wenn er dem *Eckenlied E₂* mit dem *Älteren Sigenot* einen Verstehenshorizont vorschaltet. Wie immer man sich auch den historischen Hintergrund in solchen Zusammenhängen denken mag: Der Sprechakt des Donaueschinger Kodex geht auf Nummer sicher.

Die Markierung der Andersartigkeit der Geschichte des *Eckenlieds E₂* und in diesem Zusammenhang ein besonderer Entwurf des Blickpunktes der Rezeption durch das Heldengespräch sind vom *Älteren Sigenot* her verständlich. Das Unerhörte des *Eckenlieds E₂* ist die Suche des Gegners nach Dietrich; das impliziert eine Wahrnehmung des Helden aus einem Distanzbereich und damit zugleich die kommunikative Nähe mit jenem Gegner, der etwa im *Älteren Sigenot* am Anfang des Erzählens abwesend ist. Innerhalb des heldenepischen Sprechaktes der Handschrift ist es die Aufgabe des Heldengesprächs, jene Einstellungen neu zu präzisieren, die die Wahrnehmung von Geschichten leiten.

2.3 Das zweite Gespräch im *Eckenlied E₂*

2.3.1 Missverständnisse: Die Aussendung Eckes im Frauendienst

Legte man erzählökonomische Gesichtspunkte zugrunde, so hätte Ecke eigentlich schon nach seinem ersten Monolog aufbrechen und sich auf die

Suche nach Dietrich begeben können. Für seinen Entschluss spielen die Sprechhandlungen der anderen Figuren des Heldengesprächs keine Rolle. Doch selbst nach diesem darf Ecke noch nicht auf die Suche gehen. Zunächst wird er selbst noch in einen Dialog mit einer Figur verwickelt. Drei Königinnen von Jochgrimm treten auf, die Ecke aussenden werden, den Berner herbeizuschaffen. Mit Strophe E₂ 17 nimmt das *Eckenlied* offenbar einen neuen Anlauf, wobei der Einsatz mit der *was-gesezzen*-Formel nun die konventionelle Semantik zumindest anspielt, wenn drei Herrscherfiguren eingeführt werden:

Hie waren nach gesessen bi
vil schöner küneginne dri
und horten disû mære.
dû höhste von den *drin* do sprach:
„öwe, das ich in nie gesach!
wer ist der Bernære,
dem nu so hohes lobes giht
vil menig helt vermessen?
ob in min öge niht gesiht,
so hat min got vergessen
und mûs öch gar unsälig sin.
sol ich den helt niht schöwen,
min vrôd ist gar dahin.
[...]“ (E₂ 17₁₋₁₃)

Dem Heldengespräch folgt ein zweites Gespräch – ebenso gut könnte man freilich sagen, dass sich lediglich die Interaktionszusammenhänge innerhalb *einer* Gesprächssituation verändern: Wo zunächst Ecke, Fasold und Ebenrot den Kommunikationsraum bevölkern, da sind es nun Ecke und Seburg. Den Auftritt der Königin wiederum begleitet eine monologische Rede, vergleichbar denen Eckes im Heldengespräch. Darin greift sie das Thema des Disputs zwischen Fasold und Ebenrot auf. Wieder geht es um die problematische Unsichtbarkeit Dietrichs für die Figuren der epischen Welt (vgl. E₂ 17₅). Und Seburg weiß auch, dass manche Dietrichs Ruhm durch ihre Reden zu schmälern trachten:

„genüge herren valschent in
und hant es zainer swäre,
das man dem helde spricht wol.
[...]“ (E₂ 18₅₋₇)

Aus der Unverfügbarkeit Dietrichs ergibt sich im Gespräch zwischen Ecke und Seburg allerdings keine Diskussion bezüglich dessen Ehrstatus: Die Königin benötigt keine Augenzeugenbeweise, sie will Dietrich aus anderen Gründen sehen (vgl. E₂ 17₅₋₁₃). Nur seine Anwesenheit könne, so

Seburg, ihre Qualen beenden – die Königin konstatiert, dass die *vermittelte Distanz* des Helden ein Faszinosum geriert:

„[...]
 in wais, wie ich sol gebaren,
 sin hoher nam der tötet mich.
 es kām mir liht ze gūte,
 sāh ich den fürsten lobes rich:
 ich lies in us dem mūte.
 in wais, wes er mich hat gewent,
 das sich als unverdienot
 min herz nach im sent.“ (E₂ 26₆₋₁₃)

Dietrichs Fama erzeugt bei der Königin ein sehnsuchtsvolles Verlangen nach des Helden Präsenz. Die Pein zu beenden, ist ihr Motiv dafür, Ecke in Dienst zu nehmen. Denn davon wird berichtet: wie Ecke, obwohl er bereits den Entschluss gefasst hat, Dietrich aufzusuchen, von Seburg ausgesandt wird, um ihn nach Jochgrimm zu schaffen. Dass die Ziele, die Ecke und Seburg mit der Fahrt des Helden zu erreichen hoffen, zumindest potenziell kollidieren, weil nämlich der Held auf einen Kampf aus ist, in dem er den Tod Dietrichs in Kauf nimmt (vgl. E₂ 14₁₁₋₁₃ u. ö.), während die Königin den Berner ganz offenbar lebend sehen möchte, liegt auf der Hand.⁵⁵ Trotzdem wird Ecke später als Ritter der Königinnen von Jochgrimm nach Dietrich suchen. Wie passt das zusammen?

Unter den vorgeschlagenen Interpretationen zur Aufklärung der Passage⁵⁶ scheint mir jene Lösung die plausibelste, die Hartmut Bleumer angeboten hat, und die Kohärenz dadurch sichert, dass sie ein Kommunikationsproblem zwischen Ecke und Seburg unterstellt.⁵⁷ Seburg will Ecke in Dienst nehmen und sie unterbreitet ihm ein Angebot. Dieses verfolgt

⁵⁵ Fragt man sich unter dem Gesichtspunkt der Themavariation der beiden Gespräche, was eigentlich die Figuren unterscheidet, die nach der Präsenz des Berners, warum auch immer, lechzen, dann liegt ein gravierender Unterschied zunächst im Handlungsspielraum zur Behebung des Defizits. Während nämlich Ecke selbst ausfahren kann, um Dietrich zu sehen und zu überprüfen, ob das Lob, das ihm allerorten zugesprochen wird, gerechtfertigt ist, so kann Seburg als höfische Dame und Königin sich nicht selbst zu Dietrich begeben: Sie bedarf eines Helfers, eben Ecke. Der Text setzt so zu Anfang zwei Figuren, die der Präsenz Dietrichs bedürfen, und auf diese Figuren sind die beiden Wege des Textes bezogen: Während Ecke zu Dietrich reist, um dessen Präsenz wahrzunehmen, so wird Dietrich zuletzt zu Seburg reisen.

⁵⁶ Diese kreisen zumeist um die Frage, ob Ecke oder Seburg oder beide schuldig sind am Verhängnis des Helden. So spricht bspw. Francis B. Brévert: *won mich hant vrouwan us-gesant* (L. 43,4). Des Helden Ausfahrt im Eckenlied, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 220, 1983, S. 268-284, vom „irregeleiteten Heldentum[]“ im „Dienst bedenkenloser Frauen“ (ebd. S. 281); vgl. dazu auch Bernreuther: Herausforderungsschema, S. 187.

⁵⁷ Bleumer: Narrative Historizität, S. 140-142.

das Ziel, den Helden für eine alternative Form der Ehrakkumulation zu gewinnen: Die Königin offeriert Ecke den Lohn eines höfischen Konkurrenzmodells,⁵⁸ das an die Stelle desjenigen treten soll, das Ecke im Heldengespräch exponiert hatte. Was die Königin dem Helden anbietet, ist als Substitut für Eckes Verzicht auf sein ursprüngliches Vorhaben gedacht: Hatte der Ehrzuwachs an den Tod des Gegners gekoppelt, so stellt die Königin ihm „*pris und ere*“ (E₂ 30₁₂) gerade für den Fall in Aussicht, dass er Dietrich am Leben lässt. Wenn Ecke den drei Königinnen den Berner bringen würde, so Seburg zum Helden,

„[...]
so solt du wellen an der stunt
und unser aine minnen,
swelchû dir darzû bas behag:
des hast du pris und ere.
vûr war ich dir das sag.“ (E₂ 30₉₋₁₃)

Ecke hat die freie Auswahl. Eine der drei möge er sich zur Minnedame wählen. Nicht die Ehre dessen, von dem man erzählen könnte, er habe den Berner erschlagen, sondern eine Statuserhöhung, die aus der gesellschaftlichen Anerkennung im Dienst an einer Dame resultiert, hat Seburg dem Helden zu bieten. Sie, die in der gesellschaftlichen Hierarchie über Ecke steht,⁵⁹ entwirft den Zusammenhang eines reziproken Dienst-Lohn-Verhältnisses. Die Liebe, die Ecke hier verschenken darf, ist die einer Herrin gegenüber. Die schillernde *minne*-Begrifflichkeit verfügt über die nötige Unschärfe, damit der Text ein kommunikatives Missverständnis inszenieren kann: Wenn Seburg sich der Vokabeln der höfischen Liebe bedient, dann versteht Ecke immer etwas anderes.⁶⁰

Das Missverständnis wird im *Eckenlied* E₂ nicht direkt und in der verbalen Konfrontation unterschiedlicher Minnekonzepte entfaltet.⁶¹ Aber

⁵⁸ Es gehört zu den Konstituenten höfischer Interaktion, dass die ritterliche Demonstration adliger Gewaltfähigkeit in diesem Rahmen den Tod der Kontrahenten gerade ausschließt.

⁵⁹ Der Text inszeniert ein soziales Gefälle zwischen Seburg und Ecke, das in den Anredeformen (Ecke wird geduzt, Seburg „gehrzt“) und in der Benennung der Figuren als Königin und Held kodiert ist, vgl. Bleumer: Narrative Historizität, S. 141.

⁶⁰ Das Missverständnis ist, wie Hartmut Bleumer: Narrative Historizität, gezeigt hat, zugleich eines, das aus der Unfähigkeit Eckes resultiert, sich der Interaktionsformen gebärdenhafter Kommunikation zu bedienen. Die Handlungen der Königin werden von Ecke insgesamt nicht in ihrer symbolischen Dimension erkannt.

⁶¹ Spezifiziert wird Eckes Vorstellung durch den Text nicht: Wenn die Königin Ecke aufgrund ihres Aussehens *minneclîch genûg* (E₂ 32₇) erscheint, dann bleibt das durchaus im Rahmen dessen, was im Minnedienst von höfischer Epik und Lyrik dem Manne erfahrbar ist. Allenfalls in Erwartung eines Konfliktes wegen der einander nicht adäquaten Zielen beider Figuren lässt sich an dieser Stelle vermuten, dass der Held vielleicht auch an Seburg selbst als Lohn denkt, dass er die Suche nach Dietrich als Bewährung innerhalb einer Brautwerbung versteht oder dass hier gar ein sexuelles Begehren eine Rolle spielt. Auf das

dass es in der epischen Welt verschiedene Auffassungen bezüglich des Verhältnisses der Figuren zueinander gibt, ist überdeutlich markiert, am klarsten, als Seburg versucht, ihren Helden zu einem repräsentativen Minneritter zu machen. Die Königin staffiert Ecke prächtig aus und so etwas dient der Repräsentation des Status jener Instanz, in deren Dienst der Ritter unterwegs ist. Die Einkleidung durch Seburg ist dann der Versuch, den ständisch unter ihr stehenden Ecke innerhalb der sozialen Interaktionsform ‚Indienstnahme eines Ritters durch eine Dame‘ an sich zu binden und diese Bindung zugleich öffentlich zu machen.

Doch gelingt solcherart Indienstnahme unseres Helden nur unvollständig. Die Königin kleidet Ecke ein, sie rüstet ihn mit den besten Waffen aus, er trägt eine unendlich wertvolle Brünne (vgl. E₂ 22₁₃), zuletzt lehnt der Held jedoch das angebotene Pferd ab. Ohne Pferd aber kann Ecke nicht als Ritter gelten.⁶² Das fehlende Pferd, das auf Eckes Zielsetzung und nicht auf die Seburgs verweist, markiert den Versuch der Indienstnahme des Helden als gescheitert. Zwar wähnt sich Ecke im Auftrag der drei Königinnen unterwegs, doch fällt die Defizienz seiner Erscheinung mit der Defizienz seines Verständnisses davon zusammen, in welchem Verhältnis er zur Königin steht.

2.3.2 Das Werden einer sinnlich erfahrbaren Welt

Mit den Gesprächen, von denen die Geschichte des *Eckenlieds* E₂ ihren Ausgang nimmt, ist epische Welt zunächst ausschließlich in Zusammenhängen verbaler, kommunikativer Akte gegeben. Die erzählte Welt stellt sich dar als ein Kommunikationsraum, von dem nie gesagt wird, dass irgendwer irgendjemand anderen in ihm sehen kann. Es wird nicht gesagt, dass überhaupt irgendetwas sinnlich erfahrbar ist, nimmt man einmal die wechselseitige Wahrnehmung der verbalen Akte aus, die der Aufbau des Textes impliziert: Die Figuren sind da einfach dadurch, dass gesprochen und gehört wird. Wenn man überhaupt von einer näheren Bestimmung der epischen Welt reden kann, dann stiftet sie der Text über Negationen: Die Figuren sind da, wo Dietrich gerade nicht ist, wo Dietrich auch noch nie war, wo man nur von ihm gehört hat und von ihm spricht.

Das gilt zunächst für das Heldengespräch. Was dort als visuell wahrnehmbare Welt artikuliert wird, ist in Gänze abwesend, ist nur in den

minne-Verstehen Eckes haben wir tatsächlich keinen *direkten* Zugriff und in diesem vielleicht ostentativen Verschweigen könnte sich ein Redetabu andeuten.

⁶² Vgl. zur Thematik Dietmar Peschel-Rentsch: Pferdemenner. Kleine Studie zum Selbstbewusstsein eines Ritters, in: Pferdemenner. Sieben Essays über Sozialisation und ihre Wirkung in mittelalterlicher Literatur, Erlangen / Jena 1998, S. 12-47.

Sprechhandlungen der Figuren gegeben. Ecke erzählt, man habe von ihm gesehen „*vil mengen nider vallen | durch hârnesh tot verseret*“ (E₂ 3_{6f}), Ebenrot erzählt, dass Dietrich Hild und Grin „*umb aine brün, die er nam*“ (E₂ 7₄) erschlagen habe, Fasold wiederum weiß zu berichten, dass Dietrich die beiden in nicht ehrenrühriger Weise „*uf ainem grûnem plane*“ (E₂ 12₁₂) besiegt hat usw. Die Welt der Helden kennt Sichtbarkeit, aber Sichtbarkeit konstituiert nicht die Gegenwart des Gesprächs. Präsent sind lediglich verbale Akte und ihre Bezogenheit aufeinander.

Und trotzdem ist dieses Erzählen der Figuren *von* einer abwesenden, sichtbaren Welt ein Anfang. Sukzessive, und das werde ich in Folge nachzuzeichnen versuchen, konstituiert sich von hierher die Welt des *Eckenlieds* E₂ als ein sinnlich und dabei vor allem visuell erfahrbarer Raum, gewinnt die epische Welt nach und nach ihre eigene räumliche Qualität.

Was ich vom Gespräch der Helden gesagt habe, gilt noch, wenn die drei Königinnen auftreten. Die hatten „*disû mære*“ (E₂ 17₃), die Reden der drei Helden, gehört. Von einer weiterreichenden Bezogenheit erfährt man nichts: Drei Königinnen sind *irgendwie* da, und sie haben wahrgenommen, was gesprochen wurde.⁶³ Von Ebenrot und Fasold kommt nichts mehr, auch zwei der drei Königinnen bleiben stumm. Das muss unter den Konstitutionsbedingungen der epischen Welt, die zu diesem Zeitpunkt herrschen, nicht weiter kommentiert werden: Wo Figuren und epische Welt nur in Sprechhandlungen gegeben sind, da sind Verstummen und Schweigen gleichzusetzen mit Verschwinden und Nichtexistenz. Die Stimmen selbst sind das Dasein der Figuren, sie müssen nicht noch explizit weggehen. Erst im Anschluss an die Klage über ihre sehnsuchtsvolle Verfallenheit an den Berner und das Lob Dietrichs richtet Seburg das Wort an Ecke:

si sprach: „wiltu’n gewinnen,
Egge, so wis willekomen
und bis vil wol enpfangen.
ich han so vil von dir vernomen,
das ich her bin gegangen.
[...]“ (E₂ 19₆₋₁₀)

Seburg hat von Eckes Taten gehört (oder sie hat ihn reden hören, das vereindeutigt der Text an dieser Stelle nicht) und sie hat sich deshalb *zu ihm begeben*, das heißt, es existiert ein Raum des Handelns. Immer noch regiert das Primat des Verbalen, aber der Zusammenhang von Sagen und Hören provoziert hier nicht nur mehr weitere Rede, sondern zusätzlich die Bewegung einer Figur. Und nachdem Ecke der Königin bestätigt, dass

⁶³ Man mag sich an eine Simultanbühne erinnert fühlen.

er sich tatsächlich vorgenommen hat, den Berner im Kampf zu stellen, verspricht sie ihm eine Brünne:

Si sprach: „sit in dem willen bist,
so gib ich dir ze dirre vrist
die aller best brünne,
die mannes öge ie gesach,
[...].“ (E₂ 21₁₋₄)

An dieser Stelle tritt zum ersten Mal überhaupt die Möglichkeit von Interaktion jenseits von Sprechhandeln in den Horizont der epischen Welt des *Eckenlieds E₂*. Die Königin war dem Helden bisher bereits so nahe, dass man miteinander reden konnte. Jetzt wird diese Nähe überblendet mit materieller Kopräsenz. Seburg übergibt Ecke die Brünne, ohne dass die Übergabe und das Anlegen des Kettenhemdes selbst aber nun schon *erzählt* würden.⁶⁴ Im *Eckenlied E₂* gibt es an dieser Stelle lediglich die selbstbeschreibenden Äußerungen der Königin: „ich gebe dir jetzt die allerbeste Brünne“ (vgl. E₂ 21₂) und „ich will dir die Brünne geben“ (vgl. E₂ 24₁₁). Niemand hingegen *sagt*, dass Ecke die Brünne erhalten und dass er sie angelegt hat. Vielleicht kann man sagen, dass die Rede der Königin die Fähigkeiten eines *auktorialen Sprechaktes* hat: Das Sprechen Seburgs schafft jenen Sachverhalt der epischen Welt, der das Tragen der Brünne durch Ecke ist.

Die epische Welt des *Eckenlieds E₂* befindet sich an dieser Stelle des Textes bereits in einem Zustand, in dem Gegenstände präsent sind, und diese können offenbar auch gesehen werden (vgl. E₂ 21₄). Doch bleibt dieses Sehen noch an die Rede einer Figur geknüpft: Man kann sehen, dass es sich um die allerbeste Brünne handelt, sagt die Königin. Diese Sichtbarkeit ist in der Rede der Königin dabei zunächst noch nicht an ein bestimmtes Paar Augen gebunden: Vielmehr *setzt* das Sprechen Sichtbarkeit überhaupt.

Was das für eine sagenhafte Brünne ist, erzählt die Königin im Folgenden: Aus ihr haben die Drachen dereinst den Kaiser Ortnit gesaugt, sie gehörte später Wolfdietrich und nach dessen Tod konnte Seburg sie „*umb fünfzig tusent mark*“ (E₂ 22₁₃) in einem burgundischen Kloster erstehen.⁶⁵

⁶⁴ Später wird erzählt, wie Seburg Ecke einkleidet. Die Brünne ist dann nicht unter den aufgezählten Ausrüstungsgegenständen. Und doch wird Ecke sie im Moment seines Aufbruchs tragen.

⁶⁵ Was ich weiter oben als den Versuch Seburgs rekonstruiert habe, Ecke eine alternative Möglichkeit zur Akkumulation von Ehre schmackhaft zu machen, wiederholt sich an dieser Stelle: Die Brünne ist nicht nur von sagenhaftem Wert, sie stellt Ecke nicht nur ebenbürtig neben andere hohe Herren, immerhin wird sie ja mit einer Landesherrschaft parallelisiert (vgl. E₂ 24₉). Sie bietet vor allem auch die Möglichkeit, sich in eine Reihe mit den Heroen Ortnit und Wolfdietrich zu stellen, vielleicht sogar in eine Reihe mit diesen Figuren

Diese Brünne ist ganz aus Gold und in Drachenblut gehärtet, kein Schwert hat ihr jemals auch nur das Geringste anhaben können – und: „*sich, Egge, die wil ich dir geben*“ (E₂ 24₁₁). Jetzt also, nachdem Eigenschaften und Geschichte der Brünne mitgeteilt sind, ist die Sichtbarkeit des Gegenstandes in der epischen Welt *für* Ecke da. Der Imperativ adressiert die Wahrnehmung des Gegenstandes an das spezifische Gegenüber der zweiten Person. Blickt man auf die Auftritte Eckes und Seburgs zurück, deren Reden zunächst immer in einen unspezifischen Kommunikationsraum hinein und ohne explizite Adressierung geäußert waren, so verläuft der ‚Auftritt‘ der Brünne ganz ähnlich. Zunächst ist sie überhaupt sichtbar: Es ist die beste Brünne, die Mannes Auge je gesehen hat. Erst in einem zweiten Schritt ist sie für eine spezifische Figur der epischen Welt sichtbar und dies bezeichnenderweise in Zusammenhängen nonverbaler symbolischer Kommunikation.

In den Zusammenhängen der Übergabe der Brünne an den Helden wird die epische Welt des Textes sukzessive zu einer visuell erfahrbaren und erfahrenen. Doch noch bevor dieser Prozess insgesamt vollendet ist, taucht ein alter Fahrender auf und mit diesem gerät ein weiteres Mal der abwesende Dietrich von Bern in den Fokus der Geschichte. Wieder scheint der Text dabei zugleich zu zögern, Ecke endlich auf seinen Weg zu schicken, wieder tritt eine Figur hinzu, deren sprachliches Handeln die Ausfahrt aufschiebt: *Dis hort ain alter varnder man. | Er sprach [...]* (E₂ 28_{1f}).

Die Einführung der neuen Figur ist wie gehabt als ein Auftritt inszeniert, der durch den Zusammenhang von Hören und Sprechen gestiftet wird. Der Fahrende, auch das kennt man nun schon, preist Dietrich – „*die ere er sere minnot*“ (E₂ 28₁₀) – und er schilt gleichzeitig und in der expliziten Adressierung seiner Rede an Ecke dessen „*üermüt*“ (E₂ 28₄): Wollte Ecke den Berner wirklich herausfordern, so werde er das schlechtere Ende auf seiner Seite haben. Nicht der Held reagiert darauf, vielmehr ergreift die Königin das Wort. Seburg will wissen, ob der Alte Dietrich kennt, was dieser bejaht, um sofort eine Beschreibung des Helden anzubringen:

„ja ich,“ sprach der varnde man,
 „er ist ain ritter lobesan,
 der edel Bernære,
 und ist zen brusten harte wit,
 gestalt alsam die löwen.“ (E₂ 29₄₋₈)

als sagenhaften Kaisern. Seburg offeriert also ein durchaus heterogenes Ensemble an Möglichkeiten zur Statuserhöhung, das nur dadurch Einheit gewinnt, dass jede von ihnen die Verschönerung Dietrichs ermöglichen.

Interessant ist hier zunächst die Frage, auf die der Fahrende, den man wohl unschwer dem literarischen Figurentypus des fahrenden Spielmanns zuordnen kann, antwortet. Seburg will nämlich wissen: „*erkennest du in? | so sag uns von im mære*“ (E₂ 29_{2f}). Doch hätte man an dieser Stelle und nach den bisherigen Problematisierungen der vor allem visuellen Unverfügbarkeit Dietrichs wohl eine Frage erwarten dürfen, die die mediale Vermitteltheit des Wissens von Dietrich mitthematisiert. Man hätte erwarten können, dass an diesem Punkt die Frage nach der Referenz jenes Erzählens *von* Dietrich, das Seburg dem fahrenden Spielmann abfordert, mitgestellt wird. Aber genau dies geschieht nicht. Die Königin will wissen, ob der auftretende Spielmann informiert ist, ob er Kenntnis, nicht aber, ob er Dietrich schon einmal *gesehen* hat. Was der Fahrende andererseits von Dietrich zu berichten weiß, ist dann auch eher konventioneller Natur: So etwas weiß man über Dietrich von Bern, und die erzählende Reproduktion solchen Wissens in all ihrer Hyperbolik darf man von einem „Fachmann auf dem Gebiet Dietrich(epik)“⁶⁶ erwarten. Mehr aber eben nicht.⁶⁷

Der Fahrende unterscheidet sich damit nicht kategorial von den anderen Figuren, die das *Eckenlied* E₂ bisher bevölkerten, und man mag dann auch Eckes knappe Replik auf die Rede des Alten (vgl. E₂ 29_{9f}) vor diesem Hintergrund deuten: Der Fahrende wolle, so der Held, „*uns*“ (E₂ 29₁₀) mit seiner Erzählung einschüchtern. Weil auch diese Figur von ihrer Typik her, und das *Eckenlied* E₂ erzählt gerade nicht etwas Gegenteiliges,⁶⁸ lediglich über ein *vermitteltes* Wissen verfügt, kann ihre Rede Ecke in seinem Entschluss nicht beirren.

Der Auftritt des Fahrenden spielt neuerlich jenes Problemfeld an, das bereits den ersten Monolog Eckes, den Streit zwischen Fasold und Ebenrot sowie die Reden Seburgs bestimmt hatte. Die *Variation* der Absenz Dietrichs im Diskurs der Figuren, scheint zumindest am Beginn des *Eckenlieds* E₂ überhaupt als textkonstituierender Mechanismus aufgefasst werden zu müssen. Nicht die Entwicklung einer Geschichte auf der syntagmatischen Achse des Textes, sondern das modifizierende Kreisen um ein thematisches Gravitationszentrum bestimmt den Anfangsteil des

⁶⁶ Matthias Meyer: Verfügbarkeit, S. 197.

⁶⁷ Setzt man voraus, dass, was der Fahrende auch berichtet, nämlich dass Dietrich „*ellendes vatter*“ (E₂ 28₇) sei, also dass der Berner eine Position einnimmt, die in der mittelhochdeutschen Heldenepik eigentlich Etzel, nie jedoch Dietrich innehat, so könnte man unseren Fahrenden gar für einen unzuverlässigen Erzähler halten. Vgl. dazu auch den Kommentar zur Stelle in Brévarts Reclam-Ausgabe.

⁶⁸ Matthias Meyer: Verfügbarkeit, S. 197, und Hartmut Bleumer: Narrative Historizität, S. 142, meinen hingegen, der Fahrende hätte Dietrich gesehen und berichte hier aus eigener Anschauung. Dafür finde ich im Text keinen Anhaltspunkt.

Eckenlieds E₂.⁶⁹ Doch rückt die letzte Episode das Problem der Unverfügbarkeit Dietrichs deutlicher als noch zuvor ein in die Bedeutungsfelder von poetischer Kommunikation und literarischer Rezeption. Mit dem Fahrenden taucht eine Institution des Erzählens auf, die Ordnung, Kompetenz und Entscheidbarkeit verheißt, wo das Erzählen von Dietrich bisher wild war. Aber auch mit dieser Figur kommt Referenz nicht ins Spiel. Vielmehr wird im Auftritt des Spielmanns das Durchstoßen auf die Ebene der Referenz weiter verzögert.

Unser Spielmann steht für die erzählerische Vermittlung von Distanz. Sein Auftritt und die an Ecke gerichtete Warnung kann man deshalb auch so lesen, dass hier die Beibehaltung eines diesbezüglichen Status quo angemahnt wird: Zumindest Ecke sagt er vorher, dass der Abbau der Distanz zu Dietrich für ihn gefährlich werden wird (vgl. E₂ 285). Insofern die epische Welt am Anfang des *Eckenlieds E₂* eine ist, die sich *in* der Distanz zu Dietrich aus verbalen Akten in der Kommunikation *über* ihn allererst konstituiert, hängt die Existenz dieser Welt überhaupt am Abstand zum Berner. Der bildet im Bereich der Anfangsgespräche des *Eckenlieds E₂* so etwas wie den Fixpunkt einer Welt, die sich in Affirmation wie Negation dem Faszinosum gegenüber allererst entwirft.⁷⁰ Den Auftritt des Erzählers mag man deshalb auch als Moment einer Entkoppelung von epischer Welt und Welt der Rezeption sehen können: Wo Ecke sich Dietrich in seiner Welt nähern wird, kann die Textrezeption gar nicht anders, als zusammen mit dem Fahrenden im Bereich einer dann aber immerhin ungefährlchen Welt der Vermitteltheit zu verharren.

2.3.3 Eckes Ausfahrt und die sinnliche Dimension von Defizienz

So unvermittelt der Spielmann aufgetreten war, so vollständig ist er nach zwei Strophen wieder verschwunden. Er hatte noch einmal Dietrich als Abwesenden ins Spiel gebracht, und er hatte letztlich die Aufrechterhaltung jener Distanz angemahnt, die sowohl Ecke als auch Seburg für problematisch halten. Doch läuft diese Intervention ins Leere.

⁶⁹ Unter narratologischen Gesichtspunkten hat man denselben Sachverhalt dagegen, etwa im Nebeneinander von Eckes Entschluss und der Aussendung durch die Königin, als Motivhäufung aufgefasst, die dann aber allenfalls als „Verstoß gegen moderne Vorstellungen von klarer Handlungsentwicklung“ (Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 174) aufzufassen wäre.

⁷⁰ Vgl. diese Argumentationsfigur im Anschluss an Rudolf Otto: *Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen*, München 1979, bei Hans-Georg Soeffner: *Gewalt als Faszinosum*, in: *Gewalt*, hrsg. v. Wilhelm Heitmeyer und Hans-Georg Soeffner, Frankfurt a. M. 2004, S. 62-85, bes. S. 81f.

Und jetzt wird Ecke endlich vervollständigt. Das vollzieht sich in der sukzessiven Einkleidung unseres Helden, die die Königin selbst vornimmt. Zwei goldene Beinschienen lässt sie Ecke bringen, *die warent baide guldin gar | und lieht alsam dú brünne* (E₂ 30_{2f}); eigenhändig zieht sie ihrem Ritter die Schuhe an (vgl. E₂ 30₅); das Schwert, das die Königin ihrem Helden reicht, entspricht sichtbar dem, was Seburg darüber zu sagen weiß. Damit ist sinnliche Wahrnehmung dann auch allererst von der Figurenrede abgekoppelt und durch die Stimme des Textes vermittelt:

es was vil war, des si im jach,
won es her Egge selbe
mit sinen ögen sach. (E₂ 31₁₁₋₁₃)

Im Vorgang der Einkleidung gerät neben der Waffe auch die Königin in den Fokus visueller Wahrnehmung. Jetzt werden erstmals auch Figuren sichtbar und dies erzählt der Text parallel zu jenem Prozess, in dem der Körper eben jener Augen, die hier sehen, vollständig mit einer goldenen Oberfläche bedeckt wird: Dass Ecke Seburg sieht, fällt zusammen mit seiner eigenen Sichtbarwerdung. Mit ihren weißen Händen (vgl. E₂ 32₃) bindet die Königin dem Helden den Helm auf und der wiederum nutzt die räumliche Nähe: *si knupte wol den riemenstrik. | an si so tet er mengen blik* (E₂ 32_{4f}). Indem Seburg Ecke zuletzt einen Schild reicht, an dem tausend Schellen hängen, ist der Held vollständig eingekleidet und das heißt, vollständig sichtbar.

Was wiederum zu sehen ist, ist ein prächtig ausgestaffierter Ritter. Jedenfalls gilt das solange, bis Seburg jenes ominöse Pferd heranziehen lässt, das Ecke dann partout nicht anzunehmen gewillt ist.⁷¹ Seine Weigerung begründet der Held:

er sprach: „das ros sol hie bestan,
ich mag ze füsse vil wol gan.
jo bin ich ze ungefüge,
es trait mich doch die lenge niht
mit aller siner krefte.
[...]“ (E₂ 34₄₋₈)

⁷¹ Der Erzähler bestimmt die Funktion des Pferdes (*ros*, E₂ 34₂ u. ö.) als Transportmittel für die Waffen des Helden (vgl. E₂ 34₁₋₃), während es im Dialog zwischen Seburg und Ecke nur als Reittier auftaucht (vgl. E₂ 34₄₋₃₅₁₃). Diese Unentschiedenheit bezüglich der instrumentellen Funktion des Pferdes in der epischen Welt deutet darauf hin, dass das Tier relevant auf eine andere Art und Weise ist. Wichtig ist nicht, wozu man das Pferd verwenden kann, wichtig ist nur, dass Ecke es nicht mitnimmt, was Zeichencharakter in der epischen Welt besitzt. Die symbolische Dimension von Pferd, seine Fähigkeit zu sichtbarer Distinktion, nicht sein instrumenteller Charakter stellt hier die relevante Semantik bereit.

Ecke ist *ungefüge*⁷² und diese Eigenschaft macht es ihm unmöglich, ein Pferd zu reiten. Im Bild des Nicht-reiten-Könnens (oder -Wollens) fallen die Unfähigkeit, höfischer Ritter zu sein⁷³ als ein axiologischer Makel der Figur mit den körperlichen Proportionen Eckes zusammen, die an dieser Stelle durch sein Gewicht markiert sind.⁷⁴ Beides ist letztlich nicht voneinander zu trennen: Die *Monstrosität* von Eckes Körper wird sichtbar, er ist *ungefüge* in seinem Äußeren, als Fußgänger, und er ist eine deviante Figur bezüglich eines ritterlichen Ethos, das Ehrakkumulation und Statusrepräsentation an höfische Interaktionsformen knüpft.

Auch die dringlichsten Bitten Seburgs, doch um ihrer „ere“ (E₂ 35₆) willen das Pferd zu reiten, zumindest so lange, wie das das Pferd schaffe – „rit es, die wil es wer“ (E₂ 35₁₁) – und nicht gehend ihren Status zu mindern, bleiben ungehört. Ecke braucht das Pferd auf der Suche nach Dietrich nicht, also wird er ohne dieses ausfahren. Die Konsequenzen solchen Handelns für die Repräsentation ihres eigenen Status sind Seburg dabei vollständig klar: „*phi im und sinem künne!*“ (E₂ 35₁₀) werde man jenem fluchen, der Ecke die Brünne, nicht aber ein Pferd gegeben habe. Wie recht sie mit einer solchen Vermutung hat, wird man später sehen. Der Versuch der Königin, aus dem in der epischen Welt und für die epische Welt zunächst unsichtbaren Ecke durch Einkleidung und Ausstattung einen echten Ritter zu machen, scheitert.

Doch ist der fortschreitende Prozess der Erfahrbarmachung von epischer Welt mit der Illumination Eckes noch nicht zu einem Ende gekommen. Eine erzählte Welt hat ja gewöhnlich mehr zu bieten als lediglich Figuren, ihre Ausrüstung und verbale Akte. Andererseits gibt es auch mehr sinnliche Erfahrungsmöglichkeiten als die visuellen allein. Dass man unseren Helden nach seinem Aufbruch wie einen Leopard durch den Wald springen sehen kann (vgl. E₂ 36_{7f}), ist noch nicht eigentlich etwas Neues. Zu sehen war Ecke schon vorher, wenn das der Text auch nicht in einen sprachlichen Vergleich gefasst hatte: Die Verwendung der vergleichenden Konjunktion, mit der die Erzählstimme Held und Leopard verbindet, impliziert einen Blick auf die epische Welt, der zugleich in ihr Äußerliches fokussiert. Neu ist hingegen, dass die präsente epische Welt

⁷² Christoph Fasbender: Eckes Pferd, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 41-53, ebd. S. 46f., hat darauf hingewiesen, dass sich der Ausdruck hier nicht ohne weiteres auf die Größe des Helden beziehen lässt, wie dies etwa Matthias Meyer in seiner Interpretation tut: *ungevüege* kann nach Auskunft der Wörterbücher alles mögliche heißen, so etwa auch unhöflich, plump, ungestüm oder unfreundlich.

⁷³ Vgl. Dietmar Peschel-Rentsch: Pferdemänner, der im Bild der Einheit von Pferd und Mann, im Sinne von Pferdemensch gleich Ritter, eine stabile Bildvorstellungen des Mittelalters über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg sieht.

⁷⁴ Da der Held später als Riese tituiert wird, hat man hier vor allem auch eine riesenhafte Gestalt zu assoziieren.

zugleich ein nonverbaler akustischer Raum ist und dass sie räumliche Dimensionen unabhängig von der Existenz von Figuren besitzt. Erzählt wird, wie Ecke mit seinem Helm an die Äste der Bäume stößt, worauf der wie eine Glocke (vgl. E₂ 36₁₁) schallt – und: *den heln man horte mānicvalt | wider us dem wald erclingen* (E₂ 36_{9f}). Der Lärm, den Ecke verursacht, wirft zwischen den Bergen Echos, weckt die wilden Tiere und sorgt so dafür, dass die Vögel zu singen beginnen (vgl. E₂ 37_{5f}).⁷⁵ Es ist mit dem Wald eine von Ecke unabhängige Welt aufgerufen, die auf die Akustik unseres Helden reagiert, und nicht etwa auf seine verbalen Akte.

Dieser Raum schaut nun auch auf Ecke zurück. Ecke hat die Tiere geweckt und die blicken in die Richtung der Ursache des Lärms; die Tiere sind auf die hybride Gestalt aufmerksam geworden, man kann das Defizit des Helden offenbar auch hören. Und sie starren Ecke nach, wenn er sie passiert:

vogel und tier genūg
diu habton zū den stigen
und schōton *sin* wol swinde vart.
sus im von wilden tieren
vil nach gekaphet wart. (E₂ 37₉₋₁₃)

Ecke bewegt sich damit in einem Raum, der selbst feststeht. Der Held wird nun in der epischen Welt aus dem Fokus distanzierter Dritter, hier auch von den wilden Tieren, wahrgenommen. Es gibt damit auch so etwas wie einen diskursunabhängigen Beobachterstandpunkt *in* der epischen Welt: Es gibt zuletzt auch eine Wahrnehmung des Figurenhandelns, die die nichtinvolvierter Instanzen ist.

Jetzt erst, so möchte man sagen, existiert die epische Welt im Vollsinn: Es gibt Augen, die auf ihr ruhen, es gibt eine Stimme des Textes, die Gesehenes wie das Sehen von Figuren vermittelt, es gibt internalisierte Dialogizität und sinnliche Wahrnehmung, die den Blick nicht mehr auf ein Äußeres der epischen Welt richtet. Und es gibt zuletzt eine räumliche Weite, die sich nur noch schwerlich ‚verwechseln‘ lässt mit den Rahmenbedingungen der Textrezeption.

⁷⁵ Solcherart akustisch markierte Räumlichkeit kann der Text im Übrigen, anders als es bei den Sprechakten der Figuren der Fall war, in den Situationen poetischer Kommunikation, an denen er teilhat, nicht mehr selbst sichern. Sprechakte von Figuren können die Grenzen der epischen Welt leicht überschreiten, Akustik hingegen bedarf der Hilfe von außen. Matthias Meyer: Verfügbarkeit, hält eine solche kontextuelle Untermalung für denkbar: „Man kann annehmen, daß die besondere akustische Ausrichtung dieser Strophen beim musikalischen Vortrag Anlaß zu einer effektvollen Begleitung gewesen ist, die sich mit einfachsten Mitteln erreichen ließ“ (ebd. S. 199).

2.4 Die Sichtbarkeit der epischen Welt und der Entwurf der Rezeption

Ich habe zuletzt einige recht auffällige Textsachverhalte des *Eckenlieds E₂* so beschrieben, dass sich ihre Zusammenschau als Prozess des sinnlichen Erfahrbarwerdens einer epischen Welt lesen lässt: Aus einem Zustand der Rede, aus einer Welt ausschließlich verbaler Interaktion, entwickelt sich eine ‚vollständige‘ Welt mit den ihr eigenen Präsenzanteilen. Hinzu tritt im *Eckenlied E₂* die sukzessive Schließung dieser Welt im Fortschreiten des Erzählens, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die explizite Bezogenheit verbaler und symbolischer Interaktion die Welt der Rezeption zunehmend ausschließt. Handlungen von Figuren konstituieren immer deutlicher einen Interaktionsraum, für den die implizite Textrezeption unsichtbar ist: Die Figuren vergessen, dass sie unter Beobachtung stehen.

Dialogizität und Gegenständlichkeit am Ende des Anfangsteils des *Eckenlieds E₂* lassen sich dabei als zwei Seiten derselben Medaille auffassen. Die Möglichkeit zur Wahrnehmung einer epischen Welt hängt an der Einrichtung eines textinternen Blickpunktes auf sie: Es muss im Sprechen notwendig etwas als präsent wahrgenommen behauptet werden, damit man von einem Erzählen überhaupt reden kann. Und es muss diese Wahrnehmung unterscheidbar sein von den Wahrnehmungsvermögen der Figuren. Dies nicht so sehr im Installieren eines allschauenden und allwissenden Erzählers, sondern vor allem in der Negation wechselseitiger Beobachtbarkeit der beiden kommunikativen Ordnungen. Dies lässt sich besonders gut an der Zentralfigur der Eingangspassage beobachten: Ecke richtet seine Aufmerksamkeit irgendwann nur noch auf Figuren, adressiert nicht mehr in einen Raum verbaler Kommunikation hinein, in dem sich auch die Rezeption finden könnte.

Dass unser Text eine weitreichende Entkoppelung der impliziten Welt des Erzählens und der epischen Welt überhaupt erst vornimmt, mag man einerseits auf den Überlieferungszusammenhang mit dem *Älteren Sigenot* und das sich in diesem äußernde, spezifische Kommunikationsangebot des heldenepischen Sprechaktes der Donaueschinger Handschrift zurückführen. Es muss indes auch in Beziehung gesetzt werden zu jenen Rahmenbedingungen der Textrezeption, die historisch wahrscheinlich sind. Und hier scheint es mir kaum zweifelhaft, dass die Eingangspassage des *Eckenlieds E₂* auf Interaktionssituationen als ihre primären Rezeptionsbedingungen abstellt. Solche Situationen, in denen sich die einzelnen Teilnehmer auch wechselseitig wahrnehmen konnten, hat offenbar, so setze ich voraus, unser Text erwartet.⁷⁶ Das heißt nicht, dass er nicht auch in

⁷⁶ Vgl. zu solchen Hinweisen in den Texten aventiurehafter Dietrichepik, wie sie bspw. Trinkheischen darstellen, Joachim Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 84-87.

Akten der individuellen Lektüre gewinnbringend rezipiert werden konnte. Die Unterstellung ist hier lediglich, dass Rezeption historisch in einem *relevanten Maße* an Interaktionssituationen unter Anwesenden gekoppelt war, weswegen unser Text sie antizipiert.⁷⁷

Beschreibt man die textuelle Veränderungsbewegung von einer solchen Situation her, und konzentriert sich dabei vor allem auf das Phänomen der sukzessiven Illumination einer räumlichen Welt, ergibt sich das folgende Bild: Die Absenz einer sinnlich erfahrbaren epischen Welt am Anfang des *Eckenlieds E₂*, bei gleichzeitiger Präsenz der Welt der Rezeption als der aktuellen Rezeptionssituation, wird im Verlauf der beiden Gespräche sukzessive in einen Zustand der sinnlichen Erfahrbarkeit der epischen Welt transformiert, bei auch weiterhin – das Kino ist eine spätere Erfindung⁷⁸ – gegebener Präsenz der Welt der Rezeption. Zur sinnlichen Wahrnehmung der Rezeptionssituation tritt die erzählend behauptete, sinnliche Wahrnehmbarkeit der epischen Welt hinzu. Der durch den Text im Moment von Eckes Auszug entworfene Rezeptionsmodus zielt damit auf eine *supplementäre Welt*, auf eine Situation, in der die Welt der Rezeption um die Welt der Dichtung ergänzt ist und in der beide letztlich erfahrbar sind. Dabei hat man sowohl mit Phänomenen des Konkurrierens, des Interferierens als auch solchen des Oszillierens zu rechnen bezüglich dessen, was behauptet wird, und dem, was wahrnehmbar ist.

Damit soll nicht behauptet werden, dass die historische Rezeption des *Eckenlieds E₂* in einem nichtmetaphorischen Sinne z. B. Ecke sehen konnte. Selbst unter der Voraussetzung einer szenischen Inszenierung des Textes muss man in Betracht ziehen, dass der spielerische Als-ob-Charakter einer solchen Aktualisierung deutlich werden konnte, dass also Situationsspaltung erfahrbar blieb. Dass durch das Erzählen evozierte imaginäre Bilderwelten und visuelle Wahrnehmungen in Prozessen literarischer Rezeption notwendig zusammen fallen, wird man wohl kaum voraussetzen wollen.⁷⁹

⁷⁷ Letztlich, doch dazu erst später mehr, setze ich voraus, dass individuelle Lektüre ein sekundäres Phänomen gegenüber kollektiver Rezeption ist und dass über die gesamte literarhistorische Dauer der Rezeption unserer Texte ihr *kommunikativer Erfolg* in einer solchen Lektüre nur als parasitäre Bezogenheit auf ihre kollektive Erfahrung verstanden werden kann.

⁷⁸ Wobei freilich auch das Kino die Präsenz der aktuellen Rezeptionssituation nicht vollständig ausblendet: Es drosselt vielmehr im Vergleich zur alltäglichen Welt der Wahrnehmung vor allem die Möglichkeit interpersoneller Wahrnehmung im Bereich des visuellen wie des akustischen Kanals.

⁷⁹ Zur systematischen Unterscheidung des poetischen Sehens als einem imaginierten Sehen von echter visueller Wahrnehmung vgl. Horst Wenzel: Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995: „Im Entwurf der literarischen Darstellung werden keine aktuellen Eindrücke der Sinne und eine dadurch stimulierte Bildwahrnehmung wirksam, sondern sprachlich und gedanklich stimulierte Vorstellungen“

Wovon dagegen in dieser Arbeit immer wieder die Rede sein wird, ist die Beziehungen zwischen textuellen Behauptungen von Sichtbarkeit und den Bedingungen realer Situationen mit ihren Präsenzanteilen. Auch wenn hier Abstraktionen notwendig sind, denn auf konkrete historische Situationen haben wir natürlich keinen Zugriff: Die gegenteilige Voraussetzung, dass in der Rezeption unserer Texte nichts oder lediglich nur Buchstaben zu sehen waren, scheint unter den historischen Bedingungen literarischer Rezeption doch sehr unplausibel. Vielmehr kann man vermuten: Erst vor dem Hintergrund einer Interaktionssituation werden textuelle Sachverhalte und ihre Sinnstiftungspotenziale überhaupt adäquat beschreibbar. Auf diese und ihre im Akt der Rezeption sich sukzessive konstituierenden Horizonte wären die einzelnen textuellen Behauptungen der Sichtbarkeit von epischer Welt zu beziehen. Und dasselbe gilt für das Fehlen solcher Behauptungen: Wenn in der Sukzession des Erzählens ein bestimmter Präsenzeffekt der epischen Welt für die Rezeption erwartbar wird, dann kann seine Aussparung als Moment relevanter Sinnstiftung begriffen werden. Weil dauerhafte und vollständige Identifikation im Bereich visueller Wahrnehmung ausgeschlossen ist, bieten sich in der situationsgebundenen Engführung von epischer Welt und Welt der Textrezeption Möglichkeiten zur Provokation von Differenzerfahrungen. In diesen mag man dann kommunikative Angebote für Interaktionsgemeinschaften sehen.

3. Eckes *Queste* und die Präsenz der Absenz Dietrichs

In den zurückliegenden Textbeschreibungen kam bisweilen auch eine Eigenart der Konstitution des *Eckenlieds E2* in den Blick, auf der nachfolgend das Hauptinteresse liegen wird. Ich meine damit den Sachverhalt, dass sich das Erzählen als Aneinanderreihung einzelner Blöcke der Handlung verstehen lässt. Figuren treten auf und die aus dem kommunikativen Handeln resultierenden Interaktionszusammenhänge bilden dann relativ abgeschlossene Entitäten. Fasold und Ebenrot sprechen miteinander, Seburg mit Ecke oder beide mit dem Fahrenen. Die Gespräche sind als Elemente der epischen Welt nicht ‚organisch‘ miteinander verbunden, vielmehr erscheinen sie auf der Geschichtsebene des *Eckenlieds E2* als eine Aneinanderreihung von relativ *unmotivierten Setzungen*,⁸⁰ die zunächst allein in Sprech- und Erzähllakt verbunden sind. Ein solches Erzählen in

(ebd. S. 338). Die Unterscheidung verläuft bei Wenzel also zwischen einer sinnlich und einer imaginierend erzeugten Bilderwelt.

⁸⁰ Vgl. zu Möglichkeiten und Orten narrativer Motivierung den Artikel ‚Motivierung‘ von Matías Martínez im Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Band II, S. 643-646.

„Blöcken“ ist sicherlich nicht ungewöhnlich für mittelhochdeutsche, erzählende Dichtung, schon gar nicht für die Heldenepik.⁸¹ Diese tendiert, wie man weiß, überhaupt zu einem Erzählen in „Schaubildern“, das „lineare[r] Kohärenz syntagmatischer Verknüpfung“⁸² nur eine geringe Relevanz beimisst.

Jenes Moment der epischen Welt, dem man für das *Eckenlied E₂* dann ein gewisses integratives Vermögen zusprechen kann, ist die Figur Eckes. Der Held ist hier Fluchtpunkt aller Vereinzelung. Nur er ist immer *anwesend*, es ist immer auch *sein Raum*, in dem etwas geschieht; Ecke bildet im Bereich der Gespräche, das gilt letztlich für den ganzen ersten Teil des *Eckenlieds E₂*, den *Kontinuanten* der Geschichte.⁸³

Das ist letztlich keine Entdeckung. Eine solche Form der Stiftung von Kohärenz klingt bereits im Namen des Textkorpus an: *Aventiurehaft* werden unsere Texte u. a. genannt, weil eine ältere Forschung einerseits gesehen hat, dass in ihnen der Held Abenteuer „einsammelt“ und sie so in einen Zusammenhang bringt.⁸⁴ Andererseits fehlt seinem Aventiureweg jene symbolisch aufgeladene Bezogenheit der Einzelabenteuer (deswegen der Ähnlichkeitsbegriff *aventiurehaft*), die man in den klassischen Artusromanen zu finden meinte, von denen man ja bis heute oft voraussetzt, dass sie Vorbildfunktion für unsere Texte besaßen.

Was man aber darüber hinaus aus der Art und Weise, wie am Anfang des *Eckenlieds E₂* erzählt wird, lernen kann, ist, dass es letztlich nicht auf den Weg des Helden selbst ankommt. Nicht dass der Held einen Weg abschreitet, stellt aus der Sicht der Eingangsgespräche des *Eckenlieds E₂* sein integratives Vermögen dar – denn Ecke bewegt sich ja nicht und trotzdem

⁸¹ Als Errungenschaft der Literaturwissenschaft markiert das bereits Hugo Kuhn: Über nordische und deutsche Szenenregie in der Nibelungendichtung, in: Dichtung und Welt, Stuttgart 1959, S. 196-219: „Der szenische Aufbau der Heldendichtung ist seit Andreas Heusler ein fruchtbarer Besitz unserer Wissenschaft“ (ebd. S. 196).

⁸² Jan-Dirk Müller: Spielregeln, S. 249, in Anschluss an Gernot Müller: Zur sinnbildlichen Repräsentation der Siegfriedgestalt im *Nibelungenlied*, *Studia neophilologica* 47, 1975, S. 88-119. Bei Jurij M. Lotman: Die Entstehung des Sujets – typologisch gesehen, in: Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst, Leipzig 1981, S. 175-204, erscheint dieser Zusammenhang in der Gegenüberstellung der „integrierten strukturellen Ganzheit – der Phrase“ und der kumulativen Kette, „die durch einfache Addition strukturell selbständiger Einheiten gebildet wird“ (ebd. S. 190).

⁸³ Auf das Ganze des Textes gesehen sieht das etwas anders aus: Die Reihe der Abenteuer konstituiert sich im ersten Teil des *Eckenlieds E₂* über den Weg Eckes, im zweiten Teil als Weg Dietrichs. Verbunden sind die beiden Wege durch die Kontinuation der Brünne als einem Dingsymbol. Diesen Begriff aus der Novellentheorie hat Marie-Luise Bernreuther: Herausforderungsschema, S. 184, in die Diskussion zum *Eckenlied* eingebracht: Am Ende von Eckes Weg wird Dietrich dem unterlegenen Gegner Seburgs Gabe abnehmen, um sie dann selbst sichtbar durch die Welt zu tragen.

⁸⁴ Vgl. etwa Helmut de Boor: Die literarische Stellung des Gedichtes vom Rosengarten in Worms, in: Kleine Schriften II, Berlin 1966, S. 229-245.

sind die Gespräche auf ihn bezogen –, sondern seine Präsenz selbst. Der Weg ist lediglich ein Mittel zum Zweck der Verdauerung seiner Präsenz im Akt des Erzählens, wenn es unterschiedliche Orte gibt, weil die epische Welt über eine räumliche Ausdehnung verfügt. Motivationsfigur dieses Weges wiederum, das also, was die *Queste* intelligibel macht, ist der Versuch einer Mangelbehebung, die Suche des Helden, der sein Begehren auf ein Objekt, nämlich auf Dietrich von Bern, gerichtet hat.

Beides, den Helden und sein Begehren, haben bereits die Anfangsgespräche. Dort markierte das *Eckenlied* *E*₂ eine Differenz zwischen den präsenten Figuren und dem abwesenden Dietrich von Bern und dieser Zusammenhang bestimmt dann auch Eckes Weg. Der Held reist von Ort zu Ort, doch trifft er Dietrich nicht an. Das lässt sich, wie Hartmut Bleumer gezeigt hat, als Parallelisierung der Wege Dietrichs und Eckes auffassen: Dietrich war aufgebrochen, als Ecke aufgebrochen war, nur kann man den einen Helden agieren sehen, den anderen hingegen nicht:

Auf der Geschichtsebene des 'Eckenliedes' lassen sich [...] zwei Linien verfolgen. Die Handlungen Eckes und Dietrichs beginnen zeitgleich, wobei Eckes Weg auf den Dietrichs zuführt und dort endet. Solange Ecke im Fokus der Erzählung steht, wird die Geschichte Dietrichs indirekt vermittelt.⁸⁵

Diese indirekte Vermittlung, diese stete Präsenz der Absenz Dietrichs kennzeichnet den Akt des Erzählens bis zum Aufeinandertreffen der Helden. Anders als Bleumer wird es mir allerdings in diesem Kapitel nicht primär darum zu tun sein, die Art und Weise der Vermittlung der Wege nachzuzeichnen. Ich will vielmehr das Augenmerk auf die Handlungsräume als relativ abgeschlossene Einzelne legen, in denen dann jeweils neu und spannungsvoll das Verhältnis von Präsenz und Absenz entfaltet wird. Oder mit Bezug auf das obige Zitat: Wo Hartmut Bleumer in der Fokussierung auf beider Helden Wege eine Kohärenzbeziehung auf der syntagmatischen Achse der Geschichte herausstellt, da zielt meine Rekonstruktion primär auf eine paradigmatische Ordnung des Erzählens,⁸⁶ die der Text in der Kontrastierung der beiden Helden an unterschiedlichen Orten der Handlung je neu entfaltet.

⁸⁵ Vgl. Bleumer: Narrative Historizität, S. 143-145, hier S. 145.

⁸⁶ Dabei ist mit der Rede von einer paradigmatischen Ordnung des Textes noch nicht jenes elaborierte erzählerische Verfahren der Sinndiversifizierung gemeint, das Rainer Warning an unterschiedlichen Orten und mit wechselnden argumentativen Stoßrichtungen entfaltet hat, vgl. u. a. ders.: Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition, in: Romanistisches Jahrbuch 52, 2001, S. 176-209.

3.1 Ecke in Bern: Die Unverfügbarkeit Dietrichs

Die erste Station, die unser fahrender Recke auf seiner Suche nach Dietrich passiert, wird, wenn man im Anschluss an die Verhältnisse in den Eingangsgesprächen Segmentierung an den Wechsel seiner Interaktionspartner knüpft,⁸⁷ durch das Treffen mit einem Einsiedler markiert. Diesem begegnet der Held im Wald, und er wünscht von ihm zu erfahren, wie weit es noch bis Bern sei. Offenbar, der Text hat davon bisher nichts gesagt, ist das Ziel der Fahrt zunächst Dietrichs Herrschaftssitz als dem Ort, an dem die Suche erfolversprechend scheint.

Damit ist der Berner vor allem als Fürst und nicht so sehr als Recke aufgerufen, worauf zusätzlich Eckes Apostrophierung Dietrichs als „*des landes fogt*“ (E₂ 39₉) verweist. Dietrich ist Herrscher in Bern – ein Recke ist er dagegen im Tiroler Tann. Der, den Ecke sucht, nimmt damit nicht nur in der Heldenhierarchie den ersten Platz ein, er steht auch an der Spitze eines hierarchisch strukturierten Herrschaftsverbandes. Damit erweist sich Ecke nicht nur im Bereich jener Mechanismen der Ermöglichung von Ehrakkumulation Dietrich unterlegen, die auf die Gewaltfähigkeit des Einzelnen abheben, sondern – das markiert seine Position im Dienstverhältnis zur Königin – auch im Bereich sozialer Differenzierung: In Dietrich fallen höchste Gewaltfähigkeit (deshalb wird er überall gerühmt) und herausgehobene soziale Stellung zusammen. Wenn man in der Demonstration von adliger Gewaltfähigkeit einen herausgehobenen Modus der Repräsentation von Herrschaftsfähigkeit sieht, dann begründen sich die Positionen Dietrichs in beiden hierarchischen Ordnungen wechselseitig.⁸⁸

Zwölf Meilen (vgl. E₂ 38₁₂), so der Einsiedler, sei Bern noch entfernt, das könne Ecke an diesem Tag jedoch nicht mehr bewältigen. Da die Nacht angebrochen ist, entschließt sich unser Held denn auch tatsächlich, bis zum nächsten Morgen beim Einsiedler zu verweilen. Während des Mahls, das dieser Ecke bietet, bedrängt der Gast den Wirt: Ob er denn öfter in Bern sei; er selbst, Ecke, habe Dietrich noch nie gesehen, aber: „*den sah ich harte gerne*“ (E₂ 39₁₀). Der Wirt bejaht die Frage und damit gibt es zum ersten Mal im *Eckenlied* E₂ eine Figur, die Dietrich wirklich

⁸⁷ Aus einer solchen Entscheidung resultiert auf das Ganze des *Eckenlieds* E₂ gesehen freilich eine gewisse Unausgewogenheit zwischen den einzelnen Segmenten des Textes, was ihre Umfänglichkeit betrifft, sowohl in Bezug auf den quantitativen Anteil an der Gesamtversmenge, als auch in Bezug auf die Qualität, wenn man darunter den informativen Gehalt eines Segmentes versteht.

⁸⁸ Die Legitimität von Dietrichs Herrschaft ergibt sich, was an dieser Stelle des Textes noch nicht zur Sprache kommt, auch aus der dynastischen Tradition, denn Dietrich ist der, „*dem Diethmar da Berne lie | und andrû sinû aigen*“ (E₂ 73_{11f}). Vgl. zu unterschiedlichen Modellen, Herrschaft zu legitimieren, am Beispiel des *Nibelungenlieds* Jan-Dirk Müller: Spielregeln, S. 170-181.

und wahrhaftig ansichtig geworden ist. Und nicht nur das: Der Einsiedler hat Dietrich gar erst kürzlich gesehen.

„herre, ich was nãhtint spate da,
do sach ich in da haime:
er ist niht anderswa.“ (E₂ 39₁₁₋₁₃)

Am (vorigen?) Abend war der Einsiedler in Bern gewesen und dort hat er Dietrich mit eigenen Augen gesehen. Die Wirkung dieser Information auf Ecke ist enorm. Führt die räumliche Konkretisierung der Distanz Dietrichs durch den Einsiedler noch dazu, dass Ecke sich entschließt, die Nacht über zu verweilen, da vermag unser Held nicht länger zu warten, nachdem er gehört hat, dass der Wirt den Helden kürzlich gesehen hat. Noch vor Anbruch des Tages macht sich Ecke auf den Weg:

„nu baitent, unz es werde tak.“
er sprach: „mich twinget min herze,
das ich niht slaffen mak.“ (E₂ 40₁₁₋₁₃)

Ecke bittet den Einsiedler, ihm den Weg zu weisen, und so gelangt unser Held ohne weitere Verzögerung nach Bern. Die Erzählung nimmt hier unverkennbar Fahrt auf; schon am Morgen betritt der Held die Stadt, ist er Dietrich scheinbar nahe. Merkwürdigerweise löst das Erscheinen unseres Helden unter den Bewohnern Berns Panik aus. Merkwürdig ist das vor allem, wenn man sich daran erinnert, dass weder das Verhalten der Damen von Jochgrimm noch das des Einsiedlers im Wald eine solche extreme Reaktion erwartbar machen. Noch nie haben Dietrichs Untertanen einen *so schiehen* (E₂ 41₁₀), einen solch abstoßenden Mann gesehen: *er moht von rehter wilde | zen fûsen niht gesehen* (E₂ 41_{12f.}). Auch wenn Ecke noch nie so deutlich in seiner physischen Gestalt in den Blick geraten ist, so scheint man doch die Exorbitanz seiner Abscheulichkeit nicht einfach als invariantes Figurenmerkmal auffassen zu können. Und weiter:

Do gab in der strasse schin
ietwederthalp dû brünne sin,
als ob *si* enzündet wãre.
reht alsam ain glûnsende glût
luht im sin schilt und öch sin hût.
do sprach sich ain Bernãre:
„ja herre! wer ist jener man,
der dort stat in dem fûre?
er trait so liechten hãrnasch an
und ist so ungehûre.
und stat er kãine wile da,
die gûten stat ze Berne
verbrennet er iesa.“ (E₂ 42₁₋₁₃)

Ecke verbreitet Angst und Schrecken und diese resultieren nicht zu einem geringen Teil aus der überbordenden Sinnlichkeit seiner Brünne. Die Intensität der vor allem visuellen Präsenz des gleißenden Helden wird von den Einwohnern Berns als Bedrohung wahrgenommen. Im Lichtpanzer seiner Ausrüstung äußert sich für die Berner offenbar ein Zerstörungspotenzial. Doch versucht unser Held, seine Anwesenheit zu begründen und damit dem allgemeinen Eindruck einer Aggression zu begegnen: *Lute rief der ellentrich: „wa ist von Bern her Dietherich?“* (E₂ 43_{1f}). Frauen, so Ecke, hätten ihn ausgesandt, die wollten Dietrich sehen, als deren Bote sei er nach Bern gekommen.

Auf die Rufe Eckes reagiert Hildebrand, der das Wort ergreift und eine Erklärung für die verblüffende Außenwirkung Eckes nachliefert. Nie habe er, so der Alte zum Helden, ein solch prächtiges Gewand gesehen, doch, nichts für ungut: Wären eine Kapuze und ein eng geschnittener Rock, wie ihn Knappen tragen, nicht angemessener gewesen, als als Bote in Waffen nach dem Landesherren zu suchen (vgl. E₂ 44₁₋₈)?

Hildebrand hebt hier in der Kritik an Ecke, wie später noch Dietrich und vor ihm bereits Seburg, auf dessen Fußgängerdasein ab.⁸⁹ Zwar lässt er sich als Knappe, der im Auftrag hoher Frauen unterwegs ist, ansehen, doch passen dazu Waffe und Brünne nicht.⁹⁰ Andererseits: Identifiziert man die Figur von ihrer Bewaffnung her, dann fehlt ihr immer noch das Pferd zum Ritter. Und so erfüllt sich, was Seburg prophezeit hatte, nämlich dass Ecke entweder als ein aggressiver und gewaltbereiter Bote oder als Ritter ohne Ross gesehen wird. Aus beidem resultiert ein Statusverlust der Königin:

„[...]
an ūwer brünne lit grosser flis.
sin milti sig verflūchet,
der ū si gab, des wil ich bitten.
in also richer wāte
soltont ir niht han geritten?“ (E₂ 44₉₋₁₃)

Mit dieser Erklärung wird verständlich, warum Ecke die Berner in Angst und Schrecken versetzen konnte: Seine äußere Gestalt, und das hatte be-

⁸⁹ Vgl. E₂ 27₇₋₁₃.

⁹⁰ Brünne meint im *Eckenlied* E₂ ein Kettenhemd, das von der Taille abwärts bis zu den Knien geschlitzt ist, um das Reiten zu ermöglichen. Vgl. dazu Alwin Schultz: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger II, Essen 1991 [Leipzig 1880]. Brünne und Halsberg bezeichnen den aus Ringen hergestellten Rock, „der den ganzen Oberkörper umschloss, Aermel hatte und bis zu den Knien etwa reichte. Vorn und hinten waren die Schösse [...] des Rockes so weit aufgeschnitten, dass der Ritter bequem zu Pferde sitzen konnte“ (ebd. S. 34f.) Die Brünne Eckes besitzt solche Rockschoße (vgl. E₂ 140_{10f}), der Held ist also immer sofort als ein verhinderter Reiter erkennbar.

reits Seburg bemerkt, charakterisiert den Helden als eine axiologisch indifferente Figur.⁹¹ Ecke ist nicht eindeutig eine soziale Position zuzuordnen und das heißt er repräsentiert die Destruktion jener wertsetzenden Ordnung, die sich über die Exklusivität von Adel bestimmt.

Anders als die anderen Figuren aber, denen der Held bisher begegnet war, scheinen Berns Bewohner besonders empfindsam auf einen solchen Defekt zu reagieren. Hatte der Einsiedler den Helden noch als „*herre min*“ (E₂ 38₉) angesprochen, so sehen die Berner sofort, dass der Gast durch ein Statusdefizit gekennzeichnet ist. Diese besondere Sensibilität für die Störung von Ordnung ist an die Möglichkeit ihrer visuellen Wahrnehmungen gekoppelt. Die Bürger Berns sehen den Helden als ungestaltetes Monster, das die Stadt im Feuer zu verzehren droht. Soziale Destruktion, die dem Körper Eckes wie seiner zeichenhaften Oberfläche abzulesen ist, wird dabei in ihrem epidemischen Charakter wahrgenommen, dessen Ausdruck die gleißende Brünne ist. Andererseits: Dass Ecke in Bern als das erschreckend andere gesehen wird, setzt für diesen Ort die Geltung einer intakten Ordnung eben voraus.

Nun ist Ecke mit dem Erreichen Berns längst nicht am Ziel seiner Wünsche angelangt, wie Hildebrand mitteilt, denn Dietrich werde sich auf gar keinen Fall mit dem Gast messen – es gebe da eine Regel: Der Berner kämpft nur mit Berittenen (vgl. E₂ 46₅). War unser Held aufgebrochen, um im Zweikampf mit Dietrich Ehre zu akkumulieren, so konfrontiert ihn Hildebrand jetzt mit seiner fehlenden Satisfaktionsfähigkeit. Für Dietrich besteht im Kampf gegen jemanden, der selbst kein Reiter ist, nicht die Möglichkeit zur Akkumulation von Ehre und zur Repräsentation von Status. Der Berner ist und bleibt deshalb dem Mann ohne Pferd entzogen, selbst wo er ihm räumlich scheinbar nahe ist.

Das ist es, was der alte Hildebrand – wohl auch um den *jungen* (E₂ 46₃) vor seiner eigenen Torheit zu schützen (vgl. E₂ 46₇₋₁₃) – Ecke mitgibt: Er möge Bern verlassen und seiner Wege ziehen. Hier habe er nichts zu schaffen. Zugleich knüpft der Alte an dieser Stelle die sichtbare Pferdlosigkeit Eckes an eine explizit pejorative Wertbestimmung seines Gegenübers, wenn er ihn einen „*lottern*“ (E₂ 46₁₂), einen Taugenichts nennt, womit er den Helden reizt:

das wort er zorneclichon sprach:
„ir straffent mich ze harte.

⁹¹ Die Unzuverlässigkeit der Oberflächen der Figuren als Zeichenträgern ist ein Zentralthema des *Eckenlieds* E₂. So wird im zweiten Teil des Textes die Frage relevant, ob Dietrich seinen Gegner Ecke tatsächlich ehrenhaft besiegt hat, weil die Brünne Ortnits, die der Berner dem unterlegenen Helden abnimmt, keine Zeichen eines Kampfes trägt. Weil kein Schwert an dieser Brünne haften kann, vermag diese keinen Zweikampf zu bezeugen. Damit ist dem Verdacht Tür und Tor geöffnet, Dietrich habe seinen Gegner im Schlaf überwältigt.

die rede solt ir han verlan,“
so sprach der unverzagte man. (E₂ 47_{2.5})

Mit seiner Rede zieht Hildebrand die Aggressionen unseres Helden auf sich, der ihm dann auch peinlichste Strafen in Aussicht stellt.⁹² Doch wendet sich das Blatt erneut: Alles nur Scherz, so der *wise[] man* (E₂ 48₄) zu Ecke, der vor Wut kocht.⁹³ Dietrich sei überhaupt nicht zu Hause, vielmehr könne man ihn im Tiroler Tann finden, dahin nämlich sei der Held geritten (vgl. E₂ 48₅₋₁₁). Schnell verlässt Ecke die Stadt (vgl. E₂ 50₄). Von niemandem nimmt er Abschied, und am Ende schauen ihm die Berner wie vordem die wilden Tiere des Waldes (vgl. E₂ 37_{12f.}) nach: *die lûte kaften alle nach, | unz si in ferrost sahen* (E₂ 50_{5f.}).

Auffällig ist an dieser letzten Wendung zunächst, dass im Moment der vorausgesetzten räumlichen Nähe Dietrichs, also im Moment der vermeintlichen Überwindung von Distanz, die Unverfügbarkeit des Berners für Ecke auf eine sozial-normative Ebene verlagert wird. Auch wenn Ecke große Distanzen und das sogar ohne Pferd zu überwinden imstande ist, auch wenn Ecke über ungeheure körperliche Kräfte verfügt,⁹⁴ qualifiziert ihn das allein noch nicht dazu, sich mit Dietrich im Zweikampf messen zu dürfen. Physisches Vermögen ist hier nicht alleinige Bedingung der Möglichkeit zu Statusrepräsentation und Ehrakkumulation; die ist zugleich an ein überindividuelles Normsystem geknüpft, dessen Signum das Pferd darstellt.

Als die Aggressivität Eckes in der Figur Hildebrands dann einen neuen Adressaten zu finden scheint, wird das normative Gefälle erneut in räumliche Distanz transformiert. Zwar warnt Hildebrand den Helden davor, sich in den Tiroler Tann zu begeben, doch ist eben keine Rede mehr davon, dass Dietrich dort nicht mit Ecke kämpfen wird. Jetzt ist Dietrichs Unverfügbarkeit mit einem Male wieder nur räumlich kodiert, womit der Text zugleich die Gefahr von Hildebrand und der Stadt Bern ablenkt. Für die Konstitution von epischer Welt im Erzählen bis hierher heißt das insgesamt: Jenes anfänglich diskursiv gefasste Verhältnis von Präsentem und Absentem, das am Ende der Eingangsgespräche die Gestalt eines zu bewältigenden Weges annimmt, wird in Bern, im Moment des Stillstandes, erneut als ein Problem sozialer Ordnung artikulierbar. Dasselbe Problem hatte schon Jochgrimm bestimmt und wie dort wird es mit dem Aufbruch Eckes von Bern wieder in Weg transformiert.

⁹² Vgl. E₂ 47_{6.9} und dazu auch den Kommentar zur Stelle in Brévarts Reclam-Ausgabe.

⁹³ *Vor zorn her Egge niht mer sprach. | maister Hildebrant wol sach, | das im dú red was swäre* (E₂ 48_{1.3}).

⁹⁴ Derer sich unser Held vor Seburg rühmt, als er ihr Pferd ablehnt, um sich nicht mit diesem zu belasten (*behefte[n]*, E₂ 34₁₀): „*ich gan fierzezen naht, | das mir hunger noch müde | benimt wol mine mahr*“ (E₂ 34₁₁₋₁₃).

Dass Ecke den Berner verpasst, ist zugleich erneuter Aufschub jenes Endzustandes der Konfrontation der Helden, von dem man nie das Gefühl hat, er könne ausbleiben. Immer wieder konstituiert sich das *Eckenlied E₂* als Abfolge von Momenten des *Noch-nicht*: Zunächst bricht Ecke nicht auf, obwohl sein Entschluss, Dietrich zu suchen, bereits feststeht. Das Gespräch mit Seburg kommt ihm dazwischen, und dann taucht auch der Fahrende auf und spricht seine Warnung aus. Im Wald wiederum kann Ecke die Suche nach Dietrich nicht fortsetzen, weil ihn die nächtliche Dunkelheit beim Einsiedler festhält (bevor es dann doch weitergeht). Und als Ecke sich Dietrich in Bern nahe wähnt, ist der gar nicht in der Stadt.

Jede einzelne Sequenz im Bereich der Handlung des *Eckenlieds E₂* bis hierher scheint mehr dazu da zu sein, die Entbergung eines letztlich unvermeidlichen Ereignisses herauszuzögern, als je weiter ein Folgeereignis zu motivieren. Die wiederholte Verzögerungen der Entdeckung dieses Ergebnisses, das in der Parallelisierung der Präsenz Eckes und der Absenz Dietrichs immer wieder aufgerufen ist, lässt sich dann als der kohärenzstiftende Mechanismus für die *Queste* Eckes notieren.⁹⁵ Wiederholung⁹⁶ erzeugt, verstetigt und aktualisiert im Akt der Rezeption dann jene Erwartungshorizonte, vor deren Hintergrund das Einzelne allererst als Variante erfahrbar werden kann.⁹⁷

⁹⁵ Clemens Lugowski: Die Form der Individualität im Roman. Mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer, Frankfurt a. M. 21994, hat Formen des Erzählens darüber unterschieden, ob sie sich primär über die Erzeugung einer *Wie-* oder einer *Was-Spannung* (*Ob-überhaupt*-Spannung) charakterisieren lassen. Wo Letzteres aus einem für die Rezipienten ergebnisoffenen Erzählen resultiert, da geht es bei einem Erzählen, das eine *Wie-Spannung* entwickelt darum, wie sich ein zukünftiges Ereignis der epischen Welt, das bereits feststeht, ent-deckt. Diese letzte Spannung ist auch für das *Eckenlied E₂* charakteristisch: Nie kann es einen Zweifel daran geben, dass Ecke und Dietrich aufeinander treffen werden und dass letztlich Ecke im Kampf unterliegen wird.

⁹⁶ Vgl. zur Bedeutung von Wiederholung Ludger Lieb: Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede *Was Blütenfarben bedeuten*), in: Klaus Müller-Wille, Detlef Roth, Jörg Wiesel (Hrsg.), Wunsch-Maschine-Wiederholung, Freiburg i. Br. 2002, S. 147-165: „Stark verallgemeinernd ließe sich folgende These formulieren: Während die Kultur der Neuzeit Leistungen honoriert und provoziert, die auf Differenz und Variation zielen, ist im Mittelalter die Ermöglichung von *Wiederholung* noch die dominante kulturelle Leistung. Im Mittelalter gilt (grundsätzlicher als in der Neuzeit): Wiederholung ist nicht einfach gegeben, sie stellt sich nicht wie von selbst her, sondern ist das *Resultat kultureller Arbeit*“ (ebd. S. 147, Hervorhebung im Original).

⁹⁷ Vgl. Sören Kierkegaard: Die Wiederholung. Übersetzt, mit Einleitung und Kommentar herausgegeben von Hans Rochol, Hamburg 2000: „Die Dialektik der Wiederholung ist leicht; denn das, was wiederholt wird, ist gewesen, sonst könnte es nicht wiederholt werden, aber gerade, daß es gewesen ist, macht die Wiederholung zu etwas Neuem“ (ebd. S. 22).

3.2 Trient: Die axiologische Heimat des Helden

Ecke bricht also erneut auf und er läuft entlang der Etsch in die Berge, bis er nach einem Tagesmarsch Trient erreicht.⁹⁸ Und dort ist der Empfang ein ganz anderer als noch am Morgen in Bern: *Uf Trient, die burk, er dan noch gie. | es wart im bas erbotten nie* (E₂ 51_{1f}). Nie ist der Held bisher besser empfangen worden; und das nach dem Desaster, das sein Auftritt in Bern war! Man erkundigt sich, in welcher Angelegenheit er unterwegs sei und als Ecke von seiner Suche nach Dietrich berichtet, weist man ihm die Richtung eines bestimmten Berges. Aber nicht etwa, um den Helden wieder loszuwerden. Vielmehr verweilt der eine Nacht und ruht in Trient aus:

die naht er da der rüwe phlak.
unz an den liechten morgen
der rais er sich bewak. (E₂ 51₁₁₋₁₃)

Am nächsten Morgen bricht der Held auf und hat dann seinen, was die Handlung des *Eckenlieds* E₂ betrifft, ersten Kampf zu absolvieren. Von Trient ist nach Eckes Aufbruch nie wieder die Rede. Die Feste an der Etsch spielt, mit Ausnahme des Sachverhaltes, dass sie eben auf Eckes Weg liegt, keine Rolle für die Handlung. Das aber heißt, eine textuelle Funktion überhaupt vorausgesetzt, dass die Relevanz der Passage nicht primär in ihrem denotierenden Potenzial zu suchen sein wird: Trient wird nicht als Element der Handlung, wird nicht als Teil der Geschichte des *Eckenlieds* E₂ wichtig, sondern als Unterscheidungs- und Differenzmarker.⁹⁹ Trient ist der andere Ort zunächst im Vergleich mit Bern, seine Identität im Text ist vor allem relational bestimmt. Denn was wird schon von ihm erzählt? Nichts, selbst wenn man im Blick hat, dass auch Bern recht schemenhaft bleibt.¹⁰⁰ Semantisch fruchtbar kann Trient allein werden, weil es eine Differenz zu Bern markiert, und zwar über das divergente Verhalten der Einwohner unserem Helden gegenüber.

Diese topologische Markierung kann nur eins bedeuten: Ecke hat mit dem Erreichen Trients die Grenze zu einer *Anderwelt* erreicht.¹⁰¹ Von

⁹⁸ Zur Beziehung von textinternem Raum und realhistorischer Topographie vgl. den Kommentar zu E₂ 50_{9ff.} in Brévarts Reclam-Ausgabe.

⁹⁹ Die Unterscheidung zwischen den beiden Funktionen von textuellen Sachverhalten hat eine Analogie in der Linguistik, wenn dort zwischen bedeutungsunterscheidendem Phonem / Graphem und bedeutungstragendem Morphem differenziert wird.

¹⁰⁰ Immerhin ist das Zentrum von Dietrichs Macht durch individualisierte Figuren gekennzeichnet und es besitzt die Gegenständlichkeit seiner Architektur: Straßen, Türme, Stadttore. Zudem gibt es die aufschlussreiche Rede Hildebrands.

¹⁰¹ Matthias Meyer: Verfügbarkeit, S. 201, setzt ebenfalls und ohne die hier zu entwickelnden Argumente an diese Stelle eine solche Grenze.

Bern war der Held aufgebrochen und er wird nach Trient den Tiroler Tann als den Raum der Abenteuer erreichen. Weil in Bern und Trient unterschiedliche Normen gelten, gibt es unterschiedliche Reaktionen auf die Gestalt Eckes. Ecke bleibt letztlich derselbe, lediglich die *Bewertungsmaßstäbe* haben gewechselt. Jetzt ist er ‚zu Hause‘.

3.3 Das Meerwunder: Die symbolische Skalierung von Status in der Topologie von Eckes Weg

Doch auch wenn Ecke einem Bereich der Norm zugeordnet wird, der von Bern aus gesehen defizitär ist, so steht der Held als hybride Figur natürlich nicht für das kategorial andere des Hofes: Man kann ihm das ansehen, immerhin trägt er eine sagenhaft kostbare und prestigegesättigte Brünne. Und es spiegelt sich auch in der topologischen Organisation der epischen Welt des *Eckenlieds* E₂ wider. Denn kaum ist Ecke am nächsten Morgen von Trient aufgebrochen, trifft er auch schon auf ein echtes Anderweltmonster. Dieses bietet dem Text zunächst die Möglichkeit, die Güte der Waffen sowie die Gewaltfähigkeit Eckes zu demonstrieren, von denen bisher nur gesprochen wurde. Darauf hat die Sekundärliteratur bereits hingewiesen, man könnte dies wiederum als das denotative Potenzial der Passage bezeichnen.

Der äußeren Erscheinung nach ist Eckes Gegner ein Zentaur, dem Namen nach ein *wunder* (E₂ 52₃) oder *merewunder* (E₂ 52₁₂). Geschützt ist das Fabelwesen durch ein *hūrnin gewant* (E₂ 54₃). Der Ablauf des Kampfes folgt der konventionellen Mechanik wechselnden Kampf Glücks mit dem besseren Ende für unseren Helden. Zunächst schleudert das Meerwunder Ecke einen Wurfspieß entgegen, der aber abprallt:

Es moht der brunne niht geschaden,
damit her Egge was geladen,
so fest wan ir die ringe. (E₂ 53₁₋₃)

Daraufhin ergreift der Gegner ein scharfes Schwert und streckt Ecke nieder. Die Rüstung hält erwartungsgemäß erneut stand und nachdem der Held aus der Ohnmacht infolge Niederschlags erwacht ist, kann er dem Meerwunder eine tödliche Wunde beibringen.

In Bern hatte sich Ecke bereits als im Konflikt mit der geltenden Ordnung befindlich gezeigt und dasselbe gilt jetzt in der Heimat der Monster, dem *tan* (E₂ 52₁). Hier erweist sich dessen ‚natürlicher‘ Bewohner als Gegner Eckes und unser Held diesem zugleich überlegen. Damit symbolisiert die topologische Ordnung von Eckes Weg jenen Status, den man auch seiner äußeren Erscheinung ablesen kann: Ecke ist ein Halbrit-

ter, er verfügt über die Brünne, doch fehlt ihm das Pferd. Unser Held vertritt eine Zwitternorm und ihr topologischer Ort ist Trient, das zwischen Bern und dem Tiroler Tann liegt.

Eckes erster Gegner stellt in aventiurehafter Dietrichepik durchaus eine Besonderheit dar. Zwar kann man auch im *Rosengarten A* davon hören, dass es Kämpfe gegen Meerwunder gibt,¹⁰² und in den einzelnen Varianten der *Virginal* müssen die Helden sich im Drachenkampf bewähren. Doch sind die ‚Standardmonster‘ unserer Texte anthropomorphe Figuren; es sind Riesen, Heiden und Zwerge.¹⁰³ Solche Figuren verkörpern jenseits ihrer akzidentiellen Eigenschaften, als da sind: Hässlichkeit, Falschheit, Ehrlosigkeit, Unredlichkeit etc., primär die negative Seite einer den einzelnen Text dominierenden axiologischen Opposition. Dass Ecke es zunächst mit einer Figur zu tun bekommt, die *halb ros und halbes man* (E₂ 524) ist, markiert dagegen die Inferiorität dieses Zweikampfes. Anders als Riesen und Zwerge, die ihrer Statur nach letztlich besonders große und besonders kleine Menschen darstellen, besitzt Eckes vierbeiniger Gegner tatsächlich keine menschliche Form mehr.

Von dieser neuerlichen Verortung Eckes im Wertesystem des Textes aber einmal abgesehen, symbolisiert die Figur des Zentauren in ihrer Bild-

¹⁰² Von einem solchen Kampf berichtet Rüdiger im *Rosengarten A* scheinbar am Rande, dazu im nächsten Kapitel ausführlich. Zur Verbreitung von Meerwundern in mittelhochdeutschen Texten vgl. Georges Zink: Eckes Kampf mit dem Meerwunder. Zu Eckenlied L 52-54, in: *Mediaevalia litteraria*. Festschrift für Helmut de Boor, hrsg. v. Ursula Henning und Herbert Kolb, München 1971, S. 485-492. ‚Meerwunder‘ ist in der mittelhochdeutschen Literatur Synonym für ein ‚Ungeheuer, das kein Drache ist‘, nicht Name einer besonderen Untergattung der Monster. Das zeigt sich etwa, wenn das Aussehen dieser Wesen in den Blick gerät. Jenes Meerwunder bspw., das titelgebend für ein 31 Strophen kurzes ‚Heldenepisches Lied‘ (Walter Haug, VL Band 6, Sp. 293) ist, sieht ganz anders aus, als das des *Eckenlieds E₂*. Im *Meerwunder* des Dresdner Heldenbuchs heißt es wie folgt: *es het fus als ein fleder maus | und was rauch als ein pere, | ging auf gericht in hohem praus, | recht als es ein mensch were* (MW 37-10). Der Text ist zitiert nach: Das Dresdener Heldenbuch und die Bruchstücke des Berlin-Wolfenbütteler Heldenbuchs, hrsg. v. Walter Kofler, Stuttgart 2006, S. 236-243. Dieses Exemplar hat mit unserem Zentauren, zumindest was das Äußere betrifft, nichts gemein.

¹⁰³ Auch Ecke wird gelegentlich als Riese bezeichnet (die sieben Stellen, an denen der Erzähler Ecke einen Riesen nennt, hat Brévant im Kommentar zu Vers E₂ 443 in seiner Reclam-Ausgabe vermerkt; diskutiert wurden die einzelnen Stellen, die auf die Riesenhaftigkeit Eckes Bezug nehmen, im Rahmen der argumentativen Unterfütterung textgenetischer Thesen bei Christoph Fasbender: Eckes Pferd, S. 41-45). Die Erzählstimme spielt bisweilen auf Eckes riesenhafte Größe an, was sich aber *in* der epischen Welt kaum niederschlägt: Dort ist nie die Rede davon, dass Ecke außergewöhnlich groß sei, niemand reagiert dort so auf unseren Helden. Ecke ist, diesen Eindruck kann man gewinnen, Riese, weil er Gegner Dietrichs ist. ‚Riese‘ markiert primär den Ort einer Figur innerhalb einer wertsetzenden Opposition des Gewalthandelns. Neben dieser Markierung ist diese Seite der Opposition auch durch den Begriff des ‚Knappen in Waffen‘ gekennzeichnet oder den des ‚Jungen‘: Ecke ist ein Riese und ein jugendlicher im Sinne einer sozial destruktiven Figur.

lichkeit unübersehbar auch das Verhältnis zwischen Ecke und Dietrich.¹⁰⁴ Präsent ist in diesem hybriden Wesen, halb Pferd – halb schwertschwingender Recke, wie in einem Vexierbild, zunächst die Absenz des vollkommenen Ritters. Dem Meerwunder als dem aktuellen Gegner mangelt es im Bereich des Humanen; es hat wilde, tierische Anteile. Anstelle einer Brünne schützt es eine Hornhaut, und es brüllt, anstatt zu reden (vgl. *E*₂ 52_{10f.}). Es ist eben noch nicht Dietrich. Zugleich darf man in dieser Figur ein Spiegelbild des anwesenden Ecke im Bereich repräsentierten Ehrstatus sehen. Wo Ecke in seiner Brünne ein Ritter ist, da ist es der Zentaur unterhalb der Gürtellinie. Dort hingegen fehlt Ecke das Pferd, dafür trägt sein Gegner lediglich einen Hornpanzer. Ecke und der Zentaur lassen sich wie Synonyme lesen – lediglich die innere zweigliedrige Struktur der Zeichen als einer Bezogenheit von oben und unten ist invertiert.

Gedrängt und entzeitlicht ist also im Bild des Zentauren, was bisher im *Eckenlied E*₂ in den Interaktionen der Figuren auseinandergelegt ist: Ecke sieht merkwürdig aus und Dietrich als sein Gegner im Zweikampf ist nicht da. So gesehen könnte man das Meerwunder vielleicht eine *narrative Miniatur* nennen: Das (erzählte) Bild stellt kompakt dar, was ansonsten in den (erzählten) Sprechhandlungen der Figuren im Text entfaltet ist.

Was einen allerdings irritieren mag, ist die Singularität der Verwendung eines solchen Mittels der Darstellung für das *Eckenlied E*₂, die wie ein stilistischer Bruch wirkt. Solcherart zeichenhafte Bildlichkeit gehört insgesamt nicht zu den privilegierten Darstellungsmitteln der mittelhochdeutschen Heldenepik. Dass aber hier überhaupt so etwas wie eine Verunsicherung erfahrbar wird, setzt die Geltung einer Leitvorstellung von der stilistischen Einheit des Textes voraus, die für den historischen Ort unseres Textes allerdings schwerlich zu plausibilisieren sein wird. Auf unseren Fall umgemünzt: Es gibt gar keinen Grund anzunehmen, dass die syntagmatische Achse des *Eckenlieds E*₂ immer schon durch die Identität eines Stils, der sich etwa in einem begrenzten und ausgewogenen Set an Darstellungsmitteln niederschläge, bestimmt ist. Die Engführung der axiologisch defizitären Präsenz Eckes mit der Präsenz der Absenz Dietrichs wird im *Eckenlied E*₂ immer neu an den einzelnen Orten von Eckes Weg entfaltet. Gemeinsam ist all diesen Orten, dass sie auf ein textexternes Paradigma

¹⁰⁴ Herausgestellt worden ist der Sonderstatus von Eckes erstem Gegner im *Eckenlied E*₂ von Dietmar Peschel-Rentsch: Pferdemenner: „Der Witz der Szene besteht darin, daß der Halbritter Ecke – nicht Rüstung und Schwert machen den Ritter-Reiter, sondern das Pferd macht den Reiter-Ritter – auf der Suche nach dem ritterlichen Dietrich, dem er seine vollständige Satisfaktionsfähigkeit im Zweikampf beweisen will, einem wörtlich-leibhaftigen Pferdeman begegnet. Der alberne, scheinbar funktionslose Auftritt des Fabelwesens zeigt ihm, was für ein Zerrbild von einem Ritter er selbst ist“ (ebd. S. 23).

bezogen sind, das dann offenbar Variationsbreite im Bereich der stilistischen Mittel noch nicht in einem Maße einschränkt, wie wir das zu erwarten gewohnt sind.

3.4 Helferich unter der Linde: Intensität und Zeichendichte

Hatte das Meerwunder als Hindernis weiteren Verzug auf Eckes Weg bedeutet, so wird es im Folgenden langsam ernst für unseren Helden. Bisher waren ihm nur Figuren begegnet, die vermittelt auf Dietrich Zugriff hatten. Nun dagegen trifft Ecke mit dem todwunden Helferich, den er unter einer Linde liegend findet, zum ersten Mal auf jemanden, der Dietrich im Kampf gegenübergestanden hat: Helferich hat Dietrich am eigenen Leib erfahren. Und davon trägt der Verwundete Zeichen an seinem Körper, die Ecke taktil erfahrbar sind:

Her Egge sas nider zû dem man;
die wundan messen er began
mit baiden sinen handen.
„waffen!“ sprach *er* und rief:
„ich gesach nie wunden mer so tief
geslagen in allen landen.
[...]“ (E₂ 56₁₋₆)

Die Spuren, die sich dem Körper Helferichs eingeschrieben haben, sind enorm, und man mag darin eine bedrohliche Intensivierung der zeichenhaft vermittelten Absenz Dietrichs sehen. Eine grobe Linie der menschlichen Zeichen(träger) der Absenz Dietrichs im *Eckenlied* E₂ bis hierher wäre zu ziehen ausgehend von denen, die das Hörensagen verkörpern (Fasold, Ebenrot, Seburg, der Fahrende) über die, denen die visuelle Erfahrung Dietrichs ‚anhaftet‘ (der Einsiedler, die Berner, Hildebrand) bis hin zu Helferich, der Dietrichs Male an seinem Körper trägt. Eine ähnliche, allerdings nicht gänzlich mit der ersten in Deckung zu bringende Reihe, lässt sich für die Erfahrungsmöglichkeiten Eckes nachzeichnen. Erhält unser Held Nachrichten von Dietrich zunächst als mündliche Berichte derer, die von ihm gehört oder die ihn gesehen haben, so ist das Meerwunder visuelle Erfahrungsmöglichkeit der Abwesenheit Dietrichs, bevor unser Held aus Helferichs Mund nicht nur vom Berner hören oder dessen Schimäre sehen, sondern die Spuren Dietrichs sogar ertasten kann. Dass diese Entwicklungen dann mit der räumlichen Distanzverkürzung zwischen Ecke und Dietrich koinzidieren, ist, vielleicht muss man das erwähnen, nicht etwa ein ‚realistisches‘ Moment.

Doch was erfahren wir weiter auf dieser Station von Eckes Weg? Zunächst berichtet Helferich, dass er mit drei Gefährten vom Rhein auf-

gebrochen sei,¹⁰⁵ und zwar „*durch willen schöner wibe*“ (E₂ 57₆).¹⁰⁶ Ruhm habe man erwerben wollen, sei aber gegen einen kühnen Helden unterlegen. Drei habe der erschlagen, er, Helferich, sei der einzige Überlebende. Und Ecke erkundigt sich: Wie hat der Gegner ausgesehen, „*wie hat ers an dem libe?*“ (E₂ 60₃).

Nie, so Helferich, habe er solch einen kühnen Mann gesehen, niemand könne sich diesem Kämpfer auch in Bezug auf Körpergröße vergleichen. Einem solchen Mann gehe man besser aus dem Weg; ein Heer könne es mit ihm nicht aufnehmen. Ob er denn irgendeine Stelle am Helden unbedeckt gesehen habe, will Ecke wissen: „*und sâhd in iendert bar?*“ (E₂ 61₁). An keiner Stelle, so Helferich, war der Gegner unbedeckt, vielmehr habe seine Bewaffnung so geleißt, dass allein das kaum zu ertragen gewesen sei:

„[...]
sin hârnasch luter unde glanz,
sin gewaffen das was alles ganz
von erd unz uf das hōbet.
sin heln glast uns durch die gesiht,
den *blik* wir mûsen vliessen.
ich kund sin niendert blōse niht
won da zen ōgen *kiesen*.
[...]“ (E₂ 61₄₋₁₀)

Nur durch die Augenschlitze seines Helms hat Helferich einen Blick auf den Gegner werfen können, identifiziert hat er ihn über das Wappen seines Schildes (vgl. E₂ 57₁₀) und aufgrund seiner Stärke:

Do sprach her Egge sa zehant:
„er was dir anders niht bekant
nuwan bi sinem schilte?“
der wunde do ze Eggen sprach:
„so starchen man ich nie gesach.
von Bern so ist der milte.
[...]“ (E₂ 62₁₋₆)

Der Blick auf den Körper ist wichtig, darauf deutet die Aufmerksamkeit hin, die Ecke diesem hier widmet. Wappen und außergewöhnliche Ge-

¹⁰⁵ Hier eine der zwei erwähnten Möglichkeiten, einen Bezug zwischen der Topographie der Eingangstrophe und der epischen Welt der Handlung herzustellen. Als Helferich berichtet, wohin ihn sein Pferd schon getragen habe, fällt auch der Name Kölns, dies die andere Möglichkeit: *das wort er jâmerlichen sprach*: | „*es hat mich menge raste* | *getragen mit den kreften sin* | *entzwichen Köln und Spire*. | *zwar min gelich wart niendert schin* | *in Walben noch in Stire*, | *in Swaben noch in Paernlant*, | *darzû in Francriche*“ (E₂ 66₅₋₁₂).

¹⁰⁶ Deshalb findet Ecke den Todwunden auch unter einer Linde, am *locus amoenus* des Minneritters also. Aus der Sicht Helferichs ist das Treffen mit dem Frauenritter Ecke ein Déjà-vu-Erlebnis, so bereits Fasbender: Eckes Pferd, S. 43.

waltfähigkeit allein sind für Ecke keine aussagekräftigen Zeichen.¹⁰⁷ Es scheint fast so, als wollte Ecke selbst noch hinter die Rüstung des Berners schauen, es scheint, als wollte er hinter jene zeichenhafte Oberfläche blicken, die die Rüstung eines Ritters darstellt.¹⁰⁸

Das Ziel des Zerschlagens der Panzerung im Kontext ritterlichen Gewalthandelns bekommt im *Eckenlied E₂* damit einen ganz neuen Sinn. Nicht als potenziell situationsabstraktes Zeichen für adliges Gewalthandeln versteht Ecke die demolierte Rüstung, sondern als Möglichkeit, die Verfügungsgewalt über den verdeckten Körper des Gegners zu erlangen. Eckes Erkundigung bei Helferich nach einer bloßen Stelle ist nicht nur „hoffnungsvolle Frage nach der ‚Achillesferse‘, der hier real gedachten Lücke im Panzer“¹⁰⁹. Das mag sie auch sein. Doch verweist sie primär auf ein Begehren, das man zum Zwecke der Illustration vielleicht mit einer modernen kulturkritischen Sehnsucht nach dem Unverfälschten oder Natürlichen parallelisieren darf. Unser Held will nicht nur nahe an Dietrich herankommen. Er giert vielmehr nach einer Unmittelbarkeit von Körper und Leib, deren Möglichkeit er hinter der glänzenden Oberfläche adliger Statusrepräsentation verortet. Das mag man dann zunächst für ein unhöfisches Begehren halten, insofern es der Demonstration von Status via Statussymbolik misstraut. Grundlegender aber ist ein falsches Verständnis von den Konstitutionsbedingungen adligen Status überhaupt, für das Ecke steht. Denn dessen Ursprung und Legitimitätsgrund ist gerade nicht hinter den Rüstungen der Ritter zu suchen, wie das *Eckenlied E₂* zeigen wird, sie speist sich gerade nicht aus den gewaltfähigen Leibern.

Blickt man zunächst aber noch einmal von der Helferichepisode aus auf die bisherige Handlung zurück, so ist in ihr wesentlich dichter als bei den vorangegangenen Stationen von Eckes Weg die Präsenz Eckes mit der Absenz Dietrichs verknüpft. So lässt sich jetzt Eckes Kampf mit dem Meerwunder als Parallelhandeln zu Dietrichs Kampf mit Helferich verstehen:¹¹⁰ Dietrich und Ecke haben zur selben Zeit im Tann gekämpft und jeder für sich war siegreich. Des Weiteren sind Helferich und seine Kumpane wie Ecke im Frauendienst ausgezogen: Sind die Kämpfe Eckes und Dietrichs in der Zeit parallelisiert, so ordnet der Typus Ecke der Partei von Dietrichs Gegnern zu. Und weitere Verweise sind auffällig. So ist etwa die Thematisierung von Dietrichs Größe auf eine Parallelisierung mit

¹⁰⁷ Auch hier (und gegen die Skepsis Eckes) metonymische Verhältnisse: Der Berner trägt den Löwen im Wappen auf seinem Schild und „er hat ains löwen mūt“ (E₂ 55₁₃).

¹⁰⁸ Bei Helferich kann Ecke schon ‚dahinter sehen‘; der Held blickt unter den Helm und hinter den Schild des Todwunden (vgl. E₂ 56₁₀), nur ist, was man sehen kann, eben nicht Dietrich.

¹⁰⁹ Matthias Meyer: Verfügbarkeit, S. 204.

¹¹⁰ So bereits Bleumer: Narrative Historizität, S. 144.

Ecke hin angelegt, der in der Helferichepisode erstmals als Riese angesprochen ist.¹¹¹ Und den Helden als gewaltfähige Lichtgestalt, so wie Helferich Dietrich schildert, hatten wir schon in Bern kennengelernt, nur dass dort Ecke strahlte und die Stadt zu verbrennen schien.

Die Häufung solch augenfälliger Bezüge in der Helferichepisode lässt sich, wie schon die skizzierte zeichenhafte Intensivierung der Absenz Dietrichs parallel zu Eckes Weg, nicht einfach mit der räumlichen Nähe des Berners verrechnen. Als textuelle Sachverhalte sind sie vielmehr dem Aktcharakter der Rezeption verpflichtet, wie ihn die Sukzession des Erzählens entwirft. Mit der Helferichepisode ist im Bereich unterschiedlicher Kodes dabei eine Klimax erreicht – und die Suche Eckes ist beendet.

Freilich hält die Passage auch Information bezüglich der geschwundenen Distanz bereit: Ecke erfährt von Helferich, dass er Dietrich leicht einholen könne: „*jon ist im niht ze gach*“ (E₂ 64₁₃). Doch begnügt sich das *Eckenlied* E₂ auch dann nicht mit der Aktivierung einer einfachen räumlichen Semantik: Die sterile Feststellung von zunehmender Nähe ist nicht einmal in dieser Formulierung gegeben, wenn die angemessen-mäßvolle Geschwindigkeit Dietrichs die Unangemessenheit von Eckes Fortbewegungsstil mitkodierte. Zuletzt weist der Todwunde unserem Helden den Weg, und Ecke findet, weswegen er aufgebrochen war. Die sogenannte Helferichstrophe (E₂ 69) schließt als Erzählerstrophe den Weg Eckes ab und sie markiert diese Zäsur. Nach 34 Strophen Gespräch und 33 Strophen Weg berichtet der Erzähler nun erstmals vom Aufeinandertreffen Dietrichs und Eckes.¹¹²

3.5 Die Zäsur der Helferichstrophe E₂ 69

Man hat aus unterschiedlichen Gründen, vor allem aber, weil eine Variante der Helferichstrophe als Melodiezeiger oder -weiser im Codex Buranus überliefert ist,¹¹³ darauf geschlossen, dass es eine ältere Fassung der Geschichte des *Eckenlieds* gab, in der diese Strophe an exponierter Stelle stand. Zumeist hat man vermutet, dass eine solche hypothetische Fassung mit dieser Strophe begann. Von einer solchen Version aus gesehen wäre

¹¹¹ Durch jene Inquit-Formel, die die Rede einleitet, in der Helferich von der Größe Dietrichs spricht, wird unser Held erstmals als Riese bezeichnet: *der wunde do zem risen sprach* (E₂ 60₄).

¹¹² Im Übrigen markiert die Strophe zugleich und „vielleicht bloß zufällig“ (Fasbender: Eckes Pferd, S. 43) genau die Mitte der Ecke zugemessenen Verweildauer im Text.

¹¹³ Zu Kontext und Funktion der Helferichstrophe im Codex Buranus vgl. Jens Haustein: Ecke und die Würfelspieler. Zu „Carmina Burana“ Nr. 203 und 203^a, in: *Ja muz ich sunder riuwe sin*. Festschrift für Karl Stackmann zum 15. Februar 1990, hrsg. v. Wolfgang Dinkelacker, Ludger Grenzmann und Werner Höver, Göttingen 1990, S. 97-105.

dann, setzte man nicht voraus, dass die Strophe im Strophenverband gewandert ist, all das, was bisher besprochen wurde, ein Zusatz. Zum prominentesten Textbaustein¹¹⁴ der *Eckenlied*-Tradition wurde die Strophe für die altgermanistische Forschung aber nicht nur, weil sie sich als früheste Überlieferung aus Zusammenhängen aventiurehafter Dietrichepik in so merkwürdiger Umgebung findet. Genauso wichtig, und oft mit der Frage nach dem verlorenen alten Text verknüpft, war, dass man in ihr eine Autornennung oder Quellenberufung vermuten konnte.

Ich gebe zunächst die Strophe zuzüglich einiger weiterer Verse wieder. Ecke hatte zuletzt Helferich verbunden, der dem Helden den Weg weist, und jetzt folgt er Dietrich in den Tann, weshalb es für ihn, wie der Text weiß, kein gutes Ende nehmen wird (vgl. E₂ 68₉). Weiter erzählt der Text:

der unverzagte regge,
dem was ze strite also gach,
das er niht rûwon mohte;
dem stige zogt er nach.
Erst sait von Lune Helferich,
wie zwene fürsten lobelich
im wald zesamen kament,
her Egge und öch her Dietherich.
die rûwent baide sament mich,
won si den schaden namen.
so rehte vinster was der tan,
da si anander funden,
her Dietherich und der kûne man,
wol an den selben stunden.
her Egge der kam zû gegân;
er lie da haim vil rosse,
das was ser missetan. (E₂ 68₁₀-69₁₃)

Für die vorliegende Arbeit spielen Fragen nach einer möglichen historischen Existenz Helferichs von Lune keine Rolle.¹¹⁵ Das soll hier zurückstehen gegenüber der wichtigeren Frage nach der Funktion der Strophe als Teil des überlieferten Textes. Denn relevant ist diese Strophe allerdings, da sie innerhalb des schriftsprachlichen Sprechaktes der Handschrift eine Zäsur vergleichbar der Eingangsstrophe des *Eckenlieds* E₂ markiert. Ähnlich sind diese beiden Strophen einander im Hervortreten des Erzählers (vgl. E₂ 69₅) und des damit verbundenen Auseinandertretens von Erzählerinanz und (hier) impliziten Adressaten des Sprechens. Weil dieser

¹¹⁴ Brévart bspw. druckt die Überlieferung der Strophe gesondert, synoptisch am Beginn seiner dreiteiligen ATB-Ausgabe.

¹¹⁵ Vgl. dazu die ausführliche Diskussion in Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 159-162, zudem den Kommentar zur Strophe in Brévarts Reclam-Ausgabe des Textes.

Helferich, dem der Ursprung der Geschichte zugeschrieben ist, mit jenem Ritter identifiziert werden kann, den Ecke gerade noch verbunden hatte, geht mit dem Auseinandertreten von Erzähler und Publikum zugleich eine Distanzierung der epischen Welt einher: Die epische Welt des Textes und die Welt ihrer Vermittlung treten auseinander.

Anders aber als die Eingangsstrophe, die den Übergang zwischen der Geschichte des *Älteren Sigenot* und der des *Eckenlieds E₂* organisiert, bleibt am Ort der Helferichstrophe eine spezifische Bindung zwischen epischer Welt und Erzählen bestehen. Diese Strophe lenkt den Blick nicht weg von der erzählten Welt auf das Erzählen als etwas Abstraktes. Der Blick richtet sich nicht auf irgendein Erzählen, sondern auf das der Geschichte des *Eckenliedes*. Damit bleiben beide weiter eng aufeinander bezogen. Die Helferichstrophe knüpft zwei Textsegmente aneinander, doch stellt diese Verbindung sich als ein Kontinuieren nicht nur des Sprechaktes, sondern auch des Erzählens dar. Insofern es unter Aspekten der Rezeptionslenkung nicht um eine Distanzierung der epischen Welt insgesamt geht, hat man die Neufokussierung an dieser Stelle auf die *Modi* des Erzählens selbst zu beziehen.

Die Distanzierung durch die Helferichstrophe funktioniert dabei wie eine Bremse.¹¹⁶ Markiert ist der Übergang zwischen zwei Formen der Vermittlung und Organisation von epischer Welt in ein und derselben Geschichte. Es endet jene atemlose Fahrt, im Sinne eines Chronotopos, die die Vermittlung epischer Welt bis hierher bestimmte. Auf die narrative Organisation der Geschichte macht die Helferichstrophe aufmerksam, wenn sie die Erzählzeit von der erzählten Zeit, den Ort der Handlung von dem des Erzählens für einen Moment abkoppelt. Die Hast der Suche im Zusammenhang mit immer neuer Verzögerung, die die Vermittlung epischer Welt bisher primär organisierte, wird genau im Moment von Eckes neuerlichem Aufbruch suspendiert, bei dem sich ja wieder die Frage stellen könnte, ob er Dietrich denn jetzt endlich trifft: *wie zwene fürsten lobelich | im wald zesamen kament* (E₂ 69_{2f.}), davon hat Helferich berichtet. Was nun folgt, ist nicht länger Kontrastierung eines Abwesenden mit einem Anwesenden. Der nächste Ort hat eine andere Qualität.

¹¹⁶ Es handelt sich sozusagen um einen *epischen Bremsklotz*.

4. Ecke und Dietrich: Interaktionen im Ereignisraum der Gewalt

4.1 Erzählende Ausgestaltung und Strukturierung eines insularen Raums des Handelns

Unmittelbar vor der Helferichstrophe war zu hören gewesen, dass Ecke sich auf Dietrichs Fährte gesetzt habe, ohne noch einen Moment auszuruhen. Direkt im Anschluss an die Strophe, es ist Nacht, kommen Dietrich und Ecke gemeinsam in den Fokus des Textes. Doch erzählt der nicht sogleich von der Konfrontation der beiden Männer, sondern von jenem Feuerwerk, das beider Anwesenheit im Wald erzeugt:

Der tan der wart durlühtet fin;
ir hârnâsch gab so liechten schin
alsam an brâhendû sunne.
swar si da kerten in den walt,
die zwene kûne helde balt,
da schain es, sam da brunne:
so schöne luhte Hiltegrin,
der was gar valsches ane.
hern Eggen heln gab widerschin,
der luhte niht nach wane.
ir luhten das was so getan,
als man zwen volle mâne
sâh an dem himel stan. (E₂ 70₁₋₁₃)

Nicht die Helden selbst geraten zunächst in den Blick, sondern die visuell wahrnehmbaren äußeren Zeichen ihrer Präsenz. Wie zwei lokale Brandherde im Wald sind die gleißenden Erscheinungen damit noch als räumlich Unterschiedene (*swar si da kerten in den walt*) nebeneinander und kaum hierarchisiert wahrgenommen. Es wirkt wie ein Blick aus der Vogelperspektive, wenn es heißt, dass Dietrichs Helm strahlt und Eckes darin mit ihm konkurriert.

Für die folgende Strophe hat man dann eine Fokusverengung zusammen mit einer räumlichen Annäherung Eckes an Dietrich zu verzeichnen. Das Erste, die Distanzverringerung des Blicks auf das Geschehen, äußert sich in einer Entdifferenzierung der visuellen Effekte und der Thematisierung ihrer, auf die epische Welt bezogen, immanenten Wahrnehmung: Hiltegrin, Dietrichs Helm, *bran alsam ain kerze klar* (E₂ 71₄), und dem steht Eckes Helm, wie wir gehört haben, in nichts nach. Wenn aber Dietrich zunächst die Beleuchtung des Waldes allein seiner Ausrüstung zuschreibt (vgl. E₂ 71₁₋₃), dann setzt dieses Missverständnis das Zusammenfallen oder die Überlagerung der beiden visuellen Effekte aus seiner

Perspektive voraus. Zugleich verringert sich der Abstand zwischen den Helden: Ecke bewegt sich auf Dietrich zu, ohne dass dieser ihn aber zunächst bemerkt (vgl. E₂ 71_{5f}). Erst als der Fußgänger nahe ist, wird Dietrich seiner gewahr. Noch immer läuft die Vermittlung dabei über nonverbale Zeichen: Gab es im Fortgang des Erzählens zunächst eine der epischen Welt äußerliche Bezogenheit und anschließend die Überlagerung der visuellen Effekte, so bemerkt Dietrich Ecke jetzt, weil er ihn hören kann. Eckes Ausrüstung glänzt nämlich nicht nur: Der Held bewegt sich auf Dietrich zu und der hört dessen Scheppern: *lofent so hort er den man* (E₂ 72₂).¹¹⁷

Von den Schellen am Schild Eckes war schon anlässlich der Einkleidung durch Seburg berichtet worden (vgl. E₂ 33₄). Auch anlässlich seines Aufbruchs hatte der Held den Wald akustisch gefüllt.¹¹⁸ Offenbar muss man auch dies als ein Zeichen für Eckes deviantes Fußgängerdasein verstehen. Es schlagen die Knie Eckes die Rockschöße seiner Brünne,¹¹⁹ anders als das vielleicht beim Reiten der Fall wäre, im Laufen gegen den Schild und verursachen damit das Geräusch. Im Bereich der sinnlichen Wahrnehmung der Figur in der epischen Welt stünde dann höfischem Glanz eine abgewertete – zumindest unangemessene – Akustik zur Seite.¹²⁰

gând er in der brünne spilt;
swen der halsperg rürte den schilt,
so hort in ie der herre.
er sach in gewaffent zû im gan. (E₂ 72₄₋₇)

Damit also ist zuletzt der Sichtkontakt hergestellt, jetzt ist der Wald ein Raum wechselseitiger interpersoneller Wahrnehmung.

¹¹⁷ Die Distanz bekommt jetzt auch ein Maß: Hören kann Dietrich den Fußgänger als der *wol rosseloffes ferre* (E₂ 72₃) ist – nach Auskunft des Lexer entspricht das einem Sechzehntel einer französischen Meile, also etwas zwischen 200 und 250 Metern.

¹¹⁸ Als Regalinsignien sind Schellen gedeutet in Oskar Pausch: Laurin in Venedig, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kùhebacher, Bozen 1979, S. 192–211, S. 204. Wichtiger ist hier aber wohl der Sachverhalt, dass Eckes Schild für den Lanzenkampf bestimmt ist, denn, so wird gesagt, er *wart mit sper nie durch* gezilt | *von kainer slachten juste* (E₂ 33_{2f}). Der Treffer in der Tjost konnte durch die Schellen eine akustische Untermalung erfahren. Auch der Schild reiht sich so ein in das Ensemble einer Bewaffnung, die immer wieder auf das Fehlen eines Pferdes verweist.

¹¹⁹ Vgl. zu Brünnen und Halsberg Alwin Schultz: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger II, S. 25–28.

¹²⁰ Wenn das Zeichen Dietrichs der im Schild sichtbare Löwe ist, so ist Eckes Zeichen am gleichen Ort die Schelle; der Narr scheint hier vielleicht schon mitgedacht werden zu können. Bleumer: Narrative Historizität, spricht in diesem Kontext von einem „ungebührliche[n] Erscheinungsbild“ (ebd. S. 147) des Helden.

Die Entfaltung des Raums bis hierher, und ich werde solche räumlich bestimmten Einheiten, aus deren Abfolge sich die Gesamthandlung des *Eckenlieds E₂* konstituiert, ‚Ereignisräume‘¹²¹ nennen, ist zunächst ein Prozess der Distanzverringering: Von der Helferichstrophe bis zum Sichtkontakt zwischen den Helden nähert sich der Blickpunkt an, sodass die Figuren auf eine Art und Weise in den Blick kommen, dass ihre Interaktion beobachtbar werden. Parallel dazu konstituiert sich dieser Raum im ‚Kräfte-messen‘ der Ausrüstung. Die führt gewissermaßen ein Eigenleben, was sich auch in einer leicht kauzig wirkenden Laudatio Dietrichs äußert, die er an seinen Helm richtet (vgl. *E₂* 71₈₋₁₃). Dem Agon der Waffen hat man hier eine wichtige Funktion beizumessen. Insofern sie zunächst die Handlungsträger darstellen, ist der Raum primär als einer der Gewalt und des Kampfes markiert. Auch seine sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften weisen in diese Richtung: Nicht umsonst wird der lichtdurchflutete Tann als Ort eines flammenden Infernos gedacht, zu dem das vielleicht an Kampfplärm gemahnende Scheppern Eckes die Hintergrundmusik liefert.

Eine solche prozesshafte Entfaltung von Raum lässt sich, mehr oder weniger deutlich, für alle bisher besprochenen Ereignisräume im *Eckenlied E₂* nachzeichnen.¹²² Es scheint überhaupt der Modus zu sein, vermit-

¹²¹ Der Begriff ‚Ereignisraum‘ soll die Basiseinheiten der atomaren Strukturebene unserer Texte bezeichnen, auf der die epische Welt im Erzählen isoliert ist und deren Elemente einander auf der syntagmatischen Achse des Textes relativ opak sind. Die Vokabel wird hier eingeführt, weil sie brauchbarer erscheint als eine dem Theater entlehnte Begrifflichkeit, wie sie bspw. Hugo Kuhn: Über nordische und deutsche Szenenregie, verwendet. Die Stichworte fallen dort in dichter Folge: „ausgeprägte Raumgestaltung“, „Bühnenszene“, „Spiel“, (ebd. S. 196); Kontexte von Szenen können „durch ‚Versatzstücke‘ räumlich bezeichnet“ sein, es gibt den „Regisseur“ und „Theater“ (ebd. S. 197), auch „Regiekunst“ und „bühnenhafte Raumbewegung“ (ebd. S. 198). Demgegenüber kommt es mir darauf an festzuhalten, dass der eingerichtete Blickpunkt des Rezipienten nicht schon immer festgestellt ist auf den eines distanzierten Betrachters. Das *Eckenlied E₂* verortet seine Rezipienten in unterschiedlichen Graden von Distanz zum Geschehen der epischen Welt. Bisweilen kann sie, wie zu sehen war, selbst in der Mitte der Handlung – ‚auf der Bühne‘ – situiert sein. Eine solche Möglichkeit zur Variation von Distanz, die im Bereich unserer Texte eine kaum zu überschätzende Relevanz für ihr Funktionieren in Situationen unter Anwesenden besitzen dürfte, lässt sich kaum noch mit einer Begrifflichkeit fassen, die die Trennung von Bühne und Zuschauerraum immer schon voraussetzt. Vgl. zu einem knappen Überblick über verschiedene terminologische Vorschläge und Konzeptionen von Raum in Malerei und Literatur zuletzt Uta Störmer-Cayssa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman, Berlin / New York 2007, S. 34-42.

¹²² Wenn Ecke in den Wald gelangt, erscheint zunächst der Wald als ein akustischer Raum, alles klingt, die Berge werfen Echos zurück, erst danach trifft Ecke auf den an einem solchen Ort erwartbaren Einsiedler. Als Ecke nach Bern gelangt, verbreitet zunächst seine Lichtgestalt Angst und Schrecken, bevor Hildebrand mit ihm spricht. Und auch das Meerwunder hatte einen solchen Raum eröffnet: *vil grülich was sin stimme, | das der walt vil gar erdos | da von dem merewunder* (*E₂* 52₁₀₋₁₂). Anders aber nicht weniger eindeutig stellt sich die Raummarkierung anlässlich von Eckes Treffen mit Helferich dar: Zuerst findet

tels dessen sich die Inseln epischer Welt im *Eckenlied* *E*₂ entfalten: Zunächst wird ein Raum konnotativ besetzt und erst dann folgen die Interaktionen der Figuren. Geschlossen wird ein Ereignisraum am Ende einer Handlungssequenz, indem erneut Distanz aufgebaut wird. Die durch den Text vorgezeichnete Rezeptionserfahrung ist damit zugleich als Abfolge markierter Räume verstehbar.

Doch kehren wir zu unseren Helden in den Tann zurück: Erst das akustische Zeichen, das Scheppern von Eckes Rüstung, macht, so hatte ich gesagt, diesen Raum auch zu einem wechselseitiger interpersoneller Wahrnehmung. Dietrich wendet den Blick in Richtung des Aufmerksamkeit heischenden Geräuschs. Jetzt können auch verbale Interaktionen zwischen Ecke und Dietrich stattfinden. Aber es steckt, wie man so schön sagt, im Verhältnis zwischen Dietrich und Ecke von Anfang an der Wurm drin. Dietrich sieht Ecke bewaffnet auf sich zukommen, und es kann sich bei voraussetzendem Gewaltmonopol des Adels bei diesem eigentlich nur um eine ständisch gleichrangige Figur handeln. Dass der Ankömmling nun aber gerade nicht zu Pferd ist, macht die Identifizierung des sozialen Ortes des Fremden unsicher. Und so begrüßt Dietrich Ecke nicht als Gleichrangigen, sondern er hält lediglich die Möglichkeit einer solchen Handlungsweise fest:

do sprach der Bernære:
„ich solt û, herre, mit grûz enphan,
obs ûwer wille wære.
[...]" (E₂ 72₈₋₁₀)

Dass Dietrich wenige Verse zuvor von der Erzählstimme selbst als *herre* (E₂ 72₆)¹²³ angesprochen ist, lässt an dieser Stelle dominant die hierarchische Komponente als Horizont des Verhältnisses der beiden Figuren hervortreten.¹²⁴ Was Dietrich mit jenen ersten Worten, die er an Ecke richtet, vermeidet, ist die Zuweisung von Status, wie sie dem Zeremoniell der höfischen Begrüßung eigen ist. Der Bedingungssatz setzt voraus, dass Dietrichs Gegenüber seine Bereitschaft zu diesem wechselseitigen Akt

Ecke den verwundeten Mann am *locus amoenus* unter einer Linde (vgl. E₂ 55₄), erst später berichtet Helferich, dass er im Frauentdienst unterwegs sei (vgl. E₂ 57₆). Zuerst gibt es also die konnotative Markierung eines Raumes, erst im Anschluss daran kommt es zur Interaktion der Menschen.

¹²³ Das *Eckenlied* *E*₂ verwendet, wenn ich nichts übersehen habe, *herre* und *ber* terminologisch. Letzteres ist eine höfliche Anredeform, während *herre* die Stellung in der ständischen Hierarchie und zugleich den Träger einer mit *ritters namen* (E₂ 88₁) verbundenen Handlungsnorm, nämlich der *berren tûk* (E₂ 88₉) bezeichnet.

¹²⁴ Schon das Verhältnis Eckes zu Seburg war hierarchisch markiert gewesen. Ironisch versteht die Anrede *herre* Bleumer: *Narrative Historizität*, S. 147.

nicht signalisiert hat. Der Ursache für die Irritation gilt denn auch Dietrichs erste Frage an den Fremden:

„[...]
 nu sagt mir, war ist ð so gach?
 wer hat ð her gesendet?
 wie lofet ir mir nach?“ (E₂ 72₁₁₋₁₃)

Die fehlende Bereitschaft zu einer angemessenen Form der Interaktion leitet Dietrich aus den uns schon bekannten Defiziten im Bereich der Fortbewegung ab: Ecke hastet, und er hastet zu Fuß. Ohne auf den impliziten Vorwurf Dietrichs zu reagieren, der den Fehler bei der Anbahnung von verbaler Interaktion herausstreicht,¹²⁵ berichtet Ecke dem Ritter zu Pferd vom Wunsch der Damen. Jetzt ist unser Held ganz Knappe im Botendienst:¹²⁶ Nach Dietrich von Bern habe man ihn ausgesandt. Drei edlen und reichen Königinnen möge der seine Aufwartung machen; wüsste er von ihrem Wunsch, würde er ihrer Bitte sicherlich gern nachkommen (vgl. E₂ 73₁₋₈).

Das Informationsdefizit Eckes, der nicht weiß, dass er den gesuchten Dietrich vor sich hat, ist geradezu als Effekt von fehlender Begrüßung und der damit verbundenen wechselseitigen Preisgabe von Identität als zentrale vertrauensbildende Maßnahme aufzufassen. Auf diesen Lapsus scheint noch Dietrichs Antwort zu rekurrieren, als er sich dem vermeintlichen Boten, ohne dass dieser in Vorleistung gegangen wäre, zu erkennen gibt: Viele Dietriche mag es in Bern geben, wenn der Fremde aber jenen meine, dem Dietmar Bern und andere seiner Liegenschaften vererbt habe, so sei er bei ihm an der richtigen Stelle (vgl. E₂ 73₉₋₁₃). Dem Verstoß Eckes gegen die Normen höfischer Interaktion kann der Fürst von Bern einzig mit Ironie¹²⁷ begegnen: Sein Gegenüber ist offenbar nicht satisfaktionsfähig.

Und es kippt die hybride Existenz Eckes in jenem Moment, in dem sich Dietrich zu erkennen gibt. Der Knappe wird übergangslos zum Krieger. Er gerät jetzt auch wieder im Zusammenhang mit seiner Ausrüstung in den Blick (vgl. E₂ 74₂), wenn er Dietrich herausfordert. Diesen abrupten Wechsel zwischen zwei Rollenmustern möchte ich nicht auf eine Finte oder einen Trick Eckes zurückführen. Der Held hat nicht erst den Boten herausgekehrt, um Dietrichs Inkognito zu lüften. Für Listen und Täu-

¹²⁵ Vgl. Bleumer: Narrative Historizität: „Nicht einmal die elementarsten Konventionen, die bei der Begegnung zwischen Unbekannten gelten, werden von Ecke eingehalten“ (ebd. S. 146f.).

¹²⁶ Schon Hildebrand stellt Eckes Bewaffnung seine Fortbewegung „*in garzuns wis*“ (E₂ 44₇) gegenüber.

¹²⁷ So bereits Jan-Dirk Müller: Erkennen, S. 105.

sungen sind im *Eckenlied E₂* wie in aventiurehafter Dietrichepik insgesamt andere Figuren verantwortlich. Bei Ecke hat man das Defizit vielmehr substanziell zu denken. Ecke ist Knappe und Ritter in einem. Und jetzt tritt er eben auf als der, der den Kampf sucht, nachdem er eben noch ein Bote der Damen war:

Als Egge Dietherichen vant,
do rief er über schiltos rant:
„nu kera, degen märe!
uf minen füssen ich hie stan,
ich mag dich laider niht ergan,
das ist mir harte swäre.
[...]“ (E₂ 74₁₋₆)

Die Mischgestaltigkeit Eckes verunmöglicht anlässlich der ersten Begegnung mit Dietrich geregelte Interaktionen. Dieser Sachverhalt mag nach dem erreichten Stand der Lektüre nicht mehr überraschen. Zu deutlich ist das Interesse, das der Text der Devianz unseres Helden immer wieder zuteilwerden lässt. Doch ist etwas anderes bemerkenswert: Ecke hat Dietrich erreicht. Er ist ihm nachgeeilt, hat ihn eingeholt und jetzt, wo er vor ihm steht, kann er ihn nicht ergehen (vgl. E₂ 74₅), kann er den Helden als Fußgänger nicht erreichen? Wie ist das möglich? Sitzt Dietrich etwa zu hoch, als dass der riesenhafte Held an ihn heranreichen könnte? Die Unberittenheit Eckes thematisiert der Text hier zum letzten Mal – „*an allu ros ich her bin komen*“ (E₂ 74₇). Was steckt dahinter?

4.2 Die Entzogenheit Dietrichs: *nu kera, degen märe!*

Die hier angerissenen Fragen sind zuletzt in einer textgenetischen Arbeit Christoph Fasbenders zum *Eckenlied E₂* ventiliert worden.¹²⁸ Und sie haben dort eindeutige Antworten erfahren: Dass Ecke Dietrich nicht erreichen kann, *weil* er ein Fußgänger ist, sei ein blindes Motiv. Die Unberittenheit des Helden spiele hier keine Rolle, so wie sie überhaupt keine Funktion für die Ecke-Dietrich-Handlung im *Eckenlied E₂* habe. Dass bis zum Treffen mit Dietrich so oft von Eckes Unberittenheit die Rede war,

¹²⁸ Vgl. Fasbender: Eckes Pferd. Fasbenders Konzeption von Textgenese folgt einem Muster, das schon die älteren Theorien zur ätiologischen Funktion der Geschichte des *Eckenlieds* in der Erklärung des Schwertnamens *Eckesachs* zugrunde gelegt haben und das sich noch in Heinzles Modell eines *strukturell offenen Textes* fortpflanzt. Textproduktion wird darin als ein Fortschreiben, Dichten oder Weiterdichten verstanden, das seinen Impuls im Wunsch nach Erklärung findet. Vorausgesetzt werden in diesem Modell ein Nichtverstehen zusammen mit einem Verstehen-Wollen. Das Datum für diesen Zusammenhang bildet die Textveränderung, die sich in divergierender Überlieferung niedergeschlagen habe.

verdanke sich dem Bemühen des Redaktors der Fassung E₂ um Kohärenzstiftung. Dieser Redaktor fand die Helferichstrophe als Eingangsstrophe vor, ersann mit dem Weg Eckes eine Vorgeschichte und überfrachtete das Motiv, quasi als Nebeneffekt seiner Bemühungen um Erklärung.¹²⁹ Er ließ damit, was in der Vorlage allenfalls dunkel gewesen sei, eine „rätselhafte Vorausdeutung“¹³⁰, vollständig erblinden. Stein des Anstoßes sei ihm die Abstrafung Eckes durch den Erzähler gewesen:

her Egge der kam zû gegân;
er lie da haim vil rosse,
das was ser missetan. (E₂ 69₁₁₋₁₃)

Der Redaktor erkläre dann mit der neuen Vorgeschichte aber nicht den Nachteil, der Ecke aus seiner Pferdelosigkeit entsteht, sondern er versuche lediglich eine Antwort darauf zu geben, warum Ecke ohne Pferd vor Dietrich auftaucht:

Über die Frage, warum Ecke partout nicht reiten will, klärt die Strophe [...] nicht auf, sondern reicht sie an den Redaktor der Fassung, für die E₂ steht, weiter, und zwar verbunden mit dem vagen Hinweis, daß Ecke aus seiner Unberittenheit Nachteile erwachsen sollten. [...] Er vervielfachte und rationalisierte Eckes Weigerungen, ein Pferd zu besteigen.¹³¹

Weil immer wieder das fehlende Pferd erwähnt wird, scheine uns Eckes Unfähigkeit, Dietrich gehend zu erreichen, mit einem Mehr an Bedeutung aufgeladen, was das Verpuffen des Motivs von Dietrichs Unzugänglichkeit umso deutlicher hervortreten lasse. Eckes Bemerkung, er könne Dietrich gehend nicht erreichen, ist für Fasbender eine Bestätigung des Erzählerkommentars in der Helferichstrophe durch eine Figur der epischen Welt. Doch ändere dies nichts an der generellen Bedeutungslosigkeit seiner Unberittenheit für die Geschichte:

Ecke weiß freilich, daß er Pferde zurückgewiesen hat, und er realisiert [...] einen ihm daraus erwachsenen Nachteil. Doch welchen? Daß er Dietrich nicht *ergan* kann, verwundert schon: Beide sind ja bereits im Gespräch und damit jedenfalls in Hörweite. Zudem gibt es keinen Hinweis darauf, daß Dietrich etwa das Weite suchte.¹³²

Soweit die Argumentation Fasbenders. Fragt man dagegen zunächst ganz konventionell nach einem erweiterten Aussagegehalt, dann lässt sich, was Ecke äußert, nämlich seine Unfähigkeit, Dietrich zu *ergehen*, als Feststel-

¹²⁹ Der Redaktor „ging von der unheilvollen Vorausdeutung in Str. 69 aus, die er, obwohl er sie vielleicht nicht ganz verstand, ernst nahm, indem er ihr durch die Konstruktion einer Vorgeschichte, in der ein reitfähiger Ecke für seine Pferdelosigkeit selbst verantwortlich gemacht wird, Sinn zu verleihen suchte“, ebd. S. 51.

¹³⁰ Ebd. S. 43.

¹³¹ Ebd. S. 49.

¹³² Ebd. S. 47.

lung einer gewissen Ohnmacht den gegebenen Verhältnissen gegenüber auffassen. Ecke konstatiert, dass es nicht in seiner Macht steht, das selbst gesteckte Ziel zu erreichen, nämlich sich im Zweikampf mit Dietrich zu messen. Was Fassbender richtig sieht ist freilich, dass dieses Unvermögen kaum auf die räumlichen Verhältnisse im Wald zu beziehen sein wird.

Wenn es also keine natürlichen Hindernisse sind, die Ecke den Zugriff auf Dietrich verwehren, dann darf man immerhin noch auf die symbolische Bedeutung von Pferd und Pferdlosigkeit abheben. Man kann versuchen, das Hindernis als ein kulturelles zu plausibilisieren. ‚Gehen‘ wäre dann hier nicht primär als Möglichkeit, räumliche Distanzen zu überwinden, sondern in seiner Funktion der Markierung sozialer Inferiorität aufzufassen. Das an die Fortbewegungsart gekoppelte Unvermögen ließe sich so als Unfähigkeit identifizieren, ein soziales Gefälle zu überbrücken. So wie es im *Eckenlied* E₂ nicht die Falschheit Eckes gibt, im Sinne einer individuellen Charaktereigenschaft, sondern das Defizit in der Figur gegenständlich angelegt ist, so manifestiert sich auch die Statusdifferenz zwischen Ecke und Dietrich im Bereich des sinnlich Erfahrbaren: Das Abstraktum einer normativ bindenden sozialen Organisationsform behindert tatsächlich die Bewegungsmöglichkeit der Figur im Raum. Die Überwindung der Statusdifferenz ist nicht dem Kalkül dessen unterworfen, der da geht.

4.2.1 Der Wert der Waffen

Mit dem Zusammentreffen unserer Helden kommt es, und das muss nachgetragen werden, zu einer Veränderung im Bereich der *Perspektive des Erzählens*. Erzählt wird nicht länger von der Präsenz und den Vermögen Eckes aus, sondern von Dietrich her. Diese Verkehrung hat eine Entsprechung in Eckes Verlust der Kontrolle über das Handlungsgeschehen: Ecke bestimmt nicht länger, wie sich die Geschichte entwickelt – und er bestimmt schon gar nicht über Dietrich. Wenn Ecke seine Ohnmacht diagnostiziert, dann ist das das Ende jener Perspektive, die bis zur Helferrichstrophe die Konstitution der epischen Welt steuerte. Was Ecke feststellt ist, dass die modalen Vermögen in Bezug auf das Geschehen nicht mehr bei ihm liegen.¹³³

¹³³ Nicht gemeint ist mit dieser Art von Perspektivierung ein durch den Text entworfener *Blickpunkt* der Rezeption auf die epische Welt, der im Sinne Gérard Genettes durch die Rückbindung an den Ort eines wahrnehmenden Subjektes bestimmt ist. Gemeint sind nicht die Augen der epischen Welt. Auch geht es bei der Perspektive des Erzählens nicht um *axiologische* Vororientierungen, die darüber entscheiden, was als Norm und was als Abweichung verstanden wird. Der Begriff soll vielmehr eine Orientierung bezeichnen, bei

Vor diesem Hintergrund muss der weitere Verlauf der Handlung gesehen werden, der sich als ein Konflikt der unterschiedlichen Begehren unserer Helden darstellt. Man hat es als eine Ermächtigung der Dietrichfigur durch den Text aufzufassen, dass es ihr im Folgenden zunächst immer wieder gelingt, die Versuche Eckes abzuwehren, einen Zweikampf zu erzwingen. Dass Ecke Dietrich nicht *ergehen* kann, ist bereits Markierung der Vergeblichkeit seiner Bemühungen. Die Dispute zwischen den beiden Helden, von denen der Text jetzt berichtet, sind dadurch von vornherein von einer Spannung befreit, die sich aus der Frage ergeben könnte, ob Ecke Dietrich nicht doch noch seinem Normensystem zu unterwerfen imstande ist. Dietrich wird hier Sieger bleiben, insofern er erfolgreich die eigenen Interessen zu vertreten weiß. Mit dieser Vororientierung bietet sich dem Text dann die Möglichkeit, das Streitgespräch als Konfrontation zweier Normen- und Wertesysteme zu inszenieren. Welchem dabei die größere Legitimität zukommt, ist mit dieser Besetzung noch nicht entschieden, davon handelt das *Eckenlied E₂* erst später.¹³⁴

Ecke stellt sich als Bote dreier Königinnen vor; nachdem Dietrich sich ihm zu erkennen gibt, begehrt er, sich mit ihm zu messen und bemerkt die Unmöglichkeit, ein solches Ziel aus eigener Kraft zu erreichen. Jetzt offeriert er seinem Gegenüber einen Preis: Im Kampf gegen ihn könne Dietrich „*die aller besten sârewat*“ (E₂ 74₁₁) gewinnen, eine Rüstung so wertvoll, dass sie nicht einmal dem Kind eines reichen Kaisers zur Verfügung stünde: Er lobt aus, was Seburg ihm übereignet hatte.

Damit scheint unser Held das Interesse Dietrichs tatsächlich geweckt zu haben. Denn der will nun mehr wissen. Damit Dietrich die Brünne identifizieren kann, möge Ecke ihren Namen preisgeben und sagen, wie er in ihren Besitz gelangt sei. Kein weiteres Wort werde Dietrich mit Ecke wechseln, so er ihm nicht diesbezüglich Auskunft gegeben habe (vgl. E₂ 75₆₋₁₃). Was Dietrich hier in Erfahrung zu bringen wünscht, ist über seinen Namen die Geschichte jenes Ausrüstungsgegenstandes, der tatsächlich,

der es darum geht, um welches Zentrum herum sich die epische Welt konstituiert. Es geht um die Frage, an welche Figur das aktive Vermögen und an welche das passive Erleiden als den unterschiedlichen Möglichkeiten des In-der-Welt-Seins geheftet ist. Dieses ‚weltgenerierende Potenzial‘, das Vermögen zu konstruktiver Gestaltung, entscheidet dann u. a. darüber, was an Handlungen geschieht und was nicht.

Natürlich sind der Wechsel der modalen Vermögen, sowie die Verkehrung des Fokus bemerkt worden. So beschreibt Bleumer: *Narrative Historizität*, S. 142f., in den Kategorien des Verbalgenus einen Wechsel zwischen einer *passiven Handlungsform*, die den Weg Eckes hin zu Dietrich charakterisiere, und einer *aktiven Form der Handlung*, zu der die Geschichte mit dem Auftritt Dietrichs finde.

¹³⁴ Diese Entscheidung kann freilich vor dem Normenhorizont der Rezeption bereits gefallen sein, etwa wenn die axiologischen Setzungen der Figuren über die Differenz von Macht und Ohnmacht bereits vermittelt sind. In Heiligenviten bspw. gibt es diesbezüglich eine andere Besetzung der Positionen, als man sie für das *Eckenlied E₂* voraussetzen wird.

wie schon zu hören war, eine Vergangenheit hat.¹³⁵ Die Brünne scheint vor allen anderen Teilen der Bewaffnung die Aufmerksamkeit Dietrichs zu fesseln. Jedenfalls erachtet der Berner zunächst kein anderes einer Erwähnung wert. Setzt man voraus, dass Dietrich mit seinen Fragen noch immer auf die Identität des Helden zielt, so scheint es, als müsse sich diese ihm aus der Geschichte der Brünne erschließen.¹³⁶ Dietrich hatte soziale Stellung und Herkunft preisgegeben und dasselbe verlangt er seinem bewaffneten Gegenüber ab.

Doch antwortet Ecke gerade nicht auf Dietrichs Fragen. Was Ecke herauskehrt ist primär die Güte der Waffen, mit denen Seburg ihn ausgerüstet hatte.¹³⁷ So erzählt der Held von der Härte der Ringe, aus denen die Brünne gefertigt ist, dass man sie weithin lobt und dass ihr ein Schwert noch nie etwas anhaben konnte (vgl. E₂ 77₁₋₁₃). Er erzählt davon, dass sein Helm von Zwergen hergestellt wurde, die dafür zum Lohn Tausend Pfund Goldes erhalten haben. Auch der Helm sei noch nie von einer Waffe versehrt worden (vgl. E₂ 78₁₋₁₃). Und Ecke erzählt von seinem Schwert, das allerdings auch eine lange Geschichte hat: „*ain sahs hies man es*“ (E₂ 80₂).¹³⁸ Zunächst gibt er Auskunft über die Herstellung der Waffe (vgl. E₂ 79₁₋₈₁₁₃), dann wird berichtet, dass sie gestohlen wurde „*von ainem argen diebe*“ (E₂ 82₃). König Rütliche gelangte in den Besitz des Schwertes und übergibt es später, als der zum Manne gereift ist, seinem Sohn Herport. Der wiederum führt damit viele Heldentaten aus; unter anderem besiegt er einen die Christen unterdrückenden Riesenkönig mit Namen Hugelbold (vgl. E₂ 82₁₋₈₃₁₃).¹³⁹

¹³⁵ Die Geschichte der Brünne erzählt die Königin anlässlich von Eckes Einkleidung, vgl. dazu E₂ 21₁₋₂₂₁₃. Ecke könnte also ihren ‚Namen‘ nennen.

¹³⁶ Vgl. dazu Jan-Dirk Müller: Erkennen, S. 103-109.

¹³⁷ So bereits Bleumer: Narrative Historizität, S. 142 und 147.

¹³⁸ Dass das Sprechhandeln Eckes an Dietrich adressiert ist, markiert der Text in den Strophen E₂ 77-79, die jeweils mit einer Aufforderung an Dietrich beginnen, sich Ecke zuzuwenden. Der Status der Erzählung von der Herkunft des Schwertes wird allerdings uneindeutig, denn Vers E₂ 79₄ – *ûns sait dû aventure clûk* – lässt sich leicht auch als Markierung des Wechsels des Sprechers interpretieren. Die folgenden Ausführungen wären dann der Erzählerstimme zuzuordnen; theoretisch wäre ihre Rede dann bis Vers E₂ 83₁₃ verlängerbar. Erst dann gibt es wieder eine Inquit-Formel, die anzeigt, dass Dietrich das Wort ergreift. Dass Dietrich sich in seinen nachfolgenden Äußerungen auf Sachverhalte der vorangegangenen Rede bezieht, lässt indes nicht zwingend den Schluss zu, dass ihm diese Informationen durch Eckes Mund verfügbar wurden. Man hat immerhin in Betracht zu ziehen, dass auch Dietrich hören konnte, was die Erzählerstimme verlautet.

¹³⁹ Brévar: Reclam-Ausgabe, Kommentar zu E₂ 82₆₋₈₃₁₃: „Welcher Ruodlieb gemeint ist, dessen Sohn Herport einen Riesen Hugelbold erschlagen hat, kann nicht ermittelt werden – jedenfalls handelt es sich nicht um den Ruodlieb des gleichnamigen mittellateinischen Epos“. Im Übrigen hat Ecke die Informationen zum Schwert nicht von Seburg, jedenfalls erzählt der Text so etwas nicht.

Im Zentrum von Eckes Rede, die so gar keine Antwort auf die Frage Dietrichs darstellt, stehen also die Eigenschaften der Waffen. Und wenn es dann doch einmal um Geschichten geht, dann jedenfalls nicht um die der Brünne. Man mag mit der Herkunft von Eckes Schwert ein ätiologisches Moment greifen können, es mag sein, dass an dieser Stelle ein Schwertname hergeleitet wird.¹⁴⁰ Doch handelt es sich dabei eben nicht um die von Dietrich erfragte Geschichte. Aus dem Möglichkeitsfeld des Erzählbaren selektiert Ecke das Falsche.

Und so verweigert sich Dietrich Ecke weiter, lässt er die Aufforderungen seines Gegenübers, sich ihm zuzuwenden, ins Leere laufen. Dafür kann man zwei Gründe leicht ausmachen. Zunächst einmal schlägt Dietrich mit seiner Weigerung zu kämpfen jenen Preis aus, den Ecke für den Fall eines Sieges in Aussicht gestellt hatte. Ecke hatte die Rüstung ausgelobt und er hatte in seiner Antwort auf die Fragen Dietrichs diese auf Machart, Güte, Verwendbarkeit und monetären Wert reduziert. Wenn aber der Besitz der Brünne überhaupt einen Anreiz für Dietrich darstellen kann, dann, so impliziert seine Frage, wenn sie die Möglichkeit eröffnete, sich einzureihen in eine mit Legitimität aufgeladene heroische Tradition. Dietrich von Bern, und das wird hier exponiert, kämpft nicht um den Besitz von wertvollen Rüstungen. Ein möglicher Legitimitätstransfer, der sich mit dem Ausrüstungsgegenstand verbinden könnte, läuft über Tradition.

Und ein weiterer Grund für Dietrichs Verweigerung, ist nicht zu übersehen. Gemeint ist Eckes schon bekanntes Unvermögen, eine regelkonforme Konversation mit Dietrich zu führen. Wenn Dietrich mit der Frage nach der Brünne und wie Ecke an sie gelangt sei auf die soziale Identität des Helden zielt, dann hat Ecke, wenn er seine Waffen lobt, den Sinn der Frage missverstanden. Ehrenhaft kann man eine solche Brünne nur im Kampf erwerben, und wenn man sie so erworben hat, dann repräsentiert sie die exorbitante Gewaltfähigkeit ihres Trägers. Der wäre zugleich als statusinhabend satisfaktionsfähig. Ecke hingegen erzählt nicht, wie er in den Besitz der Rüstung gelangt ist, und wie man weiß, hat er sie nicht im Kampf erstritten. Erst später, als das dann keine vermittelnde Funktion mehr haben kann, teilt Ecke Dietrich mit, dass die Brünne einst dem Kai-

¹⁴⁰ Heinrich von Veldeke nennt in seinem *Eneas-Roman* (70er Jahre des 12. Jahrhunderts) im Kontext eines Überbietungstopos verschiedene sagenhafte Schwerter auch der Dietrichtradition, dabei ein *Eckesas* (Veld 160₂₂). Weil der Name des Schwertes zwei Sachbezeichnungen vereine, nämlich *ecke* für Schneide und *sa(h)s* für Schwert, vermutet Joachim Heinze: Einführung, eine ätiologische Funktion des *Eckenlieds*: „So liegt die Vermutung nahe, daß *Eckesabs* ursprünglich ein sprechender Name von Dietrichs Schwert war (Schwert mit scharfer Schneide), daß dieser Name dann als ‚Schwert des Ecke‘ gedeutet wurde und daß das ‚Eckenlied‘ zu dem Zweck verfasst wurde, den Namen zu erklären“ (ebd. S. 121).

ser Ortnit gehörte habe (vgl. E₂ 91₉₋₁₃)¹⁴¹ und dass „*die vrōwan*“ (E₂ 95₁₀) sie ihm gegeben hätten. Doch selbst dann noch fokussiert Ecke primär ihren monetären Wert.

Man redet also aneinander vorbei, doch artikuliert sich darin auch ein implizites Wissen um die Regeln erfolgreicher Kommunikation,¹⁴² das Dietrichs Handeln leitet und auf das Ecke offenbar keinen Zugriff hat. Es ist solchen impliziten Formen des Wissens dabei eigen, dass sie gut daran tun, sich soweit als möglich der Explikation zu entziehen, insofern sie Exklusivität sichern sollen: Ob jemand einer Norm unterworfen ist, zeigt sich, wenn sich sein Handeln an ihr orientiert, nicht darin, dass man sie herbeten kann. Erst wenn Ecke später erneut seine Waffen, und dann speziell die Brünne, auslobt, wird Dietrich deutlicher: „*ich fih̄t umb niemans golt!*“ (E₂ 92₁).¹⁴³ Doch ist dann die Frage, ob Ecke ‚dazugehört‘, längst negativ beantwortet: In der späteren Explikation der Norm wird nur noch der Endzustand einer sich sukzessive in den Interaktionen der Figuren herausbildenden Polarisierung markiert.

In der Begründung seiner Weigerung, gegen Ecke zu kämpfen, am aktuellen Ort des Geschehens hingegen greift Dietrich noch nicht auf ein solches Argument zurück. Vielmehr reagiert der Berner auf etwas, das Ecke ihm tatsächlich erzählt hat. Weil damit die handlungsleitenden Gründe Dietrichs unausgesprochen bleiben, darf man in Dietrichs Begründung vielleicht wiederum einen ironischen Sprechakt sehen: Vorhin, so Dietrich, hätte er vielleicht mit Ecke gekämpft, jetzt jedoch, wo er gehört habe, dass man mit dem Schwert sogar Riesen besiegen könne, schlage er ihm den Kampf ab (vgl. E₂ 84₁₋₁₃). Wer Dietrich hier auf den Leim geht, muss sich um fälligen Spott nicht sorgen.¹⁴⁴

¹⁴¹ Dass Ecke in seiner Erzählung lediglich den devianten Herrscher Ortnit, nicht jedoch Wolfdietrich nennt, kann man so interpretieren, dass der Held selbst dann noch mit der falschen Geschichte aufwartet.

¹⁴² Vgl. zu Interaktionsformen und implizitem Wissen der höfischen Gesellschaft Harald Haferland: *Höfische Interaktion. Interpretationen zur höfischen Epik und Didaktik um 1200*, München 1988.

¹⁴³ Damit wäre zumindest eine der Optionen, die das Heldengespräch des Anfangs verhandelt hatte, ausgeschieden. Dort hatte Ebenrot behauptet, Dietrich habe Hild und Grin „*lasterlichen* [...] *umb aine brün*“ (E₂ 72₄) erschlagen.

¹⁴⁴ Beim ironischen Sprechen, im Sinne eines uneigentlichen oder indirekten Sprechens, steht dem Gesagten ein Intendiertes gegenüber, das zumeist dessen Inversion darstellt. In unserem Falle: Dietrich behauptet, wegen der Güte von Eckes Schwert nicht kämpfen zu wollen, während das natürlich keinesfalls ein Hinderungsgrund, allenfalls ein Ansporn sein kann. Mit solcherart Rede darf man eine recht klar umrissene kommunikative Funktion verbinden. Denn das ironische Sprechen unterteilt den Kreis seiner potenziellen Adressaten in einen Teil, der die wörtliche Bedeutung ernst nimmt und einen anderen, der dazu das ausgeblendete Dahinter wahrzunehmen imstande ist. Prämiert wird beim ironischen Sprechen weniger die Doppelbödigkeit der Rede selbst, wie das bei manchen Witzen der Fall ist, sondern die Möglichkeit einer Hälfte des Publikums, sich auf Kosten der anderen,

4.2.2 Das Verhältnis von Rede und Status

Und natürlich nimmt unser Held Dietrichs Auskunft für bare Münze und reagiert entsprechend: Er, so Ecke über sich selbst, habe gelogen. Er wisse überhaupt nicht, wie das Schwert schneide, er sei selbst damit betrogen: „*ich sait dirs durch din manhait*“ (E₂ 85₄). Ecke will offenbar seine Worte als eine heldenepische Reizrede verstanden wissen, die tendenziell der Referenzialisierung entbehren kann. Zugleich zieht er die Schlüsse des Unverständigen, wenn er aus der Weigerung Dietrichs tatsächlich folgert, Dietrich sei feige:

„[...]
ich wand, es wâr an sit an dir;
des han ich hie niht funden.
verwassen müse sin, der mir
dich lobt ze kainen stunden!
du maht wol haissen Dietherich,
dem fürsten da von Berne
tûst aber niht gelich.“ (E₂ 85₇₋₁₃)

Was Ecke als allgemein gültige Handlungsmaxime – *sit* – unterstellt, ist der unbedingte und voraussetzungslose Drang des Ritters zum Gewalt-handeln, sobald sich nur eine Möglichkeit dazu bietet. Die Legitimität solchen Handelns ist für den Helden nicht durch einen rigiden Verhaltenskodex begrenzt, wie das bei Dietrich der Fall ist. Ecke unterstellt, dass sich der Kampf schon allein einer teuren Rüstung wegen lohnt oder diese als Vorwand taugt – er hält es auch für legitim zu lügen, um dem Gegner einen Anreiz zu verschaffen. Wo es von Dietrich heißt: *des heldes wort was als an ait* (E₂ 76₂), da kann man sich auf das, was Ecke sagt, gerade nicht verlassen.¹⁴⁵ Ecke würde alles Mögliche erzählen, nur damit Dietrich

der die Ironie entgeht, schadlos zu halten. Dieses Schadloshalten kann sich im Verlachen äußern, muss es aber nicht. Wichtig für das kommunikative Funktionieren von Ironie ist primär die Fähigkeit zur Differenzierung und damit der Versicherung der Zugehörigkeit zu einer Gruppe. In Bezug auf den Text hat man das in zwei Richtungen zu deuten: Zunächst kann die Rezeption des *Eckenlieds* E₂ natürlich Ecke verlachen, dem die Ironie offenbar entgeht. Das Publikum des Textes kann sich in diesem Verlachen mit Dietrich zusammenfinden. Die Ironie mag ihre Wirkung aber auch in den kollektiven Rezeptionssituationen entfaltet haben, in denen man unseren Text zu situieren hat. Auch hier mag es Adressaten von Dietrichs Rede gegeben haben, die dem Wortlaut auf den Leim gingen, auch hier sind so kommunikativ wirksame Inklusions- und Exklusionsprozesse denkbar.

¹⁴⁵ Abgesehen davon, dass Ecke, wie gesehen, ein Lügner ist und Dietrich mit falschen Anschuldigungen zusetzt, entsprechen seine Reden auch sonst nicht dem ritterlichen Verhaltenskodex. So wird Ecke von Dietrich zurechtgewiesen, der regelkonformes Handeln im Sinne überlegter Rede einfordert: *Her Dietherich sprach: „bast ritters namen, | so maht du dich wol iemer schamen, | das du niht kanst geswigen!“* (E₂ 88₁₋₃). Eckes Reden sind unkultiviert; das zeigt sich auch, wenn es ums Schweigen geht. Bereits in Bern war dagegen zu

den Kampf aufnimmt. Doch fehlt dem Helden die Fähigkeit, gerade das zu sagen, was man unter Bedingungen höfischer Interaktion eben sagen muss. Zu geregelter kommunikativen Verhalten als einer Voraussetzung für höfisch domestizierte Gewalt ist Ecke nicht fähig. Damit offenbart er erneut, und jetzt auch Dietrich gegenüber, ein defizitäres Ehrkonzept, das man auch als Totschlägerideologie¹⁴⁶ bezeichnen kann.

Nun könnte man leicht schlussfolgern, dass der Vorwurf der Feigheit – „*ich sih wol, dir ist fehten lait*“ (E₂ 85₅) –, eben weil er unbegründet ist, Dietrich nicht in den Kampf zwingen kann. Doch gilt das nicht für die epische Welt unseres Textes. Die Scheltworte Eckes, die, wie Dietrich ihm vorwirft, dieser aus „*übermüt*“ (vgl. E₂ 86₂) vorbringt, lassen Dietrich überraschenderweise dem Zweikampf zustimmen. Das steht in auffälligem Kontrast zu jener textuellen Vororientierung, die ich weiter oben herausgearbeitet habe, und die nahelegt, dass Ecke Dietrich seine Normen aufzuzwingen nicht imstande ist:

„[...]
 das du mich so gestraffet hast,
 das missezimt dir sere,
 und mich niht mit gemache last.
 darumbe ich mich von dir kere.
 doch bait, unz mornunt kum der tak:
 ich lid von dinen handen
 swas mir geschehen mak.“ (E₂ 86₇₋₁₃)

Dietrich stellt, obwohl Eckes Vorwurf kaum haltbar ist, den Zweikampf in Aussicht. Das aber heißt, dass der Grund für seine Zusage sich kaum ermitteln lässt, wenn man nach einer inhaltlichen Referenz des Vorwurfs sucht. Dass der Kampf zugesagt wird, ist nicht dadurch motiviert, dass Ecke im Recht wäre oder Recht hätte. Die These, die ich hier vertreten möchte, ist die, dass nicht der ‚Wahrheitsgehalt‘ dessen, was gesagt wurde, relevant ist, sondern der Sachverhalt, dass ein Vorwurf *überhaupt* geäußert wurde.

Ehrbesitz bedeutet zunächst, das war mit dem Heldengespräch am Anfang des *Eckenlieds* E₂ klar geworden, dass jemandem Lob und Preis *zugesprochen* werden. Die Statusfrage ist primär eine nach den Möglichkeiten und Bedingungen von öffentlicher Konstituierung und Bestätigung. Und sie hat mit der historisch vorauszusetzenden Gegebenheit insularer Kommunikationsgemeinschaften zu rechnen. Dass jemand Ehre besitzt,

sehen gewesen, dass Ecke im Affekt verstummt. Hildebrand hatte den Helden zornig gemacht, weshalb *her Egge niht mer sprach* (E₂ 48₁). Dietrichs Schweigen hingegen gehorcht den Regeln einer sozialen Norm des angemessenen Kommunizierens (vgl. E₂ 75₈₋₁₃, 76₅₋₇).

¹⁴⁶ Bleumer: Narrative Historizität, spricht von „gesellschaftsfeindliche[m] Haudegenum“ (ebd. S. 146, Fn. 46).

dass jemand Status innehat, ist nicht etwas, das ihm permanent anhaftete, etwas, das ihm ohne weiteres über den Wechsel von Kontexten hinaus zukäme. Insofern Öffentlichkeit noch keine situationsabstrakte Größe darstellt, muss Status in jeder neuen Situation wieder behauptet, demonstriert und zugesprochen werden. Gerade aber die gegenteilige Erwartung, Status auch situationsabstrakt konservieren zu können, war ein höchst virulentes Faszinosum der ritterlichen Adelskultur im Bereich des schriftsprachlichen Mediums.¹⁴⁷

Analog zum Lob scheint sich in unserem wie in vielen anderen erzählenden, mittelhochdeutschen Texten, der Akt der Statusminderung darzustellen. Auch eine Schmähung hat man als eine Art performativer Sprechakt aufzufassen. Zwar mag man sagen, dass der Tadel Eckes auf falschen Prämissen gründet (Ecke ist die Ironie in der Rede Dietrichs entgangen). Auch dass Dietrich dies seinerseits bemerkt hat, kann man voraussetzen. Dass sich daraus aber unmittelbar eine legitime Möglichkeit ergäbe, den Kampf zu vermeiden, ist wohl zu modern gedacht: *Ich schmähe dich!*, du bist ein „zage[]“ (E₂ 87₅), und schon sind Status und Ehre dahin.

Hat Ecke also gewonnen? Für den Moment scheint es fast so. Dietrich gibt dem Drang zu einem Gewalthandeln nach, das nicht durch das Regelsystem höfischer Interaktion limitiert ist: Für Gold (wie in den alten Texten) kämpft Dietrich nicht mehr, aber der (alten) heldenepischen Mechanik von Reizrede und Gewalt bleibt er unterworfen. Doch wird noch nicht sofort gekämpft. Noch stellt Dietrichs Zusage nur eine Option für die Zukunft der epischen Welt dar.

4.2.3 Die höfischen und die unhöfischen Konnotationen von Zeit und Raum

Der Vorwurf der Feigheit erzeugt eine Statusminderung. Und dies nicht etwa, weil irgendwer auch nur vermuten könnte, dass etwas dran sei, sondern einfach, weil gesagt ist, was gesagt wurde. Nicht sofort will Dietrich kämpfen, Ecke möge warten „*unz mornunt kum der tak*“ (E₂ 86₁₁). Die reflexhafte Mechanik des Zusammenhangs von Statusminderung und Behauptung in der Demonstration von Gewaltfähigkeit läuft wie geschmiert, aber Dietrich verzögert – wieso?

Beim bisherigen Stand der Lektüre lässt sich zunächst sagen, dass Dietrichs Weigerung nahtlos anschließt an jene Erzählstrategie der Ver-

¹⁴⁷ Zu dieser Thematik in den Artusromanen Hartmanns vergleiche Haiko Wandhoff: *ÂVENTURE* als Nachricht für Augen und Ohren. Zu Hartmanns von Aue ‚Erec‘ und ‚Iwein‘, in: ZfdPh 113, 1994, S. 1-22.

mittlung von epischer Welt im wiederholten Aufschub, die schon für Eckes Weg kennzeichnend war. Helferich hatte zudem darauf hingewiesen, dass Dietrichs Art der Fortbewegung eine gemächliche ist. Das kann man, so hatte ich argumentiert, dahingehend verstehen, dass er sich würdevoll im Raum bewegt. Dieser Kontrast zwischen Ruhe auf der einen und Eile und Hast auf der anderen Seite kennzeichnet dann auch jenen Ereignisraum, in dem Ecke keine räumliche Distanz mehr zu überwinden hat und in dem er Dietrich doch nicht erreichen kann. Immer wieder fordert Ecke Dietrich auf, sich ihm zuzuwenden, immer wieder drängt er auf das sofortige und unmittelbare Messen der Kräfte (vgl. E₂ 74₃, 76₄, 77₁, 78₁, 79₁, 91₁₁, 93₃, 96₃, 99₇).

Wenn sich nun, diese Formel hier nur ganz pauschal, als Gradmesser für Kultur die Distanz zwischen Trieb und seiner Befriedigung ansetzen lässt, dann vertritt Dietrich als Zögernder die Seite der Kultur. Ecke, der eine zeitliche Distanzierung zwischen seinem Begehren und dessen Befriedigung im Kampf nur schwer aushält, steht dagegen für eine ‚wilde Norm‘. Die Kontrolle von Affekten ist eine kulturelle Leistung, die Dietrich leichter als Ecke erbringt.

Und das ist der Rezeption des Textes, vermittelt über die *Erzählzeit*, erfahrbar. Im Akt der Rezeption verbraucht der Text ein gewisses Quantum Zeit, wenn er unsere Helden miteinander reden lässt und den Kampf weiter verzögert. Das Aushalten solchen Aufschiebens prämiert das *Eckenlied* E₂ mit der Möglichkeit, sich der Seite der Kultur zugehörig zu fühlen. Das mag man als eine nicht unwichtige Möglichkeit auffassen, die Rezeption zu binden. Schließlich konkurriert literarische Rezeption in der Vormoderne in ungleich stärkerem Maße mit anderen Formen der ‚Zeitvernichtung‘, als dies heute der Fall ist.

Doch bietet auch die spezifische Terminierung des Kampfes auf den Morgen die Möglichkeit, die beiden Helden in Opposition zu sehen. Nach allem, was man bisher gehört hat, liegt der Verdacht nahe, dass der Versuch Dietrichs,¹⁴⁸ den zugesagten Kampf erst am Morgen stattfinden zu lassen, mit den Modalitäten regelkonformen Gewalthandelns in Zusammenhang steht.¹⁴⁹ Hier kann man sich daran erinnern, was im letzten Abschnitt wichtig geworden war, nämlich, dass Status und seine Zuschreibung unter den Bedingungen einer regelmäßig auf Situationen begrenzten Öffentlichkeit noch relativ eng an die Wahrnehmung seiner Repräsentation gekoppelt sind. So gesehen ist Tageslicht dann eine Bedingung der

¹⁴⁸ Dietrich versucht später noch ein zweites Mal, den Kampf auf den nächsten Morgen zu verschieben, vgl. E₂ 92₇₋₁₃.

¹⁴⁹ So zuletzt Bleumer: Narrative Historizität: „Freilich läßt sich eine Ehrschädigung nicht im nächtlichen Kampf ausgleichen, dazu bedarf es offenbar einer ordnungsgemäßen Kampfzeit, weshalb Dietrich die Auseinandersetzung auf den Tag verschiebt“ (ebd. S. 146).

Möglichkeit von Öffentlichkeit. Weil es in der epischen Welt des *Eckenlieds* *E*₂ keine Zuschauer gibt, verstehe ich das als textuelle Engführung von textinterner und textexterner Kommunikationssituation: Die Kontrahenten bedürfen in der epischen Welt des Lichts mit Blick auf die implizite Rezeption des Textes als jener Öffentlichkeit, die Status zuweisen kann.¹⁵⁰

Gleichzeitig vermerkt Dietrich das Manko der Isolierung beider Helden im Tann, d. h. im Jenseits einer Öffentlichkeit der epischen Welt, die Lob zusprechen könnte. Er verbindet ein solches Defizit dabei mit dem Verlust des sanktionierenden, gewaltlimitierenden Mechanismus und das heißt insgesamt, mit dem Fehlen der Möglichkeit zu relevanter Statusrepräsentation überhaupt:

„[...]
wes ist dir strites mit mir not?
hie ist nieman, der uns schaide,
es tû des ainen tot.
[...]“ (E₂ 88₁₁₋₁₃)

Der Wald ist nicht der Ort höfischer Statusrepräsentation, aber heißt das, dass der Kampf im Wald ohne Publikum grundsätzlich wider die Norm ist?

Gewiss nicht, natürlich gibt es Gründe, im Wald zu kämpfen. Nur geht es in solchen Kontexten dann nicht um höfische Statusrepräsentation, nicht um domestizierte Gewalt vor den Augen der höfischen Gesellschaft. Adliges Gewalthandeln hat eine zweite und nicht weniger bedeutsame, legitime Form: die zur Vergeltung von Unrecht, die ordnungsstiftende, rechtschaffende Gewalt des Fürsten. Nur eben sind im *Eckenlied* *E*₂ die entsprechenden Bedingungen gerade nicht gegeben: Ecke hat Dietrich nichts getan (vgl. E₂ 89_{1f.}), so wie Dietrich Ecke nichts getan hat, derentwegen sie das Recht auf einen Zweikampf geltend machen könnten (vgl. E₂ 92_{4f.}).

Solche Zusammenhänge der Notwendigkeit einer Legitimierung des Gewalthandelns bleiben Ecke verschlossen. Der Held verkoppelt jenseits davon vielmehr die beiden Formen adliger Gewalt auf unheilvolle Weise. Darin erfasst Dietrich das Dilemmatische der aktuellen Situation:

„[...]
ich han sin grosse swäre,
das du durch dine vröwen clar

¹⁵⁰ Wie eine solche Textbehauptung – hier die Dietrichs: Wir brauchen Licht! – in einer kollektiven Rezeptionssituation verarbeitet wurde, lässt sich nicht sagen. Dass so etwas reizvoll sein und Interaktionen provozieren konnte, wird man als Möglichkeit indes kaum verwerfen.

erbütest mir din striten.
[...]" (E₂ 89₆₋₈)

Will sagen: Das Gewalthandeln im Auftrag der Frauen motiviert lediglich die höfische Demonstration von Gewaltfähigkeit. Ihr Ort ist das Turnier,¹⁵¹ der Raum adlig-höfischen Zeremonialhandelns mit all seinen gewaltlimitierenden Möglichkeiten. Höfischer Frauendienst kann indes nicht den Kampf auf Leben und Tod motivieren, wie Ecke ihn anstrebt.¹⁵²

Dass Ecke die Modalitäten eines Turnierkampfes auf den Ort des Waldes überträgt, wird auch anderweitig deutlich. Denn nicht nur versucht der Held, Dietrich mit dem Gewinn der wertvollen Brünne zu ködern. Er hat mehr zu bieten. Auf seiner Brust trägt Ecke „*ain ponit*“ (E₂ 93₄), ein Kleinod,¹⁵³ um das Dietrich nach seinem Willen kämpfen soll. Diese golddurchwirkte Kostbarkeit ist mit Perlen und Edelsteinen besetzt, die Königinnen hätten sie, so Ecke, selbst angefertigt (vgl. E₂ 95₃). Es handelt sich hier offenbar um einen symbolischen Frauenpreis.¹⁵⁴ Aber auf ein solches Angebot kann Dietrich im Wald naturgemäß nicht eingehen, es ist dort fehl am Platze.

Ecke verfügt über die Normen adligen Gewalthandelns nur in einer depravierten Form. Dabei ist ihm immerhin klar, dass gerade sie ständische Exklusivität sichern. So beschwert sich Dietrich einmal, dass Ecke ihn in „*der herren tük*“ (E₂ 88₉) unterweisen wolle, dass er sich damit anmaße, was ihm nicht zustehe. Und Ecke behauptet auch schon mal, Dietrich ebenbürtig zu sein: „*du flúhest hüt ain din genos, | das wissist sicherlich*“ (E₂ 96_{7f}). Keine Frage: Ecke weiß um die Funktion kollektiver

¹⁵¹ Das wird besonders deutlich in Dietrichs deiktischer Unterscheidung zwischen hier und dort, vgl. dazu das Zitat in der nächsten Fußnote. Die Anwesenheit der Damen und der Herren in einem Raum wechselseitiger Präsenz ermöglicht Reziprozität in der Statuszuweisung. Ein solcher Raum aber ist vor allem immer auch einer der wechselseitigen Kontrolle.

¹⁵² Dietrich erwägt auch, dass die Verantwortung für die Situation nicht bei Ecke selbst zu suchen ist, sondern bei den drei Königinnen: „*das wir umb si hie fehten gar, | des munt si dort wol lachen. | ich wân, si ain des lebens bar | under úns zwain wellint machen. | mich wundert, was si das gefrumt, | ob ainer hie belibet | und der ander hinnan kumet*“ (E₂ 98₇₋₁₃).

¹⁵³ Die Wörterbücher verstehen *bônît* als Kopfbedeckung, vgl. Lexer (nach Stellen in *Parzival* und *König Rother*): *mütze*; vgl. Nachträge zum Lexer (mit Bezug auf die Stelle aus dem *Eckenlied* E₂): *kann also hier keine kopfbedeckung sein*; vgl. BMZ (als Glossierung von): *tiara*; vgl. Henning: *Brustschutz* – eine solche Vereindeutigung gibt die Stelle des *Eckenlieds*, von der sie inspiriert ist, indes nicht her. Vgl. zudem den ausführlichen Kommentar zur Stelle in Brévarts Reclam-Ausgabe, S. 276. Meine Interpretation als Kleinod stellt auf Funktion, nicht auf Gegenständlichkeit ab.

¹⁵⁴ Davon, dass Seburg Ecke ein solches Kleinod verehrt hatte, war bisher nicht die Rede gewesen. Es taucht auch später nicht wieder auf. Das isolierte Requisit dient an dieser Stelle lediglich dazu, Eckes defizitäres Verständnis von Frauendienst zu illustrieren.

Handlungsnormen, nur kennt er, darin dem jungen Helmbrecht gleich, lediglich ihre Oberfläche.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Was der Text im wiederholten Ausweichen Dietrichs artikuliert, sind ausgeschlossene Alternativen der Motivation seines Gewalthandelns.¹⁵⁵ Es sind Erzählalternativen, insofern der Text das, was nicht handlungsleitend werden wird, miterzählt, aufruft und dadurch präsent hält.¹⁵⁶ Die zurückliegende Passage produziert dabei im Erzählen ein semantisches Feld, das eine ganze Reihe negativer Markierungen trägt. In diesem Feld, das sich zwischen unterschiedlichen Ausformungen eines *Aber-deswegen-wird-Dietrich-nicht-kämpfen* aufspannt, muss sich das Motiv des Berners, das hinter seiner Zusage zum Zweikampf steht, umso prägnanter abheben. Bisher hat Dietrich dem Kampf zugestimmt, ohne dass dafür ‚Sachgründe‘ vorgelegen hätten. Die Einwilligung erfolgte, weil bereits die Performanz einer sprachlichen Schmähung ‚vor Zuschauern‘ Handlungsdruck erzeugt. Doch hieße es den Text unterschätzen, setzte man voraus, er lasse es dabei bewenden.

4.3 Warum Dietrich kämpft: Der Zusammenhang von Ehre und Demut

Was ich zuletzt als ein semantisches Feld voll negativer Markierungen konzeptualisiert habe, grenzt den Ereignisraum der Kopräsenz von Ecke und Dietrich von anderen möglichen Räumen des Gewalthandelns ab. Im Wald wird es zu einer gewaltförmigen Konfrontation kommen: Dabei wird Dietrich allerdings nicht für Gold, die Liebe der Frauen oder die Restitution des Rechts kämpfen. All das ist ausgeschlossen.

Zuletzt kann Ecke Dietrich neuerlich die Einwilligung zum Kampf abtrotzen; die Helden warten nicht einmal mehr bis zum Morgen. Dies die ausschlaggebenden Sätze des Eckes:

„[...]
ker her und wage dinen lip
durch willen aller maide
und öch durch allû rainen wip!
e das ich von dir schaide,
so erbaize nider und strit mit mir,
das mich got hûte velle
und kum ze helfe dir.“ (E₂ 99₇₋₁₃)

¹⁵⁵ Zum Erzählen in Alternativen als einem narrativen Verfahren am Beispiel des *Rosengarten A* später in dieser Arbeit ausführlich.

¹⁵⁶ Das kann man freilich auch anders sehen, vgl. etwa den Kommentar in Hildegard Elisabeth Keller: Dietrich und sein zagen: „Ecke offeriert seinem Gegenüber heterogene Kampfmotive. In ihrer bunten Abfolge spiegelt sich die Inkohärenz des Texts, eine Folge der sich überlagernden Erzählschemata“ (ebd. S. 65).

So ruft Ecke und nun willigt Dietrich in den sofortigen Kampf ein:

„[...]
ich *wil* darumbe dich bestan!
es ergang mir, swie got welle;
du wirst es niht erlan.“ (E₂ 100₁₁₋₁₃)

Bevor ich mich aber der Frage nach dem *Warum* von Dietrichs Handeln zuwende, möchte ich noch etwas beim *Was* des Geschehens verweilen. Denn Dietrich sagt den sofortigen Kampf nicht nur zu, sondern er tut auch etwas: Er steigt vom Pferd (vgl. E₂ 101₁). Und das ist gegen allen äußeren Anschein wichtig.

Schauen wir noch einmal zurück, was den Ereignisraum der Koppräsenz von Ecke und Dietrich positiv bestimmt. Dieser Raum der Gewalt ist zunächst durch eine Hierarchisierung im Bereich des Figureninventars gekennzeichnet: Dietrich ist *herre*, Ecke hingegen ist irgendetwas, lässt sich ständisch nicht richtig einordnen, diskreditiert sich immer wieder durch sein loses Mundwerk und scheint aus der Sicht von Dietrichs Normensystem nicht satisfaktionsfähig.

Dass Ecke zudem vor Dietrich steht, der *auf seinem Pferd sitzt*, stiftet in der Bildlogik des Ereignisraums einen Kontrast in der Vertikalen: Dietrich hoch zu Ross, Ecke auf seinen Füßen. Das räumliche Verhältnis der Figuren zueinander visualisiert, so könnte man das zunächst nennen, die Verhältnisse der Status. Die Höhendifferenz ist wie die Unfähigkeit Eckes, Dietrich zu ergehen, immanent-gegenständliche („natürliche“) Manifestation der sozialen Verhältnisse.¹⁵⁷ Dass Berittenheit selbst schon Zeichen von Rang ist und wie Rang Gewalthandeln sozial limitiert, darüber hatte Hildebrand seinerzeit Ecke zu unterweisen versucht.¹⁵⁸ Als Fürst orientiert sich Dietrich an einer bestimmten Norm. Die hierarchisch-ständische Komponente der Demonstration von Gewaltfähigkeit eines *herren* ist geknüpft an die Bedingung des Berittenseins.

Wenn Ecke Dietrich zum letzten Mal auffordert, mit ihm zu kämpfen, dann ist es kein Zufall, wenn er zugleich wünscht, Dietrich möge vom Pferd steigen (vgl. E₂ 99₁₁). Was Dietrich dazu bringt, sofort gegen seinen Gegner anzutreten, nötigt ihn auch, vom Pferd zu steigen, und das heißt im Bereich der Bildlogik, das ständische Gefälle zu nivellieren. Das Ver-

¹⁵⁷ Dass die Erzählstimme des Textes Ecke gelegentlich als Riesen bezeichnet, verstärkt den Eindruck, als sei die Höhendifferenz, die der Ort der beiden Kämpfer markiert, schon immer als soziale zu denken. Im Riesen fallen ständische Inferiorität und Körpergröße zusammen, trotzdem reicht Ecke in der epischen Welt nicht an Dietrich heran.

¹⁵⁸ Vgl. Jan-Dirk Müller: Erkennen: „Nach diesen Worten sollte der Kampf eigentlich ständisch limitiert sein, denn das Pferd ist Zeichen ständischen Ranges. [...] Es gibt [...] gesellschaftlich konventionalisierte Zeichen ständischer Identität, die über ‚Satisfaktionsfähigkeit‘ entscheiden“ (ebd. S. 104).

lassen des Pferdes *ist* die Entdifferenzierung in der räumlichen wie der sozialen Vertikalen – und nur Dietrich besitzt das Vermögen dazu. Der Berner steigt im wahrsten Sinne des Wortes vom hohen Ross und er begibt sich damit in einen Bereich, in dem er für Ecke verfügbar ist. Jetzt hat Ecke Dietrich da, wo er ihn haben wollte: „*das ros ist worden türe dir, | du maht mir niht endrinnen*“ (E₂ 101_{9f}). Deshalb also hatte der Text Ecke ohne Pferd auf den Weg geschickt. Er hatte den Helden Pferde zurückweisen lassen, damit Dietrich jetzt vom Pferd steigen kann, damit Dietrich von Bern sich mit dem ständisch inferioren Ecke auf eine Stufe stellen kann. Das führt uns zur Preisfrage: Wie kann Ecke überhaupt den Kampf erwirken, wo doch Dietrich alle Karten in der Hand hält?

Zuletzt hatte Ecke Dietrich aufgefordert, im Frauendienst gegen ihn anzutreten; er hatte dabei, quasi als Vorgabe, auf göttlichen Beistand verzichtet und diesen Dietrich zugesprochen.¹⁵⁹ Dietrich erklärt sich zum sofortigen Kampf bereit, *weil* Ecke auf diesen Beistand verzichtet. Doch ist es nun nicht so, dass Dietrich kämpfen will, weil er sich eines strategischen Vorteils sicher ist. Dietrich kämpft nicht, weil der, „der niemals von einem Harnisch befleckt wurde, als er Tausend Scharen niederschlug“ (vgl. E₂ 100_{4f}), auf seiner Seite stünde. Weil Ecke auf göttlichen Beistand verzichtet hat, muss Dietrich kämpfen, und zwar *um* seine eigene Gottergebenheit zu demonstrieren: „*es ergang mir, swie got welle*“ (E₂ 100₁₂); das ist der Schlüssel zum Verständnis der Stelle.

Wenn Ecke sich anmaßt, über die Modi göttlicher Ratschlüsse zu verfügen, dann gibt es für Dietrich tatsächlich einen Grund zu streiten. Vorausgesetzt ist dabei nicht, dass Dietrich den Sieg bereits in der Tasche hat, weil ein hierarchisch Dietrich und Ecke übergeordneter Kämpfer (vgl. E₂ 100₃) ihn im Kampf unterstützt. Für Dietrich steht gerade noch nicht fest, dass Gott ihm tatsächlich beistehen wird. Dass Dietrich sich der göttlichen Gnade unterwirft, macht sein Absteigen zu einem Akt der Demut. Und er erniedrigt sich selbst nicht nur sichtbar, sondern er suspendiert damit zugleich jene profanen Normen, an denen er sich als Fürst bisher orientiert hatte. Man kann sagen: Dietrich exponiert, indem er absitzt, sein eigenes Werte- und Normensystem und er legt dessen Bestätigung wie sein persönliches adliges Schicksal in die Hand Gottes.

Letztlich läuft der Kampf zwischen Ecke und Dietrich im *Eckenlied* damit auf nichts Geringeres hinaus, als auf den Versuch der Fundamentalbegründung eines Normensystems. Im Kampf zwischen Ecke und Dietrich soll sich in Absehung von den immanenten Vororientierungen

¹⁵⁹ Dass das Motiv in dieser Form einmalig sei und dass es deshalb nicht überinterpretiert werden dürfe, wie Brévarat im Kommentar seiner Reclamausgabe zu Vers E₂ 99_{11f} schreibt, kann ich als Argument nicht nachvollziehen.

erweisen, welche Norm tatsächlich als gottgewollte gerechtfertigt ist. Wie der Streit zwischen Fasold und Ebenrot nicht im Rekurs auf die immanenten Gegebenheiten des Heldengesprächs zu entscheiden war, so lässt sich auch der Konflikt zwischen Ecke und Dietrich nur entscheiden, wenn auf eine Instanz der Transzendenz rekurriert werden kann, die mehr im Blick hat als die sinnlich verfügbare, epische Welt.

Natürlich, das soll hier nicht unterschlagen werden, sind die axiologischen Setzungen auf der Ebene des Plots klar: Wer ohne Gott kämpft, wird verlieren, wer mit Gott kämpft, siegen. Für Dietrich als Figur der epischen Welt aber, so inszeniert das der Text, ist der Verlauf der Geschichte offen. Göttlicher Beistand ist dabei als Gnade gedacht. Wird sie gespendet, dann handelt es sich *per se* um einen asymmetrischen Akt: Gnadenwirkung ist unverfügbar, sie kann im Versuch, sie einem Kalkül zu unterwerfen, lediglich verwirkt werden. Hilfe und Beistand (von oben) werden geschenkt, sie sind weder einklagbar, noch auf irgendeine Art und Weise käuflich. Ecke ‚kriegt‘ Dietrich, weil der zwar auf Gold und das Lob der Frauen verzichten kann, nicht aber auf ein transzendentes Rückgebundensein seiner Norm. Damit ist es Ecke gerade nicht gelungen, Dietrich sein eigenes Normensystem aufzuzwingen. Vielmehr hat er den Berner dazu gebracht, sein Handeln an einem anderen, übergeordneten Wert zu orientieren.

Dass die epische Welt des Textes mit der Ausstellung einer transzenten Rückgebundenheit der Lebenswelt eine Grundfeste des Selbstverständnisses seiner mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rezipienten reproduziert, kann man getrost voraussetzen. Man mag sich den textimmanenten Perspektivierungen verweigern können, jedoch nicht – nicht unter den relevanten historischen Bedingungen – dieser letzten unhintergehbaren Wahrheit. Am Ort des Kampfes zwischen Ecke und Dietrich wird sich entscheiden, welches Normensystem über die nötige Legitimität verfügt. Dass Dietrich im Kampf die Oberhand behält, bietet dann, das scheint mir nicht überzogen, der Rezeption die Möglichkeit zur Selbstvergewisserung im Bereich kultureller Basisregeln. Und es zeigt zugleich, dass adliger Status nicht allein an der Gewaltfähigkeit der Leiber hängt.

4.4 Deixis und Sichtbarkeit des Textes

Ich habe im letzten Abschnitt u. a. deutlich gemacht, was die Pferdlosigkeit Eckes für die Konstitution der epischen Welt im *Eckenlied E₂* bedeutet. Sie ist nicht einfach nur axiologische Markierung von Devianz, sie dient auch und vielleicht zuzunächst dem topologischen Entwurf von Distanz und Statusgefälle. In dieser räumlichen Komponente hat die Pferde-

losigkeit Eckes ihre Funktion: Sie stiftet im Ereignisraum der Kopräsenz der Helden einen *sichtbaren* Kontrast als einen Höhenunterschied.

Das Motiv vom Ritter ohne Pferd lässt sich also als eines der konstitutiven Elemente des Textes verstehen. Man darf sich fragen, ob die räumliche Kodierung sozialer Verhältnisse im Ereignisraum der Gewalt allein in ihrer recht konventionellen Semantik für die Textrezeption relevant werden konnte.¹⁶⁰ Hier führt uns die soziale Ordnung und ihre in der epischen Welt sinnlich wahrnehmbaren Koordinaten zurück zu einer bereits früher geäußerten These, nämlich der, dass es in den Situationen der Textrezeption tatsächlich etwas zu sehen gab, das mit der Handlung des Textes zu tun hat. In der epischen Welt des *Eckenlieds E2* zumindest kann man das soziale Gefälle zwischen Ecke und Dietrich erfahren. Und wie soll man sich vorstellen, dass diese Sichtbarkeit auch der Textrezeption zugänglich werden konnte?

Offensichtlich ist es so, dass die Ereignisräume des *Eckenlieds E2* ihrer Ausdehnung nach so dimensioniert sind, dass sie die Bedingungen sinnlicher Wahrnehmung in Rezeptionssituationen nicht konterkarieren. Was es zu erzählen gibt, geschieht größtenteils in Räumen, die klar begrenzt sind durch die Wahrnehmungsmöglichkeiten der Figuren, und nicht etwa durch das Wissen und die ‚unnatürlichen‘ Vermögen eines auktorialen Erzählers. Weder wird aus mikroskopisch kleinen, noch aus Räumen mit globalen Abmessungen berichtet. Hier lädt der Text offenbar zu Identifikation ein.

Das gilt auch, wenn man einen weiteren Effekt im Zusammenhang der oralen Aktualisierung von Geschichten ins Auge fasst. *Ich, jetzt* und *hier* markieren jeden einzelnen Rezipienten als ein deiktisches Zentrum, um das herum sich eine Situation entfaltet: Die Relationen zwischen den Raumpunkten sind an den Blickpunkt des Einzelnen als einem Koordinatenursprung zurückgebunden. Dass nun zugleich der textinterne Blick-

¹⁶⁰ Die Hierarchie im Ereignisraum der Gewalt im ersten Teil des *Eckenlieds E2* ist durch drei Subjektpositionen – allesamt als gewaltfähige Krieger gedacht (vgl. E2 100₁₋₅) – bestimmt, die in der vertikalen Hierarchie drei Ebenen besetzen. Von Dietrich aus gesehen steht Gott über und Ecke unter ihm. Beide Verhältnisse, in denen der Berner verortet ist, sind asymmetrisch organisiert, insofern Verfügung des je Unterworfenen über den nächst Höheren ausgeschlossen ist. Vgl. dazu allgemein Horst Wenzel, Hören und Sehen: „Das Verhältnis von Status und Abstand wird bestätigt durch den Zusammenhang von Status und *Höhe*: Wichtige Personen werden räumlich auf einer höheren Ebene plazierte. Das mag seinen Grund darin haben, daß die ‚hochgestellte‘ Person die Augen aller auf sich zieht, so daß die Höherstellung zu einem anerkannten Statussymbol werden konnte. Deshalb muß die Verletzung dieser Regel auch als Infragestellung von Status interpretiert und mit Sanktionen belegt werden“ (ebd. S. 132). Wenzel zitiert dazu eine entsprechende Verhaltensregel aus dem *Welschen Gast*. Insgesamt zu solchen topologischen Ordnungen in Bezug auf Herrschaftsverhältnisse vgl. Ernst H. Kantorowicz: Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, München ²1990, bspw. S. 81-97.

punkt des Rezipienten auf das Geschehen der epischen Welt, so wie ihn die Ereignisräume des *Eckenlieds* *E*₂ primär entwerfen, ein diesem Geschehen immanenter ist, dass der Ort des Rezipienten also zumeist nicht der eines distanzierten Beobachters ist, verstehe ich als eine Engführung der Situation der epischen Welt mit der der Rezeption: Die Rezipienten sitzen bisweilen mit auf der Bühne; es gibt das Schauspiel nicht immer als ihr Gegenüber.¹⁶¹ In diesem Entwurf des Fokus ist die Möglichkeit zur Unterscheidung der beiden Räume herabgesetzt. Auf der Ebene der Ereignisräume zielt unser Text darauf, und man kann dies als ihre Strategie und ein Angebot an die Rezeption auffassen, das deiktische Feld der Wahrnehmung der Rezipienten und das deiktische Feld der Ereignisräume einander zu überblenden und kurzzuschließen.

Vielleicht lässt sich die Relevanz solcher *textuellen Deixis* für den Erfolg von Texten plausibilisieren, wenn man illustrierend auf eine wohl jedem geläufige Lektüreerfahrung zurückgreift: Wenn ich in einem Roman lese, dass am Ende der Theke ein Glas Tee steht, dann kann ich zwar behaupten, dass dieses Glas Teil der Fiktion eines Autors oder Textes ist. Ich kann aber schlechterdings diesen Roman nicht lesen, ohne anzuerkennen, dass in der entworfenen Welt das Glas steht, wo es steht. In Bezug auf jene Welt, die der Roman in meiner Fantasie entwirft, ist es schlicht unmöglich, die Existenz des Glases oder nur den Verweis auf seinen Ort im Raum zu bezweifeln. Ich kann mich einlassen auf den Text oder ich kann es lassen, aber ich kann mich normalerweise als Rezipient nicht gegen seine deiktischen Entwürfe stellen.

Doch gibt es einen in seiner Relevanz kaum zu überschätzenden Unterschied zwischen der textinduzierten, imaginierten Deixis der Fantasie und den Potenzialen, die das Erzählen auf dieser Ebene in Situationen unter Anwesenden hat. Denn wo der Raum, den ein Text ‚in meinem Kopf‘ entwirft, nur mir zugänglich ist, da darf man damit rechnen, dass ein Arrangement räumlicher Verweise in Situationen wechselseitiger Wahrnehmung die Möglichkeit hat, Kommunikation zu provozieren. Und das vor allem, wenn die Koordinaten des erzählten Raumes nicht neutral sind, wenn sie Reaktionen und Bezugnahmen der Anwesenden geradezu herausfordern. Es kann dann das Bedürfnis nach zeitnaher Verständigung bestehen, entweder durch verbale oder durch nonverbale Zeichen.

¹⁶¹ Dass auch der Erzähler des *Eckenlieds* *E*₂ nicht immer schon vollständig distanziert ist, zeigt sich an seiner Verwendung deiktischer Verweise: *seht* (*E*₂ 113₁₁, 208₄). Man muss bei diesen Imperativen weder einen metaphorischen Sprachgebrauch unterstellen, noch muss man voraussetzen, dass ein Vorleser parallel zur Artikulation dieser Worte eine Geste machte. Auch *als sprachliche Äußerung* funktioniert die Aufforderung deiktisch: Sie zeigt an, dass Erzähler, Figuren und Hörer des Textes gleichermaßen involviert sind.

Solche Verständigungsprozesse darf man als das Entstehen eines gemeinsamen Hintergrundes in kollektiven Rezeptionssituationen rekonstruieren. Zugänglich ist dieser Hintergrund als Abfolge wahrnehmbarer Reaktionen der Einzelnen: Insofern kollektive Rezeptionssituationen Situationen *wechselseitiger Wahrnehmung* sind, lässt sich eine Auseinandersetzung mit Fragen nach Gültigkeit und Relevanz von Normen den Teilnehmern *ablesen*. Und dies nicht nur im Bereich verbaler Akte, sondern auch in Gestik und Mimik, in Schweißausbrüchen, Gerüchen, vielleicht in den taktil erfahrbaren Bewegungen der anderen. Dass solche Normen und Werte im *Eckenlied E₂* unübersehbar räumlich kodiert sind, legt dann nahe, dass vor allem auch Deixis in seinen Rezeptionssituationen kommunikativ wirksam werden konnte.

Als „Deixis am Phantasma“ hat Karl Bühler, von dem ich den Begriff des *deiktischen Orientierungsraums* entlehne, jene Funktion von Sprache beschrieben, die sich auf die Fähigkeit zur Referenzerzeugung durch sprachliches Handeln selbst bezieht. Der Begriff des Orientierungsraums bezeichnet innerhalb der Bühlerschen Semiotik einen sprachlich erzeugten Raum des Verweisens, der von den Partnern einer sprachlichen Verständigung gleichermaßen in Anspruch genommen werden kann. Der Begriff benennt bei Bühler den Sachverhalt, „daß der werdende Kontext einer Rede [von den Teilnehmern eines kommunikativen Vollzugs, K.M.] selbst zum Zeigfeld erhoben wird“¹⁶². Was sprachlich geäußert wird – bei uns zunächst: der Wortlaut des *Eckenlieds E₂* – kann eine intersubjektiv zugängliche Referenz erzeugen, auf die man dann in Situationen unter Anwesenden auch in deiktischen Verweisgesten Zugriff erhält: Bezugnahme kann hier der Verbalisierung gerade entraten, und sie tritt in diesem Fall dann nicht in Konkurrenz zur lautsprachlichen Textaktualisierung.

Nun besteht unser Text aus einer ganzen Reihe von Ereignisräumen: Das *Eckenlied E₂* lässt sich in einer kollektiven Rezeptionssituation als Abfolge verschiedener, sprachlich erzeugter Zeigfelder verstehen. Als ein Gemeinsames, die einzelnen Ereignisräume Überdauerndes, wird man für das *Eckenlied E₂* sicherlich die Verwiesenheit von Fußgänger und Reiter aufeinander herausstellen. Dieser Zusammenhang ist zu verschiedenen Gelegenheiten interpretiert – ihm wird auf Eckes Weg in Figuren- und Erzählerrede eine Semantik zugeordnet. Die damit gestiftete Besetzung der deiktischen Verhältnisse setzt unser Text schon als verfügbar voraus, wenn Ecke konstatiert, dass er Dietrich nicht ergehen kann.

¹⁶² Karl Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Stuttgart 1978, hier S. 124. Vgl. auch Horst Wenzel: Viseo und Deixis. Zur Interaktion von Wort und Bild im Mittelalter, in: Sprache und Bild II, Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 2 / 2004, S. 136-152, mit Bezug auf Bühler, S. 144f.

Wie sich der deiktische Zugriff im Einzelfall gestaltete, auf welche Art und Weise sich die Situationen organisierten, damit etwa eine Zeigegeste allgemein verständlich wurde, ist von jenen Rahmenbedingungen der Textrezeption im Einzelfall abhängig, über die wir nichts wissen, von denen man aber annehmen darf, dass sie stark variieren konnten. Auch mögen nicht in jedem Fall die Bedingungen gegeben gewesen sein, die es dem Text überhaupt ermöglichten, einen Hintergrund zu erzeugen, auf den ein nonverbaler deiktischer Zugriff möglich war.

Doch bietet das *Eckenlied* E₂, wie die anderen Texte, die im Zentrum dieser Arbeit stehen, auch Möglichkeiten zu verbaler Verständigung, die auf der Ebene des akustischen Kanals nicht Gefahr läuft, mit lautsprachlicher Textaktualisierung in Konflikt zu geraten. Und dies in jenen Bereichen der Distanzierung von der epischen Welt, die sich im Akt der Rezeption an den Stellen des ‚Dazwischen‘ der Ereignisräume ergeben. Diese *Leerstellen* lassen sich als Orte des Diskurses über das Gehörte konzeptualisieren. Zumindest sind sie Angebote dazu, die der Text seiner Rezeption macht. Im Bereich der Ereignisräume dagegen mag die Vermittlung zwischen den Teilnehmern einer Rezeptionssituation vor allem für Formen nonverbaler Interaktionen erfolgversprechend gewesen sein: Hier mag vor allem die Möglichkeit zur Verständigung mittels eines deiktischen Orientierungsraumes ein relevantes Potenzial dargestellt haben. Beide durch den Text angebotene Kanäle verweisen auf den textuellen Entwurf einer zeitlich und räumlich wenig distanzierten Kommunikation *über* den Text.

5. Der Kampf Dietrichs gegen Ecke in topologischer Diktion

Der Kampf beginnt fast unmittelbar nach Dietrichs Absitzen und er wird von Anfang an mit äußerster Härte geführt:

das blüt in von den helmen ran
zen nasan und zen oren,
das es in durch die ringe flos. (E₂ 104₉₋₁₁)

Mit dem Übergang von der rein verbalen Interaktion zur primär gewaltförmigen Konfrontation geht auch eine Neumarkierung des Raums in seinen sinnlichen Dimensionen einher. Man erinnert sich: Anlässlich des ersten Zusammentreffens unserer Helden hatte vor allem der Glanz der beiden Helme Konkurrenz markiert. Nachdem die Helme jetzt durch die Einwirkung der Schwerter blind geworden sind und so den Kampfraum nicht mehr erhellen können, übernimmt diese Funktion das Licht, das die Kontrahenten mit ihren Schwertern schlagen (vgl. E₂ 103₇₋₁₃). Und auch

im Bereich der Akustik wird der Ereignisraum neu markiert. War bei Eckes Ankunft nur das Klingeln der Schellen an seinem Schild zu hören gewesen, so scheppern jetzt Schwerter auf Helmen und Brünnen:

Gem tag sunen dū vōgellin,
 Eggen brūn und Hiltēgrin
 ir singen überclungen. (E₂ 104₁₋₃)

Die Vögel beginnen zu singen, doch kommt das Gezwitscher gegen den Kampflärm nicht an. Vielleicht kann man sagen: Hier unterliegt die Akustik von höfischer Liebe, Linde, Fest und Tanz, die Akustik also von entlasteter Gemeinschaft der von Gewalt im konkurrierenden Versuch, den Raum zu markieren.¹⁶³ Was dieser Ort semantisch auch sein könnte, wird angeführt, nur um sogleich als Alternative wieder abgewiesen zu werden. Der Raum der Kopräsenz der Helden, zunächst ein Raum der verbalen Interaktion, ist zu einem Raum der ausagierten Gewalt geworden.

Wenn die Helden einmal eine Pause im Kampf einlegen, weil beide ermattet sind, dann ist diese Pause nur von kurzer Dauer, *weil* die Helme nicht mehr klingen (vgl. E₂ 104₁₁₋₁₀₅₃). Zugleich, aber das bleibt implizit, wird es natürlich dunkel in der epischen Welt, denn es gibt ja nun keine Lichtspender mehr. Sofort jedenfalls, als duldet der Raum der Gewalt nicht die Absenz der sinnlich erfahrbaren Effekte, muss weitergekämpft werden. Damit scheinen unsere beiden Helden in einem metonymischen Verhältnis zum aktuellen Ereignisraum zu stehen: Sie erzeugen den sinnlich wahrnehmbaren Raum im Kampf und wenn dieser Raum verschwindet, eben weil nicht mehr gekämpft wird, dann ist das erneute Motivation zum Gewalthandeln. Andererseits definiert dieser Raum über seine semantischen Besetzungen erst die beiden Helden als Krieger. Der Ereignisraum fordert, dass das Eisen kracht und gleißt, und darum gibt es kein Ruhen für die Protagonisten, greifen sie einander sofort wieder an, *do ir heln verlien den klank* (E₂ 105₂).

Wie der Donner vom Himmel klingt es danach von den Helmen her (vgl. E₂ 105₆₋₁₁). Das aus ihnen geschlagene Feuer entzündet die Äste an den Bäumen, der Rauch dringt durch die Bäume wie Nebel (vgl. E₂ 106₉₋₁₃). War das Bild vom brennenden Wald beim anfänglichen Aufeinandertreffen unserer Helden noch Bestandteil eines gefahrbedeutenden Vergleichs, so brennt der Wald jetzt tatsächlich. Die Bedrohung ist präsent und die Distanz zu ihr minimal:

¹⁶³ Hierher gehört auch die durch die Helden niedergetretene Bodenvegetation: *so gar vertragen sū das gras, | das nieman mohte kiesen, | was da gestanden was* (E₂ 107₁₁₋₁₃). Nicht einmal gebrochene Blumen bleiben hier liegen, sondern die Heide ist gänzlich dahin.

Da wart alrerst ain strit getan.
 ien tōrst ain zagehafter man
 niemer mit den ögen schöwen. (E₂ 107₁₋₃)

Mit dem entflamten Wald ist die Umkodierung des Ereignisraums abgeschlossen und dieser Vorgang lässt sich letztlich und in allen Bereichen des Sinnlichen als ein Prozess der Distanzminimierung verstehen. Die Erhöhung der Intensität wird durch den Erzähler vermerkt, sie kulminiert in der Behauptung, dass kein Angsthase diese auszuhalten imstande sei. Und sie äußert sich in jener Form sinnlicher Erfahrbarkeit der epischen Welt, die Präsenz zu allererst verheißt, nämlich in der Sichtbarkeit. Keine Frage: Wer sich einlässt, der kann einen Kampf sehen, alle anderen sind Feiglinge.

Sieht man sich jenen Zweikampf an, der nach der Verschnaufpause unserer Helden *alrerst* (E₂ 107₁) anhebt, dann kann man wiederum eine jetzt vielleicht nicht mehr allzu überraschende Beobachtung machen. Denn relativ klar lässt sich der Kampf als ein Prozess der Intensivierung in der Distanzverminderung lesen. Zunächst spielen sich dabei die gewaltförmigen Interaktionen in der Horizontalen ab, dann liegt das Hauptaugenmerk auf dem Schwertkampf der Helden, der im wechselseitigen Niederschlag die Konkurrenz Dietrichs und Eckes in der Vertikalen markiert, bevor zuletzt Distanz völlig verloren geht, wenn beide Helden miteinander ringen.

Die Interaktionen in der Horizontalen lassen sich zunächst als eine strukturelle Analogie zum Spannungsaufbau durch Eckes Weg verstehen: Mal sind sich Ecke und Dietrich nahe, so dass sie sich gegenseitig mit ihren Schwertern schlagen können, mal gibt es einen größeren Abstand zwischen ihnen. Dabei jagt Ecke zunächst den Berner bis an die Enden des Kampfplatzes (vgl. E₂ 107_{7f}): Dietrich ist dem Gegner schutzlos ausgeliefert, weil der ihm den Schild zerschlagen konnte (vgl. E₂ 108₁₋₁₀). Und so muss Dietrich zwischen den Bäumen Schutz suchen; er flieht, *da er den walt sach diken stan* (E₂ 110₅).

Dietrich vermag Ecke kaum etwas entgegenzusetzen und das wird in seinen Versuchen deutlich, sich zu entziehen. Andererseits ist das Vermögen dazu auch in dieser Phase des *Eckenlieds* E₂ an das deviante Verhalten Eckes gekoppelt. Jedenfalls kann der Held Dietrich im Gebrauch seiner Waffen gerade nicht stellen: Ecke schlägt, wenn er Dietrich zu erreichen sucht, die Äste von den Bäumen, die dann, welch Zufall, einen Schutzwall um den Berner bilden:

her Egge hūw der este vil
 hin uf den Bernāre
 – vūr war ich ū das sagon wil –
 als er verhagot wāre. (E₂ 110₇₋₁₀)

Jener unritterliche Gebrauch der Waffen, der (auch) sonst in aventiurehafter Dietrichepik die Riesen auszeichnet,¹⁶⁴ führt an dieser Stelle des *Eckenlieds* E₂ bezeichnenderweise zur Einhegung oder Einfriedung Dietrichs. Wie immer Ecke sich auch bemüht, Dietrichs Schutz zu durchbrechen: *er kunde verhöwen nie das werk* (E₂ 111₅). Ecke mag in der Horizontalen seine modalen Vermögen besitzen, er kann Dietrich von Bern tatsächlich vor sich hertreiben. Doch auch nachdem Dietrich vom Pferd gestiegen ist, verhindert Eckes soziale Inferiorität, wie sie sich im Gebrauch der Waffen äußert, zunächst den Zugriff.

Im Übrigen ist Dietrichs Pferd nicht ganz aus der Welt. Am Rand des Ereignisraums steht es und markiert dort die ausgeschlossene Handlungsalternative einer Flucht: Könnte Dietrich das Pferd erreichen, *er wār im* [Ecke, K.M.] *liht endrant* (E₂ 116₁₃). Dass es am Saum des Ereignisraums steht, sagt der Text explizit: *er* [Dietrich, K.M.] *hat das ors gebunden | vil fer ze ainem bom hindan* (E₂ 101_{3f}), *wol aines rosselöfes wit* (E₂ 118₁). Das Pferd steht also nicht irgendwo, sondern es steht genau auf jener Grenze, die Ecke überschritten hatte, als er für Dietrich im Klingeln seiner Schellen zuerst akustisch erfahrbar wurde (vgl. E₂ 72₃, dort die identische Entfernungsangabe). Und genauso wie seinerzeit Ecke, so kann Dietrich sein Pferd jetzt hören.¹⁶⁵ Spinnt man die damit markierte Option aus als die Möglichkeit, dass Dietrich durch Ecke vom Kampfplatz vertrieben werden könnte, so lässt sich der Kampf der Helden auch als eine Konkurrenz betrachten, bei der es um die Verteidigung des aktuellen Raumes der Präsenz geht: Wer den Ereignisraum der Kopräsenz der alleinigen Verfügung des Gegners überlässt, weil er hinausgedrängt wird, der hat den Kampf verloren.

Und noch auf einer zweiten Ebene markiert das Pferd am Rand des Ereignisraums eine Alternative des Handelns: Mit diesem Tier wird jene hypothetische Rückzugsmöglichkeit auf die angestammte Position in der sozialen Hierarchie präsent gehalten, die Dietrich in der Demutsgeste aufgegeben hatte. Dietrich könnte sich auf den Rücken des Pferdes retten, er wäre dann nicht zu ‚ergehen‘. Doch markiert das Reittier am Rand des Ereignisraums, wie gesagt, lediglich die ausgeschlossene Alternativen: Dietrich wird das hierarchische Verhältnis zwischen sich und Ecke, wird

¹⁶⁴ Ebenfalls häufig ist bei Riesen der Missbrauch von Ästen oder ganzen Bäumen *als* Waffen.

¹⁶⁵ Zwar kann man das Ross im Verlauf des Kampfes hören, es wiehert *umb des rekken ungemach* (E₂ 117₁₁), doch kann zumindest Dietrich es nicht sehen, so stark setzt Ecke ihm zu.

Ordnung nicht dadurch restituieren, dass er sich erneut und ohne gekämpft zu haben auf sein Pferd setzt. Der Zweikampf der Helden wird vielmehr eine endgültige Entscheidung herbeiführen, endgültig, soweit es den gegebenen Weltausschnitt unseres Textes betrifft. Und diese Entscheidung wiederum wird nicht hoch zu Ross, sondern ebenerdig erstritten.

Zuletzt treibt Ecke Dietrich wieder in offenes Gelände zurück (vgl. E₂ 111₆), wo die Auseinandersetzung mit den Schwertern stattfinden kann. Und zum ersten Mal seit Anbeginn des Kampfes gibt es einen Vorteil für einen der beiden Kontrahenten, der sich dann als ein Gefälle in der Vertikalen geriert:

der Berner slüg do ainen slak
dem risen, das in duhte,
sin heln der nâme ainen krak.
alsus er nider struhte. (E₂ 113₇₋₁₀)

Hier erkennt man das Mittel, durch das der Sieg errungen werden soll. Den Schwertkampf im *Eckenlied* E₂ kann zu seinen Gunsten entscheiden, wer den Gegner dauerhaft auf den Boden zu halten vermag.

Noch ziemlich zu Beginn des Kampfes hatten die beiden Kämpfer eine Ruhepause eingelegt. Die Schläge, die sie sich gegenseitig versetzen konnten, haben sie betäubt: *sie sassen unversunnen | nider von slegen gros* (E₂ 104_{12f}). Und das bedeutet momentan: gleiche Höhe, gleicher Status, gleiches Vermögen zum Gewalthandeln. Danach jagt Ecke Dietrich in der Horizontalen, was dazu führt, dass sich der Berner an Gott um Hilfe wendet (vgl. E₂ 112₁₋₁₃). Zuvor bereits hatte Dietrich Ecke auseinandergesetzt, wie die Verhältnisse betreffs des Kampfes hier liegen:

„[...]
und ist, das mir got helfen wil,
so fûrt ich dich hart klaine.
ich trûwe dir wol gesigen an.
[...]
lies er mir misselingen,
das wâr mir durch den glôben lait.
ich trôst mich siner krefte,
von der man wunder sait.“ (E₂ 109₂₋₁₃)

Von der Kraft Gottes also erzählt man sich *wunder* in der epischen Welt des *Eckenlieds* E₂. Dietrichs Bitten führen dazu, dass der sich einen Vorteil verschaffen kann; es gelingt der Niederschlag des Gegners. Doch springt Ecke wieder auf (vgl. E₂ 114₁) und so fleht der Berner erneut um Beistand: Gott selbst möge Ecke niederstrecken (vgl. E₂ 116₇). Als dies nicht geschieht und der Kampf sich weiter hinzieht, ist jetzt sogar der

Zeitpunkt gekommen, an Gott zu zweifeln: *er* [Dietrich, K.M.] *wande helfe sin erlost, | die im got senden wolde* (E₂ 117_{2f}).

Denn Ecke setzt Dietrich ziemlich zu: Riesige Wunden muss der Berner von seinem Gegner hinnehmen (vgl. E₂ 117₆), Ecke schlägt Dietrich durch den Helm (E₂ 119₉) und noch *ain wunden lank* (E₂ 120₂) kann der Held anbringen. Das Blut bricht Dietrich durch das Kettenhemd (*werk*, E₂ 120₈), doch naturgemäß lehnt es der Berner auch nach expliziter Aufforderung durch Ecke ab, sich zu ergeben.

Neuerlich und unvermittelt gewinnt Dietrich *ains löwen mût* (E₂ 120₁₀), sodass sein Erstarren die Kontrahenten ihren Vermögen nach wieder auf einem gemeinsamen Level verortet: *Ir kraft wart do geliche stent* (E₂ 121₁). Und das schlägt sich im Fortgang des Kampfes nieder, wenn beide sich wechselseitig zu Boden zwingen können (vgl. E₂ 121_{4f}). Der seltsame Kraftgewinn macht Ecke stutzig und der Held wähnt, der Teufel sei in Dietrich gefahren:¹⁶⁶

„[...]
der tiefel ist in dir gehaft,
der fiht us dinem libe.
ich wand, du sigs mir soltost jehen.
der usser dir da fihtet,
der lat es nût geschehen.“ (E₂ 123₉₋₁₃)

Dietrich klärt Ecke über diese offensichtliche intellektuelle Fehlleistung auf, um den Gegner gleich darauf erneut niederzustrecken. Insgesamt fünfmal, so erzählt der Text, gelingt Dietrich dieses Kunststück, gelingt es ihm, in der Vertikalen Distanz zwischen sich und den ständisch Niederen zu bringen (vgl. E₂ 128₁₃). Viermal aber kann Ecke eben auch wieder aufstehen. Das Problem ist klar und Dietrich formuliert es selbst so:

„was hilfet, das ich erfellet han
dich, won ich mit swerte
din niht versroten kan?
[...]“ (E₂ 124₁₁₋₁₃)

Dietrich kann Ecke zwar niederstrecken, er kann ihm aber keine kampfentscheidende Wunde beibringen. Ecke ist, weil er eine Rüstung trägt, die ihn unverwundbar macht, ein Stehaufmännchen, wenn auch ein sehr, sehr blutiges.

Müßig wäre es indes darüber zu diskutieren, ob Dietrichs Gegner tatsächlich als unverletzlich gelten kann, wenn erzählt wird, dass von Dietrich wie von Ecke ein blutiger Regen fällt (vgl. E₂ 126_{2f}). Den Mengen an Blut, die das *Eckenlied* E₂ die Helden vergießen lässt, in dem sie baden

¹⁶⁶ Dasselbe vermutet Dietrich von Ecke, vgl. E₂ 115₁₃.

(vgl. E₂ 121_{12f}) und in dem sie über das Gras schlittern, als wäre es blankes Glas (vgl. E₂ 126_{4f}), wird man wohl kaum allein mit einem physiologischen Gutachten gerecht werden können. Eher lässt sich das Blut, das die Helden sowie den Boden des Kampfplatzes bedeckt, als Entmarkierung auffassen: Sukzessiv und zwar in der allmählichen Überschwemmung mit dem roten Lebenssaft werden die Gegner ununterscheidbar und sie heben sich dann auch nicht länger von ihrer Umgebung ab.¹⁶⁷ Der Raum verliert seine deiktische Bestimmtheit, die Kämpfer verschmelzen mit ihm.

Auch auf der Geschichtebene spielt der Zusammenhang von körperlichem Vermögen und Blutverlust der Helden eine Rolle: Solange Ecke die Brünne trägt, wird Dietrich ihn nicht daran hindern können, immer wieder aufzustehen und das ganz unabhängig davon, wie viel Blut sein Gegner verliert. Ecke mag bisweilen in Ohnmacht fallen, doch kommt er immer wieder in den Kampf zurück und kann dann Dietrich weitere Wunden beibringen (vgl. E₂ 127₆-128₂). Der Text macht klar, dass Ecke auf lange Sicht, eben weil er über eine enorme Physis verfügt, Dietrich gegenüber im Vorteil ist. Im Wald fehlen gewaltlimitierende Instanzen, es ist niemand da, der den Kampf für beendet erklären könnte, wenn Dietrich seine Gewaltfähigkeit in ausreichendem Maße demonstriert hat. Der unhöfische Kontext führt dazu, dass der Imperativ der Verschonung des Gegners, der Verzicht auf seine Tötung, der in der unzerstörbaren Brünne verdinglicht ist, sich gegen Dietrich wendet, weil diesem das langsame Ausbluten droht. Will Dietrich sein Leben fristen, dann muss er näher an Ecke heran, muss er in den Raum jenseits der Brünne vordringen. Und er darf jetzt nicht länger warten. Eine weitere Orientierung an den höfischen Normen des Gewalthandelns bedroht die leibliche Existenz Dietrichs.¹⁶⁸ Zuletzt, vielleicht im Sinne eines letzten Auswegs, nimmt sich Dietrich vor, mit Ecke zu ringen:¹⁶⁹

¹⁶⁷ Vgl. Brévarts Kommentar in seiner Reclam-Ausgabe zu E₂ 121_{12f}: „Überhaupt lässt sich eine unverkennbare Freude am Blutvergießen feststellen“. Dort sind auch die entsprechenden Stellen zusammengetragen.

¹⁶⁸ Das wird noch einmal deutlich unmittelbar bevor Dietrich Ecke absticht; nur einer kann hier noch überleben: „*din blik ist fraislich getan: | kâmist uf von der erde, | ich müs den tot enphan*“ (E₂ 139₁₁₋₁₃).

¹⁶⁹ Dass das Ringen zur Ausbildung der Jungritter und Knappen vor allem zum Zwecke der Körperertüchtigung praktiziert wurde, ist bekannt. Nur gehörte es eher in den Bereich des sportlichen Vergleichens, denn in den Bereich adliger Statusrepräsentation im Gewalthandeln, vgl. dazu Joachim Bumke: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, Band I, München 1992, S. 227-236. In absteigender Linie stellt sich die Wertehierarchie, so wie sie vor allem auch die hochhöfische Literatur entfaltet und wie sie in den Einzelkampfdarstellungen als Reihe erscheinen kann, wie folgt dar: Am edelsten ist der Kampf zu Pferd mit der Lanze (der im *Eckenlied* E₂ nicht möglich ist), weniger höfisch schon der Schwertkampf zu Fuß. Zum Teil wird auch von Schwertkämpfen zu Pferd berichtet, am unhöfischsten ist jedenfalls das Ringen. „Manchmal folgt auf den Schwert-

der Berner hat gedingen,
 ob *er* in nider valte sa,
 so wolt er mit im ringen. (E₂ 128₈₋₁₀)

Das mag aus einem neuzeitlichen Blickwinkel für ein gewisses Maß an olympischem Geist sprechen, ist aber ganz sicher keine Form des Gewalthandelns, die als adlig-höfische Statusrepräsentation gelten kann. Als sich Dietrich auf den erneut daniederliegenden Ecke stürzt (vgl. E₂ 129₃), hat er zwar die Ordnung im Verhältnis von oben und unten wiederhergestellt, er fixiert Ecke am Boden, doch will der sich partout nicht ergeben. Wegen Eckes Kampfkraft und um der Ehre aller Frauen willen, wolle er Ecke verschonen. Und Dietrich erweitert das Angebot noch: Der Berner bietet Ecke nicht nur das Leben, sondern er bietet ihm auch an, künftig sein Geselle oder Dienstmann zu sein: „*du wird geselle ald wird min man, | das ist das beste dir getan*“ (E₂ 131_{4f.}). Beide Optionen ermöglichen Ehrerwerb, wobei der Begriff des Gesellen auf Ecke als einen Mitstreiter Dietrichs zielt, wodurch beide als ebenbürtig im Bereich der Fähigkeiten zum Gewalthandeln markiert wären, während das mit *man* in Aussicht gestellte Verhältnis hierarchisch strukturiert ist. Beide Optionen jedenfalls ermöglichten Ecke das Überleben ohne Gesichtsverlust.¹⁷⁰ Auf der Skala der Fähigkeit zu exorbitantem Gewalthandeln wäre Ecke dem Berner gleichgestellt; im Sinne ständischer Identität bietet Dietrich ihm einen guten Platz innerhalb des Berner Herrscherverbandes, einen Ecke angemessenen Platz.

Doch, und das ist es, was man allgemein als die Tragik der Figur zu fassen gewohnt ist, kann Ecke ein solches Angebot nicht annehmen. Von Anbeginn der Geschichte bis zu seinem Tod steht der Held für ein Ethos, das Ehrakkumulation und Statusrepräsentation nur in der Tötung des Gegners verwirklicht sehen kann. Und eigentlich gibt es auch gar keine Notwendigkeit klein beizugeben, wo Ecke sich doch unverwundbar weiß:

er sprach: „was hilft, dast ob mir list?
 den lip du doch darumbe gist;
 dir mag hie niht gelingen.“ (E₂ 132₄₋₆)

kampf als letzte Phase ein Ringkampf, der damit endet, daß der eine dem anderen das Knie auf die Brust setzte und ihn zum Aufgeben zwang. Der Ringkampf war ein typisches Motiv der Heldenepik und ist von den höfischen Dichtern nur gelegentlich aufgenommen worden. Die Versicherung, Erec habe „in seiner Kindheit in England, wie man sagt, sehr gut ringen gelernt“ [Erec 9282-9284], sollte wohl das Ringen als eine Variante des höfischen Einzelkampfs ausweisen. Wolfram von Eschenbach hat das kampfscheidende Ringen sogar mehrfach gegen seine französische Vorlage eingesetzt“ (ebd. S. 232).

¹⁷⁰ Vgl. auch Brévarts Kommentar in seiner Reclam-Ausgabe zur Stelle: „Dietrichs Dienstmannofferte ist ohne jede abwertende Implikation, denn einzig die Tapfersten – selbst ehemalige Gegner z. B. Witege [...] – werden in den Gesellenkreis Dietrichs aufgenommen“ (ebd. S. 282).

Man ringt miteinander, *es wâren vröwan drukke niht* (E₂ 132₇), wie der Erzähler in Anspielung auf Eckes Minnedienst erklärt, und tatsächlich schafft es Ecke beinahe wieder aufzustehen (vgl. E₂ 133₃). Es gelingt dem unten liegenden Helden, Dietrichs *halsperg* (E₂ 133₅) mit den Händen zu zerreißen, sodass der Berner dem Gegner völlig schutzlos ausgeliefert ist. Auch greift Ecke ihm mit den bloßen Händen in die Wunden und zieht diese weit auseinander. Noch einmal kann Dietrich den aufstrebenden Ecke an einen Baum drücken, wodurch der wiederum ohnmächtig wird. Erneut bekommt Dietrich den Gegner unter sich (vgl. E₂ 134₇₋₁₃), der nun wirklich seine letzte Chance erhält. Dietrich fordert Eckes Schwert (E₂ 135_{5f}), fordert die Unterwerfung,¹⁷¹ und verknüpft damit eine Gegenleistung, die Ecke trotz des Unterliegens im Kampf zuteil werden könnte. Wenn sich Ecke ergebe, so Dietrich,

„[...]
so für ich dich an miner hant
gevangen für die vröwen,
so wird ich in bekant.“ (E₂ 135₁₁₋₁₃)

Damit hätte Ecke letztlich sogar den Auftrag der drei Königinnen erfolgreich erfüllt. Die waren von dem Begehren geleitet, Dietrich persönlich in Augenschein nehmen zu können und eben dem will Dietrich jetzt aus freien Stücken nachkommen. Doch fürchtet Ecke den Spott der „*werden wip*“ (E₂ 136₁₃), lieber wolle er sein Leben lassen. Und wo Dietrich seinen Gegner ausdrücklich nicht töten will, ihn geradezu anfleht, sich zu ergeben (vgl. E₂ 137₆₋₁₃), da expliziert Ecke ein letztes Mal sein unhöfisches Verständnis von den Möglichkeiten Ehre zu akkumulieren:

„min swert das wirt dir niht gegeben.
ist dir allhie gelungen,
so solt du nemen mir das leben.
des wirt din lop gesungen.
ich kan dir anders niht gesagen:
ich gan dir bas der eron
an mir den ainem zagen.“ (E₂ 138₇₋₁₃)

Was Ecke Dietrich hier als billig zugesteht, ist, weswegen der Held selbst aufgebrochen war. Das Ziel Eckes, so hat er das formuliert, war eine Welt, in der man überall hören kann: *seht, her Egge | hat den Berner erslagen!* (E₂ 14_{12f}). Das ist Eckes Vorstellung von allgemeinem Lobpreis. Als Dietrich Ecke später getötet hat, formuliert er das tatsächliche Ergebnis im

¹⁷¹ Die Schwertübergabe zielt offensichtlich mehr auf den symbolischen Akt der Unterwerfung, als auf die Entwaffnung des Gegners. Die Helden ringen schließlich miteinander und schon vorher hieß es: *Der swerte wart vergessen gar* (E₂ 134₁).

selben Bild als Verlust von Status.¹⁷² Hier kommt vielleicht am deutlichsten im *Eckenlied* E₂ ins Bild, dass die beiden Wertesysteme der Figuren einander diametral entgegengesetzt sind. Wodurch Ecke höchstes Lob beanspruchen zu können glaubt, das zerstört den Ehrstatus Dietrichs in dessen Wertesystem.

Und so kommt es zur vielleicht grausamsten Tötung überhaupt, die ein axiologisch positiv gesetzter Ritter in der erzählenden Literatur des deutschen Mittelalters vollzieht: Dietrich bricht, auf ihm sitzend, Ecke den Helm vom Kopf. Er sticht mit seinem Schwert auf die den Kopf darunter bedeckende Stahlkapuze (als Teil der unzerstörbaren Brünne) ein, kann Ecke aber auf diese Weise nichts anhaben (vgl. E₂ 140₁₋₄). Mit dem Knauf seines Schwertes zertrümmert Dietrich Ecke sodann den Kopf – *das blüt begunde rinnen | an allenthalben durch das golt* (E₂ 140_{6f}) –, und der solcherart gemarterte verliert das Bewusstsein. Die Brünne Eckes ist unzerstörbar. Da hebt Dietrich die Rockschoße des besinnungslos daliegenden Helden auf und sticht von dort mit dem Schwert durch Ecke (vgl. E₂ 140₁₀₋₁₂).¹⁷³ Dietrich kämpft in den Niederungen, und in diesen Niederungen gibt es eben den Tod nur auf unritterliche Weise.

Doch halt: Noch immer ist Ecke nicht tot. Dietrich beschließt aus Gründen, die im nächsten Abschnitt zu besprechen sein werden, sich der Ausrüstung Eckes zu bemächtigen und diese anzulegen: Brünne, Schwert, Schild, Helm und Beinschutz wird der Berner Ecke abnehmen (vgl. E₂ 146₈₋₁₄₈₄). Als Dietrich sich dann endgültig von dem vermeintlich toten Helden abwenden will, wacht dieser noch einmal auf und bittet um seine Enthauptung:

„so nim di widerkere
zû mir, des wil ich bitten dich,
won ich bin gar betöbet,

¹⁷² „*swar ich in dem lande var, | so hat dû welt ir zaigen | uf mich und sprechent sunder wan: | seht, dis ist der Bernære, | der künge stechen kann!*“ (E₂ 141₉₋₁₃); Brévert vertritt in seiner Reclamausgabe im Kommentar zu dieser Stelle die Ansicht, dass *künge* hier auch direkt auf Ecke mitreferiere, weil der, wie man im zweiten Teil des *Eckenlieds* E₂ erfährt, gemeinsam mit seinem Bruder Fasold ein Land von seinem Vater geerbt hat (vgl. E₂ 191₃). Will man davon ausgehen, dass das Publikum des Textes Ecke als König identifizierte, dann steht er für eine defizitäre Form adligen Gewalthandelns, wie sein Bruder im zweiten Teil des Textes für eine andere defizitäre Form steht. Für angemessener halte ich an dieser Stelle indes eine Übertragung, die ausdrückt, dass Dietrich unterschiedslos und jenseits geltender Normen alles totschießt: Seht, dies ist der Berner, der selbst Könige ermordet.

¹⁷³ Die Brünne ist hier gedacht als ein Kettenhemd mit Rockschoßen, die das Reiten ermöglichen. Vor allem aber macht sie ihren Träger immun gegen die Waffen seiner Gegner. „Daß Eckes Rüstung in der Tat unverletzlich ist, zeigt sich daran, daß Dietrich Ecke erst zu verwunden vermag, nachdem er die Schoße von dessen Waffenrock gehoben hat [...], eine Praxis, die auch sonst belegt ist und die als nicht ehrenhaft galt“ (Brévert im Kommentar seiner Reclamausgabe, S. 283).

und las alsus niht ligen mich.
 du slah mir ab das höbet
 – won ich entrüwe doch nicht genesen –
 durch aller vröwen ere.“ (E₂ 149₆₋₁₂)

Und diesem Wunsch kommt Dietrich umstandslos nach, ohne dass die Helden, die sonst doch fast alles diskutiert haben, noch ein weiteres Wort wechseln.¹⁷⁴ Jetzt, bar jener Zeichen, die aus dem Helden ein Hybridwesen gemacht haben, wird Ecke jener Gewalt teilhaftig, die im Bereich später Heldendichtung eigentlich nur Riesen zugeordnet ist. Jetzt, am Ende seines Lebens, ist der Recke wieder sichtbar als das, was er ganz am Anfang seines Weges bereits war: ein Riese und Totschläger. Und den ereilt die verdiente Strafe: *Her Dietherich das höbt im ab slûk* (E₂ 150₁).

6. Dietrichs Klage um Ecke und der Aufbruch gen Jochgrimm

Nachdem der Kampf zu Ende ist, verfällt Dietrich einem maßlosen Klagen. Das hat man zumeist verstanden als Verweis auf die Dietrichrolle der historischen Dietrichepik, auf den unglücklichen Sieger von *Rabenschlacht* und *Dietrichs Flucht*. Doch auch wenn es hier Ähnlichkeiten geben mag, so ist der ‚glücklose Sieger‘ doch auch ein konventioneller Topos. Zugleich darf man sich fragen, ob ein Text wie das *Eckenlied* E₂ unter den historischen Rahmenbedingungen seiner Rezeption immer schon voraussetzen konnte, dass die historische Dietrichepik als Horizont für sein Verständnis fungieren konnte. Ich halte das jedenfalls nicht für ausgemacht und werde deshalb versuchen herauszuarbeiten, was die Klage Dietrichs in den Zusammenhängen des *Eckenlieds* E₂ selbst für eine Funktion haben konnte. Einige kaum zu übersehende Bezüge zwischen der Klage am Ende des Ecke-Dietrich-Teils und dem Beginn des Textes in den Diskussionen des Heldengesprächs lassen uns dabei noch einmal zu seinem Anfang zurückkehren.

Doch zunächst zum Ende des Ecke-Teils. Hier geht es im Anschluss an den Tod Eckes zunächst einmal mehr um dessen Makel. Gestorben sei der Held nach Dietrichs Worten wegen seines Hochmuts und wegen schöner Frauen. Noch nie habe Dietrich jemanden gesehen, der so wie Ecke dem Tod entgegen gerannt sei, „*wan ich nie degen han gesehen | sus*

¹⁷⁴ Dass Ecke nach eben jener Strafe verlangt, die ihm unter *objektiven* Gesichtspunkten zusteht, zeigt, dass die Gültigkeit des Normensystems, das im Rekurs auf die Transzendenz bestätigt wurde, auch von Ecke anerkannt wird. Das kann man der Figur nicht positiv als (zu) späte Einsicht anrechnen, sondern es verdeutlicht vielmehr, dass es in der Welt keine alternative Deutungsmöglichkeit mehr gibt: Hier wurde im Gewalthandeln Evidenz hergestellt.

nach dem tode löfen“ (E₂ 142_{5f}). Was Ecke fehlte, wird an einen Zentraltopos adligen Selbstverständnisses geknüpft, nämlich an *mâze*:

„[...]
 du phlâg einkainer masse,
 noch kundost weder han noch lan
 uf dirre vaigen strasse.
 er ist zer welt ain sâlig man,
 der wol an allen dîngen
 halten und lassen kann.
 [...]“ (E₂ 142₈₋₁₃)

Dietrich liefert in seiner Klage eine ethisierende Interpretation dessen nach, was in der Hast Eckes, in dessen Lauf in den Tod erfahrbar war. „*übermüt*“ (E₂ 142₂), also Hoffart oder Überheblichkeit, kann hier als begrifflicher Gegensatz zum Ideal höfischer *mâze* gelten, für die Dietrich steht und die offenbar wurde in seinem Zögern, den Kampf anzunehmen, seiner Art der Fortbewegung und natürlich auch in seiner demütigen Haltung Gott gegenüber.

Solche Defizite unseres Fußgängers kamen im Verlauf des Kapitels immer wieder zur Sprache und auch die nachfolgenden, selbstmitleidigen Klagen Dietrichs sind nach allem, was zum Kampf der Helden erarbeitet wurde, nicht mehr überraschend. Für Dietrich resultiert aus diesem Kampf alles andere als Statusrepräsentation. Alles, so Dietrich, was er bisher im Leben an Ehre eingeheimst habe, sei dahin (vgl. E₂ 143₉₋₁₁): Aus der Gemeinschaft derer, die in Ehre und Ansehen leben, sei er ausgeschlossen (vgl. E₂ 141₆₋₈); er stehe „*âne fürsten ere*“ (E₂ 145₃). Der Held gehört nicht länger jener Welt an, deren Normen er im Vertrauen auf Gott suspendiert hatte, und so darf die Adressierung der Klagen an diese Instanz dann auch nicht fehlen (vgl. E₂ 145₉).

Wichtig sind in diesem Zusammenhang nun die Optionen, die Dietrich prüft und die Möglichkeiten des Umgangs mit der gegebenen Situation darstellen. Was Dietrich zunächst erwägt, ist seine Entfernung aus der Welt. Der Beschädigung des personalen Ehrstatus, dem Verlust der Zugehörigkeit zum Stand, korreliert ein Wunsch nach Nichtexistenz. Die Erde möge ihn nicht länger tragen (vgl. E₂ 143_{12f}), der Tod ihn hinwegraffen: „*wa nu, Tot! du nim mich hin*“ (E₂ 145₄). Von seinem Namen möchte Dietrich getrennt sein, wünscht sich einen anderen zu tragen (vgl. E₂ 143₂₋₄), oder dass er eben „*wâr vermuret in ain stainwant*“ (E₂ 143₅). Die Scheidung vom Namen, der Geburtsadel und Herkunft anzeigt, der Wunsch nach der Aufgabe des angestammten sozialen Ortes (vgl. E₂ 143_{4f}) ist dabei gekoppelt an Topologie und visuelle Wahrnehmbarkeit.

All diesen Möglichkeiten ist es eigen, dass sie auf eine Entzogenheit der Welt gegenüber zielen. Doch ist dies nicht der Weg Dietrichs; der wird

sich der Welt und ihrem Urteil gerade nicht versagen. Selbst wenn er, so sinniert der Fürst von Bern, die Schmach vor der ganzen Welt verbergen könnte, so würde er doch immerhin selbst noch davon wissen:

„ob ichs nu al die welt verhil,
 swan ich selb dran gedenk,
 minr fröden ist nüt ze vil.
 [...]“ (E₂ 145₁₁₋₁₃)

Für Dietrich ist das Verheimlichen der faktischen Statusminderung durch die Tötung Eckes illegitim. Dietrichs Handeln muss seinen Status repräsentieren, selbst dann, wenn in der epischen Welt Zeugen für dessen Beschädigung fehlen. Diese Einstellung hat unübersehbar eine ethisch-normative Komponente und die setzt den Berner erneut in Kontrast zu Ecke. Der war seinerzeit zwar beschämt, als Dietrich ihn das erste Mal fällte – „*des vals wil ich mich iemer schamen*“ (E₂ 114₂) –, Ecke vermerkt eine Statusminderung. Doch ist er zugleich erleichtert, dass keine Zeugen anwesend sind, ist froh „*das bi uns hie nieman was, | der es gesagen kunne*“ (E₂ 114_{7f}). Für den Fußgänger anders als für Dietrich existiert die Möglichkeit eines Agierens hinter der öffentlichen Sphäre.

Die ganze Welt (vgl. E₂ 146₂) will Dietrich vom Tode Eckes und von seiner Tat in Kenntnis setzen. Als Zeichen der Schmach wählt Dietrich die Brünne seines Gegners, begeht er Leichenflederei (vgl. E₂ 146₁₁). Noch nie, so Dietrich, habe er bisher „*sölch güt*“ (E₂ 146₈) gewonnen. Die unzerstörbare Brünne soll die Welt von der Tötung Eckes unterrichten. Wie sie die Informationen speichern wird, ist leicht einsehbar. Die makellose Brünne kann nicht auf die Härte des Kampfes und Dietrichs Notlage verweisen, sondern allein auf eine ehrenrührige Form der Tötung. Man wird denken, Dietrich habe Ecke im Schlaf erstochen (vgl. E₂ 148₆₋₉).

Blicken wir von hierher noch einmal auf die Diskussionen am Beginn des Textes zurück, dann gibt das *Eckenlied* E₂ eine ganz spezielle Antwort auf die dort aufgeworfenen Fragen. Wie seinerzeit Ecke artikuliert Dietrich jetzt monologisierend seine Rede in einen Raum hinein, der Rezipienten voraussetzt; auch auf dieser Ebene schließt sich die Klammer. Ja, manchmal nimmt Dietrich dem getöteten Gegner seine Waffen ab. Und ja, es gibt Kämpfe, in denen Dietrich kein symbolisches Kapital zu akkumulieren imstande ist. Und wiederum ja, Dietrich tötet Gegner, obwohl es dafür keine rechtlich relevanten Gründe gibt.

Und doch ist er gerade deshalb der Primus in der Heldenhierarchie, nämlich weil er sein Handeln an einer Instanz ausrichtet, die überhaupt erst den Legitimationsgrund solcher immanenter Normen darstellt. Der Adel Dietrichs zeigt sich darin, dass er sich selbst einer höheren Instanz unterworfen weiß, von der her eben auch Gewalt als Repräsentationsmedium von Status gerechtfertigt ist. Der soziale Ort Dietrichs ist nicht im-

manent fundiert, schon gar nicht in seiner Leiblichkeit. Dietrichs Größe liegt in seiner Demut. Und dazu gehört zuletzt eben auch, dass die erwartbaren Interpretationen der sichtbaren Zeichen des Kampfes in Kauf genommen werden. Als Oberfläche verweist die Brünne nicht auf ein Dahinterliegendes – den gewaltfähigen Körper und seine Geschichte –, sondern auf die Transzendenz als Bedingung der Möglichkeit beider. Zumindest die Textrezeption kann das an dieser Stelle wissen.

Abgesehen von Eckes Ausrüstung bemächtigt sich Dietrich eines weiteren Zeichens des Kampfes. Nachdem Ecke noch einmal erwacht war und Dietrich ihn daraufhin enthauptet hatte, bekommt sein Weg eine Richtung – und Dietrich einen ‚Gefährten‘ für die Reise:

„ich sage laidû märe
von dir den küneginnen fin,
die dich ze kenpfen walten
uffen das ungelinge min.
des wil ich dich behalten
den, die dich hatent us gesant,
und wil ðch niht erwinden,
ich bring dich in ir lant.“ (E₂ 150₆₋₁₃)

Dietrich hatte Eckes Kopf an seinen Sattel geknüpft (vgl. E₂ 150_{3f.}), zu ihm spricht er jetzt; ihn werde er, so das Bekunden, zurück nach Jochgrimm bringen. Man hat in der Befestigung von Eckes Kopf am Sattel wohl eine letzte und nun *endgültige vertikale Fixierung* des Verhältnisses von Fußgänger und Reiter zu sehen. Mit der Arretierung des Kopfes unter Dietrich (am Sattel) ist im Anschluss an die orgiastische Demarkierung aller Ordnung im Blut und am Boden diese neu und sichtbar manifest geworden. Die Restitution wird im räumlichen Verweiszusammenhang festgeschrieben: *Her Dietherich wider uf gesas* (E₂ 151₁); dieses zweite Zeichen wird Dietrich im Folgenden durch die epische Welt tragen.

Irritiert hat im Übrigen immer wieder, dass nun auf Dietrichs weiterem Weg zu Seburg niemand in der epischen Welt, jedenfalls erzählt das *Eckenlied* E₂ nichts davon, der Kopf Eckes am Sattel des Berners auffällt. Offenbar baut der Text im zweiten Textteil eine andere Form des Kontrasts zwischen Präsentem und Absentem auf, als im Zusammenhang von Eckes Weg. Musste Dietrichs Abwesenheit im Verlauf des ersten Teils immer wieder erinnert werden, so scheint der zweite auf eine Verhinderung der Präsenz Eckes in der verbalen Behauptung zu zielen. Das *spektakuläre Bild* des Kopfes am Sattel, so wird der Text wohl voraussetzen, besitzt einen großen Grad an Intensität und damit die Fähigkeit zur Verstetigung seiner Verfügbarkeit über die Erzählzeit hinweg, sodass seine demonstrative Ausblendung sinnstiftend funktionalisiert werden kann. Die in der Vertikalen der epischen Welt ‚festgezurrt‘ Ordnung, die das

Ende des ersten Teils des *Eckenlieds E₂* markiert, ist in das Gedächtnis der impliziten Rezeption verwiesen.¹⁷⁵ Und im Zusammenhang mit jener Brünne, die die Rezeption anders als die Figuren des Textes auf eine bestimmte Art und Weise zu lesen befähigt worden sind, kann man vielleicht sagen: Der Dietrich des zweiten Textteils ‚sieht‘ für die Rezeption des Textes ganz anders ‚aus‘, als für die Figuren der epischen Welt. Das stellt sicher eine relevante Vororientierung für Dietrichs Aventiureweg dar.

7. Das Donaueschinger Lied als offener Text

Der zweite Teil des *Eckenlieds E₂* wird seine Aufmerksamkeit auf die Form adligen Gewalthandelns richten, die jeden Fürsten zu einem potenziellen *rex iustus et pacificus* macht. Hier wird Dietrich die Möglichkeit haben, seine Gewaltfähigkeit in den Dienst sozialer Ordnungsstiftung zu stellen und er wird in solcherart Demonstration seinen Status restituieren. Dass Dietrichs Kontrahent im zweiten Teil – Fasold – die Regeln gewaltförmiger höfischer Interaktion beherrscht und deshalb und im Rückgriff auf ihre gewaltlimitierenden Mechanismen immer wieder seiner gerechten Strafe entgeht, kann als Umbesetzung innerhalb des Normendiskurses unseres Textes verstanden werden. Führt der erste Teil die tödlichen Konsequenzen vor, die sich aus dem Fehlen von Orientierung am höfischen Normen- und Wertesystem ergeben, so der zweite die Möglichkeiten und Konsequenzen des Missbrauchs seiner Interaktionsformen.

Doch ist der zweite Weg nicht mehr Gegenstand dieses Kapitels.¹⁷⁶ Mein Ziel bestand zunächst in der Beschreibung einer bestimmten textuellen Konstitutionsebene des *Eckenlieds E₂*. Als Ausgangspunkt hatte ich die Überlieferungsgemeinschaft mit dem *Älteren Sigenot* in der Donaueschinger Handschrift gewählt. Hier hatte ich besonders hervorgehoben, dass der Zusammenhang zwischen den beiden überlieferten heldenepischen Geschichten primär, und anders als vielleicht erwartbar, durch den schriftsprachlichen Sprechakt gestiftet wird. Nicht eine einzige, zeitlich und räumlich kohärente epische Welt kann als verbindendes Tertium von *Älterem Sigenot* und *Eckenlied E₂* gelten, sondern der Sprechhandlung selbst scheint man diese konstitutive Funktion zuschreiben zu müssen: Wie zwei Blöcke sind die beiden Abenteuer Dietrichs in der Rede aneinandergeheftet, ohne dass sie doch eine Erzählung bilden.

¹⁷⁵ Der Begriff ‚Gedächtnis‘ fungiert hier lediglich als Metapher für die Gesamtheit von Möglichkeiten intersubjektiver Verstetigung dieses Sachverhalts außerhalb des Textes im Akt seiner Aktualisierung.

¹⁷⁶ Über diesen Weg informiert der *Eckenlied*-Teil im dritten Kapitel dieser Arbeit.

Neben dieser Unabgeschlossenheit an der Peripherie der Geschichten galt das Interesse in diesem Kapitel vor allem dem komplementären Textsachverhalt innerer Isoliertheit und fehlender Konnexität von Teilen der epischen Welt. Im *Eckenlied E₂* ist die Handlung zergliedert in Ereignisräume, die wiederum primär durch das Erzählen und weniger durch bspw. narrative Motivierungen auf der syntagmatischen Achse miteinander vermittelt sind. Gezeigt werden konnte, dass unser Text sich nicht jenen Regeln äußerer Vollständigkeit und Begrenztheit sowie solchen innerer Verbunden- und Verwiesenheit fügt, wie sie „klassizistische Textbegriffe ganz selbstverständlich als überzeitlich gültige Kriterien von Textualität voraussetzen“ (Peter Strohschneider). Epische Welt erscheint aus der Sicht der Geschichte des *Eckenlieds E₂* insular wie sie vom Standpunkt des heldenepischen Sprechaktes der Handschrift her entgrenzt ist. In diesem Sinne nenne ich den Text narrativ offen.

In solchen Zusammenhängen habe ich zugleich zu zeigen versucht, wie das *Eckenlied E₂* Situationen unter Anwesenden als seine primären Rezeptionsbedingungen antizipiert. Dies war zunächst an den einleitenden Gesprächen zu sehen; als Entwurf der Rezeption durch den Text ließ sich dies aber auch im Folgenden immer wieder belegen. Situationen wechselseitiger Wahrnehmung habe ich vor allem in ihrem Vermögen, Intersubjektivität und Interaktion zu sichern, fokussiert. Hierbei sind die Rezeption des Textes und die Kommunikation über ihn ungleich weniger stark zeitlich und räumlich von einander geschieden, als das unter den Bedingungen des modernen Regelfalls einer stillen und individuellen Lektüre von Literatur gegeben ist. Zu jener Offenheit des Textes, die sich aus seiner Beschreibung vor dem Hintergrund klassizistischer Textbegriffe ergibt, gesellt sich damit eine zweite Form. In meiner Konzeptualisierung stellt sich diese Offenheit so dar, dass man auch sagen könnte, der Akt der Textrezeption selbst sei porös, insofern der Text Orte der Kommunikation über sich vorgesehen hat. Das *Eckenlied E₂* bietet regelmäßig und systematisch Bereiche der Distanzierung, die ich als Leerstellen zwischen den Ereignisräumen verstehe. Offen ist der Text in den Kontexten seiner Rezeption an solchen Stellen für Formen intersubjektiver Verständigung zwischen den Teilnehmern einer jeweiligen Situation.

Als über ein solches Alternieren hinausgehendes Bemühen des *Eckenlieds E₂* um Engführung von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation hatte ich das Überblenden von epischer Welt und aktueller Situation im Bereich der Deixis beschrieben. Eine solche Möglichkeit ergibt sich als ein Angebot des Textes zunächst mit der Dimensionierung der einzelnen Ereignisräume, denen man eine relativ geringe Widerständigkeit gegen die Applikation auf die primären Rezeptionsbedingungen unserer Texte zuschreiben darf. Dass zudem die räumlichen Verweisungs-

zusammenhänge der epischen Welt im Bereich der Kontrastierung von Ecke und Dietrich über die Dauer des Textes semantisch aufgeladen werden, verstehe ich als ein Angebot der Kommunikationsermöglichung auch synchron zur mündlichen Aktualisierung des schriftsprachlichen Textes. Der Text erzeugt sprachlich und sukzessive einen deiktischen Orientierungsraum der Referenz, auf den Figuren und Rezipienten gleichermaßen zurückgreifen können und vor dem Handeln verständlich wird.

In diesen Zusammenhängen wäre vor allem herauszustellen, dass die Semantiken von oben und unten und von nah und fern in die Verhältnisse der epischen Welt auf eine Art und Weise eingelassen sind, dass dort sogar abstrakte Vermögen und Beschränkungen auf der Handlungsebene abbildbar werden: Soziale oder axiologische Differenzierung können Figuren im *Eckenlied* *E*₂ sinnlich erfahren. Und auch, dass in der epischen Welt manchmal unsichtbar bleibt, was vor dem Erwartungshorizont der Rezeption dort notwendig sinnlich erfahrbar sein sollte, gehört hierher. Räumlich kodierte Semantik und deiktische Verweisungszusammenhänge stehen in unserem Text in einem spannungsreichen, sinnstiftenden Verhältnis, weil sie bisweilen durch den Text und zwar auf der Ebene visueller Wahrnehmung gegeneinander ausgespielt werden. Eckes Unvermögen, Dietrich zu ergehen und die Unsichtbarkeit von Eckes Kopf im zweiten Teil des Textes könnten dabei herausgehobene ‚Aufreger‘ sein: Im ersten Fall ist mehr ‚sichtbar‘, im zweiten weniger, als man erwartet. In solchen Zusammenhängen provoziert der Text dann Distanz, indem er die textinterne Situation und die Situation der Rezeption bis zu einem gewissen Grade voneinander entkoppelt. Dass damit die an die Deixis geheftete Semantik befragbar wird, ist ein relevantes Kommunikationsangebot. Dass die Deixis zugleich intersubjektiv zugänglich ist, bietet die Möglichkeit, auf sie als einen Kode der Verständigung zurückzugreifen.

Verhältnisse wie die zuletzt dargelegten lassen sich von zwei Seiten her in den Blick nehmen. Vom Text her betrachtet ist seine Offenheit ein Potenzial, eine Rezeptionssituation kommunikativ zu schließen: Dass der Text Interaktion und intersubjektive Verständigung bei den Rezipienten provoziert, verleiht den einzelnen Situationen individuelle Prägung und Struktur. Dies freilich, ohne dass man erwarten dürfte, dass der Text genau und von Fall zu Fall in der Lage wäre zu bestimmen, *wie* eine bestimmte Situation sich in seiner Rezeption organisierte. Natürlich ist der Text hier nur ein Faktor unter vielen. Sein Vermögen diesbezüglich, sein Beitrag in solchen Zusammenhängen, ließe sich in Anlehnung an Wolfgang Iser als „Formzwang“ bezeichnen, den ein Text auf die Situation seiner Rezeption auszuüben in der Lage ist. Andererseits: Die Situation der Textrezeption muss als jener Ort begriffen werden, an dem offene Texte überhaupt eine Schließung erfahren können. Und auch unter die-

sem Blickwinkel gilt: Die mehr oder weniger geschlossenen Texte, die solche Situationen je erzeugen, werden nie dieselben sein. Die grundsätzliche Interdependenz von Text und Rezeption drückt sich in der Komplementarität dieser beiden Sichtweisen auf der Ebene des Sinns aus.

Zuletzt in diesem Kapitel hatte ich dann versucht, die Handlung des *Eckenlieds E₂* im Kode der Veränderungen räumlicher Verhältnisse zu lesen. Wenn die relevanten Semantiken verfügbar sind – und der Text hat alle Register gezogen, damit sie es für seine Rezipienten werden – kann sinnstiftend wahrgenommen werden, dass Dietrich auf dem Boden mit seinem Gegner ringt. Die Bewegungen der Figuren im Raum lassen sich dann selbst als symbolische Handlungen lesen. Mein Versuch der Textwiedergabe im Zusammenhang mit der Konfrontation der beiden Helden wäre dann als eine *dichte Beschreibung* aufzufassen.

Mit diesem Versuch einer ‚Übersetzung‘ des Textes vermittelt eines, wie ich voraussetze, historisch relevanten Kodes endet meine Interpretation des *Eckenlieds E₂*, die letztlich nur den ersten Textteil einfängt. Weil man deshalb hier nicht erfährt, wie das Abenteuer Dietrichs weitergeht und endet, und vor allem auch nicht, wie das auf den Ecke-Teil zu beziehen wäre, mag dieser Entscheidung ein gewisses Frustrationspotenzial innewohnen. Doch ließe sich fragen: An welcher Stelle wäre besser zu enden? Oder noch genauer: Bietet der überlieferte Schrifttext überhaupt Anhaltspunkte, die auf historisch relevante Grenzen hindeuten? Soll man bspw. voraussetzen, dass dem Ende der Überlieferung in der Handschrift, dem Abbruch der Geschichte weit vor ihrem Ende irgendeine Art von Entscheidung zugrunde liegt?

Ich glaube nicht, dass man soweit gehen wird: Dass der Schrifttext endet, wo er endet, wird auf kontingente, dem Verstehen unzugängliche Zusammenhänge der Texttradierung zurückzuführen sein und / oder ganz allgemein auf eine geringe Relevanz der ‚ganzen Geschichte‘ in jenen Gebrauchszusammenhängen, für die die Karlsruher Handschrift bestimmt war. Man wird dagegen kaum mit inszenierter Fragmentarität im Sinne der Romantik rechnen, bei der der Abbruch auf den Erwartungshorizont vorausgesetzter Ganzheit sinnstiftend beziehbar bleibt. Auch geht in der Donaueschinger Handschrift etwas zu Ende, von dem man nicht ohne weiteres sagen kann, dass dieses Ende zeitgenössisch ein Defizit markierte. Wenn textuelle Offenheit selbst einen historisch dominanten Erfahrungshintergrund bildet, vor dem das einzelne Artefakt gesehen werden muss, dann scheint es nicht ratsam, das Ende der Textbeschreibung gerade mit dem Ende des heldenepischen Sprechaktes zusammenfallen zu lassen. Viel zu groß wäre hier die Gefahr, unbeabsichtigt werkhafte Ganzheit zu suggerieren.

Man tut also unter den Prämissen dieses Kapitels gut daran, die Textbeschreibung des *Eckenlieds E₂* vor dem Abbruch der Überlieferung in der Handschrift zu beenden. Und weil ansonsten stichhaltige Argumente fehlen, dürfen die eigenen Relevanzkriterien und Interessen bezüglich Textinterpretation in den Fordergrund treten: Dass die Lektüre des *Eckenlieds E₂* nach dem Ende des ersten Teils abbricht, hat seinen Grund darin, dass dieser Text seine explikative Funktion im Rahmen dieser Arbeit zunächst erfüllt hat. Ein anderes Interesse, das sich primär auf die ‚ganze Geschichte‘ richtete, und nicht auf die Formen und Modi erzählerischer Entfaltung von epischer Welt, hätte hier wohl anders entschieden (und dann vielleicht auch eine andere Fassung des *Eckenlieds* zugrunde gelegt). Der Zugriff auf den Text stellt eine interessegeleitete Anverwandlung dar; als solche Anverwandlungen kann man aber eben auch seine historischen Aktualisierung verstehen: Das *Eckenlied E₂* bietet die Konzession zu einem relativ zwanglosen, wenn auch keineswegs beliebigen Zugriff auf das Syntagma der Geschichte. Von einer solchen Freiheit mache ich hier Gebrauch.

II. *Rosengarten* – Die Ordnung der Gewalt

Das vorangegangene wie das nun folgende Kapitel dienen im Kontext der vorliegenden Arbeit nicht zuletzt der Aktualisierung des Wissens um Geschehen und Inhalte aventiurehafter Dietrichepik. Beide wollen dabei eine Lektüre nicht ersetzen, auch wenn die genaue Kenntnis der heldenepischen mittelhochdeutschen Texte mit Ausnahme von *Nibelungenlied* und *Kudrun* heute selbst in Fachkreisen kaum vorausgesetzt werden kann. Zugleich versuchen diese Kapitel insgesamt, und in der Einnahme von ver- und befremdenden Perspektiven auf die Texte, einige durch die Disziplin internalisierte Vorurteile, hermeneutische wie ästhetische, bewusst zu machen. Das scheint bei einem Textfeld ratsam, *über* das man nach Maßgabe verfügbarer Interpretationsarbeit in der germanistischen Mediävistik vergleichsweise wenig weiß und bei dem dieses Wenige zugleich den Status gesicherten Handbuchwissens angenommen hat.

Es ist klar, dass die Regeln von Fragmentierung, Selektion und Kombination, die die Lektüren in diesen beiden ersten Kapiteln steuern, selbst von einem Wissen getragen sind, das seine Referenz nicht mehr allein in den Texten findet. Die Perspektiven, die ich bezüglich *Eckenlied* *E*₂ und *Rosengarten* *A* einnehme, sind wenigstens zum Teil erst von einer Position her legitimiert, die immer schon mehr weiß, als in der einzelnen Textbeschreibung explizit werden kann. Weil das so ist, mag einigen der in diesen Eingangskapiteln getroffenen Entscheidungen darüber, was besprochen und was vernachlässigt wird, der Beigeschmack des Beliebigen anhaften. Man kann sich ja fragen, warum auf jener merkwürdigen Form der Verbindung der beiden Riesenkampfgeschichten im Donaueschinger Kodex so ‚herumgeritten‘ wurde. Warum überhaupt *E*₂ und nicht bspw. *e*₁, und warum nur Eckes Weg? Der heuristische Wert nicht jeder Entscheidung im Einzelfall mag sich sogleich erschließen; ich kann hier nur auf den Versuch der Einlösung damit verbundener Versprechen an späterer Stelle verweisen.

Am Anfang auch dieses Kapitels bleibt also noch einiges unausgesprochen. Doch möchte ich, um einen leichteren Einstieg in die Lektüre des *Rosengarten* *A* zu ermöglichen, einige systematische Verschiebungen des Blickwinkels herausarbeiten, wie sie sich jetzt im Vergleich zum *Eckenlied*-Kapitel ergeben werden. Drei Punkte sind mir besonders wichtig.

Der erste Unterschied betrifft die Ebene, auf der der Gegenstand der Betrachtung angesiedelt ist, das also, was als *textuelles Artefakt* gilt. Hatte ich mit dem *Donaueschinger Eckenlied* die Überlieferung eines Kodex als Grundlage gewählt, so wird im Folgenden eine Spielart von Text die Basis der Interpretation abgeben, die nicht erst in den letzten Jahren – vor allem auch was den Bereich der mittelhochdeutschen Heldenepik anbelangt – in Verruf geraten ist. Interpretiert wird mit dem *Rosengarten A*¹ eine philologische Abstraktion von der Überlieferung. Als Identitätskriterium von Text und Zielfunktion seiner Herstellung kann hier, wie bei kritischen Editionen narrativer Artefakte zumeist, die *ganze Geschichte* ausgemacht werden. Wenn ich in dieser Arbeit auf die Holzsche Edition trotz all ihrer Mängel zurückgreifen darf, dann deshalb, weil die sie leitende Perspektive der Textkonstitution den interpretierenden Zugriff dieses Kapitels weitgehend unberührt lässt und weil hier, anders als bei der Beschreibung des *Eckenlieds E₂*, eine – vom überlieferten handschriftlichen Wortlaut aus gesehen – Ebene höherer Allgemeinheit angepeilt wird.

Die Textbeschreibungen des letzten Kapitels hatten Fragen nach „äußerer Kompletion und innerer Konnexität“ (Peter Strohschneider) aufgeworfen – textuelle Defizite in diesem Bereich stehen im Kontext von Fehlersuche und Defizitbehebung konventionell im Blickpunkt kritischer Herausgeber. Hier können editorische Intra- und Extrapolationen das Relevante der Überlieferung leicht verwischen. Im folgenden Kapitel soll es dagegen um Formen paradigmatischer Textorganisation gehen. Auch diese hat ein Herausgeber wie der des *Rosengarten A* natürlich im Blick, nur liegen diesbezüglich notwendige editorische Entscheidungen, wie man für unseren Fall sagen könnte, schon ‚vor‘ dem Text: Gerade Divergenzen im Bereich der Überlieferung, die nicht die Mikro- sondern die Makrostrukturebene des Textes betreffen, können dafür verantwortlich sein, dass Überlieferungskomplexe Typologien von Fassungen und Versionen unterworfen werden. Die Repräsentation makrotextueller Unterschiede in der Überlieferung kann sich für Texteditionen ungleich problematischer darstellen, als solche der Wort- und Versebene. Bei Georg Holz führt dies (neben anderen Gründen) dazu, dass er unterschiedliche Fassungen des *Rosengarten* ediert. Dabei dokumentiert sein *Rosengarten A* einen be-

¹ Die Sigle A bezeichnet in der gängigen Systematik der überlieferten Textzeugen des *Rosengarten* eine von fünf Varianten des Textes, die sogenannte ‚Ältere Vulgat-Fassung‘. Orientiert man sich an der weiter differenzierenden Systematik Joachim Heinzles, so repräsentiert der in dieser Arbeit behandelte Text die Fassung a (neben b und c) der Version A (neben den Versionen DP, F, C und dem Text einer niederdeutschen Handschrift des 15. Jahrhunderts). Unser Text ist in sechs Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts überliefert; insgesamt verfügen wir über einundzwanzig Handschriften und sechs Drucke des *Rosengarten*; vgl. Heinzle: Einführung, S. 169-174. Zitiert ist nach der Ausgabe: Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms. Hrsg. v. Georg Holz, Tübingen 1982 [Halle 1893].

stimmten Ausschnitt aus dem Gesamt des Überlieferungskomplexes und sein kritischer Text repräsentiert diesen Ausschnitt auf einer bestimmten Ebene der Textkonstitution weitgehend adäquat.²

Und um diese Ebene wird es im Folgenden gehen. Gefragt werden wird, ob, wenn Modi syntagmatischer Verknüpfung, wie es die Lektüre des *Eckenlieds E₂* nahelegt, in ihrer Leistungsfähigkeit nicht immer unsere Erwartungen erfüllen, paradigmatischen Ordnungen nicht eine über unsere Erwartungen hinausgehende Relevanz zukommt. Die Interpretationen der beiden ersten Kapitel fokussieren damit von je unterschiedlichen Ausgangspunkten her integrative textuelle Vermögen in aventiurehafter Dietrichepik insgesamt.

Der zweite Unterschied zum *Eckenlied*-Kapitel, auf den ich hier die Aufmerksamkeit richten möchte, betrifft die Art und Weise von Textwahrnehmung und -repräsentation. Hatte ich zuletzt eine Verlaufsstruktur fokussiert, bei der in der Sukzession des Erzählens Phasen relativer Nähe und solche relativer Distanz der Welt der Rezeption zur epischen Welt einander abwechseln, so werden die Beschreibungen des *Rosengarten A* dieser syntagmatischen Ordnung nicht länger folgen. Nicht der Aktcharakter des Textes, sondern eine durch bestimmte Fragestellungen gelenkte Textaneignung bestimmt in diesem Kapitel seine Wahrnehmung. Nicht der Ablauf, sondern der Aufbau der Handlung kommt, wenn man so will, hier in den Blick.

Auch im *Rosengarten*-Kapitel soll es dabei um die Fähigkeit des Textes zur Variation von Distanz gehen. Allerdings verorte ich diese jetzt nicht im Bereich der Leerstellen zwischen Ereignisräumen, sondern in deren Innerem selbst. Hält man für plausibel, was ich am *Eckenlied E₂* argumentativ entwickelt habe, nämlich dass die Ereignisräume für Phasen

² Als ein Selbstmissverständnis editorischer Bemühung mag man ansehen, wenn Herausgeber Fassungen und Versionen als von editorischen Zwängen unabhängige Größen begreifen, und sie einseitig über Vorsatz, Intention, Eigenständigkeit, Bearbeitungstendenz, Form- oder Formulierungswille bestimmt wissen wollen. Oft werden dabei nämlich jene pragmatischen Beschränkungen in ihrer Bedeutung unterschätzt, die allein schon vom Format ‚Schrift im Buch‘ herrühren. Nicht jeder sinnrelevante Unterschied im Kontext divergierender Überlieferung birgt Probleme für die philologische Dokumentation von Varianz in einer Edition. Das ist klar, dafür gibt es ja auch Apparate. Problematischer ist der umgekehrte Fall: Nur weil es erhebliche Probleme bei der Dokumentation von Varianz der Schrift in der Überlieferung für Herausgeber geben kann, heißt dies noch nicht, dass sich hinter jedem Einzelfall auch ein relevantes semantisches Problem verbergen würde. Im Extremfall resultiert aus einer solchen Überlieferungslage die Notwendigkeit zur Repräsentation in voneinander getrennten Textblöcken – in Kapiteln, Bänden und Büchern. Dass damit zugleich divergierende Sinngehalte dokumentiert wären, ist indes noch nicht gesagt. Varianz im Bereich linearer Schrift kann auf unterschiedlichen Ebenen auftreten. Auch wenn sich Divergenzen einmal kompakt darstellen lassen und ein anders Mal nicht, sagt das entgegen einer verbreiteten Intuition noch nichts über Grade semantischer Relevanz solcher Differenzen aus.

der Nähe stehen, so gilt das freilich nicht absolut, sondern lediglich in der Zusammenschau mit den Leerstellen des Erzählaktes. Wenn Ereignisräume prinzipiell als Orte möglicher ‚Verschmelzung‘ mit dem Geschehen der epischen Welt aufgefasst werden können, so wird die Argumentation im folgenden Kapitel zeigen, dass der *Rosengarten A* auch hier nicht auf *vollständige Identifikation* setzt. Einige textuelle Möglichkeiten zur Provokation von Kommunikation parallel zum Text hatte ich für das *Eckenlied E₂* im Zusammenhang mit seinem deiktischen Entwurf bereits angeschnitten; das wird hier vertieft werden.

Mit diesen beiden Punkten eng verwoben ist eine letzte Verschiebung der Modi der Textwahrnehmung im Vergleich der Kapitel, und diese betrifft die Art und Weise, wie die Gewalt der epischen Welt in den Blick gerät. In der Beschreibung des *Eckenlieds E₂* war es um die Konstituierung der epischen Welt in der Verfolgung von Eckes Weg gegangen: Die Bewegung des Helden strukturierte die epische Welt, wenn er gehend räumlich bestimmte Handlungskontexte ‚einsammelte‘. Die einzelnen Momente einer solchen Raumerschließung durch die Figur waren dabei regelmäßig von gewaltförmiger Interaktion oder der Artikulation ihrer bedrohlichen Potenziale geprägt. Für den ersten Teil des *Eckenlieds E₂* ließ sich diesbezüglich ein klimaktisches Gerichtetsein hin auf den zukünftigen Kampf zwischen Dietrich und Ecke rekonstruieren: Auf Eckes Weg wird Gewalt immer wieder zum Thema, wird verzögert und ausagiert; zugleich verweisen diese Thematisierungen permanent auf Eckes Ziel, nämlich den Kampf gegen den Berner.

Die Wahrnehmung eines solchen Telos der Handlung resultiert, was das *Eckenlied E₂* betrifft, fast natürlich aus der weggebundenen Einsträngigkeit der Handlungsführung: Weil Ecke immer im Zentrum steht und sich auf ein Ziel hin bewegt, bildet er den primären Kontinuanten des ersten Textteils. Dem gegenüber wird das Gewalthandeln zum sekundären und von ihm abhängigen Thema, das je neu aktualisiert wird, wenn der Held einen Raum betritt. Gewalt kann nur bedrohlich werden, *wenn* der Held irgendwohin gelangt, weil *wir* normalerweise voraussetzen, dass die textintegrativen Vermögen an der Zentralfigur hängen.

Nun knüpfen nicht alle Texte die Erschließung einer epischen Welt an den Weg einer einzelnen Figur; nicht einmal für einsträngige Texte gilt das immer. Der *Rosengarten A* bspw. lässt durchaus verschiedene Figuren und ihre Wege in den Blick geraten, wobei im Nacheinander der Handlungssequenzen ohne echte Gleichzeitigkeit Einsträngigkeit gewahrt bleibt.³ Auffällig ist dann, dass trotzdem das Gewalthandeln in der ganz

³ Vgl. zu dieser Unterscheidung zuerst Clemens Lugowski: Die Form der Individualität, S. 52-57.

überwiegenden Mehrzahl der Ereignisräume des Textes einen zentralen Stellenwert innehat.

Wenn man also, und das ist eine der leitenden Intuitionen dieses Kapitels, das Kontinuieren einer thematischen Rekurrenz, eben der des Gewalthandelns, vom individuellen Weg einer Hauptfigur lösen kann, dann bietet sich die Option, das integrative Vermögen einmal von diesem Thema her zu konzeptualisieren: Gewalt wird im Folgenden versuchsweise als jener Kontinuant betrachtet, dem ein relevantes textkonstituierendes Vermögen eignet. In der wiederholten affirmativen wie negierenden Auseinandersetzung von Figuren mit ihr entsteht, so die These, die epische Welt als ein Ganzes.

1. Die Geschichte von den Kämpfen im Rosengarten

Zunächst, und um eine Grundlage zu schaffen, wiederum der Versuch einer informierenden Rekonstruktion der Geschichte. Der *Rosengarten A* erzählt die gewaltförmige Konfrontation zwischen dem Berner und dem Wormser Herrschaftsverband, erzählt, warum und wie Dietrich und Gefolgschaft an den Rhein reisen, dass und wie sie dort ihre Gegner besiegen. Helden wie Dietrich, Hildebrand und Wolfhart treffen auf einen Personenverband dem u. a. Siegfried, Gunther, Gernot und Hagen angehören. Und weil der *Rosengarten* in Teilen des Plots, bei Handlungsschauplätzen und Figureninventar dem *Nibelungenlied* ähnelt, hat man ihn als dessen Sprossdichtung verstanden.

Doch zielt die Handlung in ihrem Beginnen zunächst überhaupt nicht auf die Konfrontation der beiden Kollektive. Der *Rosengarten* setzt vielmehr ein mit einer Brautwerbung: Siegfried weilt am Wormser Hof und freit um Kriemhild. Die Umworbene, und so erzählt es das *Nibelungenlied* bekanntermaßen nicht, hegt den Wunsch, im Zusammenhang einer Freierprobe Siegfried gegen Dietrich kämpfen zu lassen: Kriemhild will den agonalen Vergleich der Drachentöter, auf dass sich der Held aus den Niederlanden als der Beste erweise.

Merkwürdigerweise kann Kriemhild ihr Vorhaben nicht ohne Umwege in die Tat umsetzen. Offenbar darf die Königin Dietrich nicht einfach so auffordern, gegen Siegfried anzutreten, wenn sie den exklusiven Zweikampf herbeiführen will. Sie muss sich dazu einer List bedienen. Und so schickt die Wormser Königstochter eine unspezifische und allgemeine Herausforderung in alle Lande des Inhalts, dass, wer in ihrem Rosengarten als Kämpfer bestehen könne, von ihr einen Rosenkranz und einen Kuss zum Lohn erhalte. Diese Herausforderung erreicht als Brief dann den Berner Herrschaftsverband.

Die Berner Helden stellen als Reaktion auf die Nachricht Kriemhilds und unter der Führung Hildebrands eine schlagkräftige Truppe zusammen, die in Worms antreten soll. Zwei der nominierten Kämpfer, den Steirischen Helden Dietleib und einen Mönch namens Ilsan, muss der Berner Herrschaftsverband erst noch gewinnen, um seine Reihen schließen zu können: Nach Dietleib entsendet man einen Boten, der den Helden von der Herausforderung Kriemhilds informiert. Ilsan, ein Bruder Hildebrands, wird durch das ganze Heer der Berner Kämpfer von seinem Kloster losgeeist.

In Worms agieren die Herrschaftsverbände ihre Auseinandersetzung in der Form von zwölf Zweikämpfen aus. Erwartungsgemäß behalten in diesen (mit der Ausnahme eines unentschieden endenden Kampfes) die Berner die Oberhand. Nur einmal gibt es einen wirklich kritischen Moment: Ausgerechnet Dietrich von Bern weigert sich, gegen seinen Gegner, eben gegen den hornhäutigen Siegfried, anzutreten. Erst ein Faustschlag Hildebrands und ein sich daran anschließender Händel bringen Dietrich zur Raison, belehren ihn eines Besseren. Nachdem auch dieser Kampf erfolgreich beendet ist, übernimmt Dietrich die Herrschaft in Worms, das Gibeche, der Vater Kriemhilds, Gernots und Gunthers und Oberhaupt des Herrschaftsverbandes, als Lehen zurückerhält. Der Versuch Kriemhilds, einen Werbervergleich zu initiieren, führt im *Rosengarten A* letztlich dazu, dass Worms dem Herrschaftsbereich Dietrichs eingegliedert wird; die Königin selbst verliert alle Ehre.

2. Die Verteilung von Wissen zwischen der epischen Welt und der Welt der Rezeption

Am Anfang des letzten Kapitels hatte die Frage gestanden, was eigentlich als Verstehenshintergründe für das *Eckenlied E2* plausibel gemacht werden können. Eine Antwort hatte ich zu geben versucht einerseits mit der Rekonstruktion des textuellen Entwurfs einer impliziten Rezeption und andererseits durch die Profilierung des *Älteren Sigenot* als einen verfügbaren Horizont. Für den Bereich der Eingangsgespräche (und eine größere Reichweite der rezeptionslenkenden Vermögen des *Sigenot* innerhalb des heldenepischen Sprechaktes habe ich nicht zu plausibilisieren versucht) bildet das vorgeschaltete Abenteuer die Möglichkeit zur Reorganisation der impliziten Rezeption. Dabei hatte ich vor allem herauszuarbeiten versucht, dass die textuell modellierten Grenzen verbaler Interaktion nicht jene sind, die unsere Kohärenznormen normalerweise unterstellen.

Ein vergleichbares Frageinteresse markiert im Folgenden auch den Beginn der Untersuchung des *Rosengarten A* in dieser Arbeit. Das liegt

insofern nahe, als die Bezogenheit auf das *Nibelungenlied* ein Topos altgermanistischer Beschäftigung mit dem Text ist: Der *Rosengarten* stellt für die Forschung zumeist auf die eine oder andere Art und Weise eine sekundäre Auseinandersetzung mit der Tragödie vom Tod Siegfrieds und dem Untergang der Wormser bei den Hunnen dar.⁴

Dabei ist es nach allgemeiner und vielleicht sogar berechtigter Auffassung so, dass eine verbreitete Kenntnis des *Nibelungenlieds* bei der zeitgenössischen Rezeption als wahrscheinlicher vorausgesetzt werden darf, als etwa die des *Sigenot*. Wo die Donaueschinger Handschrift dem *Eckenlied*, so könnte man dann schlussfolgern, Text vorschaltet, vielleicht weil eine von diesem unabhängige Möglichkeit zur Aktualisierung von Einzel- oder Systemreferenz nicht bestand, bedurften die *Rosengarten*-Texte einer solchen Versicherung nicht. Allein die Figurennamen, so könnte man argumentieren, machen hier eigentlich schon alles klar.

Nun ist es bezüglich solcher Fragen aber so, dass, insofern der *Rosengarten A* den Gegenstand der Untersuchung bildet, die kritische Nachfrage, ob Überlieferung im Einzelfall vielleicht doch auf derartige Versicherungen zurückgreift, nicht in den Blick geraten kann.⁵ Unser Text steht diesbezüglich und anders als der heldenepische Sprechakt der Donaueschinger Handschrift nicht für ein integeres historisches Kommunikationsangebot. Ihm lassen sich deshalb auch nicht in gleicher Art und Weise rezeptionslenkende Strategien ablesen. Doch auch wenn der schriftsprachliche Sprechakt als potenzielle Vermittlungsinstanz und Kommunikationsangebot hier nicht befragbar ist, kann man sich immerhin noch darauf konzentrieren, das Verhältnis des Erzählaktes zur vorausgesetzten textuellen Referenz einerseits und das beider zur impliziten Rezeption andererseits zu rekonstruieren. Die Ebene, die ich dabei perspektivieren möchte, ist die des Wissens: Genauer gesagt soll es um Fragen nach seiner Verteilung und der Partizipation an ihm gehen.

Dass ein Leser gegenüber den Figuren eines Romans in die Position des Mehr-Wissenden versetzt sein kann, ist uns eine selbstverständliche Lektüreerfahrung. Weil das Erzählen zwischen Zeiten und Räumen, zwischen Innen- und Außenwelt von Figuren, zwischen Gedachtem und Gesagtem, zwischen Transzendenz und Immanenz einer erzählten Welt etc. zu changieren vermag, können Texte ihre Leser auf Wissensniveaus festlegen, die sich als Distanzierungen von der Figurenebene verstehen

⁴ Vgl. bspw. Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, der im *Rosengarten* eine Responion auf das *Nibelungenlied*, „ – extrem gesprochen – ein Stück Rezeptionsgeschichte des ›Nibelungenliedes‹“ (ebd. S. 261) sieht.

⁵ Vgl. hierzu die übersichtliche Listung zur Umgebung der *Rosengarten*-Überlieferung in den einzelnen Überlieferungsträgern bei Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 290-320, und ergänzend Heinzle: *Einführung*, S. 169-172.

lassen. Einem solchen Wissen kann sich der Leser nicht entziehen, weil dessen Verteilung in der Regel nicht seinen Wünschen gehorcht: Er vermag Dinge zu ‚sehen‘, die außerhalb des Gesichtskreises von Figuren liegen, und er muss sie sich, so es der Text will, ‚ansehen‘.

Oder aber ihm wird, wie im Kriminalroman, ein bestimmtes Wissen vorenthalten. Der Mörder weiß in der Regel um die Umstände seiner Tat, anders als oft der Leser. Zugleich werden damit Niveauunterschiede im Bereich des Wissens zwischen einzelnen Figuren oder Figurengruppen eingezogen. Im Akt der Lektüre können solche Differenzen dann auf verschiedene Art und Weise erodieren, etwa wenn der Kommissar seinen Fall aufklärt. Wahlweise mag der Text dann seinen Leser von Anfang an in die Position des Wissenden bringen oder aber er lässt ihn am Wissenszuwachs des Ermittlers teilhaben – verschiedenste Konstellationen sind hier denkbar.

Die *Akzeptanz* der Modi solcherart Organisation ist dabei unabdingbare Voraussetzung des Funktionierens eines Textes, wobei sich Textsorten darin unterscheiden können, wie sie den Zugang zu Wissen und Information reglementieren. Dass sich bspw. der Weimarer Dichterfürst am Beginn seiner *Wahlverwandtschaften* die volle Verfügungsgewalt über das Wissen um die epische Welt des Textes anmaßt, scheint noch heute die Lektüre kaum zu verhindern: Die textinterne Figur eines auktorialen Erzählers, der zu den Rezipienten spricht, ist annehmbar. Dass im *Werther* sowohl Lotte als auch der Titelheld ihren Klopstock kennen, muss Schülern und Studenten heute indes erklärt werden. Hier zeigt sich die historische Bedingtheit einzelner Formen der Informationsvermittlung.⁶

Soweit das Präludium. Beginnen will ich meine Überlegungen zur Wissensorganisation in Bezug auf das *Nibelungenlied* mit einigen Auffälligkeiten im Zusammenhang mit der Brautwerbung in Worms und der Herausforderung an Dietrich von Bern. Der *Rosengarten A* hebt, wie gesagt, mit dem Wunsch Kriemhilds an, Dietrich und Siegfried kämpfen zu sehen. Der stolze *belt ûz Niderlant* (R_A 3₂) wirbt in Worms um die Tochter König Gibeches und diese will den Werber testen. Die Wahl der Königin fällt auf Dietrich von Bern, weil ihr von dem *wunders vil geseit* (R_A 4₁) ist:

si gedâhte ir manege liste, diu keiserliche meit,
wie si ze samene bræhte die zwêne küenen man,
durch daz man sæhe, von welhem daz beste würde getân. (R_A 4₂₋₄)

Weil Dietrich offenbar nicht um Frauen kämpft, muss seine Instrumentalisierung im Werbervergleich verschleiert werden. Im Zusammenhang

⁶ Die Umarbeitung der Stelle in der klassischen Fassung erläutert hier bereits.

dieser List ist vor allem bemerkenswert, dass Kriemhilds Vorhaben keines des Wormser Herrschaftsverbandes insgesamt darstellt. Kriemhild ‚denkt sich etwas aus‘, doch informiert sie niemanden davon. Dieses Verbergen der Intentionen vor den Eigenen ist zunächst deutliches Zeichen negativer axiologischer Setzung der Königstochter. Ihr Handeln richtet sich nicht nur gegen Bern, es richtet sich auch gegen Worms. Was Kriemhild denkt (vgl. RA 42) und was sie hier öffentlich sagt (vgl. RA 54-104) fallen auseinander.⁷ Und deshalb hält der Wormser Hof in der Figur Volkers⁸ die Herausforderung der Königstochter für eine unspezifisch an alle anderen Herrschaftsverbände und Helden der epischen Welt adressierte. Der Text aktualisiert damit, was die Rezeption vielleicht immer schon weiß: Kriemhild ist die *vâlandin* des *Nibelungenliedes*, sie hintergeht den eigenen Sippen- und Herrschaftsverband. Und das wiederum scheinen die Wormser Helden nicht zu wissen.⁹

Doch davon einmal abgesehen, und das ist ein zweiter wichtiger Aspekt der Eingangsszene, stellt bereits die Herausforderung, die Kriemhild den Fürsten der epischen Welt senden will und die ihre eigentlichen Ziele verschleiert, eine Provokation dar. Niemand, so die Königin, könne es wagen, gegen Siegfried und die anderen Recken anzutreten, und wer es denn doch versuchte, „*im müeste misselingen dran*“ (RA 104). Als „*übermuot*“ (RA 112) tadelt Volker das Vorhaben der Königstochter. Sehr wohl gäbe es Helden, die sich einem solchen Kampf nicht entziehen würden. Kriemhilds *übermuot*,¹⁰ wie er sich hier und an anderen Stellen des *Rosengarten A* als Vorwurf formuliert findet, bezeichnet dabei eine ganz

⁷ Ähnlich als die Boten aus Bern mit Dietrichs Zusagen zurückkehren: *des vröute sich heimliche diu keiserliche meit* (RA 832). Vgl. zur Öffentlichkeit im *Nibelungenlied* Jan-Dirk Müller: Spielregeln: „Ein einziges Mal nur, wenn Rüedeger seiner Frau das Ziel seiner Werbungsfahrt zu Etzel eröffnet (1168), ist die nächtliche Nähe nicht Mittel des Verrats, und bezeichnenderweise ist dort auch von *tougen* oder *heinliche* nicht die Rede. Dagegen erfolgt Rüedegers verhängnisvolle Unterredung mit Kriemhild, bei der er ihr Hilfe bei *leit* verspricht, *in heinliche* (1255,2). Allein dies schon – mehr als der umstrittene Inhalt seines Versprechens – ist dubios“ (ebd. S. 289).

⁸ Alle Handschriften haben hier Volker, während der Herausgeber zu Walther bessert.

⁹ Insofern der Wormser Herrschaftsverband hier, wie zu Beginn des *Nibelungenlieds*, wie Jan-Dirk Müller: Motivationsstrukturen und personale Identität im *Nibelungenlied*. Zur Gattungsdiskussion um ‚Epos‘ und ‚Roman‘, in: *Nibelungenlied und Klage*. Sage und Geschichte, Struktur und Gattung. Passauer Nibelungengespräche 1985, hrsg. v. Fritz P. Knapp, Heidelberg 1987, S. 221-256, S. 232, gezeigt hat, als der eigentliche Handlungsträger eingeführt wird, tritt seine Manipulation sofort in den Vordergrund.

¹⁰ Vgl. Jan-Dirk Müller: Spielregeln: „Eindeutig wird die negative Konnotation von *übermuot* und *höchvart* erst in der Rezeption des ‚Nibelungenliedes‘, wie sie in der Kriemhiltgestalt des ‚Rosengarten‘ bezeugt ist: Sinnlos und blutigierig hetzt die Wormser Königstochter Krieger in den Kampf. Die Herausforderung zum Turnier ist Anmaßung und wird *übermuot* genannt. Dietrich verkündet empört: *daz ich ir höchvart niht übersehen wil* [...]. Damit ist vereindeutigt, was das Epos offenläßt“ (ebd. S. 241).

spezifische Form von Hybris oder Superbia. Es ist nicht lediglich die Rühmung des eigenen Herrschaftsverbandes gemeint, was dessen Fähigkeit zum Gewalthandeln betrifft. Gemeint ist vor allem ein Überloben, eine Selbstüberhebung in der Behauptung, die Helden anderer, und d. h. dem Status nach *nebengeordneter* Herrschaftsverbände, seien *hierarchisch untergeordnet*.¹¹ Das aber ist, wie Volker der Königin vorwirft, unge-rechtfertigte Statusminderung aller anderen Herrschaftsverbände.

Volker gibt zugleich zu bedenken, und damit kommt paradoxerweise Kriemhilds List in Worms zum Ziel, dass zumindest „*her Dietrich von Berne und sine dienstman*“ (R_A 12₃) eine solche Anmaßung nicht durchgehen lassen würden. Der Held geht Kriemhild in die Falle. Und so macht sich Kriemhild, die Anregung Volkers aufgreifend, auf die Suche nach einem Boten, der die Herausforderung nach Bern trägt. Dass Volker den Berner Herrschaftsverband an dieser Stelle nennt, erscheint als Erfolg der Strategie der Königstochter in Bezug auf den eigenen Herrschaftsverband. Und offenbar, das wird in Volkers Rede auch deutlich, kann man wissen, dass Dietrich und seine Gefolgschaft selbst dann kämpfen, wenn es nicht um adlige Statusrepräsentation im höfischen Turnier geht. Denn dass es darum nicht gehen kann, auch wenn das Ambiente des Kampfplatzes dies versprechen mag, ergibt sich klar aus der Verweigerung einer Anerkennung der Gegner. Die Gewalt, die die Wormser Königin anzettelt, wird keine höfische Gemeinschaft stiften.

Mit der listigen Königin und der an sie gekoppelten Wissensverteilung ist der gesamte Wormser Herrschaftsverband als defizitär markiert; deshalb funktioniert letztlich auch Volker ‚falsch‘.¹² Zugleich, setzt man voraus, dass das *Nibelungenlied* oder eine bestimmte aus dessen Kenntnis sich ergebende bzw. anderweitig vermittelte axiologische Besetzung der Königstochter verfügbar war, kann man sagen, dass dieses Wissen Volker von der impliziten Rezeption des Textes unterscheidet.

In Bern dann wird der Brief Kriemhilds von Dietrichs Kaplan verlesen und er enthält die erwähnte, allgemeine Herausforderung:

¹¹ Jan-Dirk Müller: Spielregeln, S. 396f., hingegen führt das Empörende an Kriemhilds Herausforderung allein auf das verbreitete negative Kriemhildbild zurück. Hier trifft sicher Heinzle: Mittelhochdeutsche Dietrichepik, S. 249, das Richtige, der den beleidigenden Charakter der Herausforderung hervorhebt.

¹² Es ist hier zugleich bezeichnend, dass der eigentliche Repräsentant des Wormser Herrschaftsverbandes, nämlich Gibeche, der eine solche Herausforderung überhaupt autorisieren könnte, schweigt. Dass Kriemhild die Einladung versenden kann, bezeugt eine defizitäre Herrschaft Gibeches, ganz egal, ob der Herrschaftsverband über die Herausforderung diskutiert, wie eine spätere Anmerkung Walthers von dem Wasgensteine nahe legt (vgl. R_A 264₁₋₃), oder ob Kriemhild hier eigenmächtig und hinter dem Rücken des Vaters und Oberhauptes agieren kann.

„Und gesigent die zwelve den in dem garten an,
 rôsen ze eime kranze gît man ie dem man,
 ein helsen und ein küssen von der jungen künegîn,
 und muoz vor allen recken iemer getiuret sîn.“ (R_A 53₁₋₄)

Nichts deutet auf einen exklusiven Werbervergleich hin. Umso erstaunlicher ist die Reaktion Dietrichs, denn der durchschaut das Spiel Kriemhilds sofort. Nachdem der Kaplan die Liste der Wormser Helden verlesen hat (vgl. R_A 48₃-51₄), an deren Ende Siegfried steht – „*der strîtet nâch grôzen êren mit ellenthafter hant*“ (R_A 51₄) –, und nachdem auch klar ist, was es zu erringen gilt, räsoniert der Berner:

„Numme dumme âmen!“ sô sprach her Dietrich,
 „wie sint dise vrouwen sô rehte wunderlich,
 daz ir vil selten keiniu wil nemen einen man,
 ich enhave mit ime gestriten oder muoz in noch bestân.
 Sleht er mich ze tôde oder sêre wunt,
 sô kûset er’s minneclîche an ir rôten munt,
 darzuo hât er verdienet einen rôsenkranz.“ (R_A 54₁-55₃)

Diese Stelle kennen alle *Rosengarten*-Versionen,¹³ das scheint ein ganz besonders wirkungsvoller Gag gewesen zu sein: Der große Dietrich von Bern als enervierter, dem permanenten agonalen Vergleich als Bewährungsinstanz irgendwelcher Brautwerber überdrüssiger Held! Doch warum will Dietrich eigentlich nicht kämpfen? Langeweile vorauszusetzen, scheint mir in diesem Zusammenhang jedenfalls zu modern gedacht. Und: Woher weiß Dietrich überhaupt, dass er instrumentalisiert werden soll?

Zunächst zum ersten Punkt, zur Frage nach der fehlenden Kampf motivation, zu jenem Fall also, den Kriemhild vorausgesehen hatte. Der exklusive Männervergleich, den Kriemhild einzufädeln plant, ist als ein Vergleich von potenziellen Brautwerbern verstehbar. Zwei Männer treffen aufeinander und der Sieger bekommt die Frau. Wenn als Basisregel der gefährlichen Brautwerbung gelten kann, dass „in einem gegebenen Welt-ausschnitt stets nur der beste Mann und die schönste Frau zusammengehören“¹⁴, dann muss in einem solchen Zusammenhang zwischen zwei vermeintlich Besten, eben Siegfried und Dietrich, der tatsächlich Beste ermittelt werden. Das ist das Interaktionsmuster, in dem Kriemhild Dietrich eine Rolle zuweist, und genau das scheint sie mit der Formulierung einer unspezifischen Einladung kaschieren zu wollen.

Dietrich wiederum will nicht als Dummy herhalten, und er setzt dabei offenbar voraus, dass für ihn in einem Kampf in Worms nichts zu gewin-

¹³ Vgl. R_C 263-269, R_D 69₁-70₄, R_{FIII} 11₁-12₄. Das Fragment der niederdeutschen Version deckt den infragestehenden Textbereich nicht ab.

¹⁴ Vgl. Strohschneider: Einfache Regel, S. 43.

nen sei: Der Berner zieht nicht einmal die Möglichkeit in Betracht, dass ja auch er in diesem Kampf obsiegen und sich etwas aneignen könnte. Dass er sich in die Rolle eines Brautwerbers gedrängt sieht, wird dabei ganz deutlich in seiner Ausdeutung des symbolischen Turnierpreises: Der Kuss, der in Aussicht gestellt ist, erscheint hier als das mögliche Ergebnis einer erfolgreichen Werbung: Er ist *minneclîche*.¹⁵ In Dietrichs Interpretation der Herausforderung geht es nicht um die Akkumulation symbolischen Kapitals. So wie Dietrich die Botschaft versteht, dreht sich der Kampf um die Frau als Preis. Und wenn man dieser Deutung weiter zu folgen gewillt ist, dann bezeichnet der Rosenkranz letztlich nichts anderes als die Virginität der Königstochter.¹⁶

Was aber vor allem verblüffen muss, dies die zweite Frage, ist der Sachverhalt, dass Dietrich offenbar darüber informiert ist, dass der Ausgang des Kampfes um die Königstochter nicht offen ist. Ihm ist klar, dass Siegfried um Kriemhild freit, auch wenn der Brief nichts davon erzählt.¹⁷ Die Frau, die die Konkurrenz der Werber begründen soll, ist schon vergeben. Und sie ist es offenbar von der Handlung einer anderen Geschichte, nämlich der des *Nibelungenliedes*, her. Dietrich verfügt hier über ein Wissen, das er unter der Voraussetzung einer lediglich chronologischen Ordnung der Ereignisse der Heldenwelt eigentlich nicht haben kann.

Andererseits konnte auch Kriemhild voraussetzen, dass Dietrich nicht um sie zu werben gewillt ist, konnte voraussetzen, dass sie ihm nicht als Movens oder begehrtes Objekt gelten wird: Sie zu erringen, wird der Berner nicht kämpfen.¹⁸ Kriemhild ist Siegfrieds Schicksal, nicht das Dietrichs. Und eine weitere Möglichkeit gibt es: Vielleicht ist es das, was Kriemhild von Dietrich gehört hat, nämlich dass der nie um Frauen

¹⁵ Bei der Verteilung der Küsse im Rosengarten an jene Ritter, die im Kampf gesiegt haben, ist nie davon die Rede, dass ein Kuss liebevoll oder innig sei. Der Kuss taucht dort nur in der Doppelformel *ein helsen und ein küssen* (vgl. R_A 308₄ u. ö.) auf. Es handelt sich dann um eine ritualisierte Interaktionsform und wenn einzelne Figuren einen solchen Preis ablehnen, dann etwa weil Kriemhild *eine ungetriuwe meit* (R_A 294₂) ist, oder weil man mit einem Kuss der Königstochter *lützel êre* (R_A 321₁) verbinden kann.

¹⁶ Vgl. zur Sexualmetaphorik weiter unten in diesem Kapitel. Unverblümter erzählen an dieser Stelle andere Versionen des *Rosengarten*, die das gemeinsame Lager der Königin mit dem siegreichen Kämpfer als Konsequenz des Kampfes benennen, vgl. R_D 69₄, 70₂, R_{FIII} 11₄, 12₂.

¹⁷ Für die Versionen F und D des *Rosengarten* ist die Frage nach Dietrichs Wissen einfacher zu beantworten. Dort informiert der Brief aus Worms den Berner Herrschaftsverband zumindest über die aktuelle Werbung Siegfrieds und gibt diese als Anlass für die Herausforderung zu erkennen. In Version D heißt es: „*ir sult komen balde, ir Sîvriden wil si nehmen*“ (R_D 68₃), in Version F: „*daz ir kumet zu irer hôchzît: si wil irn man nehmen*“ (R_{FIII} 10₃). Version C erzählt hingegen wie A.

¹⁸ In diesem Sinne bereits Frank Roßmann: Die Ordnung der Gewalt. Untersuchungen zu Formen der Gewaltregulierung in der Dietrichepik: *Laurin, Rosengarten, Eckenlied*, Magisterarbeit an der TU Dresden [Ms. 2002], S. 5.

kämpft, dass Dietrich der „ewige Jungeselle“¹⁹ der mittelhochdeutschen Heldenepik ist.²⁰ Von beiden Voraussetzungen her wäre Kriemhilds Entscheidung für eine List verständlich.

Der *Rosengarten A*, so ließe sich das zunächst zusammenfassen, erzählt so als sei sein – im Sinne der Zugehörigkeit zum heldenepischen Fach – Erzählen, selbst Teil der Welt des Textes. Die Figuren kennen offenbar Geschichten (und nicht etwa vergangenes Geschehen), die für sie handlungsleitend werden. Die Chronologie der Ereignisse wird im *Rosengarten A* auf eigenartige Weise von der Synchronizität zugehöriger Geschichten überlagert.²¹ Die *Gegenwärtigkeit* erzählter Abenteuer aus der Heldenwelt scheint die Wissensverteilung zwischen den Figuren im *Rosengarten A* in nicht zu überschätzendem Maße zu organisieren. Kriemhild lebt in einer Welt, in der sie bestimmte Geschichten über den Berner gehört hat. Womöglich überblickt sie sogar ihre eigene Geschichte: Dietrich jedenfalls, so scheint es, kennt das *Nibelungenlied*. Er weiß, dass die Anwesenheit Siegfrieds in Worms sein Werben um Kriemhild bedeutet. Niemals würde er auf die Idee kommen, die ebenfalls genannten Asprîân oder Walther vom Wasenstein hätten ein solches Ziel. Aber selbst diese

¹⁹ Vgl. auch Michael Curschmann: Dichtung über Heldendichtung: Bemerkungen zur Dietrichepik des 13. Jahrhunderts, in: Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Band 2, Heft 4), hrsg. v. Leonard Forster, Frankfurt a. M. 1976, S. 17–21, der von Dietrichs „angestammte[m] Junggesellentum“ (ebd. S. 17) spricht.

²⁰ Zumindest leitet Kriemhild ihr Wissen aus den umlaufenden Geschichten über Dietrich ab; sie begrüßt den Berner später in Worms mit den folgenden Worten: „*sît willekomen, [berre] von Berne ein vürste lobesam | und alle dise herren, der ich niht genennen kan. | Ich hoere sît dîner kintheit vil singen und sagen, | du habest bî dînen zîten der recken vil erslagen*“ (RA 1843–1852). Dass Dietrich manchmal auch etwas für Frauen übrig haben kann, zeigen das Doppelpos *Dietrichs Flucht / Rabenschlacht* oder die *Wiener* und die *Dresdner Virginal*. Davon scheint auch der nur in wenigen Versen überlieferte *Goldemar* zu erzählen. Wichtig ist für diese Zusammenhänge, dazu aber erst später mehr, dass Dietrich aus solchen Verbindungen keine Nachkommen erwachsen. Dietrich ist, wenn er überhaupt als Teil einer genealogischen Linie gedacht wird, immer ihr Endpunkt.

²¹ In den allermeisten Beschreibungen unserer Texte ist die noch nicht vollständige Geschiedenheit von Wissens- und Redeniveaus pejorativ konnotiert. Als (eigentlich überflüssiger) Beleg dient mir hier eine Textparaphrase zur *Virginal* bei Uta Störmer-Caysa: Die Architektur eines Vorlesebuches. Über Boten, Briefe und Zusammenfassungen in der Heidelberger ‚Virginal‘, in: Zeitschrift für Germanistik NF XII, 2002, S. 7–24: „In Zusammenfassung 7 über die Ereignisse in Muter (804–826) stimmt etwas nicht, weil sie von Dietrich begonnen, aber dann von Hildebrand fortgeführt wird, der die Erlebnisse, die ihm in den Mund gelegt werden, gar nicht kennen kann (811–826). [...] Kurz nach dieser undurchsichtigen Zusammenfassung berichtet Str. 834 mitten in einer auktorialen Erzählpassage plötzlich in der Ich-Form von Bibungs Angst auf dem Botenweg durch Drachenland. Ein Sprecher ist nicht auszumachen, als Erzählerkommentar wäre die Stelle nicht nur singulär, sondern auch sinnlos. Es sieht vielmehr so aus, als hätte der Erzähler im Moment die Übersicht darüber verloren, ob es sich bei dem Erzählteil um auktoriale Erzählung oder Figurenrede handele“ (S. 17).

Überlegung ist schon viel zu voraussetzungsreich: Es findet sich letztlich kein Hinweis im Brief darauf, dass es überhaupt eine Brautwerbung in Worms gibt. Trotzdem ist Dietrich augenblicklich im Bilde.

Und er ist nicht der Einzige, der mehr weiß, als er wissen ‚kann‘. Wenn Herzog Sabîn, Kriemhilds Bote, vor Bern auftaucht, dann ‚weiß er‘, dass es gefährlich ist, wenn man auf Kriemhilds Wunsch hin von Worms aus einen anderen Herrschaftsverband aufsucht. Und deshalb müssen sich der Herzog und sein Gefolge, was im Botendienst völlig widersinnig ist, vor Bern rüsten:²²

Darnâch kâmen sie gein Garte und sâhen Berne an.
dô sprach der herzoge, der ritter lobesam:
„nu bindet ûf die helme, ich wâne, es sî uns nôt:
ich vûrhte, daz uns vrou Kriemhilt habe versendet in den tôt.“
(R_A 24₁₋₄)

Nichts auf der Geschichtsebene des *Rosengarten A* motiviert ein solches Handeln des Helden, jedoch kann er hier etwas ahnen. Auch Herzogin Bersâbe, jene Jungfrau, die sich Sabîn als Lohn für seine Botenfahrt erbittet, weiß, dass Kriemhild „*die helde morden*“ (vgl. R_A 19₂) will. Dabei war die Dame nicht einmal anwesend, als die Königin die Herausforderung formuliert hatte.²³ Und weil die Verhältnisse im Bereich des Wissens so liegen, kann später Rüdiger von Bechelaren Kriemhild eine „*vâlandîn*“ (R_A 116₅) nennen, deshalb weiß Biterolf, dass die Königstochter auf „*mort*“ (R_A 111₄) aus ist, deshalb auch kann zuletzt der Erzähler den Wormser Herrschaftsverband als *die stolzen Nibelunge* (R_A 177₃) titulieren. All diese Instanzen des Textes reden und handeln von einer Position des Wissens aus, die chronologisch nicht die Handlung des *Nibelungenlieds* voraussetzt, sehr wohl aber das Wissen um sie bezüglich der Figur Kriemhilds.

Mit diesem Wissen ausgestattet sind neben der Königstochter jene Figuren, deren axiologisch positive Setzung man unterstellen darf. Da sind zunächst die Mitglieder des Berner Herrschaftsverbandes sowie Rüdiger und Biterolf. Das gilt aber auch für Sabîn und Bersâbe, die beide dem Wormser Herrschaftsverband verbandelt sind. Indem sie sich von Kriemhilds Vorhaben distanzieren – verbal (vgl. R_A 19_{1f.}) und räumlich (nach erfolgreichem Abschluss der Botenfahrt verlässt das Paar Worms), im Abstreiten einer vermeintlichen und der Auflösung einer tatsächlichen

²² Zugleich ist die Botenfahrt Sabîns die Freierprobe seiner eigenen Brautwerbung, muss also der Forderung des diese Geschichte bestimmenden Schemas nach gefährlich sein.

²³ Das sagt der Text explizit: Man muss sich erst in eine Kemenate begeben, wo dann die Dame zu finden ist.

Verpflichtung der Königin gegenüber – sind beide entschuldigt.²⁴ Anderen Mitgliedern des Wormser Personenverbandes ist eine entsprechende Einsicht erst im Moment der drohenden Niederlage im Kampf zugänglich:

„Owê dirre schanden!“ sprach der künec Gêrnôt,
[...]
„uns hât brâht ze laster mîn swester Kriemhilt.“ (R_A 295₁₋₄)

Positive Figuren kennen die Wormser Königstochter schon immer als die, die sie ist. Die Verteilung von Wissen korreliert im *Rosengarten A* mehr oder weniger deutlich mit der axiologischen Besetzung des Figureninventars: Wer weiß, dass Kriemhild die *vâlandîn* ist, gehört zu den Guten. Darin scheint mir ein nicht geringes Identifikationspotenzial für die historische Rezeption zu liegen. Es wird nicht die schlechteste Textstrategie gewesen sein, das Publikum so zu entwerfen, dass es sich vor dem Hintergrund des *Nibelungenlieds* in der Rezeption des *Rosengarten A* von Anfang an der Seite der Sieger zugesellen konnte.

Die Altgermanistik ist sich weitgehend einig darin, dass die historischen Rezipienten ihr *Nibelungenlied* kannten, dass sich also auch die Rezeptionsgemeinschaften des *Rosengarten A* auf einer ganz basalen Ebene über ein entsprechendes gemeinsames Wissen konstituieren konnten. Das hatte auch die Argumentation der letzten Seiten unterstellt. Andererseits kann man sich fragen, ob damit nicht unreflektiert die Verfügungsgewalt der Literaturwissenschaftler über das *Nibelungenlied* auf die historische Rezeption appliziert wird. Und selbst wenn die Kenntnis *des Nibelungenlieds* verbreitet war, so wird der Text sie doch nicht für jede Situation der Textrezeption gleichermaßen vorausgesetzt haben können. Er muss mit der Möglichkeit fehlender, verblasster, ja auch widersprüchlicher Rezeptionshintergründe zumindest rechnen.

Suspendieren wir deshalb zuletzt und versuchsweise einmal die Vorstellung von der unzweifelhaften Kenntnis des *Nibelungenliedes* bei der historischen Rezeption des *Rosengarten A*. Sehen wir uns an, wie es sich dann mit der Verteilung von Wissen zwischen den Figuren des Textes und seinen Rezipienten verhält. Wird der Text unter dieser Voraussetzung unverständlich oder auch nur ein anderer?

Das ist ganz sicher nicht der Fall. Verfolgt man, wie der *Rosengarten A* die relevanten Informationen in Bezug auf die Königstochter streut, zeigt sich vielmehr, dass die Kenntnis des Textes keine notwendige Bedingung zum Verständnis der Geschichte ist. Alles, was man hier braucht,

²⁴ Bersäbe: „Ich enbin niht iuwer eigen“ (R_A 19₁); Sabin: „vil edeliu künegîn, möht ez mit [iuwern] hulden sîn, | sô vuorte ich gerne ze lande die lieben vrouwen mîn. | Mit iuwerm rôsengarten wil ich niht haben pflibt“ (R_A 913-92₁).

liefert der *Rosengarten A* ja mit. Selbst wenn ein Rezipient noch nie etwas von der Werbung Siegfrieds um Kriemhild gehört hätte: Diesbezügliche Informationen gibt der Text gleich zu Anfang (vgl. R_A 31.4) – exponiert, detailliert und unmissverständlich. Man hört hier auch von einer ungerechtfertigten Herausforderung und von der Manipulation des Wormser Personenverbandes durch die Königstochter. Da fällt es nicht schwer, Kriemhild als Instanz des Bösen in der epischen Welt des *Rosengarten A* zu identifizieren.

Eine solche Form des Umgangs mit dem, was das *Nibelungenlied* erzählt, lässt sich als textuelle Strategie verstehen: Der *Rosengarten A* bietet grundlegende Informationen zu seinem Verständnis so, dass diese als eine Aufforderung zur Spezifizierung eines intertextuellen Bezugs aufgefasst werden können, aber eben nicht müssen. Der Text versucht nicht (jedenfalls nicht offensiv) jenes Spiel mit der intertextuellen Referenz zu stimulieren, wie es in einigen Teilen der Altgermanistik ausgiebig gespielt wird²⁵ – allerdings unterbindet er hier auch nicht. Wichtiger ist vielmehr: Mit dieser Exposition werden unterschiedliche Horizonte bedient; unter Interaktionsbedingungen besteht dann zugleich die Möglichkeit, die Wissensniveaus Einzelner zu homogenisieren.

Doch weiß eben auch Dietrich von Bern, dass er in einen Werbervergleich eingespannt werden soll. Woher bezieht er diese Information, wenn nicht aus Kenntnis um die Handlung des *Nibelungenliedes*? Setzt man vollständig geschiedene Wissensniveaus zwischen der Figuren- und der Rezipientenebene nicht immer schon kategorisch voraus, dann darf man das Informiert-Sein Dietrichs vielleicht an den sukzessiven Wissenszuwachs der Rezeption knüpfen. Nichts spricht dagegen, dass, wenn der Text die Wissensniveaus der impliziten Rezeption im zuletzt skizzierten Sinne sukzessive entwirft, diese nicht zugleich mit den Wissensniveaus der axiologisch positiven Figuren der epischen Welt kurzgeschlossen sind. Vielleicht ‚kann‘ Dietrich ‚eigentlich‘ nicht hören, was die Rezeption aus der Gedankenwelt der Wormser Königin erfährt, nämlich dass diese einen Vergleich der Werber initiieren will. Warum aber sollten den axiologisch positiven Figuren Informationen vorenthalten bleiben? Man hat schließlich – *alle* haben schließlich – gehört, was Kriemhild beabsichtigt: Wieso sollte es da nicht auch Dietrich wissen?

Einerseits, und mit diesem Resümee will ich die Frage nach der Wissensverteilung im *Rosengarten A* abschließen, lassen sich die besprochenen Textsachverhalte darüber erklären, dass man ‚Textkenntnis‘ des *Nibelungenlieds* bei den Figuren der epischen Welt wie bei den Rezipienten

²⁵ Vgl. zuletzt Sonja Kerth: Gattungsinterferenzen in der späten Heldendichtung, Wiesbaden 2008.

des *Rosengarten A* voraussetzt. Andererseits kann Dietrichs Verhalten unter der Voraussetzung verständlich werden, dass Aktualisierung und Akkumulation von Wissen im Akt der Rezeption Konsequenzen auch für die Wissensniveaus von Figuren haben. Beide systematischen Optionen und das ganze Feld von möglichen Interferenzen, das sie zwischen sich aufspannen, deuten letztlich auf (im Vergleich zu unseren am Lesen geschulten Kohärenznormen) gesteigerte Nähe von Welt der Rezeption und epischer Welt hin. Interaktionsbedingungen vorausgesetzt, ist das indes nicht wirklich überraschend. Insgesamt, und das kann man vielleicht als ein Ergebnis dieses Abschnitts notieren, verlaufen die relevanten Grenzen, die durch Wissensniveaus im *Rosengarten A* markiert werden, nicht zwischen der epischen Welt und der Welt poetischer Kommunikation. Wichtig scheint es dem Text, axiologische Differenzen zu markieren und nicht so sehr Unterscheidbarkeit zwischen erzählter Welt und Welt des Erzählens herzustellen.²⁶

3. Erzählen in Alternativen – alternativenlose Gewalt

Mit dem Begriff der Wissensniveaus wird eine Ebene der Textkonstitution konzeptualisierbar, die das im Vergleich zu unseren Kohärenzstandards andersartige Verhältnis zwischen Figurenebene und impliziter Rezeption besonders anschaulich zu machen vermag. Doch bleibt das nicht die einzige Möglichkeit uns wenig geläufiger, textueller Differenzierung, von der der *Rosengarten A* Gebrauch macht. Denn wenn der Text auch erzählt, was in der epischen Welt nicht geschieht (neben dem, was geschieht), ermöglicht er der Rezeption einen bestimmten Fokus auf das Geschehen. Ist ein solches Erzählen textkonstitutiv, mag man es als ein Verfahren auffassen und ein Erzählen *in* Alternativen nennen.²⁷

²⁶ Die Grenzen, die in den Texten aventiurehafter Dietrichepik mittels unterschiedlicher Wissensniveaus markiert sind, müssen nicht immer axiologische Differenzen kodieren. Doch verlaufen sie eben oft und für uns ungewohnt nicht einfach zwischen der Figuren- und der Rezeptionsebene. Die *Virginal* bspw. schließt positive wie negative Figuren der epischen Welt und die Rezeptionsebene über ein gemeinsames Wissensniveau zusammen und grenzt einzig Dietrich aus. Alle wissen immer schon, dass Dietrich der stärkste Kämpfer, der größte Held ist, nur er selbst nicht. Diese Differenz im Bereich des Wissens stellt dann in gewisser Weise die handlungsauslösende Exposition für die *Virginal* dar: *er* [Dietrich, K.M.] *weste umb âventiure niht, | swie nâbez sîme herzen lac* (V_H 7_{12f}).

²⁷ Die Bedeutung des *Erzählens in Alternativen* oder die Bedeutung einer damit identifizierbaren impliziten Poetologie ist, was die Heldenepik betrifft, verschiedentlich herausgestellt worden. Man findet solches für *Nibelungenlied* und *Kudrun* bereits bei Hugo Kuhn: Hildebrand, Dietrich von Bern und die Nibelungen, in: *Text und Theorie*, Stuttgart 1969, S. 126-139, und zwar im Begriff des „indirekten Erzählens“, bei dem textinterne „Widersprüche geradezu herausfordernd“ auf das „Thema“ (ebd. S. 138) des Textes verweisen. Peter

Als die Nachricht der Königstochter in Bern eintrifft, legt sie auch dort soziale Strukturen offen. Wie seinerzeit in Worms fällt die hierarchische Differenz mit einem Unterschied in der Positionierung der Figuren der Herausforderung gegenüber zusammen. Nur nimmt eben hier das Oberhaupt der Berner eine ablehnende Haltung ein, während seine Gefolgschaft kämpfen will: Nicht, dass Dietrich die List durchschaut hat, wird zuletzt handlungsleitend für den Personenverband.

Kriemhilds Brief war bis zu jenem Punkt verlesen worden, an dem es um den Lohn geht, der siegreichen Helden in Worms winkt. Daraufhin hatte Dietrich die Herausforderung für alle hörbar als Versuch dechiffriert, ihn in einen Werbervergleich zu verstricken, bei dem er nichts zu gewinnen hat. Indes besitzt die Nachricht, die nach Bern gelangt, eine Form, die den Verzicht auf die Fahrt verunmöglicht. Jeder kann in Worms durch die Demonstration seiner Gewaltfähigkeit etwas gewinnen (vgl. RA 461), wobei Kriemhild in der Rolle der höfischen *wrouwe* die Verfügungsgewalt über das symbolische Kapital (Kuss und Rosenkranz) innezuhaben behauptet. Dass die List Kriemhilds in Bern gewusst wird, tangiert offenbar die Hoffnung auf Ehrakkumulation bei Dietrichs Gefolgschaft nicht. Hildebrand formuliert die Position derer, denen in Worms die Möglichkeit zu Statusrepräsentation in Aussicht gestellt ist:

Alsô sprach von Garte der alte Hiltebrant,
 „aber ich wil rîten an den Rîn,“ sô sprach der wîgant,
 „vil lîhte wirt mir ein rôsenkranz von der kûnegîn,
 ein helsen und ein kûssen: des muoz ich getiuret sîn.“ (RA 561.4)

Damit hat der Text die beiden Handlungsalternativen des Berner Herrschaftsverbandes markiert. Man kann nach Worms fahren oder man kann es bleiben lassen. Zugleich: Dietrich kann nichts im Werbervergleich ge-

Strohschneider: Einfache Regeln, möchte von einem solchen, die Komplexität der narrativen Struktur des *Nibelungenliedes* forcierenden, Erzählen auf eine „Poetologie der abgewiesenen Alternative“ (ebd. S. 73) schließen. Argumentiert man von der Position des höfischen Romans her, dann kann eine solche Form des Erzählens im *Nibelungenlied* als funktionales Äquivalent für bestimmte Aufgaben der textinternen Erzählerfigur gelten. So sieht Jan-Dirk Müller: Spielregeln, in den oft „seltsam folgenlose[n] Störungen“ im Text ein „Mittel, durch Handlungskomplexion einen diskursiven Kommentar zu ersetzen“ (ebd. S. 140). Dass Alternativen des Handelns aufgerufen werden, auch wenn sie keine handlungsleitende Funktion besitzen, lässt diese als funktionale Äquivalente im Bereich der Sinnstiftung erscheinen. Zuletzt hat Armin Schulz, der sich u. a. auf diese mediävistische Forschungstradition beruft, versucht, die Geltung solcher Regeln des Erzählens für *Dietrichs Flucht* und die mittelalterlichen *Tristan*-Dichtungen nachzuweisen, vgl. ders.: Fragile Harmonie. *Dietrichs Flucht* und die Poetik der ‚abgewiesenen Alternative‘, in: ZfdPh 121, 2002, S. 390-407; ders.: *in dem wilden wald*: Außerhöfische Sonderräume, Liminalität und mythisierendes Erzählen in den Tristan-Dichtungen: Eilhart – Béroul – Gottfried, in: DVjs 77, 4 / 2003, S. 515-547.

winnen; für seine Gefolgsleute hingegen scheint, was die Königin anbietet, ausreichend Anreiz zu sein.

Nachdem Hildebrand seine Bereitschaft, die Herausforderung annehmen zu wollen, geäußert hat, ändert Dietrich umgehend seine Meinung und schwenkt auf die Linie des Alten ein (vgl. RA 57₁₋₄). Die Normeninstanz aventiurehafter Dietrichepik vertritt die Position der richtigen Handlungsalternative und Dietrich beugt sich ihr. Darin scheint wiederum das Kalkül Kriemhilds aufzugehen: Zwar gibt es für Dietrich nichts zu gewinnen; weil er aber in die Strukturen seines Herrschaftsverbandes eingebunden ist, darf er schlechterdings die Fahrt nach Worms trotz fingierter Herausforderung nicht unterlassen. Der Appell kaschiert nicht nur oberflächlich den gewollten Werbervergleich: Weil er die Bedürfnisse der Gefolgschaft Dietrichs bedient, kann er, auch wenn die Vertuschung nicht funktioniert, Dietrich nach Worms zwingen.

Man mag nun den Entschluss Hildebrands darauf zurückführen, dass er im Gegensatz zu Dietrich die List der Wormser Königstochter nicht durchschaut hat. Man mag sagen, dass Dietrich, wieso auch immer, exklusiv von der Brautwerbungshandlung wisse. Doch geht das meiner Ansicht nach am Wesentlichen des Zusammenhangs vorbei. Zwar äußert sich Hildebrand nicht zur Frage einer möglicherweise verdeckten Brautwerbungsgeschichte; er nimmt auch nicht Bezug auf die Dekodierungen Dietrichs. Doch wäre es schon recht eigenartig, wenn der weise und fast immer kundige Lehrmeister tatsächlich einmal weniger wüsste als sein Zögling. Dass der Alte nicht reagiert, verweist an dieser Stelle vielmehr auf die fehlende Relevanz von Dietrichs Einwurf im Angesicht der Möglichkeiten, die sich seiner Gefolgschaft bieten. Wenn man so will: Es artikulieren sich die Ansprüche der Dienstleute und nach Intervention Hildebrands akzeptiert Dietrich diese, wenn er in die Fahrt nach Worms einwilligt.

Zugleich ist, was Hildebrand vorstellt, die angemessene Reaktion auf die Herausforderung: Dietrichs anfängliche Weigerung markiert eine ausgeschlossene Handlungsalternative, zeigt, wie nicht gehandelt, markiert letztlich, was in aventiurehafter Dietrichepik nie erzählt wird, nämlich dass Dietrich von Bern nicht kämpft. Die unbedingte Notwendigkeit von adliger Statusrepräsentation im Gewalthandeln inszeniert der Text über eine kleine Irritation: Für einen Moment wird die grundlegende Regel, die aus einem unbedingten Imperativ des Kämpfen-Müssens resultiert, außer Kraft gesetzt, um dann doch wieder als handlungsleitend bestätigt zu werden.

Damit kann die Zagheit Dietrichs als Möglichkeit begriffen werden, Normen adligen Gewalthandelns in der Form von Normbrüchen und Grenzüberschreitungen zu diskursivieren. Dietrich ist nicht einfach der

gattungskonstitutive Feigling aventiurehafter Dietrichepik, wie immer wieder behauptet wird. Das greift jedenfalls im Sinne einer charakterlichen Disposition zu kurz – die Dietrichfigur muss anders konzeptualisiert werden. Schließlich, ich verweise hier auf das Beispiel des *Sigenot*, handelt Dietrich selbst dann falsch, wenn er unbedingt kämpfen will. Und manchmal, wie im Fall seines Kampfes gegen Ecke, ist der Versuch, den Kampf zu vermeiden, eine vor dem Horizont adligen Gewalthandelns legitime, wenn auch eben nicht handlungsleitende Option.

Mit der Entscheidung Dietrichs, nach Worms zu reisen, ist die Markierung von Alternativen in diesem Kontext aber noch nicht erschöpfend beschrieben. Gibt es das ‚Zuwenig‘ des Gewalthandelns Dietrichs als abgewiesene Option, so führt der Text auch ein ‚Zuviel‘ bezüglich der Norm vor.

Was bisher zur Sprache kam, ist noch nicht alles, was Kriemhild den Bernern mitzuteilen hat: „*Vil mē stāt an dem brieve, sprach der kapelân* (R_A 58₁). Und was die Recken jetzt zu hören bekommen, ist die Statusminderung, von der bereits weiter oben die Rede war. Es handelt sich hierbei um die Suspendierung der Geltung jener Basisregel höfischer Interaktion, die als Notwendigkeit der wechselseitigen Anerkennung von Status beschrieben werden kann. Auf Reziprozität in der Zuschreibung von Status setzt die Wormser Königin gerade nicht:

„trutze und widertrutze, ob ir ez getürret lân.
komet ir niht ze dem Rîne, ir recke lobesam,
ir getürret niemer mēre an vürsten stat gestân.“ (R_A 58₂₋₄)²⁸

Hier ist sie also, die von Volker in Worms monierte Überhebung des Wormser Herrschaftsverbandes. Die Schmähung wird von Dietrich angenommen, der *pars pro toto* für seinen Personenverband steht. Die Herausforderung Kriemhilds ist eher Erpressung als Einladung und sie formuliert Statusminderung so, wie sie fast immer in unseren Texten formuliert wird, nämlich als Ausschluss eines Herrschers oder einer Herrscherin aus dem Kreis der Fürsten. Jenseits der einzelnen relativ autonomen Personenverbände und ihrer Oberhäupter gibt es ein diese überwölbendes Normensystem, das einen Raum der *vürsten* stiftet, dem man angehört, wenn man bestimmten Regeln gehorcht, aus dem man aber offenbar auch ausgeschlossen werden kann. Die Behauptung Kriemhilds ist nun, dass ein

²⁸ Der Apparat in der Holzschen Ausgabe gibt zu dieser Stelle drei weitere in zwei Handschriften überlieferte Strophen wieder, die bereits an dieser Stelle die Herausforderung Kriemhilds auch auf die Konfrontation der Herrschaftsverbände festlegen. Gibeche formuliert dort zusätzlich zur Herausforderung Kriemhilds die aus Version D bekannte Variante: Er zockt um seiner Herrschaft. Diese Textvarianten machen explizit, was ansonsten im *Rosengarten A* implizit bleibt und erst am Ende in der Übernahme der Herrschaft durch Dietrich vertextet ist.

Unterlassen den Ausschluss aus der Gemeinschaft der Statusinhabenden nach sich ziehe.

Dass die Verlesung der Herausforderung Kriemhilds in der Sphäre repräsentativer Öffentlichkeit bei Hof stattfindet, mindert den Status Dietrichs und fordert eine Restitution, die nur die Demonstration der Gewaltfähigkeit leisten kann. Und diese Gewalt bricht reflexartig hervor. Kann Dietrich mit Rosenkranz und Kuss nicht geködert werden, so wirkt die Statusminderung im Öffentlichwerden der Nachricht Kriemhilds unmittelbar, provoziert sie augenblicklich das Gewalthandeln. Sofort will Dietrich alle Wormser Boten niedermachen lassen, und er befindet sich darin in Übereinstimmung mit seinem Gefolge: *zehen hundert ritter ir harnesch leiten an* (R_A 59₃). Nur mit Mühe und nur nach Intervention Hildebrands und Wolfharts kann die Botentötung durch die zahlenmäßig überlegenen Berner an dieser Stelle verhindert werden. Wo zunächst die Zagheit Dietrichs überwunden werden musste, da wird jetzt die unbeherrschte Gewalt des Berners gedrosselt.²⁹ Beides sind ausgeschlossene Modi des Handelns.

Dieses Erzählen in Alternativen signifiziert vergleichbar den Verhältnissen beim Kampf Dietrichs gegen Ecke das zukünftige Gewalthandeln in Kriemhilds Rosengarten. Der Text sagt, als was das Gewalthandeln hier nicht wird gelten können, nämlich als höfische Interaktion. Er sagt zugleich was keine Option der Berner darstellt, nämlich den Kampf zu unterlassen; er sagt auch, wen die Gewalt nicht treffen darf, und das sind jene Boten, die lediglich im Auftrage Kriemhilds handeln.³⁰ Und: Wenn es eine Hierarchie der Status im Vergleich der beiden Herrschaftsverbände gibt, die im Kampf auszuhandeln wäre (Gleichrangigkeit ist ja gerade aus-

²⁹ Ähnlich später in Kriemhilds Rosengarten: Zunächst will Dietrich nicht kämpfen, dann wird der Berner aufs Äußerste gereizt (durch einen Fausthieb Hildebrands, vgl. R_A 342₃-343₁), was den heldischen Furor hervorruft. Nach dem Sieg über Siegfried muss die Gewalt, die unterschiedslos alles zu verzehren droht (*Allez daz in dem garten was, daz wolte er hân erslagen | von hern Dietriches zornen, alsô wirz hoeren sagen*, R_A 367_{1f}) dann wieder eingedämmt werden. Der Unterschied besteht nicht zuletzt darin, dass die Gewalt Dietrichs hier den richtigen Adressaten findet.

³⁰ Vgl. zu einem Argument, dass das Miterzählen ausgeschlossener Alternativen, hier am Beispiel des *Nibelungenlieds*, als eine lediglich dem schriftliterarischen Bereich mögliche Komplexisierung narrativer Strukturen sieht, Peter Strohschneider: Einfache Regeln: „In erstaunlicher Dichte hält die Erzählung immer wieder alternative Optionen präsent, die sie gerade nicht aktualisiert. Erzählt wird nicht nur, was erzählt wird, sondern [...] gewissermaßen auch das, was nicht erzählt wird. Das aber hieße, daß dieser narrative Text nicht nur – wie jeder – eine Selektionsstruktur sei, daß er sich vielmehr als solche zeige. Insofern könnte man sagen, das ‘Nibelungenlied’ definiere seine Identität über Differenzen, es stelle sich die Erzählung als sie selbst dar, indem sie auf jene Alternativen verweise, die sie ausschließt. Dies indes liegt schwerlich noch im Bereich der Modalitäten mündlichen Erzählens, es versteht sich, wie mir scheint, viel plausibler als ein ostentatives Heraustreten des schriftliterarischen Textes aus den weniger differenzierenden Traditionsströmen der oralen Narration“ (ebd. S. 73f.).

geschlossen), dann ist das Medium einer solchen Hierarchisierung die Gewaltfähigkeit der Kämpfer. Insofern der schwächere Herrscher als Oberhaupt des defizitären Herrschaftsverbandes in einem solchen Kampf unterliegt, wird er dann auch seinen Herrschaftsanspruch verlieren.

4. Die Verflechtung von Sippe und Herrschaft in Worms

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass sich in der List Kriemhilds nicht nur eine axiologische Besetzung der Königstochter ausdrückt, sondern dass ihr Handeln auch ein Defizit des Wormser Personenverbandes als Kollektivkörper anzeigt. Die interpersonellen Beziehungen sind am Rhein in Unordnung geraten, was sich bspw. im Dialog zwischen Kriemhild und Volker äußert oder in der ‚Fahnenflucht‘ Sabîns und Bersâbes. Der Defekt des Personenverbandes hat dabei ein spezifisches Profil, das nicht nur an der Figur der Teufelin aus dem *Nibelungenlied* hängt, sondern, was später zu zeigen sein wird, als Symptom sozialer Destruktion auch in den anderen Texten aventiurehafter Dietrichepik auftritt. Es ist dieses Defizit, das die Berner Helden mit ihrem Sieg im Rosengarten beheben werden.

Die Berner Helden erreichen Worms und Dietrich wird standesgemäß von Gibeche als dem Kopf des hiesigen Herrschaftsverbandes empfangen:

Er enpfienc in ze den armen, von Berne hern Dietrich.
daz stuont dem kûnege Gibechen dô vil ritterlîch. (R_A 172_{1f})

So soll es sein unter Gleichgestellten. So heißt man willkommen, so weist man dem Gast habituell Status zu. Doch muss der König erst von Kriemhild zu einer solchen höflich-höfischen Geste aufgefordert werden; Gibeche bedarf seiner Tochter Rat.³¹ Kriemhild und nicht etwa ihre Brüder oder andere Ritter stehen hier dem König am nächsten. Die Tochter nimmt innerhalb des Herrschaftsverbandes eine Stellung ein, die ihr einfach schon vom Geschlecht her nicht zukommt. Und sie scheint wie schon zu Beginn des Textes das Heft des Handelns in der Hand zu halten. Hatte da noch das Schweigen des Königs im Raum repräsentativer Öffentlichkeit den Defekt des Herrschaftsverbandes angezeigt, so werden die Wormser Zustände jetzt deutlicher: In Worms hat eine Frau die Hosen an,

³¹ Gibeche bedankt sich ausdrücklich bei Kriemhild, wobei sich der entsprechende Passus auf die Aufforderung zu einem normgerechten Empfang bezieht (vgl. R_A 169₃). Aber auch als allgemeine Chiffre für die Zustände am Wormser Hof kann der Dank genommen werden – „Du hâst mir gerâten rehte, liebiu tohter mîn“ (R_A 170₁) –, wenn die *vâlandîn* in Worms als Ratgeber des Königs auftritt.

ihr sind die Recken untertan; diese Frau agiert dabei nicht in der Rolle der höfischen Dame, sondern in der der bösen Ratgeberin.

Die Manipulation des Wormser Herrschaftsverbandes, wie sie sich symptomatisch im Verhältnis seiner Mitglieder untereinander ausdrückt, wird dann sogleich von Dietrich thematisiert. Und sie wird dies als ein Defekt repräsentativer Öffentlichkeit: Den standesgemäßen Empfang, der auf eine wechselseitige Bestätigung der Ehrstatus durch die ranghöchsten Repräsentanten der Herrschaftsverbände hin angelegt ist, stellt Dietrich infrage. Was der Empfang repräsentieren soll, entspricht nicht der statusmindernden Herausforderung in Kriemhilds Brief. Die Gesten, das Sichtbare, das, wozu die Königstochter dem Vater geraten hatte, sind nur noch Oberfläche und Schein, können nicht mehr jene Verbindlichkeit beanspruchen, die ihnen eigentlich zuzukommen hätte:

Dô sprach der voget von Berne: „wir müezen iuwer gespötte sîn,
daz wir durch rôsen willen sîn komen an den Rîn
und durch solhiu mære dâher vüeren mînen schilt.
[...]“ (R_A 173₁₋₃)

Die Stausminderung des Briefs kann auch der herrschaftliche Empfang Gibeches nicht auslöschen, er kann sie nicht einmal notdürftig überdecken. Die „*hôchvart iuwer tohter Kriemhilt*“ (R_A 173₄), so Dietrich zum Wormser König, habe ihn nach Worms kommen lassen und über die genealogische Vater-Tochter-Bindung fällt nun die Frevelhaftigkeit Kriemhilds auf Gibeche zurück, der zugleich Oberhaupt des Wormser Herrschaftsverbandes ist. Jetzt trifft auch Gibeche der Vorwurf der Superbia, der sich über alle anderen Herrscher zu setzen versuche: „*des smæhet ir alle kûnege durch iuwern übermuot*“ (R_A 176₂).

Formuliert wird die Rüge Gibeches als ein Versagen in zwei hierarchisch strukturierten sozialen Ordnungen, in denen er jeweils an der Spitze steht: Er ist Oberhaupt seiner Sippe und Oberhaupt des Wormser Herrschaftsverbandes. Der Vorwurf, den Dietrich dem Wormser König macht, ist also ein doppelter, nämlich einerseits der, seine väterlichen Pflichten vernachlässigt zu haben – *warzuo hât ir sie gezogen?* (R_A 174₂)³² –, und andererseits, als König Kriemhilds Rat zu folgen, der sein und das

³² Das Versagen der väterlichen Erziehung in den *Rosengarten*-Texten lässt sich als Äquivalent eines Zusammenhangs im *Nibelungenlied* deuten, der zwischen der Absenz des Vaters und dem Ungebändigtsein der Königstochter dort besteht. Im *Nibelungenlied* sieht sich im Übrigen Siegfried wegen Kriemhilds ungebührlichen Verhalten in der Pflicht (vgl. NL 894₁₋₄). Zur Erziehungsthematik im *Rosengarten* vgl. zuletzt Noriaki Watanabe: Kriemhild als Widerspenstige. „Rosengarten zu Worms A“ und „Frauenzucht“, in: *Zwischenzeiten – Zwischenwelten. Festschrift für Kozo Hirao*, hrsg. v. Josef Fürnkäs, Masato Izumi und Ralf Schnell, Frankfurt a. M. 2001, S. 105-119.

Leben seiner Gefolgschaft bedrohe (vgl. R_A 174_{3E}).³³ Die Königstochter ist in den Vorwürfen Dietrichs Produkt eines schwachen Vaters und das Defizit des Herrschaftsverbandes verursacht durch einen schwachen König: Weil Gibeche seine Pflichten als Vater und Erzieher vernachlässigt hat, und weil er die *vālandin* als Ratgeberin an der Herrschaft in Worms hat teilhaben lassen, ist sein Herrschaftsverband aus der Ordnung geraten.

Ich halte die Empfangsszene am Wormser Hof für eine der Schlüsselstellen zum Verständnis des Textes überhaupt. Dietrich macht Gibeche für das Verhalten seiner Tochter verantwortlich und als ihr herrschaftlicher *und* väterlicher Vormund muss er für deren Verfehlungen eintreten. Es liegt also kein Widerspruch darin, wie man bisweilen behauptet hat, dass Gibeche bestraft wird, obwohl Kriemhild die Herausforderung ausgesprochen hat: Der Zusammenhang bestimmt auch die Art und Weise, wie der *Rosengarten A* die Neugründung von Ordnung vorführt; der schwache Gibeche haftet zunächst mit seinen Herrschaftsansprüchen.³⁴

[Dô sprach der von Berne ze der künegin:
 „iuwer vater Gibeche muoz mîn eigen sîn:
 stete bürge liute und ouch darzuo diu lant
 muoz er ze lêhen enpfâhen von unser vrien hant.
 In reisen und in stürmen muoz er uns sîn undertân
 mit lande und mit liuten, daz wellen wir von im hân.“
 alsô wart der künec eigen und *ouch* al sîn guot.
 daz machete vrou Kriemhilt und ir übermuot.] (R_A 377₁-378₄)³⁵

³³ Letzteres hat man als Symptom eines Defektes im Verhältnis zwischen Herrscher und Gefolgschaft zu interpretieren und dieser Defekt hat schwerwiegende rechtlich-normative Implikationen. Gibeche setzt das Leben seines Anhangs aufs Spiel (vgl. R_A 174₃), gefährdet damit ein Verhältnis, das im Mittelalter immer als ein reziprokes gedacht wird und das neben der Verpflichtung zur Gefolgschaft auf Seiten der Dienstmannen immer auch die Pflicht zum Schutz der Untergebenen durch das Oberhaupt des Herrschaftsverbandes meint.

³⁴ Dass die Forderung, sich Dietrich zu unterwerfen, hier an Kriemhild und nicht an Gibeche gerichtet ist, folgt handlungslogisch aus der Absenz des Wormser Königs. Gibeche war Hildebrand im Kampf unterlegen, sodass er fortgetragen werden musste (vgl. R_A 321₂). Das Defizit des Wormser Herrschaftsverbandes wird sinnfällig in der erneuten Entfernung Gibeches aus dem Raum der repräsentativen Öffentlichkeit, den eben die Königstochter beherrscht.

³⁵ Der Herausgeber Georg Holz hat die beiden hier zitierten Strophen wie andere in eckige Klammern gesetzt: „in eckige Klammern ist alles geschlossen, was, obwohl gut bezeugt, doch schwerlich echt ist“ (Holz, S. CXIV). Holz geht bei seiner Ausgabe der *Rosengarten*-Texte u. a. von der Prämisse aus, dass alle Momente der A-Überlieferung, die auf die Konfrontation der Herrschaftsverbände zielen, nicht zum Urtext gerechnet werden können. Sie stellen sich ihm als Interpolationen dar. Dass eine solche Konfrontation im Text angelegt ist, hoffe ich zeigen zu können. Dass die einzelnen Versionen diesen Zusammenhang unterschiedlich narrativ entfalten, etwa wenn sie Gibeche in D die Herausforderung legitimieren lassen, verstehe ich als Vertextung von ansonsten in A impliziten Zusammenhängen.

Dass Dietrich auch in Sachen ‚Erziehung junger Damen‘ etwas drauf hat, zeigt er an Kriemhild. Dabei fällt auf die Königstochter die von ihr ausgelöste Gewalt zurück; an ihr vollzieht sich zuletzt, was Gibeche immer wohl unterlassen hatte – die Züchtigung des übermütigen Kindes:

Dô sprach der voget von Berne: „vil edeliu künegin,
nu trîbet iuwern widertrutz selbe wider in,
sô lân ich gerne mînen zorn hie an dirre stunt.“
dô sluoc sich diu küneginne mit der viuste in ir munt. (R_A 369₁₋₄)

Die Domination des Wormser Herrschaftsverbandes führt nach dem Sieg Dietrichs über Siegfried also auch zur Bestrafung der Königin. Und dass die Geltung der repräsentativen Öffentlichkeit als Norminstanz wiederhergestellt ist, dass in Worms am Ende nicht mehr die List Kriemhilds regiert, kann man sehen: Der agonale Raum der Repräsentation, der Rosengarten, über den die Königin verfügt, wird von den Bernern in Besitz genommen und zerstört (vgl. R_A 380₄). Dass auch Kriemhild sich dieser neuen Ordnung unterwerfen muss, zeigt u. a. die von Dietrich geforderte Selbstbestrafung. Es zeigt sich vor allem aber in der öffentlichen Anerkennung der neuen Ordnung durch die Wormser Königin selbst, wenn sie Dietrich als „*vrume[n] man*“ (R_A 370₁) bezeichnet, und wenn sie die Rechtmäßigkeit ihres Ehrverlustes eingesteht: „*swer ime selbe koufet spot, der muoz die schande hân*“ (R_A 379₄).

Eine solche ‚Einsicht‘ in die Gültigkeit der neuen Ordnung hat sicherlich nichts zu tun mit einer plötzlichen Bekehrung, mit einem Sinneswandel, der auf psychische Dispositionen der Figur hin befragbar wäre. Kriemhild bleibt auch an dieser Stelle axiologisch negativ besetzt, das gehört zu ihrer Rolle als blutrünstiges Weib. Was sich zeigt, ist die objektive Gültigkeit von Ordnung, ist eine Geltung, die jenseits eines vielleicht möglichen, im Text aber nicht artikulierten Fokus liegt, der abhängig wäre von subjektiven Sichtweisen: Was an dieser Stelle markiert wird, ist die Idealität der hergestellten Ordnung, die auf ein Normensystem verweist, dessen Gültigkeit nicht in der Perspektive differierender Wahrnehmungen gebrochen ist. Der *Rosengarten A* führt die Dominanz des Guten über das Böse in der Restitution von Ordnung vor. Und dass das ein legitimer Vorgang ist, kann am Ende nicht einmal von der Wormser Königstochter bestritten werden.

An diesem Beispiel wird noch etwas anderes deutlich, nämlich dass jene Geschichte, die Holz als *Rosengarten A* gibt, an ihren Rändern offen ist. Und diese Offenheit im Verhältnis zur schriftsprachlichen Überlieferung repräsentiert die Edition in graduellen Abstufungen: Gut Bezeugtes, aber ‚Unechtes‘ steht in Klammern, ist es schlecht bezeugt, findet es sich in die Apparat verbannt.

5. Transformation und Transgression: Die Ordnung der Gewalt

Im zuletzt Gesagten spiegelt sich der globale Plot des *Rosengarten A*, wie er sich auf der Ebene der Konfrontation zweier Herrschaftsverbände darstellt: Eine Herausforderung, die den Ehrstatus des einen Herrschaftsverbandes beschädigt, hat ihre Ursache im Defekt des herausfordernden Herrschaftsverbandes, und in der Domination des letzten durch den ersten wird des einen Status restituiert und der Defekt des anderen behoben. Zuletzt befindet sich die epische Welt des Textes im Zustand der Harmonie, wenn Dietrich in beiden Herrschaftsverbänden herrscht.

Dieser Plot bestimmt als Basiskonfiguration der Geschichte das Gewalthandeln der Berner *als* Personenverband, legitimiert den Kampf im Rosengarten als ordnungsstiftende Maßnahme. Doch ist die Konfrontation der Herrschaftsverbände nicht die einzige Gelegenheit, anlässlich derer sich Gewalt im *Rosengarten A* Bahn zu brechen droht. Es gibt vielmehr eine ganze Reihe brenzliger Situationen, in denen der Ausbruch von Gewalt zumindest kurz bevorsteht und die nicht in der Konfrontation der Herrschaftsverbände aufgehen.³⁶ Einiges davon war weiter oben bereits angeklungen. Ich hatte es dort zugunsten einer klareren Profilierung des textkonstituierenden globalen Konfliktes vernachlässigt. Diese Zusammenhänge sollen im Folgenden vertieft werden.

Kehren wir noch einmal zur Botenfahrt zurück. Herzog Sabîn hatte seinem Gefolge kurz vor Ankunft in Bern das Aufsetzen der Helme befohlen, weil er befürchtete, Kriemhild habe die Boten in den Tod gesandt. Deshalb reiten die Wormser Helden, wie man in Bern weiß, „*verwâpent vîntliche*“ (R_A 29₃) in Dietrichs Herrschaftsbereich. Dass sie sich dort so „*gar âne mîn geleite*“ (R_A 29₄) bewegen, wie Dietrich seinen Mannen mitteilt, droht denn auch sofort in Gewalt umzuschlagen, und wird vom Berner Herrschaftsverband einhellig als Provokation der Fremden gedeutet:

„[...]
Wie sülû wir sie enpfâhen? sie sint unverzeit.
nieman sie mac erkennen. daz ist mir vil leit.“
dô sprâchen sie alle geliche, hern Dietriches man:
„mit herten swertes slegen sülû wir sie enpfân.“ (R_A 30₁₋₄)

³⁶ So bereits Johannes Rettelbach: Semantik des Kämpfens: „Mir scheint, der Autor [...] oder Redaktor der Version A [...] hat [...] das kleine Epos genutzt, um ausgehend von der Kritik an der Dame überhaupt ein kleines Kompendium rechter und falscher Stellung zum Kämpfen, rechten und falschen Verhaltens in Kampf heraufbeschwörenden Situationen in sein Werk einzubauen. Ganz offensichtlich sind solche Hinweise dichter, als daß man es für Zufall halten könnte“ (ebd. S. 96).

Zunächst also erwartet man einen Angriff auf Bern. Warum sonst sollte jemand in Waffen durch Dietrichs Lande reiten? Die äußere Bedrohung führt zu einer Verstärkung der inneren Bindungen im Herrschaftsverband oder fordert zumindest, sich ihrer in der öffentlichen Demonstration zu vergewissern. Nicht nur gibt es keinen Dissens zwischen den Gefolgsleuten Dietrichs – *alle gelîche* wollen sie sich der Bedrohung entgegenstellen. Selbst mit Dietrich liegt die Gefolgschaft auf einer Linie.

Niemand weiß zunächst, wer die herannahenden Reiter sind. Die Ausnahme bildet eine vom Rhein stammende Geisel, die Sabîn von einem Fenster aus erkennt. Diese Geisel, eine Herzogin, übernimmt die Vermittlung zwischen den Aktanten des potenziellen Gewalthandelns, und sie leistet diese Vermittlung über Formen rituell-höfischer Interaktion: Sie fängt Sabîn *bî der hant* (R_A 38₄), und führt ihn vor Dietrich, der dann den Gast begrüßt. Die höfische Dame minimiert die räumliche Distanz zwischen den Personengruppen und holt nach, was Dietrich als ein Merkmal der Provokation formuliert hatte, wenn sie den Gästen *geleite* (R_A 37₂, 38₄) gibt.

Der Geiselmechanismus der Konfliktvermeidung hat in seinem Zentrum eine hybride Figur stehen, die aus Sicht der beteiligten Parteien am Fremden wie am Eigenen partizipiert.³⁷ Die Herzogin ist, wenn man so sagen will, die fleischgewordene, wechselseitige Anerkennung der beiden Gruppen; sie ist gemeinsame Schnittmenge und Medium der Vermittlung zwischen ihnen. Eine gewaltförmige Konfrontation wird durch die Intervention dieser Figur vermieden, weil sich die Fremden Dietrich jetzt als Boten vorstellen können, was die Herstellung von friedlicher räumlicher Nähe überhaupt möglich macht.

Die Identifizierung der Fremden als Boten ermöglicht die Entschärfung der Situation, sie ermöglicht einen friedlichen Transfer von Kriemhilds Nachricht. Diese Befriedung ist im *Rosengarten A* allerdings nur von kurzer Dauer, denn als der Brief vollständig verlesen ist, droht die Gewalt erneut zu eskalieren, und sie soll jetzt die Wormser nicht als feindliche Ritter, sondern *als* Boten treffen:

„Dirre brief ist bæse,“ sprach von Bern der küene man,
 „des müezen die boten enkelten, den lîp verlorn hân.“ (R_A 59_{1f})

³⁷ Fremd sind sich beide Gruppen wechselseitig. Dietrich fragt Sabîn, wie er es wage könne, bewaffnet vor seine Tafel zu treten. Darauf der Herzog von Brabant: „*dô wâren uns hie ze Berne die wîrte vil unbekant: | wem solten wir hân gelâzen die ringe stebelîn? | uns hât vûr iuch geleitet ein schoenez megedîn*“ (R_A 42_{2f}). Das ist natürlich auch eine Ausrede. Diese aber funktioniert nur, wenn Fremdheit als Erfahrungshintergrund der Figuren vorausgesetzt werden kann. Das Ganze ist hier wohl handfest humoristisch funktionalisiert; Johannes Rettelbach: Semantik des Kämpfens, spricht diesbezüglich von einer „kleinen Notlüge“ (ebd. S. 98).

Die im Handeln der Geisel mühsam erzeugte wechselseitige Anerkennung wird durch die Botschaft des Briefes dementiert. Die reflexartige Beantwortung der Statusminderung³⁸ lässt sich aus einem metonymischen Verständnis des Verhältnisses zwischen Boten und Botschaft erklären. Der Berner kann offenbar die Überbringer der Botschaft nicht vom Sender unterscheiden, er macht die Boten direkt für die Statusminderung verantwortlich. Im Akt der öffentlichen Verlesung des Briefes in Bern ist die Statusminderung durch Kriemhild in den anwesenden Boten präsent.³⁹

Wieder versucht die Geisel Gewalt zu unterbinden, wieder insistiert sie auf die Befriedung der Situation als Grenzgängerin zwischen den zwei Personengruppen. Doch ist die Art und Weise, wie sie jetzt interveniert, ungewöhnlich, wenn die *herzoginne* (R_A 33₄) und *juncvrouwe* (R_A 37₁) genannte, höfisch stilisierte Figur Wolfhart (sic!) ihr *magetuom* (R_A 62₄)⁴⁰ anträgt für den Fall, dass der den Gästen beistehen wolle: Wolfhart möge die Seiten wechseln und sich gegen den eigenen Herrschaftsverband stellen. Sie selbst sei der Lohn.

Das mag einem irgendwie bekannt vorkommen. Indem die Geisel ihre Jungfräulichkeit zum Preis des Gewalthandelns macht, orientiert sie sich offenbar wie vor ihr Kriemhild an einer bestimmten Norm des Begehrens. Auch Dietrich sollte vom Werbervergleich und der Brautwerbungsgeschichte her gesehen ‚eigentlich‘ Kriemhild begehren, damit er über ein geeignetes Motiv für den Kampf gegen Siegfried verfügt.⁴¹ Ein solches Handlungsmuster wird an Wolfhart herangetragen, aber wie Dietrich kann auch der mit einer solchen Belohnung nichts anfangen:

Des antwurte ir mit zühten der vil küene degen:
 „ich enkan deheiner vrouwen mit êren niht gepflegen:
 mîn herze enist niht wîse, ez ist unzûhte vol,
 ez ist mîn græstiu vröude, swenne ich vehten sol.
 Doch swer den edeln gestalten hiute tuot kein leit,
 den erslahe ich endeliche, daz habet ûf mînen eit.“ (R_A 63₁- 64₂)

³⁸ Anders als im ersten Teil des *Eckenlieds* E₂ erscheint Dietrich an dieser Stelle des *Rosengarten* A gerade nicht als die gewaltverzögernde Instanz. Hatte er dort das Gewalthandeln Ecke gegenüber lange verhindern können, so handelt er an dieser Stelle im Sinne eines archaischen Gewaltmechanismus.

³⁹ Wobei ein solches metonymisches Verhältnis hier lediglich noch die ausgeschlossenen Handlungsalternativen motiviert. Vgl. dazu auch die Beispiele in Marion Oswald: Gabe und Gewalt. Es scheint so, als ob die Illegitimität dieser Alternative in der gesamten mittelhochdeutschen Literatur eine Konstante darstellte.

⁴⁰ Zudem ist folgender Vers überliefert: „*touc ich dir niht ze wîbe, ich wil dîn kebese sîn*“ (R_A 62₆; vgl. den Apparat zur Strophe bei Holz).

⁴¹ Schon im *Eckenlied* E₂ gibt es in der Beziehung Eckes zu Seburg offenbar eine Verwechslung dessen, was es heißt *um* mit dem was es heißt *für* die Frau zu kämpfen. Es ist etwas kategorial anderes, im Dienst *von* Frauen symbolischen Lohn zu erstreiten als *um* Frauen zu kämpfen.

Wirksam wird im *Rosengarten A* an dieser Stelle jene Norm des Gewalthandelns, die die Möglichkeit zu Statusrepräsentation und Ehrakkumulation in der gewaltförmigen Interaktion zwischen Angehörigen desselben Herrschaftsverbandes ausschließt. Der Beistand, den Wolfhart den Gästen gegen den eigenen Herrschaftsverband zu leisten bereit ist, suspendiert die Möglichkeit der Partei Dietrichs, im Gewalthandeln das wieder herzustellen, was durch die Provokation des Briefes vakant geworden war, nämlich kollektiven Status.

Dass der Verzicht auf die Belohnung die richtige Reaktion Wolfharts darstellt, bestätigt die Geisel umgehend: *des neic im dô vor liebe diu edel herzogîn* (R_A 64₃). Die Dame *als* Preis darf nicht das Gewalthandeln gegen den eigenen Herrschaftsverband begründen. Wieder artikuliert der Text hier ausgeschlossene Alternativen. Wolfhart stellt sich auf die Seite der Wormser und er begründet sein Tun zugleich anders. Der Held hebt zunächst auf den Ehrstatus der Boten ab, wenn er diese als edle Gäste (vgl. R_A 64₁) bezeichnet und dadurch die Statusminderung des Briefs von den Boten trennt. Seine Ehrzuweisung betont die Gleichrangigkeit der Personengruppen. Der für Dietrich zunächst handlungsleitende, metonymische Zusammenhang von Bote und Botschaft wird in der Deutung der Situation durch Wolfhart aufgelöst und infolge in den Kontext vasallitischer Dienstverhältnisse gestellt. Der Ehrstatus eines Boten wäre danach nicht an den Inhalt der Botschaft geknüpft, sondern daran, dass er seinen Auftrag ausführt. Für den Inhalt einer solchen Botschaft hingegen ist verantwortlich, wem man als Bote den Dienst schuldig ist:

„[...]
Ir, vil edeler vürste, gedenket rehte dran,
ob ir ze boten sendet einen biderman,
getörste er niht gewerben, drumb ir hêtet in gesant,
under allen recken müeste er sîn geschant.“ (R_A 66₁₋₄)

Die Statusminderung der Botschaft ist damit zwar immer noch in der Öffentlichkeit Berns präsent, jedoch ist die Möglichkeit zu seiner Restitution von der aktuellen Situation distanziert. Und so formuliert denn auch Hildebrand, der Wolfhart beipflichtet (vgl. R_A 67₁₋₄), neuerlich die Notwendigkeit zur Fahrt nach Worms und identifiziert das Ziel der Gewalt: *„dâ sültn wir helme houwen“* (R_A 70₂). Und Dietrich lenkt ein – wieder ist die Gewalt gebannt.

In Wolfharts Rede scheint mir aber vor allem auch die Konkurrenz von Geltungsansprüchen unterschiedlicher Formen sozialer Organisation vertextet zu sein. Einerseits gibt es die persönliche Bindung an den eigenen Dienstherrn. Solche Bindungen, die Gefolgsleute mit ihrem Herrn eingehen, strukturieren in ihrer Gesamtheit einen Herrschaftsverband. Der Herrscher fungiert als Strator, der zu jedem einzelnen seiner Unter-

gebenen in einer individuellen Beziehung steht. Über das Oberhaupt sind solcherart die Grenzen des Herrschaftsverbandes festgelegt: Dazu gehört, wer in einem Dienstverhältnis zum Fürsten steht; das sichert insgesamt zugleich die Identität des Verbandes.

Doch artikuliert Wolfhart eben auch das Wissen um eine Ordnung, die jenseits solcherart Hierarchie angesiedelt ist, und die dabei die Grenzen von Herrschaftsverbänden unterläuft. Wolfhart artikuliert das Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gruppe, die er (merkwürdig genug) mit dem altertümlich-heldenepischen Begriff *recken* belegt, bei denen sich der Ehrstatus gerade nicht allein aus dem Dienstverhältnis mit dem Herrn ergibt. Der Status eines Boten wird, so Wolfhart, nicht ausschließlich über die Einbindung in ein spezielles Dienstverhältnis bestimmt.

In diesem Sinne ist die angekündigte Hilfeleistung Wolfharts Parteinahme für Seinesgleichen. Wolfhart gehört auch einer Gruppe an, in der sich der Ehrstatus des Einzelnen aus seiner Fähigkeit zur Erbringung von bestimmten Formen der ‚Dienstleistung‘ ergibt. Ein gelungener Botendienst bedeutet Ehrakkumulation unabhängig davon, wem man diesen Dienst schuldet. Mit dem Bezug auf eine solche Möglichkeit zur Statusrepräsentation ist dann der Rahmen des einzelnen Herrschaftsverbandes immer bereits überschritten. Vergleichbares gilt, das war schon zu hören, für den Status Dietrichs, der ja auch nicht nur über das Verhältnis zu den Untergebenen definiert wird. Der ist auch davon abhängig, wie sich die Beziehungen zu anderen Fürsten gestalten. Die Segmentiertheit der epischen Welt in einzelne, relativ autonome Herrschaftsverbände ist im *Rosengarten A* durchbrochen, und sie ist es auf beiden Ebenen des hierarchisch organisierten Dienstmodells: Es gibt die Gemeinschaft der Fürsten und die der Recken.

Die Parteinahme Hildebrands für Wolfhart und sein Rat Dietrich gegenüber, dem eigenen Status gemäß – „*nâch dînen êren*“ (R_A 68₂) –, und das heißt in momentaner Absehung von der Statusminderung durch den Brief, die Gäste freundlich zu behandeln, beendet den Konflikt in Bern. Jetzt auch wird den Gästen jene Anerkennung zuteil, die das Institut des Boten für sie vorsieht und in der sich ihr Status manifestiert:

Zehen hundert marc goldes gap in der Berner dô,
die hôchgelobeten geste machete er alle vrô
und kleite sie alle geliche in guot pfellergewant,
beslagen wol mit golde: daz nâmen sie zehant. (R_A 74₁₋₄)

Zu guter Letzt geben die Berner den Boten das Geleit bis an die Grenzen ihres Herrschaftsbereiches. Sabîn wird zusammen mit seiner Braut aus dem Text entlassen, sodass die weitere Handlung die Figuren nicht beschädigen kann.

Was die Botengeschichte des *Rosengarten A* insgesamt vorführt, so kann man das zusammenfassen, sind unterschiedliche Formen der Bedrohung des Berner Herrschaftsverbandes. Und diese sind unzweifelhaft topologisch markiert: Die Ankunft der bewaffneten Fremden als eine äußere Bedrohung hatte den Berner Herrschaftsverband als Kollektiv auftreten lassen, und in der Bereitschaft zur Verteidigung dieses als soziale Einheit abgegrenzt. An der Spitze des Sozialgefüges steht Dietrich; eine Statusbeschädigung an seiner Person gilt als Minderung des Status aller. Feindlich gewappnete Ritter im Herrschaftsgebiet sind eine solche Statusbeschädigung, sind eine Provokation und der daraus resultierende äußere Druck erhöht die Festigkeit der inneren Bindungen.

Anders sieht es aus, nachdem die Geisel die Wormser Boten eingeschleust hat. Aus der Anwesenheit der Boten in Bern resultiert eine Bedrohung des Berner Gemeinwesens von innen her. Die Botschaft wird in Bern Anlass für einen Konflikt, der zwischen den Mitgliedern des Herrschaftsbereiches zu eskalieren droht. In der zweiten Krise scheinen die Zentrifugalkräfte des Sozialkörpers die Oberhand zu gewinnen und diesen zu sprengen. Der äußere Druck, um hier im Bild zu bleiben, ist verschwunden, ist ins Innere Berns gewandert und legt dort konstitutive soziale Bindungen im Moment ihrer möglichen Destruktion frei.

Zweimal entschärft der Text hier Gewalt, ohne sie jedoch endgültig aus der Welt zu schaffen. Aus der Gewaltvermeidung von Fall zu Fall resultiert im *Rosengarten A* nie eine endgültige Befriedung der epischen Welt, das führt hier lediglich zu einer verlängerten Phase ihrer Latenz. Die Gewalt geht von Kriemhild und dem Wormser Herrschaftsverband aus und sie wird, wie oben gesehen, zuletzt auf ihre Ursachen zurückgelenkt. Und deshalb kann von Transgression und Transformation derselben gesprochen werden: Gewalt ist beweglich im Raum der epischen Welt. Sie wird im Verlauf des Textes von Bern nach Worms getragen, und in dieser räumlichen Verschiebung verwandelt sie sich von einer illegitimen in eine legitime Variante. Gewalt wird erzeugt, taucht immer wieder auf, wird unterdrückt und verschoben bis sie sich letztlich im Rosengarten der Königstochter entladen darf.

6. Komik und Gewalt

Wenn der Text den Weg der Gewalt von Bern nach Worms erzählt, so zeigt er unter anderem, wen sie legitimer Weise nicht treffen darf. Er zeigt auch, auf welche Art diese Gewalt nicht abgeleitet werden darf. Das kann man u. a. anlässlich des Empfangs Dietrichs und seiner Mannen durch Kriemhild gleich im Anschluss an die schon erwähnte Begrüßung durch

König Gibeche in Worms beobachten. Als Wolfhart die reich ausgestaffierte Königin mit ihrem Hofstaat nahen sieht, will er nun seinerseits die noch in Bern verhinderte Gewalt ausüben:

dô sprach Wolfhart der küene: „ich sihe her gân die küegin.
Durch ir grôze hôchvart enwird ich ir niemer holt.
si wænet, wir nie gesæhen gestein oder golt.
kum ich ir alsô nâhe, ich gibe ir einen [backen]slac,
daz si *unz* an ir ende mîn wol gedenken mac.“ (R_A 180₄-181₄)

Von einem solchen Kurzschluss, der die unmittelbare Bestrafung der Königin durch einen Berner Helden vorsieht, rät Hildebrand ab:

Dô sprach Hildebrant der wîse: „nein dû, lâz dînen zorn.
slüegest du die küegin, dîn êre wære verlorn.
rich ez an ir recken, hât si dir iht getân,
sô wirt man dich loben vûr einen biderman.“ (R_A 182₁₋₄)

Die Statusanmaßung, wie sie sich im repräsentativen Auftritt Kriemhilds ausdrückt, kann nicht ehrenvoll beendet werden im Gewalthandeln des Ritters gegen sie. Statusrepräsentation – eigentlich das, was man von einer Königstochter erwarten darf –, ist eine Provokation, weil es in Worms um ein Übertrumpfen geht. Die Pracht richtet sich gegen die Gäste, sie drückt nicht Gemeinschaft in der Zugehörigkeit zur selben Gruppe aus. Der Auftritt der Wormser Königstochter ist damit auch Bedrohung der ritterlichen Existenz Wolfharts.

Die Ankündigung, der Wormser Königin einen *backenslac* – eine Ohrfeige also – zu versetzen, lässt die Züchtigung der Dame als eine mögliche Konsequenz ihrer Herausforderung erscheinen. Und so etwas darf man vielleicht von Wolfhart erwarten, es entspricht dem, was man aus anderen Texten des Korpus wissen kann.⁴² Nur wählt er im Kontext des *Rosengarten A* damit die ‚falsche Option‘. Wieder erzählt der Text eine ausgeschlossene Handlungsalternative und er erzählt hier, wie ich meine, komisch: Dass das ‚Kampfschwein‘ Wolfhart (man vergleiche nur seine Auftritte in *Nibelungenlied*, *Rabenschlacht* und *Dietrichs Flucht*) der geschmückten Königstochter eine Ohrfeige verpassen will, kann man erheiternd finden – je nachdem, was einen eben erheitert.

Komik lässt sich, jenseits solcher flapsigen Allgemeinplätze, mit Wolfgang Iser als Kipp-Phänomen beschreiben.⁴³ Die aus dem Bereich der

⁴² Man denke etwa an seine Auftritte im *Jüngerem Sigenot*, vgl. bspw. JS 131₁-132₁₃.

⁴³ Wolfgang Iser: Das Komische: Ein Kipp-Phänomen, in: Das Komische, hrsg. v. Wolfgang Preisendanz und Rainer Warning (Poetik und Hermeneutik VII), München 1976, S. 398-402. Vgl. auch Manuel Braun: Mitlachen oder Verlachen? Zum Verhältnis von Komik und Gewalt in der Heldenepik, in: Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen, hrsg. v. Manuel Braun und Cornelia Herberichs, München 2005, S. 381-410, der die Komik hel-

Wahrnehmungspsychologie entlehnte Metapher bezeichnet dort ursprünglich die Veränderung oder das Umspringen des Blickpunktes einem visuellen Phänomen gegenüber, das sich in diesem Umspringen als ein anderes erweist. Als Basisstruktur des Komischen bestimmt Wolfgang Iser ein analoges Wahrnehmungsverhältnis. Bei diesem seien alternative Sichtweisen auf einen Sachverhalt so verknüpft, dass sie zunächst als Oppositionen erschienen, ohne aber dass die Negation oder das Bestreiten der Geltung der einen Seite zur Stabilisierung der anderen Seite führte. Aus der Absage an die eine Seite resultiert vielmehr auch die Verneinung des Alternativstandpunktes. Will man im visuellen Bild bleiben: Egal von welcher Position des Paares man auf das je andere „schaut“; immer erscheint, was man sieht, haltlos. In solchen Zusammenhängen kann es dann bei der Suche nach Orientierung zu kettenreaktionsartigen, wechselseitigen Negationen im Umspringen vom einen auf den anderen Blickpunkt kommen, wobei Orientierung insgesamt verloren geht. Ratlosigkeit und Verblüffung können die Folge sein – ich kenne mich nicht mehr aus.

Wechselseitige Negation heißt dann nicht mehr, daß die eine Position bestritten und die andere zur Orientierung der entstandenen Strittigkeit wird, sondern heißt, daß die gekippte Position nun etwas an der anderen zu sehen erlaubt, durch das die scheinbar triumphierende ebenfalls zum Kippen gebracht wird.⁴⁴

Das Lachen als Reaktion der Rezeption kann mit Iser als „Einlösung des Komischen“⁴⁵ verstanden werden. Aus der komischen Konstellation resultiert eine Krise, aus der sich der Rezipient lachend befreit, womit Komik letztlich Distanznahme auf erheiternde Weise provoziert. Das Umschlagen von Ernst in Unernst ist dabei eine Form der Suspendierung von Betroffenheit.

denepischer Texte vor allem an der Figur des Helden als einer potenziell kippenden Figur festgemacht hat. Der Heros stehe wegen „seiner Exorbitanz stets in der Gefahr [...], lächerlich zu wirken“ (ebd. S. 399). Für den *Rosengarten A* hat Meinolf Schumacher: Der Mönch als Held oder: Von Ilsäns Kämpfen und Küssen in den *Rosengarten*-Dichtungen, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft, Band 14, 2003 / 2004, S. 91-102, vor allem das Motiv heldenepischer Moniagen in seinen komischen Facetten fruchtbar zu machen versucht. Mit Rückgriff auf u. a. Rezeptionszeugnisse bei Sebastian Brant und Johann Fischart versucht Schuhmacher den Mönch Ilsan als einen „klerikale[n] Schwankheld“ (ebd. S. 102) verständlich werden zu lassen. Für einige Bemerkungen zu heldenepischer Komik am Beispiel der *Heidelberger Virginal* vgl. Uta Störmer-Caysa: Die Architektur eines Vorlesebuches. Über Boten, Briefe und Zusammenfassungen in der Heidelberger ‚Virginal‘, in: Zeitschrift für Germanistik NF XII, 2002, S. 7-24., S. 14-16; des weiteren George T. Gillespie: Hildebrands Minnelehre. Zur ‚Virginal h‘, in: Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters. St. Andrews-Colloquium 1985, hrsg. v. Jeffrey Ashcroft, Dietrich Huschenbett, William Henry Jackson, Tübingen 1987, S. 61-79.

⁴⁴ Iser: Das Komische, S. 399f.

⁴⁵ Ebd. S. 398.

Befreien wir uns im Lachen aus der Verstrickung in eine Situation, mit der wir sonst nicht mehr fertig zu werden vermögen, so besagt dies, daß wir diese Situation durch unsere Haltung zum Unernst erklären.⁴⁶

Oder auf die Textrezeption umgemünzt: Lachen stellt die zur Verarbeitung nötige Distanz zum Text her. Und manchmal kann das Lachen als eine Handlung diese Verarbeitung sogar selbst schon bewirken, dann etwa, wenn es in der Teilhabe an einem kollektiven Lachen in Zusammenhänge kommunikativer Interaktionen eingebunden ist. Die Distanzierung von der Welt eines Textes wirft den Rezipienten auf seine Welt zurück, und er kann hier in der kommunikativen Vergewisserung mit anderen, die meine Unernst-Setzung im Lachen billigen, Orientierung neu gewinnen. Lachen kann in Situation wechselseitiger Präsenz als nonverbales Zeichen fungieren. In solchen Situationen ist die Reaktion des Einzelnen auf eine komische Konstellation der Kontrolle jener unterworfen und an ihrem Handeln orientiert, die ebenfalls teilhaben am Rezeptionsvorgang. Über das Lachen teilt man Entlastung mit anderen, es besitzt damit ein Potenzial zur Stabilisierung solcher Situationen.

Soweit die Theorie. Ich will im Folgenden versuchen, das vorgestellte Konzept für die Textinterpretation fruchtbar zu machen. Dabei beginne ich mit jener Szene, in der Wolfhart die Wormser Königin schlagen will und von der ich behauptet habe, dass sie komisch sei. Die Androhung der Ohrfeige stellt zunächst eine klare Normverletzung in Aussicht; Wolfhart darf Kriemhild nicht schlagen, sowohl vom Geschlecht als auch vom sozialen Ort her ist das vollständig ausgeschlossen. Aber dass Kriemhild gezüchtigt werden muss, steht genauso außer Frage. Anlässlich ihres anmaßenden Auftritts, zu dem Wolfhart äußert, die Königin zu prügeln, falls sie ihm nur nahe genug käme, sind die Ohrfeige und das Unterlassen der Ohrfeige zugleich schlechte Orientierungspunkte zum richtigen Handeln. Sie negieren sich im Sinne Isers wechselseitig.

Der *Rosengarten A* konstruiert vor dem Hintergrund der Texterfahrung bis hierher eine destabilisierte Situation, und er schließt unmittelbar ihre Entschärfung an. Die illegitime Gewalt droht sich Bahn zu brechen, doch ist ihre Unterlassung keine positive Alternative. Entlastung ermöglicht erst jener dritte Weg, den Hildebrand weist, und der die Bestrafung von Kriemhilds *übermuot* im Sieg über ihre Helden vorsieht. Insofern sich die ursprünglichen Alternativen zuletzt und erwartbar als Scheinalternativen entpuppen, und insofern die Norm sogleich wieder in ihr Recht gesetzt wird, ist die Verunsicherung in der wechselseitigen Negativierung kanalisiert und begrenzt und im Sinne einer *domestizierten Verunsicherung* verständlich.

⁴⁶ Ebd. S. 401f.

Ich will hier ein weiteres Beispiel, und wiederum eines aus dem Bereich des Gewalthandelns der Wolfhart-Figur, beibringen. Es geht dabei noch einmal um Zusammenhänge im Kontext jener Szene, anlässlich derer die Geisel zum Zwecke der Beilegung des zweiten Botenkonfliktes Wolfhart ihre Jungfräulichkeit anbietet. Dass die höfische Dame dies explizit tut, dass sie hier nicht nur etwa einen symbolischen Frauenpreis offeriert, markiert eine Grenzüberschreitung, die ihrer Form nach, nämlich als Zote, Distanzierung provoziert. Natürlich kann Wolfhart das Angebot nicht annehmen, doch darf er andererseits auch auf gar keinen Fall die Tötung der Boten zulassen. Entlastet wird die Rezeption von einer solchen Destabilisierung durch die nachfolgende Argumentation Wolfharts, in der er die Parteinahme für die Boten mit einem neuen Motiv versorgt. Doch, und das ist wichtig, erfolgt die Entlastung auch an dieser Stelle erst nachträglich: Für den Moment des ‚unmoralischen Angebots‘ ist der partielle Orientierungsverlust da. Die anschließende Restabilisierung mag man lachend gutheißen.

Ob, und das ist eine erwartbare, fast schon rhetorische Frage, mit der Argumentationen von der Art der vorgetragenen immer wieder zum Zwecke ihrer Diskreditierung konfrontiert werden, ob allerdings die beiden herangezogenen Beispiele *tatsächlich* das Lachen der historischen Rezipienten provozieren konnten, bleibt uns natürlich verschlossen.⁴⁷ Wir verfügen über keine Daten, um diesbezüglich Aussagen machen zu können. Allenfalls, und um mehr kann es deshalb in solchen Zusammenhängen nie gehen, lassen sich Rahmenbedingungen so konzeptualisieren, dass Entlastung von Orientierungslosigkeit lachend erfolgen konnte. Was also muss man als Rahmenbedingungen voraussetzen, wenn die historischen Rezipienten über Wolfhart und die Geisel lachen sollen?

Zunächst darf man sicherlich einen gewissen Spielraum bei der Aktualisierung des Textes in den Situationen seiner Rezeption unterstellen. Zwar bietet ein Schrifttext wie der *Rosengarten A* nicht jene Möglichkeiten der Anpassung an wechselnde Situationen, wie sie ein mündlicher Text hat, doch wird auch er situationsgebunden aktualisiert. Und in solchen Zusammenhängen kommt es nicht zuletzt auf Dispositionen von Sprechern und Hörern an. Es ist ja ein Allerweltsphänomen, dass es Menschen gibt, die Witze erzählen können und solche, denen so etwas – bei gleichem Text – regelmäßig misslingt. Verzögerung oder Beschleunigung des Erzählflusses, Modulation, Gestik, Mimik, zusätzliche Erläuterung etc. – all diese Dinge sind dafür verantwortlich, ob ein Witz funktioniert oder nicht.

⁴⁷ Die Reihe solcher Beispiele ließe sich leicht verlängern. Erzählen in Alternativen stellt eine Form der Entfaltung von epischer Welt dar, die ‚domestizierte Verunsicherung‘ als breit gefächertes Angebot bereithält.

Dabei stellt sich ein Sprecher, Erzähler oder Vorleser auf sein Publikum ein. Nicht zuletzt kann er im eigenen Lachen eine Stelle als Witz markieren oder kann das Lachen anderer Anwesender mein Lachen stimulieren. (Aber natürlich gibt es immer mindestens ein Publikum, bei dem alle Mühen des Komikers verloren sind.)

Des Weiteren kann der Kontext einer Textaktualisierung selbst von der Art sein, dass er Irritierendes als komisch markiert. Man muss damit rechnen, dass die Entscheidung, ob Orientierungsverlust lachend oder auf andere Art und Weise bewältigt werden soll, weit stärker von den sozialen, institutionellen und situationalen Rahmenbedingungen abhängt, als gemeinhin vorausgesetzt wird. Nicht, *was* zur Sprache kommt, sondern *wo* und *wie* spielt eine wichtige Rolle, die die Textinterpretation zumeist deshalb vernachlässigt, weil sie darauf keinen Zugriff hat. Letztlich könnte man sich für unsere Texte sicherlich auch Entlastungen im öffentlichen Trauern vorstellen. Das Alltagsverständnis denkt Lachen und Weinen zumeist über eine Opposition des Inhalts. Dabei sind beide Phänomene Antworten auf Momente der Orientierungslosigkeit. Der Kontext wählt hier oft den Modus für uns.⁴⁸

Freilich sind für den Erfolg einer komischen Textpassage nicht allein die Fähigkeiten des Erzählers und die Rahmenbedingungen einer Aufführung oder Inszenierung im weitesten Sinne verantwortlich. Denn es hängt primär vom Grad des Involviert-Seins der historischen Rezipienten in die Zusammenhänge der epischen Welt ab, ob eine solche wechselseitige Negativierung von Optionen ausgehalten werden konnte, ob sie völlig relevanzlos für die Rezeption blieb oder ob man sich von ihr auf die eine oder andere Weise distanzieren musste. Ein gewisser Grad an Verstrickung in die Vorgängen der epischen Welt und das Erzählen von ihr muss gegeben sein, damit es zu einer relevanten Distanzierung überhaupt kommen kann. Da mag sich ein Vorleser noch so sehr bemühen, eine Textstelle als Witz zu verkaufen: Ohne Relevanz des Orientierungsverlustes für die Zuhörer etwa auf der Ebene einer sie bestimmenden Norm, und das heißt: ohne ein gewisses Maß an Betroffenheit, bleibt die Komik des Textes ohne Lacher.

Ob in den historischen Rezeptionssituationen gelacht wurde, können wir also nicht wissen. Eine relevante Frage wäre demgegenüber, ob der Text Rezeptionsanweisungen gibt oder doch zumindest nahelegt, dass kalkulierte Verunsicherungen im Lachen entlastet werden sollten. Hier wird man auf den ersten Blick enttäuscht: Anders etwa als in *Dietrichs*

⁴⁸ Lachen und Weinen haben hier keine scharfen Umriss und markieren zugleich Grenzen eines Spektrums. Lachen, Lächeln und was man sich hier sonst noch denken kann, stehen für die Unernstsetzung. Weinen, Zürnen, Klagen etc. artikulieren dagegen die stete Relevanz des Orientierungsverlustes im Moment der Distanzierung.

Flucht und *Rabenschlacht*, bei denen das Leiden des Erzählers wohl zum Mitleiden auffordert, finden sich keine vergleichbaren Hinweise im *Rosengarten A*. Doch scheint auch unser Text – dezent und unverbindlicher – Hinweise darauf zu geben, wie er den Verlust von Orientierung bewältigt sehen möchte. Und er tut dies, indem er seine axiologisch positiven Figuren zu verschiedenen Anlässen lachen lässt. Solches Lachen wird erzählt in Zusammenhängen von Situationen, in denen Momente der Orientierungslosigkeit für unsere Helden anders als in den beiden obigen Beispielen nicht sofort wieder stabilisiert werden. Der Kaplan Dietrichs bspw. lacht, wenn er die Botschaft Kriemhilds liest, und zwar noch bevor er die Berner vom Inhalt des Briefes informiert (vgl. RA 454): Er kann, was da steht, eigentlich nicht vorlesen, aber er kann sich auch nicht der Aufforderung Dietrichs widersetzen, den Brief zu verlesen. Für diese Figur gibt es im Text keinen ‚dritten Weg‘, der die beiden sich wechselseitig negierenden Positionen distanzierte. Lachen schafft Abstand und markiert die Distanz zur dann zu wählenden Option (hier: das Verlesen des Briefs) für die anwesenden Figuren wie für die Rezeption. Es ist im Sinne der entworfenen Konzeption signifikant, dass der Kaplan nicht zu lamentieren beginnt.⁴⁹

Damit haben wir freilich noch immer keinen Zugriff auf faktische Zusammenhänge der Aktualisierung solcher Konstellationen. Auch darf man nach dem oben Gesagten bezweifeln, dass in allen Situationen der Rezeption unseres Textes dieselben Verhältnisse bezüglich der Relevanz von Textsachverhalten gegeben waren. Setzt man aber voraus, dass die Figurenebene und die Rezeptionsebene zueinander in einem Nahverhältnis stehen derart, wie ich für den Bereich der Wissensniveaus beschrieben habe, dann kann man zumindest sagen, dass das Lachen der axiologisch positiven Figuren einen Orientierungspunkt für das Handeln der Textrezipienten abgibt. Dieses Lachen wird zu einem Teil jenes Kontextes, der darüber entscheidet, welcher Modus im Falle notwendiger Entlastung naheliegt.

7. Die Vollständigkeit der epischen Welt

Wormser und Berner werden im *Rosengarten A* zwar über ihre axiologischen Besetzungen einander diametral gegenübergestellt, doch sind sich

⁴⁹ Ich werde zwei andere Beispiele solchen Lachens später und unter einem leicht veränderten Blickwinkel näher betrachten. Kapläne, die sich unter vergleichbaren Umständen wie denen im *Rosengarten A* weigern, einen Brief zu verlesen, gibt es bspw. im *Wolfdietrich A* 200-205. Dort wird dann auch nicht gelacht; die Distanzierung hat hier eine andere Form.

die Gruppen nicht gänzlich fremd. Beiden Personenverbänden können bspw. dieselben Merkmale sozialer Konstitution unterstellt werden. Die Kollektivkörper Worms' und Berns sind hierarchisch strukturierte Herrschaftsverbände. Die Bindungen zwischen Herrscher und Gefolgsmann sind als reziproke Dienstverhältnisse markiert, hier kann man unschwer die Modellierung feudaladliger Herrschaft erkennen.

Doch stellen, wovon bisher nur am Rande die Rede war, Worms und Bern nicht die einzigen Personenverbände dar, von denen der Text zu erzählen weiß. Die Berner haben *Verbündete*. Und man kann sagen, dass die Zusammengehörigkeit dieser strukturgleichen Segmente des Sozialen sich im gemeinsamen Feindhaben konstituiert. Kriemhilds Herausforderung mindert in der Überhebung die Status aller anderen Fürsten und ihrer Gefolgschaft. Und das ist dann gemeinsame Schnittmenge dieser Herrschaftsverbände.

Die spezifische Distanz zwischen solchen Sozialverbänden artikuliert der Text mit der Art und Weise, wie Angehörige eines fremden dem eigenen assoziiert werden können. Weil der Steirische Held Dietleib, an dem wird das der Text vorführen, nicht Gefolgsmann Dietrichs ist, kann sein Dienst nicht vorausgesetzt werden. Dietleib ist als Sohn Biterolfs selbst Herrscher über Steier (so wie Kriemhild Königin ist, ihre Brüder Könige sind) und insofern muss Bern einen gewissen Aufwand betreiben, um den Helden zu binden. Da es für Dietleib nicht primär um die kollektive Statusrepräsentation des Berner Herrschaftsverbandes gehen kann, eben weil dieser nicht sein primärer sozialer Ort ist, muss für den Helden im Kampf eine andere Form der Belohnung möglich werden.

Neben dem Steirischen und dem Herrschaftsverband von Bechelaren gibt es einen weiteren Personenverband, von dem der Text erzählt und zu dem Bern Beziehungen aufnimmt. Es handelt sich hierbei um die Bruderschaft des Klosters Isenburg. Auch mit dieser Gemeinschaft besitzt Worms eine Schnittmenge: Kloster und Berner Hof sind über das Brüderpaar Hildebrand⁵⁰ und Ilsan, über Verwandtschaftsverhältnisse also, miteinander verkoppelt. Weil er wie Dietleib einem fremden Personenverband entstammt, kann es auch für Ilsan im Kampf in Worms nicht primär um die Statusrepräsentation Berns gehen. Auch für den Mönch muss der Text deshalb eine Motivation ‚ersinnen‘, damit der sich dem Zug der Berner nach Worms anschließt.

In der Assoziation Dietleibs und Ilsans durch den Berner Herrschaftsverband, so kann man das vielleicht zunächst sagen, formiert der Text den Personenverband des axiologisch positiven Teils der epischen

⁵⁰ Ein weiterer Bruder Hildebrands, Amelot (vgl. R_A 102₃), gehört dem Berner Herrschaftsverband an und wird in Worms kämpfen.

Welt. Er fügt der Gruppe der Berner Kämpfer hinzu, die anderen gesellschaftlichen Kontexten entstammen, und die deshalb für unterschiedliche Formen sozialen Eingebundenseins und sozialer Verpflichtung stehen. Indem der Text diese anderen Formen auch aufruft und sie an den Sozialverband Berns knüpft, bietet sich ihm die Möglichkeit, ein komplexeres Modell von Gesellschaft zu entwerfen, als es die Entfaltung des Konfliktes zwischen Worms und Bern allein möglich machte. Wie sich Gesellschaft im *Rosengarten A* darstellt, soll im Folgenden im Zentrum stehen.

7.1 Auf der Suche nach Dietleib

Der Kampf mit den Wormser Boten konnte verhindert werden. Dietrich hat diesen Geleit bis zur Grenze seines Herrschaftsgebietes gegeben und nun steht Hildebrand vor der Aufgabe, geeignete Helden für die zwölf Einzelkämpfe in Kriemhilds Rosengarten auszuwählen. Es stellt sich heraus, dass zwei der benötigten Kämpfer nicht vor Ort sind. Dietleib von Steier und der Mönch Ilan sind nicht in Bern. Warum gerade diese zwei Kämpfer benötigt werden, klärt der Text nicht, motiviert er jedenfalls nicht stärker als mit dem Verweis auf ihre exorbitante Gewaltfähigkeit.⁵¹

Dass diese beiden Helden nicht zu Hofe sind, dass sie offenbar nicht von Dietrich *ze hûse geladen* (R_A 27₃) worden waren, wie jene tausend Ritter, mit denen der Berner tafelt, als die Boten vor Bern auftauchen, markiert einen Abstand der Figuren zum Berner Herrschaftsverband. Auf die Frage nach dem Warum ihrer Absenz gibt der Text Antworten, wenn er anlässlich der Nominierung beider eine Begründung für die relative Nähe der einen wie für die relative Distanz der anderen Figur formuliert. Artikuliert wird, was erklärungsbedürftig ist, weil eben nicht von vornherein unterstellt werden kann, dass die eine Figur, nämlich der Mönch, ‚dazu gehört‘, während nicht klar ist, warum die andere, *„der degen junge“* (R_A 106₃), ‚nicht da ist‘. Zunächst: Dietrich hat dem Steirer, um den es hier geht, nicht gedient.

Dô sprach der wol gezogene von Berne her Dietrich:
 „ich hân ime gedienet kleine, daz riuwet iezuo mich.
 wist er diu rehten mære von Kriemhilde übermuot,
 sô rite mit uns an den Rîn der edel degen guot.
 [...]“ (R_A 107₁₋₄)

Was der Feststellung der Unvollständigkeit des Berner Aufgebots im Text folgt, ist die Erzählung von der Botenfahrt Sigestabs. Bezeichnenderweise

⁵¹ Dietleib sei *„ein starker man“* (R_A 106₂), der Mönch *„under den recken der kûensten einer“* (R_A 104₂).

kommt der im Gegensatz zu Sabîn nie auf die Idee, sich zu bewaffnen, nie scheint eine Gefahr auf ihn zu lauern. Und dieser Bote trifft auf der Suche nach Dietleib bekanntes heldenepisches Inventar. Zuerst gelangt Sigestab zu Biterolf, dem Vater Dietleibs, bei dem der Gesuchte allerdings nicht zu finden ist. Von dem wird er weiter nach Bechelaren geschickt, wo der Held sich aber auch nicht aufhält, wo Sigestab vom *milten marcgrâven* (R_A 113₄) allerdings die Information erhält, dass sich der Gesuchte „*ze den Sibenbürgen*“ aufhalte: „*dâ ist er worden wunt | von eime merwunder des lîbes ungesund*“ (R_A 119_{2f}). Neuerlich bricht der Bote auf, muss aber gar nicht weit reisen, denn nun trifft er Dietleib in Wien vor einem Münster stehend.

Zwei Sachverhalte scheinen mir im Zusammenhang mit der Reise Sigestabs wichtig. Zum einen verdeutlicht sie die auch topologische Zusammengehörigkeit der axiologisch positiv gesetzten Herrschaftsverbände. Steier, Bechelaren und Bern bilden eine Einheit und an der Spitze dieser Herrschaftsverbände stehen jeweils deren Repräsentanten: Biterolf, Rüdiger und Dietrich. Der *Rosengarten A* inszeniert hier eine Fahrt durch die Welt der Heroen, die der Text dabei dann allerdings als Herrscher zeigt, denn sie sind zu Hause. Das ist die Opposition zu Worms. Dass mit Dietleib ein Vertreter dieser ansonsten im *Rosengarten A* unauffälligen Gruppen mit auf die Fahrt geht, markiert sie als involviert: Dietleib ist in gewisser Weise ihr Delegierter. Der Personenverband, den Dietrich nach Worms führt, wird durch die Teilnahme Dietleibs an der Fahrt zu einem, der die Schmach *aller* Fürsten der epischen Welt zu tilgen legitimiert ist.

Zum anderen führt die Reise den Boten bis an die Grenze zu einer heldenepischen Anderwelt, ohne dass diese Grenze von Sigestab jedoch überschritten würde. Noch im Diesseits der Welt des *Rosengarten A* sind Biterolf und Rüdiger an ihren jeweiligen herrschaftlichen Residenzen zu finden. Erst da, wo Sigestab nicht mehr hingelangt, von wo aber Dietleib zurückkehrt, wohnen die Monster, besteht die Gefahr, von einem *merwunder* verwundet zu werden. Von woher Dietleib kommt, da ist eine Form des Gewalthandelns beheimatet, von der der *Rosengarten A* gerade nicht erzählt. Die Welt der Monster führt unser Text als eine ausgeschlossene Erzählalternative mit; denn in Kriemhilds Garten wird gerade nicht gegen ‚märchenhaft‘-anderweltliche Figuren gekämpft.

Der *Rosengarten A* erzählt damit im Zusammenhang der Suche nach Dietleib auch eine Unterscheidung zwischen zwei Modi des Gewalthandelns, und er erzählt sie als eine räumliche Grenze. Im Bereich der für die Handlung relevanten Topographie geht es nicht um die Bekämpfung der rohen durch die domestizierte Gewalt, sondern um die Überwindung der illegitimen durch die legitime domestizierte Gewalt. Riesen sind im *Rosengarten A* allenfalls große Kerle, die in der Hierarchie des Wormser Herr-

schaftsverbandes die unterste Stufe bekleiden.⁵² Die Absenz Dietleibs kann man nach dem bisher Gesagten dann auch so formulieren: Dem Steirischen Helden fehlt noch jene axiologisch positive Ausrichtung der Gewaltfähigkeit, die die Mitglieder des Berner Herrschaftsverbandes bereits kennzeichnet. Alle Berner richten ihre Gewalt bereits auf den Wormser Herrschaftsverband – Dietleib hingegen fokussiert noch ein Monster.

Wie Dietrich vorausgesehen hatte, ist Dietleib bereit, an der Fahrt nach Worms teilzunehmen, als er von der Herausforderung Kriemhilds erfährt. Doch wünscht der Steirische Held zunächst von Sigestab zu erfahren, gegen wen er in Worms antreten soll. Erst nachdem der Name Walthers vom Wasgenstein gefallen ist, „*der kûensten vûrsten ein*“ (R_A 123₄), wie der Bote betont, willigt Dietleib ein. Der, so der Steirische Held, sei ein „*biderman*“ (R_A 124₃), gegen den er gern kämpfen wolle.

Was aber ist das Besondere an diesem Walther? Warum wird er an dieser Stelle herausgehoben? Nun, offenbar nimmt Walther auf Seiten des Wormser Kampfverbandes eine Sonderstellung ein, die in gewisser Weise ein Äquivalent zur Stellung Dietleibs auf Seiten der Berner darstellt. Beide Figuren sind jeweils sekundär assoziierte Kämpfer und sie sind Fürsten. Zwar ist Walther von Anfang an in den Wormser Personenverband integriert, doch fällt er recht offensichtlich aus der Liste der zwölf gesetzten Wormser Helden heraus, insofern er weder zum Kernbestand (nebst Siegfried) noch zum ‚Kanonenfutter‘ gehört, zu jenen Allerwelthelden, die nur auftauchen, um zu unterliegen. Walther ist ein berühmter Held und er ist bekanntermaßen Herrscher – wer sind schon Pûsolt, Schrûtan, Ortwin, Asprian oder Stûdenvuhs?

Doch muss die historische Rezeption letztlich für das Verständnis des Verhältnisses von Dietleib und Walther kein spezifisches Vorwissen um die Figur Walthers mitführen. Die Exzeptionalität ihres Kampfes, und damit verbunden die der agierenden Figuren, stellt der Text deutlich aus. An diesem Beispiel wird der Text vorführen, wie ein ritterlicher Zweikampf im Sinne höfischer Interaktion sich gestalten muss. Nur dieses eine Kräftemessen wird dem Ideal eines höfischen Turnierkampfes genügen, auch wenn sich die Darstellung des Gewalthandelns in nichts von der Darstellung der anderen Kämpfe im *Rosengarten A* unterscheidet. Der Streit kann als Fall höfischer Interaktion gelten, weil aus ihm reziproke Statuszuweisung resultiert. Der Kampf zwischen Walther und Dietleib ist der einzige, der unentschieden ausgeht, und d. h., dass symbolisches Kapi-

⁵² Die Anordnung der Kämpfe im *Rosengarten A* kodiert eine solche Hierarchie: Zunächst bietet Worms vier Riesen, dann vier Ritter und zuletzt vier Könige auf. Hier verfährt bspw. der *Rosengarten D* anders.

tal durch den einen Kämpfer nicht in der Statusminderung des anderen akkumuliert wird:

Kriemhilt diu küneginne langer dô niht beit,
mit zwein krenzelinen si sich dô bereit.
si sprach: „ir beide habet danc, ir sît zwêne biderman.
ir hât in den rôsen daz beste beide wol getân.
Ir hât beide gewonnen, *des* wil ich iu jehen,
ritter unde vrouwen hânt ez wol gesehen.
[...]“ (R_A 274₁-275₂)

Zwei Sieger; das unterstreicht die Sonderstellung der Figuren. Damit führt der Kampf zwischen Walther und Dietleib die kommunikativen Möglichkeiten höfischer Agonalität exemplarisch vor.⁵³ Beide Figuren agieren sozusagen auf einem Nebenschauplatz, im Raum einer Norm, der nicht der ist, in dem Wormser und Berner sich begegnen. Während die Herrschaftsverbände, für die Dietleib und Walther stehen, ihre Status im höfischen Kampf repräsentieren können, müssen die Berner in die Niederungen der Ordnungsstiftung hinabsteigen. Letztlich setzt der Kampf zwischen Dietleib und Walther als Rahmen voraus, was im Sieg Dietrichs und der Seinen über die *ungetriuwe* Maid und ihre Helden überhaupt erst restituiert wird, nämlich eine intakte repräsentative Öffentlichkeit.

Doch noch einmal zurück zur Rekrutierung Dietleibs durch den Boten des Berner Herrschaftsverbandes. Zwar hatte der Steirische Held zugestimmt, am Zug nach Worms teilzunehmen, doch steht immer noch das Problem fehlenden Dienstes Dietrichs, gibt es immer noch ein Defizit im Bereich der Reziprozität zwischen den Fürsten. Mit großem repräsentativem Aufwand, von dem aber im *Rosengarten A* nur fast beiläufig erzählt wird,⁵⁴ vollzieht der Berner Herrschaftsverband die Aufnahme des Steirischen Helden. In Begleitung von 500 Rittern reitet Dietrich dem Helden vor Garda entgegen: *er umbvienc in mit den armen, Dietleiben den jungen man, | er halste in und kuste in, als ime wol gezam* (R_A 126_{3f}). Zwi-

⁵³ In *Biterolf und Dietleib* wird der Kampf des zweiten Teils zwischen der Wormser und der Partei Dietleibs letztlich auch unentschieden ausgehen.

⁵⁴ Dass die semantische Bedeutsamkeit eines erzählten Sachverhaltes mit dem Aufwand seiner sprachlichen Realisierung korrespondiert, dass also mehr Text für wichtige, weniger Text für unwichtige Details verwendet wird, ist für uns Moderne eine solche Selbstverständlichkeit, dass man die Gültigkeit der dahintersteckenden Voraussetzungen für vormoderne Texte einmal einer generellen Prüfung unterziehen müsste. Für die Sinnstiftungspotenziale des *Rosengarten A* ist die Herstellung von Reziprozität zwischen Dietrich und Dietleib ganz sicher relevant, auch wenn das nur wie beiläufig erwähnt wird: Das Fest ermöglicht überhaupt erst die Teilnahme des Steirischen Helden. Demgegenüber betreibt der Text einen vergleichsweise großen Aufwand, wenn es um die Schilderung der zwölf Kämpfe geht. Den Anteil an den Sinnstiftungspotenzialen für das Textganze dieses Bereichs wird man hochgerechnet auf den sprachlichen Aufwand eher gering ansetzen.

schen Dietleib und Dietrich funktioniert, was Gibeche vergeblich versucht. So wird in Akten wechselseitiger Zuschreibung von Status, in Begrüßung und Fest, Dietleib dem Berner Personenverband assoziiert. Und diese Form von Beziehung ermöglicht es dem Helden dann, seine Interessen relativ unabhängig von den Handlungszwängen des fremden Herrschaftsverbandes zu vertreten.

7.2 Die monastische Lebensform und ihr Verhältnis zur Welt des Adels

7.2.1 Die Klosterparodie als Vereinnahmung einer möglichen Gegenposition? Noch einmal zum Verhältnis von *Rosengarten* und *Nibelungenlied*

Auch der zweite absente Held auf der Liste Hildebrands ist im räumlichen Außen des Berner Herrschaftsverbandes beheimatet. Er ist allerdings nicht Teil eines Kollektivs, das man sofort als eine strukturäquivalente Einheit verglichen mit dem Hof Dietrichs auffassen wird. Ilsan entstammt dem Bereich monastischer Ordnung, dem Kloster.

Anders als beim Steirischen Helden bedarf es im Falle des, so wird er eingeführt, kampfgeprobten Mönches etwas mehr als nur eines Boten, um ihn für die Fahrt nach Worms zu gewinnen. Die Distanz scheint größer, die zu überwindenden Hindernisse höher. Mit *sehzeç tûsent man* (R_A 131₃) zieht Dietrich vor Isenburg und schlägt dort sein Heerlager auf. Und wie seinerzeit die Annäherung der Wormser Boten von den Bernern nur als Akt der Aggression aufgefasst werden konnte, so nimmt das Kloster das Lager vor seinen Mauern als eine Bedrohung wahr (vgl. R_A 132_{1f}). Was soll man auch sonst davon halten? Das Kloster ist bedroht und die Unbekannten, von denen diese Bedrohung ausgeht, sind aus der Sicht der Bewohner „*übel herren und böse liute*“ (R_A 134₁).

Ilsan entschließt sich zu einem Präventivschlag. Allein will der Held das Kloster gegen die Feinde verteidigen und so lässt er sich rüsten, um eine Tjost zu reiten (vgl. R_A 139₁₋₄). Auch Hildebrand bewaffnet sich und reitet dem aus dem Kloster eilenden Mönch entgegen. Kurz vor dem Zusammenstoß der beiden Lanzenträger weicht Hildebrand aus, legt seinen Helm ab und gibt sich so dem Bruder zu erkennen.

Dass sich Ilsan wie selbstverständlich in den Kampf begibt, wird ansatzweise über seine Biographie begründet. Der Text führt ihn als ehemaligen Ritter: Ilsan hat früher gekämpft, dann dem ritterlichen Kampf aber offenbar abgeschworen, jedenfalls fühlt er sich jetzt zum Kämpfen genötigt (vgl. R_A 133₃-134₂). Der Mönch, der „*gein gote vil gerne ein guoter man*“ (R_A 133₄) wäre, ist gezwungen zur Verteidigung seines Klosters

erneut zur Waffe zu greifen. Die Bedrohung durch das feindliche Heer lässt ihn in seine alte soziale Rolle zurückgleiten, ohne dass er aber die neue aufgäbe. Wie seinerzeit die Geisel in Bern ist Ilsan eine hybride Figur, die an den beiden sich gegenüberstehenden Personenverbänden nicht nur aufgrund des verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Hildebrand teilhat, sondern auch, weil er Mönch und zugleich gewaltfähiger Adliger ist.

Die familiäre Bindung verhindert vor dem Kloster zunächst die Eskalation im Kampf. Gewalt darf sich nicht zwischen Verwandten Bahn brechen. Im Erkennen des Bruders ist die Anwesenheit der Helden für Ilsan nicht länger ein Versuch der kriegerischen Okkupation des Klosters und so versucht es der Mönch mit einer anderen Situationsdeutung:

Dô sprach der mûnech Ilsân: „waz hân ich dir getân?
 du soltest durch mînen willen dise reise hân gelân.
 und hêten iu mîne bruoder ie getân kein leit,
 ich wære es selbe ein reher, daz habe ûf mînen eit,
 [...]“ (R_A 1451-4)

Ilsan sucht nach einem anderen Grund für die Anwesenheit des Heeres und was der Mönch versuchsweise als Motiv für die Anwesenheit der Berner unterstellt, ist der Versuch der Bestrafung von Vergehen der Klosterinsassen. Was unterstellt wird, ist die Möglichkeit, dass es sich beim Zug der Berner um eine Vergeltungsaktion handelt. Ilsan rechnet mit der Möglichkeit strafwürdiger Vergehen der Mönche wie mit der Intention Hildebrands, diese zu ahnden. Solche Vergehen aber, so der Mönch, würde er selbst bestrafen, deshalb hätte man die Fahrt auch unterlassen können.⁵⁵ Mit dieser Situationsdeutung ist nicht nur ein Hildebrand unterstellter Anspruch auf Sanktionsmacht bestritten, es lässt sich aus dieser Abweisung zugleich auf jene Funktion schließen, die Ilsan im Bereich des Klosters innehat. Er selbst sei Rächer, oder, wie sich der Mönch in der Überlieferung auch nennt, der „*richter*“⁵⁶, also Garant von Ordnung.

Die verwandtschaftliche Verbundenheit scheint im *Rosengarten A* nicht nur das potenzielle Gewalthandeln zwischen Hildebrand und Ilsan zu diskreditieren, sie kodiert auch gleiche soziale Rollen: Beide sind im Personenverband, dem sie angehören, ihrer Funktion nach die Garanten rechten Handelns. Und wenn die Anwesenheit der Ritter vor dem Kloster nun auch nicht mehr als ein feindlicher Angriff, sondern lediglich als Strafexpedition gedeutet werden kann, so impliziert das immerhin eine

⁵⁵ Was der Text damit auch ‚sagt‘: Isenburg ist nicht der Ort, auf den die Gewalt des Textes abgeleitet werden darf. Das ist der Rosengarten Kriemhilds. Im Kloster gibt es eine funktionierende Instanz der Sanktionierung – Ilsan ist nicht so schwach wie Gibeche.

⁵⁶ Vgl. dazu den Apparat bei Holz zu R_A 1454.

Konkurrenz der Brüder als Norminstanzen. Die Bedrohung durch das Ausbrechen von Gewalt ist noch nicht gebannt.

Und eine weitere Äquivalenz der Konstitution der beiden sozialen Gruppen lässt sich unschwer ausmachen: Wie Bern, so bedrohen auch das Kloster Fliehkräfte sozialer Destruktion. Ja in Isenburg steht es sogar schlimmer: Ilsan vermutet nicht nur, dass seine Brüder der Sanktion bedürfen – die Mönche werden solcher Sanktionen offenbar teilhaftig, denn *sie vorhten alle sînen* [Ilsans, K.M.] *zorn* (R_A 135₄).⁵⁷ Die Ordnung des Klosters, wie sie der *Rosengarten A* zeichnet, ist intern eine der Gewalt, die, so legt der Text nahe, durch den Terror Ilsans aufrechterhalten wird.⁵⁸ Der topische Raum der Friedensordnung zur Ermöglichung gottgefälligen Lebens findet sich im *Rosengarten A* in sein Gegenteil verkehrt.

Zugleich macht unser Text in Bezug auf die Erosion des Sozialgefüges keine eindeutigen Schuldzuweisungen. Sowohl Ilsan als auch seine Brüder sind nicht mit signifikant positiven axiologischen Markern versehen. Nur weil Ilsan zuletzt mit den Bernern reitet, heißt das nicht, dass er dadurch seiner Ambivalenzen verlustig ginge. Es gibt sogar eine auffällige Reserve der axiologisch positiven Figuren des Textes dem gewaltfähigen Mönch gegenüber. Andererseits handeln die Mönche, wenn sie bspw. ihrem Mitbruder den Tod wünschen, so, dass sie der Strafen durchaus bedürfen. So lassen sie sich das Kardinalsdelikt der Lüge zu Schulden kommen; sie versprechen das eine und tun das andere. Ihre öffentlichen kommunikativen Handlungen besitzen, wie die Kriemhilds, keine Verbindlichkeit (vgl. R_A 162₂-164₄).

Die Zustände in Isenburg lassen sich ins Verhältnis zu jenen anderen bedrohlichen Situationen setzen, die der Text aufgerufen hatte und in denen Gewalt unterdrückt wird. Es gibt die Symptome sozialer Destruktion im Kloster, wie es sie an allen anderen Orten der entfalteten epischen Welt gibt. Dieser Ort ist also nicht schon durch Ilsans Terror und die fluchenden und lügenden Mönche axiologisch negativ besetzt. Soziale Erosion ist vielmehr ein globales Phänomen der epischen Welt, und sie breitet sich von Worms her epidemisch aus.⁵⁹ Wie ein Magnet aber auch,

⁵⁷ Vgl. auch die unverhohlene Drohung Ilsans in Vers R_A 157₄.

⁵⁸ Natürlich gab es historisch wie überall auch im Bereich monastischer Ordnung Regelverstöße, die geahndet werden mussten. Doch scheint, es muss eine Vermutung bleiben, unser Text, wenn es um die Furcht der Mönche geht, nicht auf das historisch gängige Sanktionsmittel der Internierung im Klosterkerker anzuspielen. Wenn die Mönche den *zorn* Ilsans fürchten, dann ist hier wohl eher an körperliche Züchtigungen zu denken, derer sie ja am Ende des *Rosengarten A* tatsächlich teilhaftig werden. Letztlich macht der Text nicht explizit, wie Ilsan seine Ordnungsmacht durchsetzt, nur dass er dazu offensichtlich in der Lage ist, wird klar.

⁵⁹ Das Bild von der epidemischen Gewalt als Marker fortschreitender sozialer Destruktion findet sich expressiv ausgearbeitet in René Girard: *Das Heilige und die Gewalt*, Zürich

denn letztlich wird Ilsan sich natürlich den Bernern anschließen, scheint der Rosengarten der königlichen Jungfrau der Gewalt in der Welt des Textes, Richtung zu verleihen. Und er entfernt sie dabei von jenen Orten und Situationen, die durch Gewalt bedroht sind. So merkwürdig das auch klingen mag: Die Herausforderung Kriemhilds strukturiert letztlich eine umfassend befriedete Welt, indem sie alle Gewalt auf einen bestimmten, distanzierten Ort ablenkt.

Doch auch wenn das so ist, kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, dass die geistliche Lebensform im *Rosengarten A* nicht besonders gut wegkommt. Das soll nicht heißen, dass sich im Text etwa häretische Tendenzen artikulierten. Christen sind die Helden des Textes ganz unzweifelhaft⁶⁰ und sie sind es so gewiss, dass das kaum jemals vertextet werden muss.⁶¹ Eine christianisierte mittelalterliche Welt ist im *Rosengarten A* wie in aventiurehafter Dietrichepik überhaupt immer schon unterstellt.

Damit wird die Frage, ob sich hinter der Parodie der Friedensordnung mehr verbirgt, als nur eine weitere Markierung der allgemeinen Erosion sozialer Bindungen, aber nicht schon automatisch obsolet: Man könnte in der aggressiven Karikatur des Klosterlebens immer noch eine Distanznahme des Textes zur monastischen Lebensform, ja selbst antiklerikale Tendenzen wahrnehmen wollen.

1987. Jan-Dirk Müller: Spielregeln, S. 443-447, der sich wiederum auf Gilles Deleuze / Félix Guattari: Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin 1992, beruft, verwendet die Metapher von der epidemischen Gewalt für die Beschreibung des Untergangs der nibelungischen Welt. Anders als im *Rosengarten A*, anders als in aventiurehafter Dietrichepik überhaupt, kann man sich im *Nibelungenlied* der grassierenden Gewalt nicht entziehen: „Am spektakulärsten erliegen die Amelungen der Epidemie der Gewalt. Dietrich will jede Provokation vermeiden, hält den hitzigen Wolfhart zurück, schickt zuerst Helfrich, dann den besonnenen Hildebrand, bloß um Nachricht von den Burgonden zu erfahren. Doch dann legt Hildebrand Waffen an, und ehe er sich versieht [...], steht er an der Spitze einer bewaffneten Schar. Immer noch scheint eine Einigung greifbar; doch der Disput um den Leichnam des toten Rüedeger gerät unversehens außer Kontrolle, Wolfhart und Volker reden sich in Kampfwut hinein – und alle anderen werden mitgerissen [...]. Wenn Dietrich fragt: *Wie kunde ez sich gefüegen* (2320,1), dann fragt er nach einem anonymen Vorgang, den keiner in der Gewalt hat. Sein Versuch, die Schuld an dem Gemetzel zu klären, scheitert [...], und der Plan, indem er Gunther und Hagen als Geiseln nimmt, den Konflikt rechtlich zu lösen, wird von Hagens Furor (*zorn*, 2347,4) hinweggespült. [...] Einer nach dem anderen wird vom Morden angesteckt, bis am Ende fast alle tot sind“ (ebd. S. 447). Wenn Hildebrand im *Nibelungenlied* die Rüstung anlegt, dann begeht er ‚den selben Fehler‘ wie im *Rosengarten A* vor Isenburg oder wie Sabin vor Bern. Anders aber als in unserem Text funktioniert im *Nibelungenlied* am Ende nicht einmal mehr der Geiselmeechanismus. Stellt man den *Rosengarten A* dem *Nibelungenlied* gegenüber, dann zeigt ersterer, wie die Epidemie der Gewalt eingedämmt werden kann, während das *Nibelungenlied* das Scheitern solcher Versuche vorführt.

⁶⁰ Die Ausnahme bildet der Riese Püsolz und der kämpft natürlich auf der Seite der Wormser.

⁶¹ Vgl. so zum *Nibelungenlied* Jan-Dirk Müller: Spielregeln, S. 194-199.

Ein Versuch der Problemlösung kann sich zunächst an Jan-Dirk Müllers Interpretation der Donauüberquerung der Wormser orientieren, von der die 25. Aventure des *Nibelungenliedes* erzählt, und anlässlich derer bekanntlich Hagen den mitreisenden Pfaffen in den Fluss wirft, womit er ihn zu einem Indikator göttlicher Providenz macht.⁶² Hier lässt der Text den Pfaffen zurück, als sei für eine geistliche Instanz im weiteren Verlauf der Handlung kein Platz mehr im Wormser Personenverband. Müller deutet diese ausdrückliche Entfernung des Pfaffen als Versuch der Vereinnahmung einer möglichen, konkurrierenden Gegenposition durch die gewaltfähigen Krieger. In der gleichzeitigen Aneignung der Aufgaben des Geistlichen, in der Übertragung ihrer Funktionen und Fertigkeiten auf die Krieger des Wormser Herrschaftsverbandes, scheint sich Distanz gegenüber Geltungsbehauptungen des geistlichen Standes im Text niederzuschlagen. Müller sieht in solcherart implizitem Bestreiten von geistlicher Kompetenz und Anspruch eine Tendenz mittelhochdeutscher Helden-dichtung überhaupt.⁶³ Und er scheint damit vor allem auch eine Distanz des Publikums zur Welt der Geistlichen zu verbinden.⁶⁴

Mit Sicherheit kann man sagen, dass die Welt des *Rosengarten A* von Konkurrenzen unterschiedlicher Geltungsansprüche bestimmt ist; das zeigt ja schon der Konflikt der Brüder. Doch ist die Frage, wer hier wen vereinnahmt, für unseren Text nicht einfach zu beantworten. Man muss in unserem Fall ja nicht unbedingt eine gelungene Okkupation des monastischen Bereichs durch den der Krieger sehen; man darf den Text auf diese eine Sichtweise jedenfalls nicht ohne weiteres einengen. Schließlich setzt sich jener Personenverband, der unter Dietrichs Führung nach Worms reist, weil Ilsan ihm angehört, dem Vorwurf aus, von der konkurrierenden Ordnung infiziert zu sein. Stüdevuhs, Ilsans Gegner im Rosengarten, klagt, dass er seine Ehre im Kampf gegen den Mönch verlieren werde (vgl. RA 254₁, 255₁). Der Kämpfer auf Seiten Berns ist nicht einmal für den Riesen ein akzeptabler Gegner und das fällt sogleich auch auf Dietrich zurück:

⁶² Der ‚Witz‘ ist hier, dass sich Hagen dabei gerade jener Eigenschaft bedient, die den Kleriker auszeichnet, nämlich in Verbindung zur Transzendenz zu stehen.

⁶³ Jan-Dirk Müller: Spielregeln: „Die Szene steht für den Versuch einer Vereinnahmung einer möglichen Gegenposition. Dies stimmt mit der heldenepischen Tendenz überein, ‚klerikale‘ Fertigkeiten parodistisch in kriegerische umzudeuten: Hagen als ‚Erzieher‘ bei Hof, Volker mit seinem Schwert gekonnt ‚musizierend‘, die frommen Übungen des brutalen Mönchs Ilsung [Ilsan, K.M.] in den ‚Rosengarten‘-Epen oder der fromm gewordene Wolf-dietrich, der noch nichts von seinen Kriegerqualitäten eingebüßt hat und, als es um einen Kreuzzug geht, den Heiden blutige ‚Buchstaben‘ beibringen will“ (ebd. S. 196).

⁶⁴ Müller: Spielregeln, versteht die marginalisierte Position der Pfaffen im *Nibelungenlied* als „Rest einer Kontroverse, wie sie das ‚Liet von Troye‘ erzählt, der Kontroverse zwischen todesmutigen Kriegen und vorsichtigen Klerikern“ (ebd. S. 195).

Dô sprach vil zornliche Stûdenvus von dem Rîn:
 „wær ich nu guotes muotes, ich müeste lachen dîn.⁶⁵
 warzuo hât uns der Berner sînen tûren her gesant?
 [...]“ (R_A 252₁₋₃)

Es scheint hier dann zumindest nicht so zu sein, wenn man doch weiter von einer Vereinnahmung der geistlichen Gegenposition reden möchte, dass diese selbst schon einen unmittelbaren positiven Effekt für den Berner Herrschaftsverband darstellte. Die Attribution des Mönchs ist nicht mit einem Geltungs- oder Legitimitätstransfer für die Gemeinschaft der Krieger verbunden. Andererseits kodiert Ilsans Innehaben der ordnungsstiftenden Funktion im Kloster noch nicht automatisch einen Sieg über die monastische Ordnung. Was unser Text vielmehr vorführt, ist eine Konkurrenz zwischen Kloster und Hof, die die Welt des *Rosengarten A* aushalten muss, und die ausgehalten werden kann, weil Arrangements möglich werden. Berner Hof und Kloster können die aus der räumlichen Annäherung erwachsende Konkurrenz ihrer Geltungsansprüche suspendieren, indem sie die Gewalt auf ein Drittes ablenken.

Der *Rosengarten A* überträgt nicht, wie Müller das für das *Nibelungenlied* zu zeigen hofft, die Funktionen des Klerus auf weltliche Figuren. Zwar konkurrieren im *Rosengarten A* der Kriegeradel und die Partei einer möglichen Gegenposition, doch zeigt der Text, dass die relevante Grenze, die konstitutive axiologische Differenz der epischen Welt, gerade nicht zwischen Bern und Isenburg verläuft. Der Personenverband unter der Leitung Dietrichs wird in Worms den Sieg davontragen, nicht nur weil es ihm gelingt, andere Herrschaftsverbände einzubinden, sondern weil er auch die ‚geistliche Welt‘ am Kampf gegen Worms zu beteiligen weiß. Erst im Kontext eines solchen Vermögens, erst in der damit verbundenen partiellen Akzeptanz, die, wie man oben sehen konnte, durchaus Risiken für den Status der Kriergemeinschaft birgt, gibt es Ressentiments dem Klosterleben gegenüber. Und eine damit zusammenhängende Differenzierung ist letztlich nichts, in dem sich auf der Rezeptionsseite dann lediglich adlige Krieger verorten könnten. Die Ausstellung einer solchen Unterscheidung mag für die Weltdeutung wesentlich breiterer, vielleicht gar klerikaler Rezipientengruppen akzeptabel gewesen sein. Dass der *Rosengarten A* mit dem Kloster den Bereich der Kleriker zu einem Teil der epischen Welt macht, heißt bereits, seine Geltung anzuerkennen. Das kann man auch so verstehen: Der *Rosengarten A* erzählt eine vollständige Welt und ihre Differenziertheit gleich mit. Der Text erzählt von den einzelnen relativ autonomen Herrschaftsverbänden; er weiß sogar, wo die Welt der Monster liegt, nämlich im Außenbereich des gegebenen Weltaus-

⁶⁵ Angesprochen ist Ilsan selbst.

schnittes. Aber dieses Außen ist nicht der Feind und das ist auch nicht die Welt des Klosters im Innern. Der sitzt vielmehr in Worms.

Doch nicht genug damit, dass der *Rosengarten A* die Kleriker anerkennt. Im Sinne konventioneller mittelalterlicher *ordo*-Vorstellungen lässt der Text sogar den dritten Stand, wenn auch nur peripher, zu einem Element der epischen Welt werden. Auch im Sinne der Ständelehre ist der Text also um Vollständigkeit bemüht. Im Verlauf des Ritts nach Worms tauchen die Bauern am Wegesrand auf und es wird ausdrücklich gesagt, dass sich gegen diese die Gewaltfähigkeit unserer Ritter nicht richtet.⁶⁶ Das Verhalten der axiologisch positiv gesetzten Gruppe bestehend aus dem Berner Herrschaftsverband, Dietleib und Ilsan den Bauern gegenüber ist ein friedvolles. Auch diese Differenz stiftet nicht den zentralen Konflikt des Textes:

Dô riten gein dem Rine die sehzec tûsent man.
 sie sâhen mangene bûren neben in ze acker gân.
 dirre herren site was guot und wol geriht:
 keine armen manne nâmen sie des sînen niht. (R_A 165₁₋₄)

Wie aber soll man zuletzt und bei so offensichtlichen Ähnlichkeiten das Verhältnis zwischen *Nibelungenlied* und *Rosengarten* sinnvoll konzeptualisieren? Soll man hier im Bereich der Sinnstiftung eine enge Bezogenheit voraussetzen?

Ich denke nicht, dass das sinnvoll ist. Besser lässt sich der kommunikative Erfolg beider Texte darüber erklären, dass in ihnen dieselben Regeln des Sozialen die epische Welt konstituieren. Dann kann man sagen, dass *Nibelungenlied* und *Rosengarten A* dasselbe Normensystem exponieren, nur eben mit dem Unterschied, dass die Relevanz der Regeln einmal dadurch vorgeführt wird, dass ihre Missachtung die entfaltete epische Welt zerstört, während im anderen Text die Durchsetzung und Verstetigung ihrer Geltung die grenzenlose Ausbreitung der Gewalt verhindert. Ein adäquates Verständnis jener Sinnstiftungspotenziale, die dem *Rosengarten A* aus seiner Bezogenheit auf das *Nibelungenlied* insgesamt erwachsen, hätte man dann zumindest als eine dreistellige Relation zu konzipieren. Nicht nur wäre eine sinnstiftende, intertextuelle Relation als kommunikativ wirksam anzusetzen, sondern eine weitere, die sich aus der Bezogenheit auf ein beiden Texten gemeinsames Regelsystem ergibt. Ein einseitiges Insistieren auf die Differenzen der Texte jedenfalls läuft Ge-

⁶⁶ Vgl. zur Stelle auch die Bemerkung bei Johannes Rettelbach: Semantik des Kämpfens: „Dieser Hinweis auf rechtes Verhalten auf dem Kriegszug hat keinerlei Bezug zum Kern des Geschehens. Darum wird durch ihn umso deutlicher, daß offenbar dem Autor viel an dem Umfeld des Kämpfens lag. Nicht der Kampfschilderung gilt sein vornehmliches Interesse, sondern dem rechten, ja rechtlich korrekten Verhalten in Fehde und Frieden“ (ebd. S. 102).

fahr, die Komplexität der historischen Modi der Sinnstiftung zu unterschätzen.

7.2.2 Differenzen im Begehren

Doch kehren wir noch einmal zurück zum Konflikt zwischen Hildebrand und Ilsan. Letzterer, so hatte ich gesagt, deutet, nachdem er den Bruder erkannt hat, die Anwesenheit der Berner vor dem Kloster als Strafexpedition, unterstellt Hildebrand, mit ihm um die Position des lokalen Normengaranten zu konkurrieren. Sollten die Mönche etwas verbochen haben, so die Paraphrase, dann wäre er, Ilsan, jedenfalls Manns genug, notwenige Sanktionen selbst vorzunehmen und d. h. Ordnung zu restituieren.

Noch mit dieser zweiten Situationsdeutung droht der Ausbruch statusmindernder Gewalt im Bruderkampf. Jetzt erst kommt Hildebrand überhaupt dazu, von Kriemhilds Herausforderung zu berichten, teilt er Ilsan den Grund für die Anwesenheit der Berner mit (vgl. RA 147₄-152₄). Im Zusammenhang seines Berichts nennt Hildebrand dem Bruder vier Arten der Belohnung, die ihm aus der Teilnahme an der Fahrt erwachsen könnten, unterstellt damit zugleich vier mögliche Begehren, die das Gewalthandeln des Mönches motivieren sollten. Ilsan könne, so Hildebrand, die Huld Dietrichs gewinnen (vgl. RA 151₃), oder „*beidiu silber unde golt*“ (RA 151₄), auch ewiger Sagenruhm steht in Aussicht:

„[...]
 Wær ez daz uns gelünge, hernâch über tûsent jâr
 man von uns seite und sünge, daz sage ich dir vürwâr.
 wilt du doch niht strîten, vil lieber bruoder mîn,
 sô rît durch mînen willen doch mit uns an den Rîn.“ (RA 152₁₋₄)

Doch nicht einmal die Bitte um Beistand im Rahmen des verwandtschaftlichen Verhältnisses (vgl. RA 152₄), die vierte Option, kann den Mönch ködern. Auch im Falle Ilsans orientiert sich das Begehren des Einzelnen immer an den Bedürfnissen jenes Personenverbandes, dem er angehört. Und so will Ilsan die Erlaubnis seines Abtes einholen; der müsse entscheiden, ob die Fahrt im Interesse des Klosters sei (vgl. RA 153₁₋₄).

Und so wenden sich Dietrich und Dietleib nebst Berner Gefolgschaft an das Oberhaupt der Bruderschaft. Die Ritter bitten um den Mönch, was der Abt naturgemäß und im Verweis auf die ständische Ordnung ablehnen muss:

Dô sprach der abbet: „herre, ez enist niht unser reht,
 daz wir iht sûln vehten. wir sîn gotes kneht.
 wir sûln tac unde naht ze dienste sîn bereit
 dem gote, der uns geschaffen hât. der mûnech sî iu verseit.“ (RA 156₁₋₄)

Ilsan ist über seine Position im Ordo auf eine bestimmte Rolle festgelegt und die lässt sich schwer in Einklang bringen mit dem Kampf in Worms. Interessant ist nun jene Argumentation, mit der unser Mönch im Anschluss an diese Feststellung trotzdem einen positiven Effekt seiner Fahrt für das Kloster behauptet. Wenn man ihn nämlich nicht reiten lasse, und den Wormsern würde etwas im Kampf zustoßen, das er, Ilsan, verhindert haben könnte, dann müssten das die Brüder im Kloster entgelten (vgl. RA 157₁₋₄). Der Abt hat hier die Wahl: Entweder die Gewalt wird in Isenburg oder in Worms ausgeübt. Eine Option, die etwa darin bestünde, dass Ilsan keine Gewalt ausübt, gerät hingegen nicht in den Blick.

Einzig die Verschiebung der Gewalt nach Worms scheint dem Mönch eine ‚sinnvolle‘ Option zu sein. Doch hat Ilsan damit noch nicht das letzte Wort in Isenburg. Noch auch gibt es kein Motiv für eine solche Fokussierung der Gewalt, die dann eine klösterliche Alternative zu den Vorschlägen Hildebrands darstellte. Hier ist der Abt gefragt und der kennt tatsächlich etwas, durch das die Fahrt nach Worms dem Kloster dienlich werden kann. Er formuliert das folgende Tauschgeschäft:

Dô sprach der abbet *schiere*: „vil lieber bruoder mîn,
welt ir mir dannen bringen ein rôsenkrenzeln,
die wile wellen wir bûezen, sît ir gerne rîtet dar.“
des begunden lachen die herren alle gar. (RA 158₁₋₄)

Das Ziel von Ilsans Fahrt, so könnte man das im Kontext der Frage formulieren, was denn eigentlich das Kloster davon haben kann, dass der Mönch nach Worms reitet, ist die Stimulierung von Buße.⁶⁷ Und das ist aus der Sicht des Abtes mit Sicherheit keine schlechte Lösung. Zugleich wäre damit das Verhältnis zwischen Ilsan und dem Kloster vereindeutigt im Sinne der gängigen arbeitsteiligen Trennung der Stände: Ilsan fungierte als gewaltfähige, ordnungsstiftende Instanz; er wäre mit dem Verlassen des Klosters wieder zu einem Ritter geworden, eine weltliche Figur. Soweit, so gut. Die Frage, die sich hier dann aber aufdrängt, ist die, was der Abt mit dem symbolischen Kampfpfeis will. Was soll hier der Wunsch nach einem Rosenkranz? Und weiter: Was gibt es da für die Berner eigentlich zu lachen?

Im Bildfeld von ‚Rosenkranz‘, zumal im erzählerischen Kontext von monastischer Ordnung, ist die Dornenkrone natürlich immer sofort präsent.⁶⁸ Man hat denn auch nicht gezögert, in der Ausfahrt Ilsans die Stili-

⁶⁷ Ich greife damit dankbar einen Gedanken Stephan Müllers auf.

⁶⁸ Ein anderes sich aufdrängendes Motiv in diesen Zusammenhängen mag die gleichnamige Gebetskette sein. Vor allem aber, weil man bis ins 15. Jahrhundert hinein in heilsgeschichtlichen Darstellungen fast nur Gebetsschnüre – selten Ketten oder Kränze – sieht, scheint ein solcher Assoziationszusammenhang hier nicht unmittelbar naheliegend. Vgl. Gertrud

sierung des Aufbruchs zu einer Kreuzfahrt mit dem Ziel des Erwerbs einer Reliquie zu sehen.⁶⁹ Diese gegenständliche Deutung der geflochtenen Blumen liegt dabei auch insofern nahe, als der Text eine solche Auslegung an späterer Stelle tatsächlich ins Bild setzt: Nach dem Kampf in Worms und anlässlich seiner Rückkehr ins Kloster wird Ilse die Häupter seiner Klosterbrüder mit den errungenen Rosen bekränzen. Am Schluss des *Rosengarten A* fungieren die Blumengebinde Kriemhilds dann tatsächlich als Dornenkronen.

Doch, so möchte ich hier argumentieren, kann von einer solchen finalen Semantisierung des symbolischen Frauenpreises durch den Text nicht sogleich auf die den Abt bestimmenden Motive rückgeschlossen werden: Was der Abt im Rosenkranz begehrt, muss nicht dasselbe sein, wie jenes, das Ilse am Ende mit den Rosenkränzen ins Kloster zurück trägt. Dass der Text immer wieder verschiedene Alternativen bereithält, das Gewalt-handeln der Figuren zu legitimieren, war zuletzt an jenen vier Angeboten zu sehen gewesen, die Hildebrand Ilse vorgegeben hatte, und von denen letztlich keines seine Fahrt nach Worms motivieren konnte.

Vergleichbares gilt in Bezug auf die Rosenkränze, die Kriemhild zu verteilen hat, wobei Alternativen hier die verschiedenen Semantiken des überkodierten Gegenstandes darstellen. Der Kranz fungiert im Text letztlich als eine Leerstelle, das symbolische Kapital überhaupt, er ist im *Rosengarten A* das Begehrte selbst, ein *MacGuffin* im Sinne Hitchcocks. Er kann deshalb aus ganz unterschiedlichen Gründen gewollt werden. Wie diese Leerstelle durch die einzelnen Figuren gefüllt wird, ist primär bestimmt durch ihren sozialen Ort in der epischen Welt. Und insofern mag der Wunsch des Abtes nach einer Reliquie naheliegend sein, doch gibt es Alternativen.

Immerhin, und das ist ein Aspekt, den ich hier stark machen möchte, bewegt man sich im Bildfeld von Rose und Kranz ja ganz klar auch immer schon im Bereich gängiger Liebes- und Sexualmetaphorik. Im *rôsenkrenzeln* scheint man die Virginitätsmetapher zumindest mitdenken zu müssen. ‚Kranz gewinnen‘ und ‚Kranz brechen‘ sind in sexualmetaphorischen Zusammenhängen der mittelhochdeutschen Literatur ausreichend belegt. Verbreitet ist eine solche Bildlichkeit naturgemäß in der Minnelyrik.⁷⁰ Es

Schiller: Ikonographie der christlichen Kunst, Band 4,2: Maria, Gütersloh 1980, S. 199-205; zudem die Artikel von Andreas Heinz zum Rosenkranz in *Marienlexikon* bzw. *Theologischer Realenzyklopädie*.

⁶⁹ So Ingrid Bennewitz: Kriemhild im Rosengarten. Erzählstrukturen und Rollenkonstellationen im ‚Großen Rosengarten‘ in: Heldendichtung in Österreich – Österreich in der Heldendichtung (5. Pöchelarn Heldenliedgespräch), hrsg. v. Klaus Zatloukal, Wien 1999, S. 39-60, hier S. 59.

⁷⁰ Umfangreiche Belegstellen aus dem Bereich der Lyrik bietet Stefan Zeyen: ...daz tet der liebe dorn. Erotische Metaphorik in der deutschsprachigen Lyrik des 12.-14. Jahrhunderts,

gibt allerdings keine Gründe vorauszusetzen, dass Gebrauch und Erwartbarkeit einer solchen Metapher auf dieses Textfeld beschränkt sind.

Dass die Verbindung von Sexualität und Klerikalem historisch kein literarisches Tabu darstellt, davon wiederum legt die mittelhochdeutsche Schwank- und Mären-Dichtung beredtes Zeugnis ab. Trieb und Lust im Kontext des Klerikalen ist dort ein nimmer versiegender Quell des Erzählens. Und auch wenn sich mittelhochdeutsche heldenepische Texte, zumindest im Vergleich zu diesen Textsorten, was die Darstellung und Thematisierung von Sexualität betrifft, weitgehend zurückhalten – so etwas steht dort normalerweise nicht im Zentrum –, so wird es doch auch nicht kategorisch ausgeschlossen, wie die Brautnächte des *Nibelungenlieds*, bestimmte Episoden in den *Wolfdietrich*-Dichtungen oder das Ende der *Virginal* im Dresdner Heldenbuch belegen. Auch für den *Rosengarten A*, so zeigt es das Angebot der Geisel an Wolfhart, liegt das Blumenbrechen keineswegs außerhalb des Anspielungshorizontes.

Was man dem Abt also einmal versuchsweise unterstellen darf, ist eine Dekodierung des von Kriemhild offerierten symbolischen Preises, durch die sich an die Kranzforderung die Hoffnung auf Stillung eines libidinösen Begehrens knüpft. Man darf einmal unterstellen, dass der Mönch, wie Dietrich vor ihm, Kuss und Kranz als Lohn einer erfolgreichen Brautwerbung auffasst. Freilich gibt es einen signifikanten Unterschied, wenn Dietrich darin nichts Begehrtestwertes zu erblicken vermag. Liest man die Stelle in diesem Sinne, dann erwartet der Abt von Ilsan den Rosenkranz Kriemhilds, erwartet er die Attribution ihrer Jungfräulichkeit. Das ‚Habenwollen‘ des Rosenkranzes durch den Abt kann im *Rosengarten A* als Ausdruck eines Begehrens verstanden werden, das letztlich auf die Jungfrau gerichtet ist: Da gibt es hier dann tatsächlich ordentlich was zu büßen.⁷¹

Essen 1996. Vgl. hier vor allem die ersten beiden Bildfelder ‚Blumen brechen‘ und ‚Kranz‘ (S. 31–48). Zur Metapher des Blumenkranzes vgl. auch Belegstellen und Argumentation bei Peter Wapnewski: Walthers Lied von der Traumliebe (L 74, 20) und die deutschsprachige Pastourelle, in: Euphorion 51, 1957, S. 113–150. Unter konzeptuellen Gesichtspunkten vgl. zum erotischen Sprechen in mittelalterlicher Literatur Wolf-Dieter Stempel: Mittelalterliche Obszönität als literaturästhetisches Problem, in: Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen (Poetik und Hermeneutik III), hrsg. v. Hans Robert Jauf, München 1968, S. 187–205.

⁷¹ Natürlich haben wir keinen Zugriff auf den psychischen Haushalt der historischen Rezipienten des *Rosengarten A*. Offenbar aber, das zeigt sich in der mittelhochdeutschen epischen Literatur ganz deutlich, spielte Jungfräulichkeit hier eine andere Rolle als im Mitteleuropa des beginnenden 21. Jahrhunderts. Jungfräulichkeit haftet im Mittelalter, so jedenfalls vermitteln es viele Texte, etwas Magisches an. Vgl. zum Versuch einer systematischen Aufarbeitung der Jungfräulichkeitsthematik in legendarischer und höfischer Literatur (unter Ausklammerung mariologischer Aspekte) Maria E. Müller: Jungfräulichkeit in Versen des 12. und 13. Jahrhunderts, München 1995.

Freilich: Die Rede des Abtes steht verschiedenen Deutungen offen. Wo ein Rosenkranz, wie in der Welt des *Rosengarten A*, nur mehr oder weniger noch das Abstraktum des Begehrten an sich bezeichnet, ist er frei auch für ambivalente Kodierungen. Mehrdeutiges Sprechen ermöglicht die Einhaltung darstellerischer Tabus, man bewegt sich mit ihm im Bereich dessen, was schicklicher Weise gesagt werden kann.⁷² Allenfalls aus dem Kontext solchen Sprechens lässt sich auf die tabuisierten semantische Gehalte schließen. Die Reaktionen der Adressaten im Zusammenhang mit anderen Kontextualisierungen können markieren, als was zumindest in der epischen Welt die Äußerung verstanden wird. Natürlich wäre es vorstellbar, dass einzelne Figuren die Rede des Abtes einsinnig auslegten, und dies dann vor allem auch öffentlich artikulierten. Dann jedoch bestünde die Gefahr, dass man ihnen, nicht dem Urheber der Äußerung, Nähe zum Verbotenen zuschriebe. Der Verwender ‚zweideutiger‘ Rede kann semantische Vereindeutigungen mit relativ hohen Erfolgsaussichten dementieren: Es ist ja gerade der Witz am mehrdeutigen Sprechen, dass es sich immer die Option offen hält, die Positionen seiner verbalen Vereindeutigungen zu diskreditieren. Zweideutigkeiten sind selten wirklich zweideutig,⁷³ nur lässt sich ihre Eindeutigkeit oft nicht verbalisieren, ohne dass einem Interpreten Distanzverlust dem Normenbruch gegenüber angekreidet würde.

Das vielleicht stärkste Indiz, das in diese Richtung weist, ist das oben bereits angesprochene Lachen der *herren* (R_A 158₄) angesichts des Vor-

Wenn ich hier von einem libidinösen Begehren des Abtes spreche, so also ganz unterminologisch und ohne dass damit schon eine Historisierung solchen Begehrens auch nur als möglich angezeigt sein soll. Psychoanalytisch orientierte Interpretationen mittelhochdeutscher Texte, wie sie eine Zeit lang Konjunktur hatten, sind bis heute umstritten. Der schlagendste Einwand gegen eine oft unreflektierte Übernahme des tiefenpsychologischen Begriffsinventars scheint mir dessen Rückgebundenheit an einen spezifischen gesellschaftlichen Kontext zu sein, den man vielleicht pauschal mit dem Begriff der ‚Bürgerlichen Gesellschaft der vorletzten Jahrhundertwende‘ umreißen kann. Es haftet deshalb der Anwendung eines solchen Apparates in der Interpretation mittelalterlicher Texte der Beigeschmack einer gewissen Inadäquatheit bezüglich des Gegenstandes der Interpretation an, insofern er sich einer Historisierung seiner Basiskategorien zu entziehen scheint.

⁷² Vgl. so auch Wolf-Dieter Stempel: Mittelalterliche Obszönität als literaturästhetisches Problem: „Die Verwendung obszöner Metaphern ist wohl das interessanteste und bekannteste [...] Verfahren [...]. Wenn wir es zu allen Zeiten in der Literatur vorfinden, so sicherlich zu einem guten Teil deshalb, weil es nach außen hin die Beachtung des terminologischen Tabu gestattet (und gleichzeitig die Möglichkeit bietet, es inhaltlich zu überspielen). Der wegen seiner Zweideutigkeiten kritisierte Autor kann deshalb immer unschuldsvoll auf die Harmlosigkeit des von ihm gebrauchten Wortmaterials verweisen“ (ebd. S. 204). Und was für den Autor gilt, kann natürlich für eine Figur des Textes genauso gelten: Auch in der epischen Welt orientiert man sich an Normen des Sprechens.

⁷³ So Wolf-Dieter Stempel: Mittelalterliche Obszönität, S. 204, der sich wiederum auf Friedrich Schlegel beruft.

schlags des Abtes und die damit einhergehende Distanzierung des axiologisch positiv gesetzten Personenverbandes.⁷⁴ Die vorgeschlagene Lösung nötigt zu distanzierender Entlastung und kommunikativer Verständigung, die hier nicht primär auf eine Entkopplung der Rezipienten- von der Handlungsebene zielt, sondern eine Distanzierung der Berner Helden vom Abt des Klosters und dessen Vorschlag darstellt: Dass Ilsan seinem Abt einen Rosenkranz mitbringen soll, kann der vom adlig-höfischen Normenhorizont aus gesehen schlicht nicht *ernst meinen*⁷⁵ – aber natürlich muss man auf seine Bedingungen eingehen, will man das Projekt im Ganzen nicht gefährden.

Der Kampfpfeis von Kuss und Rosenkranz steht für das in der Welt des *Rosengarten A* akkumulierbare symbolische Kapital. Mit dieser generalisierten Einheitswährung kauft man in Bern und Steier etwas anderes als zum Beispiel in Isenburg. Dass man sich überall in der durch den Text entworfenen Welt darauf einigt, Rosenkränze erringen zu wollen, ohne dass die jeweils motivierenden Semantiken miteinander in Konflikt geraten, zeigt, wie brückenschlagend das Symbol wirkt. Es gehört zu den narratologisch interessantesten Aspekten des Textes, dass sich die Gemeinschaft jener Helden, die nach Worms ziehen, primär darüber konstituiert, dass in ihr jedem die Form von symbolischem Kapital zu akkumulieren möglich ist, die seiner Stellung in der epischen Welt entspricht.⁷⁶ Die Ein-

⁷⁴ Kollektives, distanzierendes Lachen von Figuren gibt es, wenn ich nichts übersehen habe, nur ein weiteres Mal im *Rosengarten A* und es tritt dann bezeichnenderweise wiederum im Zusammenhang mit dem gewaltfähigen Mönch auf. Ilsan betritt den Rosengarten und er hat dabei die Kutte über sein Kampfgegend gezogen. Schon sein Aussehen weist ihn als den Grenzgänger aus, der er ist: *er zôch eine kutten über sîn stehelîn gewant, | den schilt nam er zem arme, den helm er ûf gebant. | Der mûnech vil kûrlîche durch die rôsen wuot, | des begunde lachen vil manegiu vrouwe guot. | dô sprach diu kûneginne: „ir môhtet [lieber] ze kôre gân | und hûlfet messe singen, daz stüende iu vil baz an“* (R_A 249₃-250₄). Im Übrigen handelt es sich hier um eine der raren Stellen, an denen auch einmal das textinterne Publikum als Inventar der epischen Welt sichtbar wird. Und es taucht solche Öffentlichkeit auch nur deshalb auf, damit es überhaupt eine Distanzierung in der epischen Welt geben kann.

⁷⁵ Anders Meinolf Schumacher: Der Mönch, der im Lachen hier ein Verlachen der ängstlichen Klosterinsassen durch die Helden sieht.

⁷⁶ Eine weitere Figur gerät hier in den Fokus: Witege, der sich selbst einmal als „*ellende*“ (R_A 228₂) bezeichnet, was man auf seinen Ort innerhalb der Sozialstruktur des Berner Herrschaftsverbandes zu beziehen hat (vgl. R_A 228_{2,4}), will vom Zweikampf zurücktreten: Als Hildebrand den Recken aufruft, der im *Rosengarten A* immer schon assoziiert ist, verweigert Witege das Gewalthandeln. Und diese Weigerung hängt offenbar damit zusammen, dass er Ehre und Status nicht einfach über das Eingebundensein in den Berner Herrschaftsverband beziehen kann. Definieren Wulfhart und Hildebrand ihre Status über Teilhabe, so scheint Selbiges für den Fremden unmöglich. Auch kann Witege im Kampf nicht Ehre nach dem Vorbild Dietleibs akkumulieren. Anders als dem Steirischen Recken steht ihm ein Gegner gegenüber – *der rise Pûsolt* (R_A 197₄) –, mit dem ein höfischer Zweikampf und damit verbunden reziproke Statuszuweisung unmöglich ist. Deshalb verweigert der

heit der axiologisch positiven Gemeinschaft wird nicht in der Nivellierung gesellschaftlicher Differenzen erreicht, sondern darüber, dass, was zugleich und gemeinsam begehrt wird, für jeden etwas anderes sein darf.

7.2.3 Die Schändung der Königin und *Imitatio Christi* im Kloster Isenburg

Wenn er einen Rosenkranz erringt, werden die anderen Mönche Buße tun. Doch will sich Ilsan mit diesem Vorschlag des Abtes nicht ganz zufrieden geben: Da alle Mönche für seine Taten büßen, soll auch jeder einen Rosenkranz erhalten (vgl. R_A 160₃-162₂). Verbindliche Übereinkünfte bedürfen nach Ilsans Auffassung und in Analogie zum ‚Vertragsmuster‘ weltlicher Vasallität der individuellen Zustimmung jedes Einzelnen. Doch zeigt sich, nachdem alle Mönche auf dieses Geschäft eingegangen sind, wie nötig das Kloster der ordnenden Hand Ilsans bedarf:

Dô sie solten biten umb des müneches heil,
dô santen sie im vlüechen nâch ein michel teil.
sie bâten Crist von himel, daz wil ich iu sagen,
daz er niemer kâme wider, er wûrde tût geslagen. (R_A 164₁₋₄)

Reziprozität von Dienst wird von den Mönchen hintertrieben. Der Gewinn der Rosenkränze in Worms kann den Dienst an Gott und die Fürbitte für Ilsan nicht auf jene Art und Weise stimulieren, die der Abt damit verbunden hatte. Doch funktionieren die Rosenkränze im *Rosengarten A*, das war ja bereits angeklungen, trotzdem. Sie funktionieren allerdings nach

Held zunächst den Kampf. Es gibt für Witege keinen Grund, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Doch ist der Held im *Rosengarten A* letztlich mit dem recht weltlichen Versprechen eines Pferdes zu ködern: „daz guote ros Schemminc wirt dir undertân“ (R_A 236₄), so bietet Hildebrand an. Witege und Dietrich tauschen die Pferde. Das ist vielleicht auch eine ätiologisch ausgerichtete Stelle, insofern sie die Kämpfer mit bestimmten Pferden in Verbindung bringt. Wichtiger aber scheint mir, dass sich in den verschiedenen Formen der Gratifikation die Stille unterschiedlicher Begehren äußert. Mit der Möglichkeit, dieses Pferd zu gewinnen, ist offenbar ein Motiv gegeben, das spezifisch auf den sozialen Ort der Figur in der epischen Welt zugeschnitten ist. Denn Witege nimmt an, nachdem er zuvor noch ein ihm nicht adäquates Angebot, nämlich das „herzoctuom [...] Österdingen“ (R_A 234_{3f}) ausgeschlagen hatte. Dabei gibt der Text keine Hinweise darauf, dass der Pferdehandel ein ehrenrühriges Geschäft wäre. Der Kampf im *Rosengarten* hält für die Figuren eine ganze Reihe von Belohnungen bereit, doch hierarchisiert er diese nicht untereinander. Vielmehr verfährt der Text auch in diesem Bereich summarisch, bietet er in den Entschädigungen Identifikationsmöglichkeiten für unterschiedliche Kommunikationsgemeinschaften und / oder heterogenes Publikum. Weil Witeges Status von dem des Berner Herrschaftsverbandes abgekoppelt ist, darf der Held etwas anderes begehren, für das es sich zu kämpfen lohnt und das seinen Status demonstriert. Anders ist das beim Berner: Mit Pferden oder wahlweise königlichen Jungfrauen vermag man einen Dietrich im *Rosengarten A* nicht zu locken.

einer anderen Logik. Nachdem Ilsan in Kriemhilds Rosengarten Kränze für seine Brüder erfochten hat, bringt er diese zurück ins Kloster und jetzt kann man sehen, was Ilsan unter *Imitatio Christi* versteht, kann man sehen, wie gottgefälliges Leben im Kloster Isenburg aussieht:

Dô hiez er [Ilsan, K.M.] die müneche alle vür sich gân:
 „ich bringe diu rôsenkrenzelîn, als ich gelobet hân.“
 ûf satzte er ie dem bruoder ein rôsenkrenzelîn:
 dô dructe er's mit den vingern in diu haupt hinîn,
 Daz in'z bluot beidenthalben über die ôren ran.
 er sprach: „diu rôsenkrenzelîn kâmen mich niht umb sus an.
 næmet ir siu ân smerzen, diu rôsenkrenzelîn,
 des hêtet ir grôze sünde, vil lieben bruoder mîn.“ (R_A 387₁-388₄)

Mit der finalen Umdeutung des symbolischen Frauenpreises zur Dornenkrone im *Rosengarten A* wird gottgefälliges Leben nachgeholt, wird die Ordnung des Klosters restituiert. Und das ist letztlich ein Effekt der Gewaltfähigkeit Ilsans.

Anders wirkt, wenngleich auch hier ordnungsstiftend, die Gewalt des Mönchs in Worms. Ich habe in der Rede des Abtes eine sexualmetaphorische Kodierung des symbolischen Kampfpriests gesehen, die auf die Jungfräulichkeit der Wormser Königin zielt. Und von einer Schändung Kriemhilds wird im *Rosengarten A* dann tatsächlich erzählt. War die Züchtigung Kriemhilds durch Dietrich noch eine Bestrafung, bei der der Held nicht selbst Hand anlegen musste – Kriemhild schlägt sich selbst –, so vergeht sich unser Mönch tatsächlich an der Königin, zerstört er den adligen Körper der Jungfrau. Nachdem Ilsan in Kämpfen abseits des Hauptkonfliktes 52 Recken besiegt und damit jene Rosenkränze errungen hat (vgl. R_A 371₁-373₄), mit denen er in Isenburg seine Brüder bekränzen wird, besteht er auch auf den anderen Teil der ihm zustehenden Belohnung, er fordert auch die 52 Küsse von der Königstochter:

Er sprach: „zwei und vünfec küssen will ich von iu hân,
 ich spriche ez ûf mîne triuwe, ir werdet es niht erlân.“
 swenne si in solte küssen, den mûnech Ilsân,
 sô reip er sie sô harte, die kûnegîn wolgetân,
 Mit sîme langen barte, den der mûnech truoc,
 daz der kûneginne darnâch ran daz rôte bluot. (R_A 375₁-376₂)

Der symbolische Kampfpriest wird hier sinnfälliger Anlass zur Verletzung, ja Vernichtung des Körpers der jungfräulichen Königstochter.⁷⁷ Der Bart

⁷⁷ Nur hinweisen möchte ich darauf, dass das Bild der jungfräulichen Kriemhild auch unzweifelhaft mariologische Anklänge hat. Man könnte hier geradezu von einer ‚falschen Maria im Rosenhag‘ sprechen. Der Rosengarten in Worms symbolisierte dann als *bortus conclusus* die Jungfräulichkeit dieser falschen Maria. Und wenn es am Ende heißt: *keinen garten be-*

ist Zeichen und Träger von Kraft und Potenz. Der gewalttätige Mönch erfüllt mit ihm die Forderung des Abtes nach einem Rosenkranz. Hatte Dietrich das Interaktionsmuster der Brautwerbung von sich gewiesen, hatte Wolfhart das Angebot der Geisel abgelehnt, hatte er auf Hildebrands Rat hin selbst das Schlagen und damit die Berührung Kriemhilds unterlassen, hatte die Züchtigung der übermütigen Kriemhild durch den Berner Herrschaftsverband in der Person seines Repräsentanten die Form einer Autoaggression der Königstochter angenommen, so ist das Handeln des Mönches demgegenüber ganz auf Körperkontakt angelegt.⁷⁸ Zwischen der Königstochter und dem Mönch vollzieht sich Interaktion im Bereich einer physischen Unmittelbarkeit, die die Unterwerfung der Frau in der Verletzung ihrer körperlichen Integrität zum Gegenstand hat.

Hier kann man freilich einwenden, dass letztlich nicht zu beweisen ist, dass es sich bei der Gesichtszerstörung durch den Mönchsbarth, ein im Übrigen rein männliches ‚Körperteil‘, um eine symbolische Defloration handelt. Schließlich wird nicht erzählt, dass hier Figuren kopulieren oder dass eine Vergewaltigung stattfindet. Gegen ein mögliches positivistisches Insistieren auf das Belegbare möchte ich hier den erklärenden Mehrwert der Interpretation setzen. Ob es eine sexualisierte Ebene der Ilsa-Geschichte gibt oder ob es sie nicht gibt, ist keine ontologische Fragestellung, sondern wird auf der Ebene der explanatorischen Potenziale der Interpretation entschieden. Dass die Ilsa-Geschichte überhaupt etwas anderes bedeutet als das, was sie erzählt, ist an sich schon ein Gewinn: Unter dem Gesichtspunkt ihres Erklärungspotenzials jedenfalls kommt man, und vor allem wenn man sich anschaut, wie wenig ansonsten (s. o.) in Bezug auf die Mönchsgeschichte des *Rosengarten A* ‚auf dem Markt‘ ist, mit der vorliegenden Interpretation doch recht weit.

Dietrich und die Seinen konnten den Wormser Verband dominieren, haben die Herrschaft in Worms an sich gebracht. Dietleib hatte die Statusminderung im Modus adlig-höfischer Repräsentation abgewiesen und Dietrich was Gibeche als Erzieher versäumt hatte nachgeholt. Mit Ilsa, und das scheint mir eine der Pointen des Textes zu sein, entscheidet der Personenverband um Dietrich in gewisser Weise auch die Brautwerbungs-

gete mē Kriemhilt diu schoeene meit (R_A 380₄), dann ist auch auf dieser Ebene des Bildfeldes Anmaßung aus der Welt geschafft. Denn natürlich zählen Rosen zum metaphorischen Inventar sowohl der irdischen wie der himmlischen Minnedame. Auf mariologische Anspielungen im Bildfeld hat, wenn auch mit einer anderen axiologischen Besetzung der Kriemhild-Figur Ingrid Bennwitz: Kriemhild im Rosengarten, aufmerksam gemacht. Bennwitz sieht vor allem im *Rosengarten D* Versatzstücke literarischen Minne- und Marienkults in parodistischer Absicht verwendet.

⁷⁸ Das gilt genauso für den Umgang des Mönchs mit den Rosenkränzen im Kloster: Dass dort Blut fließt, verweist nicht nur auf den christologischen Hintergrund, sondern auch auf das Schicksal der Königin.

geschichte zu seinen Gunsten. Zwar verliebt er sich die Königstochter nicht ein, das ist von den axiologischen Setzungen her, mit Blick auf das *Nibelungenlied* und wegen des sozialen Ortes Ilsans ausgeschlossen. Doch ist es eben der Mönch, der Kriemhild besiegt.

Letztlich sind mit den Gewalttaten in Kriemhilds Garten jene zwei zentralen Fäden der Handlung zu einem Ende gekommen, die der Text schon ganz zu Anfang exponiert hatte: Brautwerbungsgeschichte und Konkurrenz der Herrschaftsverbände. Um in beiden Bereichen bestehen zu können, hatten die Berner auf einen Modus des Gewalthandelns vertraut, der gerade nicht den höfischen Interaktionsformen zuzurechnen ist. Und sie hatten, der Erfolg gibt ihnen Recht, damit richtig entschieden. Doch bedeutet das nicht, dass die Berner keine höfischen Ritter wären. Im Anschluss an die Heimkehr nach Worms veranstaltet Dietrich ein echtes Turnier, aus dem *manec ritter vrisc und hôchgemuot* (R_A 382₂) hervorgeht, bevor der Personenverband sich zerstreut. Damit ist nicht nur ein Kontrapunkt gesetzt zum degenerierten Turnier Kriemhilds, damit ist auch ein letztes Mal jene Norm des Gewalthandelns aufgerufen, die im *Rosengarten A* die allermeiste Zeit nicht handlungsleitend wird. Zuletzt ist Bern so selbst in den Zustand der Ordnung zurückgekehrt. Die illegitime Gewalt gegen die Boten und die zwischen den Mitgliedern des eigenen Herrschaftsverbandes ist durch die legitime Gewalt der höfischen Interaktion ersetzt. Nicht auf Leben und Tod kämpfen Ritter in Bern. Gewalt ist hier jetzt *kurzewîle* (R_A 381₂), ist adlig-ritterlicher Zeitvertreib.

8. Alternativen und paradigmatische Textkonstitution des *Rosengarten A*

Ein Ziel der letzten Interpretationen war es neben anderem, relevante Konstitutionsmodi des *Rosengarten A* herauszuarbeiten. Die Geschichtsebene hatte ich als primäres Identitätskriterium dieses schriftsprachlichen Artefaktes vorausgesetzt und sodann gefragt nach der Art und Weise, wie das auffällige Insistieren des Textes auf Formen, Transformationen, Orientierungen und Motivationen von Gewalt als Funktion seines Aufbaus zu verstehen sei.

Im Ergebnis lässt sich sagen, dass die Gewaltthematik die Geschichte des *Rosengarten A* auf ganz unterschiedlichen Ebenen konstituiert. Und sie tut dies dabei aufs Ganze gesehen in einem Bereich *mittlerer Distanz*: Weder die vollständige Identifikation mit der epischen Welt, noch eine Art und Weise des ihr Gegenüber-Stehens, das als Einnahme des Standpunktes eines unbeteiligten Beobachters verständlich wäre, trifft hier das durch den Text Entworfenen. Für den Bereich der Wissensniveaus bspw. lässt

sich ein Interferieren beschreiben, das als ein Noch-nicht jener Scheidung zwischen der epischen Welt und der der Rezeption begriffen werden kann, die für uns ‚normal‘ ist.

In anderer Hinsicht wiederum projiziert der *Rosengarten A* den Ort seiner Wahrnehmung als ein Oszillieren der Rezeption zwischen Nähe und Distanz der epischen Welt gegenüber. Hier hatte sich in der Argumentation vor allem das Erzählen in Alternativen des Handelns oder seiner Motive als ein Prinzip herausgeschält, von dem man beinahe schon sagen möchte, es falle mit dieser steten Bewegung zusammen: Auf allen Ebenen unseres Textes werden Optionen mitgeführt, die das, was der Fall ist, der Fall sein wird oder eben nicht ist oder nicht sein wird, als Ergebnisse von Selektionen markieren. Es liegt ein Moment der Destabilisierung in solchem Erzählen und es wirkt hier vielleicht prophylaktisch einem sich Vollständig-an-den-Text-ausliefern-Wollen entgegen.

Dieses Erzählen mag man dann bisweilen als Komik interpretieren können, die einen gewissen Grad des Involviertseins der Rezeption voraussetzt; in anderen Fällen scheint es dagegen Möglichkeiten selbstreflexiven Kommentierens zu eröffnen. Ein im engeren Sinne literarisch interessiertes Publikum, das den *Rosengarten A* vor dem Hintergrund eines konventionalisierten, literarischen Kodes des Gewalthandelns rezipierte, mochte sich vor allem von einem Konkurrenzverhältnis unseres Textes zum *Nibelungenlied* angesprochen fühlen. Unter Interaktionsbedingungen mochte dann selbst eine Rivalität von direkter Relevanz und Betroffenheit einerseits und literarischem Enthobensein andererseits als unterschiedlichen Deutungsoptionen für die Handlung des *Rosengarten A* diskutierbar gewesen sein.

Soweit zur Frage nach dem Entwurf der Rezeption, den der *Rosengarten A* im Kontext des Gewalthandelns zu bieten hat. Doch auf welche Art und Weise schließt Gewalt die Geschichte? Ich will an dieser Stelle die wichtigsten Ergebnisse noch einmal stichpunktartig zusammentragen.

Anfang und Ende: Der *Rosengarten A* als Geschichte ist auf der Ebene des Syntagmas begrenzt am Anfang durch eine Exposition, die unzweifelhaft auf gewaltförmige Interaktion als zentrales Interesse des Textes hindeutet. Der Wunsch Kriemhilds nach dem Vergleich der Drachentöter ist hier eine Setzung, in der letztlich die ganze Geschichte schon enthalten ist: Es ist aus dem Raum all dessen, was überhaupt erzählt werden kann, ein Quäntchen herausgebrochen und es ist so ein inhaltlicher Rahmen für das aktuelle Erzählen gesetzt. Der Text entfaltet diese Setzung im Sinne eines Potenzials in einer Handlung, und er ist zu Ende, wenn sich dieses Potenzial erschöpft hat. Am Ende des *Rosengarten A* ergeben sich keine weiteren Optionen des Erzählens, weil der ausgegrenzte Möglichkeitsraum ‚leer‘ ist.

Erzählen und Topologie: Natürlich ist die inhaltlich-thematische Rahmung durch die Exposition des Textes nicht vollständig. Denn nicht nur die Geschichte muss begrenzt werden, sondern auch die Art und Weise des Erzählens, wenn sich diesbezüglich nicht bereits alle Aspekte *von selbst* verstehen. In diesem Sinne hatte ich die Zusammenhänge um die Abwesenheit und eine sich daraus ergebende Notwendigkeit zur Suche nach Dietleib interpretiert. Dieser Held demonstriert seine Gewaltfähigkeit zunächst an einem Ort, an dem das aus der Sicht unseres Textes nicht produktiv ist. Der *Rosengarten A* schließt damit jene Alternative des Erzählens aus, die in den anderen in dieser Arbeit besprochenen Texten realisiert ist, in denen die Gegner des Berner Herrschaftsverbandes märchenhaft-anderweltliche Züge tragen. Das Besondere, und als solches markiert es der *Rosengarten A*, stellt im Korpus der Texte ein Gegner dar, der nicht bereits quasi-natürliche Zeichen seiner Defizite trägt.

Normativität und Topologie: Von der Interpretation des ersten Teils des *Eckenlieds E₂* in dieser Arbeit aus betrachtet ist zunächst nicht auffällig, dass der *Rosengarten A* verschiedene Modi legitimen und illegitimen Gewalthandelns thematisiert. Neu ist hingegen die Einsicht, dass diese Unterscheidung zusätzlich einen topologischen Index trägt. Gewalthandeln in Bern ist nicht an sich verboten, sondern es ist hier nur eine bestimmte Form der gewaltförmigen Interaktion erlaubt. Zugleich: Im Außen jener Räume, die der Text axiologisch positiv setzt, ist offenbar legitim, was daheim nicht geduldet werden darf.

Es ergibt sich damit für die vorliegende Arbeit die Notwendigkeit zu einer Revision dessen, was als relevantes Unterscheidungskriterium im Bereich der Axiologie des Gewalthandelns dienen kann. Im Zusammenhang der Interpretation des *Eckenlieds E₂* verlief diese Unterscheidung zwischen höfischem und unhöfischem Gewalthandeln. Differenziert hatte ich zwischen Interaktionen unter der Voraussetzung wechselseitiger Anerkennung und solchen, bei denen das nicht gegeben war. Eine Differenzierung, die die Verhältnisse im *Rosengarten A* besser zu fassen erlaubt, ist demgegenüber die zwischen sozial konstruktiver und sozial destruktiver Gewalt. Nicht ein abstraktes Normensystem, das lediglich auf bestimmte Interaktionsformen abhebt, hätte dann als Maßstab der Orientierung zu gelten, sondern der Erfolg des Handelns überhaupt. Und dieser Erfolg ist davon abhängig, dass man am rechten Ort die passende Form des Gewalthandelns wählt: Nicht immer und überall ist höfische Interaktion angebracht. Es ließe sich dafür dann der unter anderen Voraussetzungen

geprägte Begriff eines „pragmatischen Heldentum[s]“⁷⁹ gewinnbringend reanimieren.

Begehren und Topologie: Eine zentrale Position im Bereich der Modi zur Schließung der Geschichte nimmt im *Rosengarten A* jener symbolische Turnierpreis (Frauenpreis) ein, den Kriemhild den Helden der epischen Welt auslobt. Kranz und Kuss der Königin ziehen die Kämpfer der epischen Welt fast magisch an, wobei sich zeigen lässt, dass die Figuren in darin ganz Unterschiedliches erringen wollen. Der Preis insgesamt (und jeder seiner beiden Bestandteile allein) lässt sich als überkodierte Objekt verstehen, das von ganz unterschiedlichen Semantiken aus begehrenswert erscheint. Überraschend ist dabei vor allem die Koordinationsfähigkeit, die dieser Preis für den Text hat: Indem der Wunsch nach dem Gewinn des Objektes die Kämpfer dazu motiviert, in Kriemhilds Garten anzutreten, kanalisiert es eine destruktive Gewalt, die die gesamte Welt des *Rosengarten A* bedroht. Kuss und Kranz bündeln die Gewalt der Einzelnen, kehren dabei ihre axiologische Besetzung um und schließen die Handlung des *Rosengarten A* in der Fokussierung auf ein räumlich distanziertes Zentrum hin. Die *differenzielle Paradigmatik*, die ein solches Erzählen insgesamt charakterisiert, mag dabei die überraschendste Entdeckung des zurückliegenden Kapitels sein.

⁷⁹ Kurt Ruh: Verständnisperspektiven von Heldendichtung im Spätmittelalter und heute, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen, 1979, S. 15-31, ebd. S. 24 u. ö.

III. Aventiurehafte Dietrichepik als Korpus – Gewalt und Gratifikation

In den ersten beiden Kapiteln dieser Arbeit stand jeweils ein einzelner Text im Zentrum der interpretatorischen Bemühungen. Wurde das *Eckenlied E₂* vor allem als schriftsprachliche Äußerungshandlung ins Auge gefasst, so der *Rosengarten A* als Geschichte. Beide Interpretationen setzten dabei unterschiedliche Kriterien an für das, was ein Artefakt zu einem Text macht. Wenn das aber so ist, wenn hier also unterschiedliche Formen von Text nebeneinander stehen, heißt das in letzter Instanz nicht Äpfel mit Birnen zusammenzubringen?

Man mag indes der Zusammenordnung beider Textinterpretationen eine gewisse Berechtigung zugestehen und ich habe ja auch einiges getan, um Zusammengehörigkeit und Beziehbarkeit zu plausibilisieren. Es bleibt aber trotz möglicher Evidenz einer solchen Entscheidung begründungsbedürftig, warum diese beiden und einige andere Texte in dieser Arbeit zueinander gestellt werden, andere Texte dagegen außen vor bleiben. Der mögliche Hinweis auf die gemeinsame Gattungszugehörigkeit von *Eckenlied E₂* und *Rosengarten A* wäre hier zunächst nicht viel mehr als ein vorläufiger Notbehelf, insofern, was für solche Korpusbildung in Anschlag gebracht werden kann, nämlich die Beschreibung gemeinsamer Konstituenten von Texten, noch nicht geleistet ist. Dass eine solche Konzeption, die notwendig eine andere Ebene von Text fokussieren muss als die, die durch die obigen Identitätskriterien bezeichnet sind, sich weit von gängiger Gattungsklassifikation entfernen wird, mag man dem bisher Erarbeiteten bereits ablesen können. Zu wenig kompatibel scheint es mit jenen Voraussetzungen, von denen her die Einheit der literaturwissenschaftlichen Gattung *aventiurehafte Dietrichepik* üblicherweise gedacht wird. Es gibt also Klärungsbedarf. Dem will dieses Kapitel Rechnung tragen, wenn es das Korpus als einen narrativen Text liest.

Texttypologische Fragestellungen bilden aber nicht den einzigen und nicht einmal den wichtigsten Beweggrund, sich im Folgenden mit Möglichkeiten der Relationierung von schriftsprachlichen Artefakten auseinanderzusetzen. Von der Art und Weise, wie die einzelnen Texte des Korpus miteinander verknüpft sind und in welchem Verhältnis solche Verknüpfungen zu den Entwürfen ihrer Rezeption stehen, erhoffe ich mir

vielmehr Auskunft über Ursachen und Bedingungen ihrer Relevanz. In diesen Zusammenhängen werde ich dann jene Gratifikationspotenziale¹ herausarbeiten, die für den außerordentlich lang anhaltenden Erfolg der Texte verantwortlich gemacht werden können. Denn es ist letztlich gerade das spezifische Profil solcher Fähigkeiten, das es möglich macht, unsere Texte nicht nur im Sinne einer Gattung einander zuzuordnen, sondern einer solchen Zusammenordnung auch die Rückgebundenheit an ihre Rezeption zu sichern. Zunächst aber zu einer Kritik der ‚Lehrmeinung‘.

1. Gattungskonstitution und Textkomposition

Wenn man von *später mittelhochdeutscher Heldendichtung*, von *märchenhafter* oder *aventiurehafter Dietrichepik* spricht und damit jeweils ein bestimmtes Textkorpus bezeichnet, setzt man (implizit oder explizit) Regelsysteme voraus, die nach Maßgabe bestimmter Kriterien über die Zugehörigkeit eines gegebenen Textes zu ihnen entscheiden. Diese Regeln sind im Falle der drei genannten Kandidaten, die als Gattungen unsere Texte relationieren, auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt. Während die Bezeichnung *späte mittelhochdeutsche Heldendichtung* vor allem auf die literarhistorisch vermeintlich epigonale Stellung der Texte bezüglich einer alten, oralen und ehemals ehrenwerten Texttraditionen abzielt (im Begriff der *nachnibelungischen Heldendichtung* ist dieses Schema auf die schriftsprachliche heldenepische Tradition des deutschen Mittelalters übertragen), forcieren die beiden anderen Gattungsbegriffe den Bezug auf das, was die Texte erzählen. Spezifiziert ist dabei als zentrale Figur zunächst Dietrich von Bern: Es handelt sich eben um Dietrichepik.

Die Attribute in den beiden letzten Gattungsbezeichnungen rekurren auf Stereotypen der Geschichten. Während das heute selten ge-

¹ Der Begriff ‚Gratifikationspotenzial‘ mag einigermaßen gewöhnungsbedürftig sein. Worauf er in dieser Arbeit abhebt aber ist leicht erklärt. Dass die Texte *aventiurehafter Dietrichepik* der Gemeinschaft professioneller Leser nichts mehr zu sagen haben und sie zugleich historisch so außerordentlich große Erfolge verzeichnen konnten, dafür mag man eine ganze Reihe unterschiedlicher Erklärungen geben können. Um hier das Möglichkeitsspektrum nicht von vornherein künstlich einzuengen und um zugleich jenen Aporien zu entgehen, in die man fast zwangsläufig gerät, wenn man die Alterität historischer Erfahrungsvermögen in binären Oppositionen wie langweilig / spannend oder ästhetisch nicht ansprechend / ästhetisch ansprechend einzufangen versucht, verwende ich diesen relativ neutralen Begriff. Was wollte man damit ausdrücken, wenn man sagte, dass ein Text für mittelalterliche Rezipienten spannend war, wo wir Moderne vielleicht nur Langeweile empfinden? Gratifikationspotenziale sind dagegen im Text angelegte Möglichkeiten, die für die historischen Rezipienten aktualisierbar waren, während ein damit verbundener Gewinn an Relevanz dem modernen Rezipienten verwehrt bleiben kann.

brauchte *märchenhaft* über die Zugehörigkeit zum Korpus auf der Basis der Charakterisierung von Gegnern des Fürsten von Bern entscheidet, darüber, ob diese Figuren Bewohner einer Anderwelt sind – Zwergen, Riesen und Drachen – oder nicht, ist das Entscheidungskriterium, das mit *aventiurehaft* verbunden werden kann, komplexer strukturiert. Der Gattungsterminus *aventiurehafte Dietrichepek* im Sinne Joachim Heinzles, als heute gebräuchliche Bezeichnung für jenes Textkorpus, dem die in dieser Arbeit relevanten Texte zugeschlagen werden, rekuriert auf die strukturelle Anlage der einzelnen Geschichten, auf einen Plot, dessen Zentrum Dietrichs Abenteuer bildet: Dietrich von Bern muss ausreiten und eine oder mehrere Aventiuren bestehen. Dieses Thema finde sich, so Heinzle, vermittels bestimmter Algorithmen der Textproduktion in den einzelnen Geschichten narrativ entfaltet. Die Gesamtheit solcher Entfaltungen des einen Themas bilde dann das Korpus der Gattung. Ich möchte diese Gattungskonstitution, die sich als „rein empirisch begründet[]“² ausweist und damit gegenüber anderen Konzeptionen den Nimbus aufgeklärter Rationalität für sich zu beanspruchen sucht, im Folgenden in ihren Umrissen rekonstruieren, weil ein genuin produktionsästhetisches Modell, das hier wirksam ist, mir als Negativfolie für meine eigenen Bemühungen dienen kann.³

Die Gattungsbezeichnung *aventiurehafte Dietrichepek* benennt zuallererst eine Residualkategorie für sieben mittelhochdeutsche Dichtungen, die um die Figur Dietrichs von Bern kreisen: *Eckenlied*, *Goldemar*, *Laurin*, *Rosengarten*, *Sigenot*, *Virginal*, *Wunderer*. In diesen Texten organisiert sich das konstitutive Handlungsgeschehen nicht (und das schließt sie zunächst zusammen) wie in der *historischen Dietrichepek* um die sogenannte Fluchtsaga mit dem zentralen Motiv des Dietrichschen Exils.⁴ In

² Heinzle: Mittelhochdeutsche Dietrichepek, S. 11

³ Die Gattungskonstitution im Sinne Heinzles bestimmt heute weitflächig das disziplinäre Vorverständnis bezüglich der Texte aventiurehafter Dietrichepek. Diese Vororientierung vermag dabei, auf Wahrnehmung und Interpretation der Einzeltexte aventiurehafter Dietrichepek einen ganz außergewöhnlich starken normativen Zwang auszuüben. Im Durchgang durch die Sekundärliteratur kann man dessen fast überall habhaft werden. Auch wenn die infrage stehende Konzeption explizit behauptet, rein deskriptiven Charakters zu sein, täusche man sich nicht über die Folgelasten, die ein damit implizit verbundener Anspruch auf Objektivität für die Wahrnehmung der Einzeltexte innerhalb der Disziplin haben kann. Allein dieser Sachverhalt scheint mir ein neuerliches Aufrollen der Korpusfrage zu rechtfertigen. Man kann die nachfolgende Auseinandersetzung mit der Gattungskonstitution Heinzles aber auch als generelle Abrechnung mit produktionsästhetischen Korpusbildungen für den Bereich der mittelhochdeutschen Literatur lesen, für die Heinzle hier eben dann das Beispiel abgibt. Die meisten jener Argumente, die ich im Folgenden vorbringe, lassen sich leicht auch auf andere Gattungsbestimmungen übertragen.

⁴ Vgl. Heinzle: Einführung, S. 58 und Meyer: Verfügbarkeit, S. 185.

den historischen Dietrichen⁵ (*Dietrichs Flucht, Rabenschlacht, Alpharts Tod*) steht „die politisch-militärische Auseinandersetzung zwischen Dietrich und Ermenrich“⁶ im Mittelpunkt und man fasst diese Texte deshalb und aus Gründen, die für diese Arbeit keine Rolle spielen, gemeinhin als Ausläufer einer alten, heroischen Stofftradition auf. Diese Tradition geht zuletzt bis auf historisches Geschehen der Völkerwanderungszeit zurück, in dessen Zentrum der Ostgotenkönig Theoderich der Große stand, der dann wiederum in Dietrich von Bern weiterlebt.⁷

Anders die aventiurehafte Dietrichepik. Deren Texte sind offenbar, einzelne Motive ausgenommen, nicht an einen solchen Hintergrund zurückgebunden. Die schriftsprachlich überlieferten aventiurehaften Texte sind zum größten Teil erst Produkte des 13. Jahrhunderts, und was sie an Erzählsubstrat bieten und an die Figur des Berners heften, entstammt eben jenem Jahrhundert, ist seinen literarischen Konventionen verpflichtet. Zuletzt: Zu diesem auf der Ebene des erzählerischen Gehaltes gewonnenen Unterscheidungskriterium gesellt sich ein Überlieferungsgeschichtliches. Nie sind in den auf uns gekommenen Handschriften und Drucken Texte der historischen mit solchen der aventiurehaften Dietrichepik überliefert, wohingegen gemeinsame Tradierung innerhalb der beiden Gruppen die Regel ist.

Soviel zur äußeren Begrenzung der Gattung. Das interne Bezugssystem des Korpus beschreibt Heinzle über die Einheit eines Themas: „Dietrich von Bern hat ein gefährliches Abenteuer zu bestehen.“⁸ Gestaltet sei

⁵ Eine Mittelstellung zwischen historischer und aventiurehafter Dietrichepik nimmt der fragmentarisch überlieferte *Dietrich und Wenezelan* ein, der Elemente der historischen mit solchen der aventiurehaften Epik verbindet, vgl. Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 186, 191 und ders.: *Einführung*, S. 58. Von den in der obigen Aufzählung genannten Texten berücksichtigt diese Arbeit den *Goldemar* nicht, weil von ihm nur kleinste Fragmente überliefert sind, die eine Textinterpretation nicht ermöglichen. Des Weiteren bleibt der *Wunderer* unberücksichtigt, dem eben genau jene Momente fehlen, über die in diesem Kapitel die Texte des Korpus miteinander relationiert werden.

⁶ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 12.

⁷ Zum Zusammenhang von historischem Ereignis, Sage und mittelhochdeutscher historischer Dietrichepik vgl. Walter Haug: *Die historische Dietrichsage. Zum Problem der Literarisierung geschichtlicher Fakten*, in: *ZfdA*, 1971, S. 43-62; Edith Marold: *Wandel und Konstanz in der Darstellung der Figur des Dietrich von Bern*, in: *Heldensage und Heldenichtung im Germanischen*, hrsg. v. Heinrich Beck (*Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Band 2), Berlin / New York 1988, S. 149-182; Joachim Heinzle: *Was ist Heldensage?*, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft* 14, 2003 / 2004, S. 1-23. Ich gehe im Folgenden nicht auf die Gattungsdiskussion ein, wie sie sich aus der Perspektive der historischen Dietrichepik darstellt. Sie spielt für die Thematik der vorliegenden Arbeit keine Rolle. Einen weitgehend eigenständigen Ansatz gegenüber Zugängen, die lediglich die Frage nach der Form der Tradierung historischer Faktizität traktieren, bietet Hartmut Bleumer: *Narrative Interferenz*.

⁸ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 186.

es in der kompositorischen Verwendung typischer Erzählschemata: Die gattungskonstitutive Grundidee wird in epische Welt und Text umgesetzt, indem der Autor oder Dichter auf eines oder auf beide der für aventiurehafte Dietrichepik verfügbaren Handlungsschemata zurückgreift, die Heinzle *Befreiungsschema* und *Herausforderungsschema* nennt. Diese Schemata, die als wiederholbare narrative Muster die gattungsspezifische „Schema-Typik der aventiurehaften Texte“⁹ begründen, lassen sich als unterschiedliche Formen narrativer Motivierung des Handelns des Berners auffassen. Entweder begibt sich Dietrich in den Kampf, um zu helfen. Oder aber er ist ohne den Umweg über eine solche ethisch-moralische Imprägnierung (Caritas) direkt von einem oder mehreren Gegnern herausgefordert. So lässt sich zugleich das gesamte Textkorpus der Gattung in wenigen Worten beschreiben und dabei als Produkt kompositorischer Wahlen verstehen:

Jenes [das Befreiungsschema, K.M.] erscheint rein im ‚Goldemar‘ [...] und im ‚Wunderer‘, dieses [das Herausforderungsschema, K.M.] im ‚Sigenot‘, im ‚Eckenlied‘ und im ‚Rosengarten‘. Der ‚Sigenot‘ vertritt eine „aktive“ Variante: Dietrich sucht den Kampf; ‚Eckenlied‘ und ‚Rosengarten‘ vertreten eine „passive“ Variante: der Kampf wird an Dietrich herangetragen. ‚Laurin‘ und ‚Virginal‘ kombinieren das Befreiungsschema mit der aktiven Variante des Herausforderungsschemas.¹⁰

Und weil dieses Erzählen verschiedentlich Anleihen am klassischen Aventiureroman macht, weil die Produzenten aventiurehafter Dietrichepik in der Entfaltung des Themas auf einen Motivschatz zurückgreifen können, der sich aus narrativen Versatzstücken der höfischen Romanliteratur speist, deshalb nennt man unsere Texte eben aventiurehaft:¹¹ Sie sind dem Artus- oder Aventiureroman *ähnlich* und, so schließt man, also *verwandt*.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd. Zwei weitere Distinktionsmerkmale im Bereich der Gattungskonstitution seien der Vollständigkeit halber hier erwähnt: Aventiurehafte Dietrichepik hat mit dem Artusroman gemein und unterscheidet sich dadurch zugleich von der historischen Dietrichepik, dass ihre Texte auf ein Happy End hinauslaufen und nicht das vergebliche Siegen des ‚armen Dietrich‘ kennen. Ein weiteres Merkmal der Unterscheidung im Bereich der Dietrichepik stellt das Motiv der Zagheit Dietrichs dar, das den historischen Epen fehlt. Vgl. dazu Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 189, vgl. auch Jens Haustein: Die „zagheit“ Dietrichs von Bern, in: *Der unzeitgemäße Held in der Weltliteratur*, hrsg. v. Gerhard R. Kaiser, Heidelberg 1998, S. 47-62.

¹¹ Wobei in der Sekundärliteratur *in extenso* diskutiert wurde, wie der Zusammenhang zwischen Artusroman und aventiurehafter Dietrichepik zu konzipieren sei. Die heute gebräuchliche Bezeichnung *aventiurehafte Dietrichepik* beginnt sich sukzessive seit einer Arbeit Helmut de Boors zum *Rosengarten D* durchzusetzen, in der dieser zeigen wollte, dass dessen Bearbeiter „aus dem alten Gedicht vom Rosengarten eine Aventiuregeschichte im Zeitgeschmack zu machen“ (ders.: *Die literarische Stellung des Gedichtes vom Rosengarten in Worms*, in: ders., *Kleine Schriften II*, Berlin 1966, S. 229-245, S. 245) versucht habe. Bei Joachim Heinzle erfährt der Begriff ‚aventiurehaft‘ eine tendenzielle Neuakzentu-

Der Akt der *literaturwissenschaftlichen* Gattungskonstitution insgesamt stellt sich damit wie folgt dar: Im Zusammenhang einer vergleichenden Betrachtung von Texten, in denen Dietrich von Bern eine zentrale Rolle spielt, lässt sich eine Gruppe isolieren, die durch einen gemeinsamen Merkmalspool gekennzeichnet ist. Dieser Pool verweist auf einen gemeinsamen Ursprungsgrund im Thema, von dem die Texte abstammen. Eine literarische Öffentlichkeit ist an diesem Thema interessiert und dieses Interesse wird zum Impulsgeber für die Textproduktion:

Eine Dichtung erfreut sich der Gunst des Publikums. Man wünscht mehreres der gleichen Art, und die Poeten liefern Texte mit demselben Personal und ähnlichem Geschehen, die entweder lose und austauschbar nebeneinander stehen oder aufeinander bezogen sind etwa als Vor- und Nachgeschichte der Ereignisse der vorliegenden Texte, als Geschichte der Vor- und Nachfahren des oder der Helden.¹²

Das induktiv gewonnene Thema aventiurehafter Dietrichepik ist im Bereich der Heinzleschen Konzeption damit zu einem kompositorischen Imperativ geworden: Dietrich *soll* ein gefährliches Abenteuer bestehen. Die Modellierung textueller Gemeinsamkeiten hat damit zugleich den Status einer schematischen Abstraktion von Akten realhistorischer Kompositionsarbeit gewonnen.¹³

ierung insofern, als die Bedeutung des höfisch stilisierten Handlungskontextes zurücktritt. Vielmehr wird für Heinzles Modell der Texte wichtig, dass Artusroman und aventiurehafte Dietrichepik als narrative Typen ihrer Ähnlichkeit wegen in ein sinnstiftendes Konkurrenzverhältnis treten können, vgl. dazu Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 231-236. Damit ist dann der Fokus tendenziell stärker auf die Formen des Gewalthandelns in unseren Texten verschoben. Demgegenüber haben zuletzt Sonja Kerth und Elisabeth Lienert: *Nachbelungische Heldenepik: Forschungsstand und Forschungsaufgaben*, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft* 12, 2000, S. 107-122, angeregt, das Verhältnis zwischen den narrativen Typen einmal im Sinne einer „parodistischen Rückkopplung“ (ebd. S. 117) von Dietrichepik und Artusroman zu konzeptualisieren. Am konsequentesten hat vielleicht Matthias Meyer in „Die Verfügbarkeit der Fiktion“ und im Anschluss an Walter Haug und Joachim Heinzle die These ausgearbeitet, die aventiurehafte Dietrichepik sei ein Nachfolgeprodukt des höfischen Romans, ihre Doppelwegstruktur ein Verfallsprodukt desselben. Mit dem Begriff der „Gattungsmischung“ (ebd. S. 187) werden die Texte zwischen arthurischem Roman und heroischem Epos angesiedelt.

¹² Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 223.

¹³ Andere Stellen in Heinzles Arbeit erwecken hingegen den Eindruck, als sollte das hinter der Gattungsbestimmung stehende Modell eines Kompositionsvorgangs gerade nicht mit realhistorischen Kompositionsakten in Verbindung gebracht werden. Die gelegentliche Aufladung des Modells mit technischer Begrifflichkeit ändert hier aber nicht substantiell etwas. Wenn Heinzle im Kontext von Fragen nach der Korpusbeschreibung auf ein substantivierendes Vokabular zurückgreift – „Gestaltung“, „Durchführung“, „Einsetzen und Verwenden von Schemata“ (ebd. S. 185f.) –, und damit das handelnde Subjekt aus dem Kompositionsvorgang zu streichen meint, dann besitzt eine solches Verfahren doch eher kosmetischen Charakter. Selbst dann noch lebt ganz handfest das Modell eines schaffenden Autors im Hintergrund weiter, nur dass dieser auf der Darstellungsebene eben eine verbale Leerstelle darstellt.

Das wiederum hat Konsequenzen für den Wert dieser Konzeptualisierung. Denn man kann ja mit guten Gründen bestreiten, dass für das 13. Jahrhundert, und die Entstehung der meisten Dichtungen aventiurehafter Dietrichepik datiert die Literaturgeschichtsschreibung in dieses Jahrhundert, Mittler wie eine breite literarische Öffentlichkeit oder ein literarischer Markt überhaupt vorausgesetzt werden dürfen. Komposition im Sinne von schaffender Textproduktion ist nach allem was wir wissen in dieser Zeit und weit darüber hinaus ganz eminent Auftragsarbeit, ist eher an den lokalen Bedingungen der ökonomischen Ermöglichung, an spezifischen Funktionsanforderungen und vorfindlichen Machtkonstellationen orientiert denn an Bedürfnissen der *breiten Masse*.

Für die großepische höfische Dichtung lautet das Stichwort hier natürlich *Mäzenatentum*.¹⁴ Doch kann man wohl auch für die kleineren Dichtungen nicht schon immer automatisch die Gemeinschaft der Rezipienten als überregionale Kommunikationsgemeinschaft modellieren. Textproduktion antwortet, aber sie antwortet zunächst auf spezifische Fragen lokaler Kontexte. Dichtung antizipiert noch nicht mehr oder weniger vage die Bedürfnisse eines anonymisierten literarischen Marktes; das gilt noch nicht einmal für die Schriftproduktion.¹⁵

¹⁴ In der Einleitung zu seinem Buch hat Joachim Bumke: *Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150-1300*, München 1979, die Sachlage für den Bereich der höfischen Dichtung wie folgt illustriert: „Solange es keine Verlagswesen im modernen Sinne gegeben hat, keinen Büchermarkt, kein Urheberrecht und keine literarische Öffentlichkeit, waren die Dichter auf die Gunst von Mäzenen angewiesen. Alleine die Herstellungskosten für einen handgeschriebenen Pergamentkodex waren so hoch, daß sich nur die Reichsten und Mächtigsten solche Literatur leisten konnten. [...] Es ist daher nicht verwunderlich, daß der älteren Literatur vielfach ein panegyrischer Grundzug eignet. In den Preisstrophen der fahrenden Spruchdichter und in den Gönnernotizen der Epiker sind die Mäzene und Auftraggeber selber in die Dichtung eingegangen: geschriebene Gegenstücke zu den Stifterfiguren auf Kirchenfenstern, Miniaturen und Madonnenbildern“ (ebd. S. 9).

¹⁵ Vgl. Jan-Dirk Müller: *Medialität. Frühe Neuzeit und Medienwandel*, in: *Kulturwissenschaftliche Frühneuezeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik*; hrsg. v. Kathrin Stegbauer, Herfried Vögel, Michael Waltenberger, Berlin 2004, S. 49-70: „Im Mittelalter besteht eine relativ enge Verbindung zwischen dem Hersteller und dem Adressaten eines Schriftwerks: Man kennt sich. Häufig wird für den eigenen Gebrauch geschrieben, oder aber im persönlichen Auftrag des späteren Benutzers. Selbst wenn Diebold Luber, der Besitzer einer Schreibstube in Hagenau um die Mitte des 15. Jahrhunderts, schon auf Vorrat Texte abschreiben läßt, dann hat er immer einen bestimmten Abnehmer-Kreis – vor allem im südwestdeutschen Adel – im Auge, dem er sein Angebot machen kann und den er soweit kennt, daß er nicht fürchten muß, auf Halde zu arbeiten“ (ebd. S. 56). Die Verhältnisse ändern sich erst sukzessive mit der Durchsetzung des Buchdrucks. „Die Produktion erfolgt [...] bald nicht mehr nur für einen lokalen, das heißt überschaubaren und in gewissem Umfang kalkulierbaren Markt, sondern für ein diffuses Publikum, bei lateinischen Schriften sogar über die nationalsprachlichen Grenzen hinaus“ (ebd. S. 57).

Wenn man systematisch Insularität und Kontextgebundenheit von dichterischer Produktion und poetischer Kommunikation voraussetzen hat, dann stellen sich einige Fragen neu: Insofern die Komposition literarischer Texte auf lokale Bedürfnisse relativ kleinformatiger Kommunikationsgemeinschaften im Nahbereich antwortet, warum sind dann überhaupt einander so *ähnliche* Texte *überliefert*? Und warum gibt es sie als *wiederholt überlieferte* Texte?¹⁶ Beides, Mehrfachüberlieferung und Ähnlichkeit der Texte auf der einen und die Insularität und Kontextgebundenheit literarischer Produktion und Rezeption auf der anderen Seite, passen auf den ersten Blick nur schlecht zusammen. Hinzufügen möchte ich eine weitere Frage, die auf die Arte der Gegebenheit mittelalterlicher Literatur *für uns* abstellt. Diese Frage hat Joachim Bumke mit Blick auf die schriftsprachliche Überlieferung mittelhochdeutscher Texte formuliert:

Ist es Zufall, daß zwischen dem 9. Jahrhundert (Otfrid von Weissenburg) und dem 15. Jahrhundert (Michel Beheim) kein einziges Autograph eines deutschsprachigen Dichters erhalten zu sein scheint?¹⁷

Antworten auf eine solche Frage, die ja vielleicht auch nur eine rhetorisch gemeinte sein mag, müssen wohl immer spekulativ bleiben. Zu viele Unwägbarkeiten der Textüberlieferung und uns heute kaum noch in Umrissen kenntliche Formen des Zusammenhangs von Komposition und schriftsprachlicher Fixiertheit poetischer Artefakte decken den Mantel des Schweigens über das, was hier erfragt werden soll. Worauf die Frage aber die Aufmerksamkeit lenkt, ist für die in dieser Arbeit behandelten Zusammenhänge von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es ist der Umstand, dass die dem Literaturwissenschaftler zugänglichen Texte von den Bedingungen einer originären Komposition *immer schon* distanziert sind.¹⁸ Die auf uns gekommenen Texte sind primär keine Repräsentatio-

¹⁶ Der Argumentationszusammenhang, den ich im Folgenden zu entfalten suche, berührt sich nicht zufällig mit Überlegungen, die in Peter Strohschneider: *Situationen des Textes*, entwickelt sind.

¹⁷ Joachim Bumke: *Die vier Fassungen der »Nibelungenklage«. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert*, Berlin / New York 1996, S. 62.

¹⁸ Worauf ja Joachim Bumke immer wieder hinweist, vgl. ders.: *Autor und Werk. Beobachtungen und Überlegungen zur höfischen Epik* (ausgehend von der Donaueschinger Parzivalhandschrift G⁹), in: *Philologie als Textwissenschaft*, hrsg. v. Helmut Tervoorren und Horst Wenzel (ZfdPh Sonderheft 116), 1997, S. 87-114: „Die Wirklichkeit des höfischen Literaturbetriebs ist uns weitgehend verschlossen. Wir wissen nichts davon, wie die Autoren und Auftraggeber miteinander umgingen; wir kennen die gesellschaftliche Position der Dichter nicht; wir wissen nicht, wie und wo sie mit ihren schriftlichen Vorlagen bekannt wurden und unter welchen Bedingungen sie gearbeitet haben. [...] Wenn damit zu rechnen ist, daß bereits am Anfang der Überlieferung Teilveröffentlichungen, Mehrfachredaktionen, Autor- und Vortragfassungen standen, die nicht erhalten sind, muß auch die Frage nach dem originalen Wortlaut vielfach ohne Antwort bleiben. Die vorhandenen Hand-

nen solcher Zusammenhänge, denn uns liegen Schrifttexte vor, die nicht im Kontakt zu Instanzen eines ersten Ursprungs stehen. Der Dichter mag Schnittpunkt verschiedener Diskurse sein – der überlieferte Schrifttext hat von allen möglichen *spezifischen* Diskursgemengelagen, die mit ihm verbunden werden könnten, Abstand genommen.

Wenn aber eine solche Distanznahme, die Joachim Bumke im obigen Zitat mit Erstaunen zu diagnostizieren scheint, im Bereich der mittelhochdeutschen Literatur so global das Dasein aller Textkorpora charakterisiert, und wenn sie zugleich so außerordentlich vollständig ist, dass für uns über Jahrhunderte keine Ausnahme greifbar wird, dann darf man sich einmal fragen, wofür die überlieferten Schrifttexte als *Zeugen* überhaupt stehen können. Wenn sie nie auf ein Original verweisen als Ausdruck eines ursprünglichen schöpferischen Aktes, was beglaubigt ein solcher Schrifttext dann für uns? Die Antwort mag hier in ihrer vermeintlichen Dürftigkeit zunächst enttäuschen: Der überlieferte Schrifttext dokumentiert wiederholten kommunikativen Erfolg.

Wie weit man ein Urteil wie das obige auch für andere mittelhochdeutsche Textkorpora relativieren möchte, und wie gering man dann im Einzelfall die Distanz der Überlieferung zum kompositorischen Akt schätzt: Für die Texte, die im Zentrum dieser Arbeit stehen, käme heute niemand mehr auf die Idee, den Nachweis von Autornähe zu führen. Und was vielleicht noch wichtiger ist: Man kann für unser Korpus mit einiger Plausibilität voraussetzen, dass die überlieferten Schrifttexte auch für die historische Rezeption die Herkunft aus einem spezifischen Produktionskontext nicht verrieten. Scheint die höfische Romanliteratur die Bedingungen ihrer Produktion wenigstens in Ansätzen mitzuführen, behauptet sie dies zumindest implizit in der Inszenierung von Autorfiguren und Autorprofilen, so fehlt unseren Texten dieser Zug gänzlich. Der Rezipient eines höfischen Romans erhält zumindest in eingeschränktem Umfange die Möglichkeit, das Erzählen zu rekontextualisieren.¹⁹ Was unsere Texte kommunikativ erfolgreich machte, war dagegen offenbar nicht an Möglichkeiten zur Aktualisierung der historischen Position des Autors im Geflecht der Diskurse gebunden, die zugleich für die Vormoderne nicht schon über die Vermittlung durch eine breite literarische Öffentlichkeit verfügbar sind.

Die Schrifttexte repräsentieren kommunikativen Erfolg und nicht, dass sie diesen mit der Annahme des kommunikativen Angebots eines Autors hatten. Ob ein Dichter, was einen Text erfolgreich machte, in ihn

schriften bezeugen bereits eine Phase der Überlieferung, in der die Texte eine feste schriftliche Form erhalten haben“ (ebd. S. 112).

¹⁹ Zur Autornennung im *Goldemar* erst später in diesem Kapitel.

‚hineingelegt‘ hat oder nicht, können wir nicht wissen. Die generelle Insularität und Kontextgebundenheit der Produktion literarischer Texte steht dann zu den Sachverhalten von Mehrfachüberlieferung und einander ähnlichen Texten jedenfalls nicht länger in Widerspruch.²⁰ Denn der überlieferte Schrifttext ist keine Antwort des Dichters auf eine Frage bzw. seine Reaktion auf eine Forderung. Man muss den Zusammenhang hier konsequenterweise gerade umgekehrt formulieren: Was uns an Texten zugänglich ist, sind Dokumente positiver Antworten der Rezeption auf überhaupt Vorgefundenes – Komponiertes oder eben anderweitig Gegebenes. Und dabei wurde offenbar Ähnliches selektiert, Texte vielleicht tendenziell in bestimmte Richtungen verändert und als der Tradierung würdig erachtet.

Wir verfügen nicht schon darüber, was den historischen Rezipienten an Angeboten vorlag. – Das Gegenteil würde allein wegen des nachweislichen Verlustes von Texten über die Jahrhunderte hinweg sowieso niemand behaupten; aber das ist hier nicht gemeint. – Auch repräsentieren die auf uns gekommenen Schrifttexte nicht schon historischen kommunikativen Erfolg insgesamt. Ganz unabhängig von der Anfälligkeit von Papier und Pergament gegenüber der geschichtlichen Dauer, haben wir mit dem Verlust von Kommunikationsangeboten aufgrund zeitgenössischer Selektionsprozesse zu rechnen: Einerseits wird nicht jedes im weitesten Sinne literarische Kommunikationsangebot angenommen worden sein, andererseits war sicher nicht jedes dieser angenommenen Angebote auch schriftsprachlich verfasst oder gelangte (sekundär) in die Schrift. Sagen kann man über das, was ‚fehlt‘ allenfalls, dass es historisch kein Bedürfnis gab, die Gratifikationen, die die erfolgreichen Kommunikationsgebote für ihre Rezeption bereithielten, einer Wiederholbarmachung *qua* Schrift zuzuführen.²¹

Aus dem dunklen Meer alles historisch Erzählten ragt der Bruchteil der uns zugänglichen Inseln als jene Texte heraus, die wiederholt poeti-

²⁰ Systematisch kann man also mit erfolgreichen Texten trotz einer Diskrepanz zwischen Autorintention und Rezeptionsinteresse rechnen. Hugo Kuhn: Versuch über das 15. Jahrhundert in der deutschen Literatur, in: ders. Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters, Tübingen, 1980, S. 77–101, hat in diesem Zusammenhang von einem „quasi-mythische[n] Element“ (ebd. S. 88) gesprochen, als einem weitgehenden Fehlen von reflexiver Verfügungsgewalt über die Motive kommunikativen Handelns bei den historischen Textproduzenten und -rezipienten. Der Begriff der *Faszination*, mit dem Kuhn eine solche historische Konstellation belegt, kehrt denn auch im Titel dieser Arbeit wieder.

²¹ An dieser Stelle geht es um die besondere *Qualität* von Schrift in Sachen der Ermöglichung von Wiederholung. Auch mündliche Rede lässt sich bis zu einem gewissen Grade reproduzieren, insofern wäre ‚einmaliger kommunikativer Erfolg‘ eine Überzeichnung. Schrifttexte dokumentieren, dass bei ihnen die Hoffnung auf die Möglichkeit zu immer neuer Kommunikation den immensen *Aufwand* ihrer Produktion lohnenswert erscheinen ließ.

sche Kommunikation zu stimulieren imstande waren. Dass die Inseln aventiurehafter Dietrichepik dort einander benachbart seien, einen gemeinsamen Grund hätten, wie produktionsästhetisch fundierte Gattungskonstitution annimmt, kann kaum ohne weiteres vorausgesetzt werden. Herausgehobene Erzählungen konstituieren unsere Textkorpora insgesamt, und diese sind bestimmt durch Selektionsvorgänge auf der Seite der historischen Rezeption. Wo aber, und das wird letztlich die Frage sein, die es in diesem Kapitel zu beantworten gilt, hat man dann jene Gratifikationspotenziale aufzusuchen, die die durch die Texte stimulierten Akte poetischer Kommunikation wiederholenswert erscheinen ließen? Was sind die relevanten Regeln der Selektion? Was sind vor allem die Bedürfnisse, die unsere Texte bei ihrer historischen Rezeption zu beseitigen vermochten, und worin liegt die Spezifik eines solchen Vermögens, das unser Textkorpus von anderen unterscheidet?

2. Das Paradigma der Texte

Im Folgenden wird es darum gehen, eine allgemeine Beschreibung für die Texte des Korpus zu entwickeln, die sich zwangsläufig von der Gattungsbeschreibung Joachim Heinzles unterscheidet, insofern sie nach dem eben Gesagten nicht auf ein Modell der Textkomposition zurückgreifen kann: Wenn die Schrifttexte nicht Zeugen von Akten ursprünglicher Komposition sind, dann scheint es nicht angebracht, einen Fokus an diese heranzutragen, der letztlich in einer solchen gegenteiligen Vorstellung gründet. Selbst die ‚gattungskonstitutiven‘ narrativen Strukturen und Muster, die Heinzle vor diesem Hintergrund aus den Texten ableitet, können durch den vorzustellenden Entwurf nicht unhinterfragt übernommen werden. Diese mögen kompatibel zur Vorstellung vom Dichter sein, damit ist aber noch nichts über eine mögliche Rückgebundenheit solcher wiederkehrender Strukturen an die historische Rezeption gesagt. Mehr noch: Solche Momente der Ähnlichkeit sind überhaupt Funktionen der historischen Rezeption, nur von daher dürfen sie in den Blick geraten.

Hier muss Neuland betreten werden; ich setze dabei erneut bei Heinzle an. Eine zentrale Rolle für dessen Gattungsbeschreibung spielen die sogenannten Handlungsschemata. Zwei solche Schemata der Motivierung von Handeln – und hier primär der Motivierung des Gewalthandelns – kommen in unseren Texten zum Einsatz. Verwendet werden eines oder beide Schemata. Man kann sich indes fragen, wie sich die mit den Begriffen *Befreiung* und *Herausforderung* eingeführte Beschreibungsebene eigentlich begründen lässt. Es ist weder selbsterklärend noch naturgegebene Notwendigkeit, der Handlungsmotivation eine solche Rolle zuzuwei-

sen. Heinze selbst äußert sich zu seinen Gründen nicht. Warum also wird die Einheit der Gattung auf der Ebene der narrativen Motivierung des Gewalthandelns beschrieben?

Ich möchte dieser Frage nicht unnötig breiten Raum einräumen. Die Ursache für die Fokussierung narrativer Motivierung im Bereich der Text-Text-Relationierung ist das auf allen Ebenen der Argumentation virulente Kompositionsmodell. Komposition im klassizistischen Sinne strebt bei erzählenden Texten eben zum Ideal vollständiger narrativer Motivierung, dem Ideal des gut Begründeten, stringent Verknüpften und ansprechend Hergeleiteten: Erzählen in diesem Verständnis ist letztlich eine spezifische Form der Organisation von Sachverhalten der epischen Welt, und von dieser her denkt man dann auch die Einheit des Korpus.

Ist aber damit ein klassizistisches Motiv erst einmal identifiziert und so als historisch inadäquat zumindest verdächtig, darf man versuchen, eine andere Ebene der Beschreibung zu wählen. Man kann von der Ebene der textuellen Begründung einmal absehen und auf die geschichts- und plotstrukturierende Funktion von Gewalt selbst orientieren. Nicht konventionalisierte und semantisch aufgeladene Formen der Legitimierung und Delegitimierung, sondern das Schema der Auseinandersetzung als *Bauplan* (und nicht also seine Begründung im Einzelfall) soll im Folgenden auf Potenziale zum Ausweis struktureller Gemeinschaft befragt werden. Einer solchen, generellen Struktur von Konflikten werde ich dann erst in einem zweiten Schritt Semantik und Funktion auf der Ebene von Korpus und Einzeltext zuweisen.

Blickt man auf die beiden bisher in dieser Arbeit besprochenen Texte zurück, dann kann man trotz aller Unterschiede im Einzelnen sagen, dass sich in ihnen der je konstitutive Konflikt zwischen Antagonisten entspinnt, die nicht eindeutig als kollektive oder individuelle Handlungsträger markiert sind. Man gewinnt bisweilen den Eindruck, als seien die Grenzen zwischen beiden Ebenen ‚verwischt‘ und nicht etwa vermittelt: Vom Berner aus betrachtet z. B. sind die Konflikte immer zugleich individuelle Bewährung wie Bewährung des Kollektivs bzw. für das Kollektiv; der Gegner auch des *Eckenlieds* ist mit Blick auf den zweiten Teil der Kollektivkörper der Sippe. Ein Ausdruck solcher – aus unserer Sicht – Unentschiedenheit der Texte ist dann das Nebeneinander verschiedener Motive des Handelns, die selbst nicht noch einmal aufeinander bezogen sind. Relativ einfach lässt sich solcherart Struktur dann im Rückgriff auf ein Modell beschreiben, das indifferent gegenüber einer solchen Unterscheidung ist. Ich greife hier auf das in der Altgermanistik vor allem durch eine

Arbeit von Rainer Warning²² bekannt gewordene Greimas'sche Aktantenmodell zurück. Dazu zitiere ich aus Warnings Rekonstruktion und Auseinandersetzung mit Greimas:

Das Begehren eines Aktanten richtet sich aus einer Mangelsituation heraus auf einen Gegenstand, der sich im Einflußbereich eines anderen befindet und den er sich zu attribuieren sucht. Greimas kommt so zu einem elementaren Handlungsmodell, bestehend aus zwei Subjekt- und einem Objekt-Aktanten, dessen Dynamisierung zum elementarsten Ablauf des narrativen Konflikts führt: dem Dreischritt von Konfrontation, Domination und Attribution. [...] Die Attribution stellt sich [...] in ihrer allgemeinsten Form nicht als Werterwerb dar, sondern als Werttransfer, und zwar näherhin als ein zirkelhafter Werttransfer. Denn wenn prinzipiell nur gewonnen werden kann, was ein anderer verliert, so schafft die Attribution eine erneute Mangelsituation auf seiten des Verlierers, die zu einem erneuten Dreischritt von Konfrontation, Domination und Attribution und damit zur Restitution des zunächst Verlorenen führt.²³

Der Dreischritt von Konfrontation, Domination und Attribution lässt sich in erster Instanz leicht als eine basale Handlungsform der Gewalt auch unserer Texte verstehen.²⁴ So gibt es im *Rosengarten A* die Konfrontation im Konflikt der beiden Herrschaftsverbände, die Domination der Wormser durch die Berner Helden verbunden mit einer Attribution, die in der Übernahme der Herrschaft durch Dietrich in Worms angezeigt ist. Der Mangel des Berner Herrschaftsverbandes, der in der Domination der Wormser behoben wird, ist textuell markiert z. B. durch die Uneinigkeit, die die Herausforderung Kriemhilds in das Berner Sozialgefüge hineinträgt. Die gelungene Aneignung des Wertes dokumentiert am Schluss das Turnier in Bern. (Das ließe sich für die Figur Dietrichs als Einzelfigur analog durchspielen.)

Blickt man vom Aktantenmodell her, dann fällt an den Geschichten aventiurehafter Dietrichepik zunächst auf, dass in ihnen jener Mangel, der durch diesen Dreischritt behoben werden kann, nie vorausgesetzt ist, sondern dass er immer erst explizit erzeugt werden muss. Wo die Bot-

²² Rainer Warning: Formen narrativer Identitätskonstruktion im höfischen Roman, in: Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters IV,1, hrsg. v. Hans Robert Jauss und Erich Köhler, Heidelberg 1978, S. 25-59.

²³ Ebd. S. 31.

²⁴ Von Hartmut Bleumer: Wert, Variation, Interferenz: Zum Erzählphänomen der strukturellen Offenheit am Beispiel des Laurin, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 109-127, hier S. 112, liegt ein Versuch vor, Heinzles grundlegende Handlungsschemata auf das Greimas'sche Aktantenmodell zurückzuführen, wobei es Bleumer vor allem um Fragen der innertextuellen Manifestation des Objekt-Aktanten im Kontext von Werttransfers in aventiurehafter Dietrichepik geht. Vgl. auch Udo Friedrich: Die „symbolische Ordnung“ des Zweikampfs im Mittelalter, in: Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen, hrsg. v. Manuel Braun und Cornelia Herberichs, München 2005, S. 123-158, mit Bezug auf Warning S. 139.

schaft Kriemhilds Dietrich im *Rosengarten A* während eines Festes erreicht, also im Moment von intakter sozialer Ordnung und repräsentiertem gesellschaftlichen Zusammenhalt, da führt der ganze erste Teil des *Eckenlieds E₂* überhaupt auf die Herstellung eines solchen Mangels hin. Erst der Kampf gegen Ecke beschädigt den Status Dietrichs.

Bemerkenswert ist hier aber vor allem, dass die Zusammenhänge der einzelnen Werttransfers nicht innerhalb von durch die epischen Welten abgeschlossenen Systemen stattfinden. Es ist ja nicht so, dass Ecke den positiven Wert gewinnen würde, wenn er seinen negativen Wert an Dietrich weitergibt. Vielmehr kommt im Kampf der beiden Helden das Positive der epischen Welt überhaupt abhanden. „Epidemische Verbreitung“ sozialer Destruktion beschreibt das Phänomen genau, und denkt man an Kriemhilds Kommentare zum Ausgang der Kämpfe im Rosengarten, wird man sagen, dass das analog für die finale Ordnungsstiftung gilt. Hier zeigt sich ein fundamentaler Unterschied zum „klassischen“ Aktantenmodell: Für unsere Texte hat man mit einer triangulären Ordnung zu rechnen. Wert-Übertragungen gibt es nicht innerhalb der epischen Welt, sondern zwischen der epischen Welt und einer Instanz, die für diese transzendent ist. In der Welt werden nur potenzielle Repräsentationen transformiert, Zeichenträger mit variablen Bedeutungen. In der Konfrontation der Aktanten wird Wert nicht unreglementiert übertragen – der transitive Wert selbst unterliegt der Verfügungsgewalt von etwas, das der epischen Welt äußerlich ist. In dieser werden lediglich Brünnen, Rosenkränze, Küsse etc. übertragen.

Dem hatte bereits Rainer Warning in der zitierten Arbeit versucht Gewicht zu verleihen: Das Aktantenmodell könne nicht als eine „autonom und universal konzipierte[] narrative[] Grammatik“,²⁵ wie Greimas selbst meint, gelten. Denn das Aktantenmodell vermag nicht, Geschichten aus sich heraus zu begrenzen. Im einfachen Werttransfer, im Dreischritt von Konfrontation, Domination und Attribution wird nämlich jene Ausgangssituation immer gerade restituiert, aus der heraus eine Mangelsituation ein Begehren erzeugt. Lediglich die Subjekt-Aktanten haben ja am Ende eines Werttransfers ihre Positionen im Schema getauscht. Das Strukturmodell kann selbst nicht mehr die Erklärung dafür liefern, warum eine begrenzte Reihe solcher Transfers, in der sich eine Geschichte konstituiert, zuletzt zu einem Ende kommt.

Das wird nach Warning erst möglich durch axiologische Besetzungen im Schema an seinen Aktantenstellen. Die Subjekt-Aktanten des Dreischritts sind selbst nicht lediglich „anthropomorphisierte Besetzungen der

²⁵ Warning: Formen narrativer Identitätskonstruktion, S. 30.

Terme im System logischer Oppositionen“²⁶. Es muss, um es einfach zu sagen, jenseits des Aktantenmodells eine Festlegung geben, wer die Guten sind und wer die Bösen und wer innerhalb der Opposition legitimer Inhaber des Wertes ist. Ein Text muss schon immer in der Perspektive eines bestimmten Wertesystems entworfen sein, das die Aktantenstellen markiert – nicht das Modell selbst, sondern erst seine axiologische Besetzung konstituiert das Abenteuer als etwas Abgeschlossenes.²⁷

Unsere Geschichten sind diesbezüglich durch eine wertsetzende Orientierung bestimmt, die textuell vermittelt ist als eine Differenzierung der Modi gewaltförmiger Attribution potenzieller Zeichenträger von Wert. Sie erst unterscheidet zwischen legitimen und illegitimen Versuchen des In-Besitz-Nehmens oder -Habens. Aus diesem Blickwinkel lassen sich die Texte aventiurehafter Dietrichepik dann, und vergleichbar dem, was Heinze in seiner Gattungsbeschreibung gemacht hatte, über ein gemeinsames Merkmalsset qualifizieren: Die einzelnen Geschichten gehören zusammen, weil sie sich vermittels desselben zweiteiligen Ablaufschemas von Mangelerzeugung und Mangelbehebung plus positiver axiologischer Besetzung der Dietrichfigur und ihres Kollektivs plus identischer phänomenaler und topologischer Qualifikation von sozial destruktiver und sozial konstruktiver Gewalt konstituieren.

Doch sollte man auch jetzt noch nicht sofort und schon immer als vollständig stillgestellt voraussetzen, was Warning als dem Aktantenmodell innewohnende Dynamik eines potenziell unabschließbaren, *zirkelhaften* Werttransfers konzipiert hatte. Dass die Anzahl aneinandergereihter Werttransfers in den einzelnen Geschichten *faktisch* auf die einmalige Abfolge von Mangelerzeugung und Mangelbehebung begrenzt ist, wird sicher durch entsprechende axiologische Besetzungen möglich. Das bedeutet indes nicht, dass historisch die Grenzen der Geschichten immer schon mit den Grenzen von Texten zusammenfielen. Schaut man noch einmal auf den Überlieferungszusammenhang von *Älterem Sigenot* und *Eckenlied E2* zurück, dann scheint dort das einfache Schema von Mangel und Mangelbehebung noch nicht jenen Text zu konstituieren, den der schriftsprachliche Sprechakt gibt.²⁸ Der umfasst eine primäre Statusminderung Diet-

²⁶ Ebd. S. 31.

²⁷ Ebd. S. 31–33.

²⁸ Und natürlich limitiert eine solcher Plot nicht, was überhaupt insgesamt und wie erzählt wird. Interessant in diesem Zusammenhang ist, was der Schreiber des *Wolfdietrich A* im *Dresdner Heldenbuch* als Begründung für die Kürzung seiner Vorlage von 700 auf 333 Strophen anführt. Die Integrität der Geschichte jedenfalls scheint für ihn keine Relevanz zu haben. Der *Wolfdietrich A* schließt wie folgt: *Wolfdietrich in altem dichte hat sibenn hundert lied. | manck unnütz wort vernichte: oft gmet man als aus schid! | drew hundert drei und dreissigk lied hat er hie behent, | das man auf einem sitzen dick mûg hórn an fanck unt ent* (WD_A 334₁₋₄). Weitere Kürzungsvermerke hat das *Dresdner Heldenbuch*

richs, wenn der Berner seinem Gegner Sigenot unterliegt, eine daran anschließende Statusrestitution, die ‚irgendwie‘ damit zusammenhängt, dass Hildebrand den Riesen tötet und Dietrich befreit, dann wieder mindert Dietrich seinen Status in der Tötung Eckes und restituiert ihn erneut in der Übernahme der Herrschaft in Fasolds Reich und der Tötung ... – da bricht der Text ab. Und er bricht ab, ohne dass die Donaueschinger Handschrift die Kette der Werttransfers am Ende narrativ abschliesse.

Das macht deutlich, dass die überlieferten Texte aventiurehafter Dietrichepik noch nicht immer und ausschließlich durch das *Paradigma* des oben zusammengetragenen Merkmalssets aufeinander zu beziehen wären. Denn man hat für die historischen Daseinsformen der Texte die Möglichkeit einer *syntagmatischen* Achse der Verknüpftheit im Korpus in Betracht zu ziehen. Die Geschichten sind nicht nur *entgrenzt* in Richtung auf ein überindividuelles Schema. Man hat mit einer syntagmatischen *neben* einer paradigmatischen Ordnung zu rechnen und diese syntagmatische Bezogenheit hat im Überlieferungszusammenhang des Donaueschinger Kodex die Form der Einheit des schriftsprachlichen Sprechaktes.

3. Zyklische Zusammenhänge von paradigmatischen und syntagmatischen Ordnungen im Korpus

Freilich ist dem Literaturwissenschaftler das Nebeneinander von syntagmatischer und paradigmatischer Achse bei der Verknüpfung von Geschichten in einem Korpus nicht an sich fremd. Allein ihre Verkettung im schriftsprachlichen Sprechakt sprengt hier zunächst den Rahmen des Erwarteten. Im Kontext gattungssystematischer Beschäftigungen mit neueren Texten operiert die Germanistik ganz selbstverständlich in entsprechenden Mustern: Dem *Autorenwerk* eignet als einem Textkorpus klarerweise eine syntagmatische Strukturebene, wenn es über die Werkbiographie gestiftet wird.²⁹ Da gibt es dann das eher stürmerische Jugendneben dem routiniert-abgeklärten Alterswerk – oder wie auch immer eine solche Opposition der Lebensalter im Einzelfall semantisch besetzt sein

beim *Ortnit A*: *zwei hundert sibn neüntzig lide: in so vil bór ich auf. Der new 297, der alt 587 lied* (Ort_A 297_{4f}) und am Ende der *Dresdner Virginal*: *des altenn vir hundert und echte ist: | dis hie hundert und dreissigke sein. | so vil unnützer wort man list!* (V_D 130₁₁₋₁₃). Zitiert ist nach der Ausgabe Walter Kofler (Hrsg.): *Das Dresdener Heldenbuch und die Bruchstücke des Berlin-Wolfenbütteler Heldenbuchs*, Stuttgart 2006.

²⁹ Als *Autorenwerk*, nämlich als Werk Albrechts von Kemenaten, wurde ein Korpus von Texten aventiurehafter Dietrichepik bestehend aus *Virginal*, *Eckenlied*, *Sigenot* und *Goldemar* noch von Julius Zupitza begriffen, dem Herausgeber der Texte des V. Teils des Deutschen Heldenbuchs, vgl. dazu DHM V, S. XLVIIff.

mag. Zu einem solchen Syntagma der Biographie können dann paradigmatische Möglichkeiten der Korpusbildung in der Zusammenordnung einzelner Werke nach Gattungen treten.

Auch andere Formen der Korpusbildung erlangen ganz entschieden Profil über das spezifische Verhältnis solcher Verknüpfungsregeln, so bspw. die *Fortsetzungsgeschichte* oder die *Serie* als zwei Formen der Inkorporation einzelner Geschichten oder narrativer Sprechhandlungen. Dabei kennzeichnet die Fortsetzungsgeschichte idealtypisch ein eher stabiles Syntagma, das vor allem durch Kontinuität und Ununterbrochenheit von Zeit und Raum der erzählten Welt über die Gesamtheit der Episoden gestützt wird. Die Fortsetzungsgeschichte erzählt von einer ganzen, homogenen Welt; die einzelnen Teileinheiten des Erzählens geben jeweils ein begrenztes Segment dieser Welt. Als Serien könnte man demgegenüber Konvolute narrativer Artefakte auffassen, in denen der Zusammenhang zwischen den Geschichten durch eine weniger globale Struktur gestiftet wird. Nicht die ‚natürliche‘ Einheit der Welt, sondern eine sich dieser gegenüber in der Wiederholung konstituierende Ordnung relationiert dabei Texte.

Dass sich das Verhältnis der syntagmatischen zur paradigmatischen Achse der Verknüpfung einzelner Geschichten im Korpus aventiurehafter Dietrichepik nicht immer schon vollständig im Sinne einer modernen Fortsetzungsgeschichte beschreiben lässt, war am Überlieferungszusammenhang von *Älterem Sigenot* und *Eckenlied E₂* zu sehen gewesen: Die Abfolge in der Handschrift gestaltet sich als ein Nacheinander des Erzählens und nicht als ein Nacheinander innerhalb einer erzählten epischen Welt.

Wenn das Konzept der Fortsetzungsgeschichte hier nicht greift, so kann das der Serialität hingegen auf das Korpus aventiurehafter Dietrichepik sinnvoll angewendet werden – jedenfalls solange man ausschließlich die Geschichtebene fokussiert.³⁰ Ein solches Verständnis mag uns, die wir einer Buchkultur entstammen, auch nahe liegen, weil wir auf *Älteren Sigenot* und *Eckenlied E₂* als schon immer von einander distanzierte

³⁰ Vgl. zu einer solchen Beschreibung des Textkorpus Stephan Müller: Auf der Flucht. Über die unwahrscheinlichen Erfolge der Serienhelden Dr. Richard Kimble und Dietrich von Bern, in: Dauer durch Wandel. Institutionelle Ordnung zwischen Verstetigung und Transformation, Weimar / Wien 2002, S. 179-189. Anders die Begriffsverwendung von Henrike Lähnemann / Timo Kröner: Die Überlieferung des *Sigenot*: Bildkonzeption im Vergleich von Handschrift, Wandmalerei und Frühdrucken, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 175-188, die in der Prologstrophe des *Jüngeren Sigenot* „ein Bekenntnis zur Serie wie die jedem Asterixheft vorausgehende Kurzvorstellung der längst bekannten Figuren mit ihrer handlungsdeterminierenden Charakterdisposition“ (ebd. S. 175) sehen. Der Begriff ‚Serie‘ wird hier in einem Sinne gebraucht, der die oben getroffenen Unterscheidungen unterläuft.

Artefakte, nämlich als Texte in Ausgaben, zugreifen. Doch gerät dabei das konkrete Kommunikationsangebot des Donaueschinger Kodex aus dem Blick. Wenn man angesichts der Überlieferung im Donaueschinger Kodex von einer syntagmatischen Achse überhaupt sprechen mag, dann entwirft der Text diese als einen Gegenstand der Welt der Rezeption. Und ich sehe keinen Standpunkt, von dem aus man den Anspruch eines solchen Entwurfs auf historische Relevanz in der frühesten Überlieferung aventiurehafter Dietrichepik, die überhaupt Narration heißen kann, sinnvoll bestreiten könnte.³¹

Eine solche Bezogenheit der Geschichten darf man dann zugleich *zyklisch* nennen.³² Doch lassen sich Merkmale von Zykliz im Korpus

³¹ Älter als die Überlieferung von *Älterem Sigenot* und *Eckenlied E₂* ist bekanntermaßen nur die Überlieferung der Helferichestrophe im Codex Buranus.

³² Um hier keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Eine solche Modellierung der Textrelationierung ist auf einer kategorial anderen Ebene angesiedelt als jene Versuche, die die Texte des Korpus auf handlungslogische, motivische oder kodikologische Verknüpfungen hin befragen. Hier muss die Antwort auf die Frage nach zyklischen Tendenzen in aventiurehafter Dietrichepik negativ ausfallen, in diesem Sinn vor allem Heinze: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 223-232. Allerdings sind auch salomonische Antworten möglich, so wie jene, die Matthias Meyer: *Die aventiurehafte Dietrichepik als Zyklus*, in: *Cyclification. The Development of narrative Cycles*. Hrsg. v. B. Besamusca, W.P. Gerritsen u. a., Amsterdam 1994, S. 158-164, gibt. Für Meyer gibt es letztlich keine nachweisbare Zyklusbildung. Doch „muß man im Grunde die aventiurehafte Dietrichepik als abgebrochene Zyklusbildung oder, genauer, als Zyklus, der zu entstehen versucht, bezeichnen“ (ebd. S. 163).

Zuletzt hat sich Florian Kragl: *Mythisierung – Heroisierung – Literarisierung*. Vier Kapitel zu Theoderich dem Großen und Dietrich von Bern, PBB 129 / 1, 2007, S. 66-102, ebd. S. 94-96, mit Fragen der Text-Text-Relationierung in mittelhochdeutscher Dietrichepik auseinandergesetzt. Kragl unterscheidet die historische von der aventiurehaften Dietrichepik auf der Grundlage der „internen Zeitstruktur der Textgruppen“ (ebd. S. 94). Die Texte historischer Dietrichepik erzählten je „streng linear [...] immer dasselbe Ereignis“ in der Steigerung der aufeinanderfolgenden „militärischen Unternehmungen“ (ebd. S. 94f.). „Die verschiedenen Schlachten sind [...] stringent und nicht austauschbar. ›Dietrichs Flucht‹ und ›Rabenschlacht‹ bilden eine Art spiralförmigen Zyklus aus, in den sich auch die übrigen Texte der historischen Dietrichepik einfügen lassen“ (ebd. S. 95). Anders erzähle die aventiurehafte Dietrichepik, die „auf eine klare zeitliche Organisation verzichtet und statt dessen einen immergleichen statischen Moment narrativ erweitert“ (ebd. S. 96). „Die Aventiuren sind [...] nicht zyklisch, sondern iterativ geordnet; sie stehen parallel zueinander“ (ebd.). „Einmaligkeit und Exorbitanz des Kampfes um Oberitalien [in der ›historischen‹ Dietrichepik, K.M.] stehen gegen die quasi-zirkuläre Bewegung der zahllosen, verwirrenden und gewissermaßen fakultativen Abenteuer“ (ebd.). Wenn auf einer solchen Ebene der textuellen Bezogenheit einzelner Kampfhandlungen und ihrer Funktion für die Geschichte argumentiert wird, und wenn sich dabei einer Ordnung des Gewalthandelns in der historischen eine Ungeordnetheit in der aventiurehaften Dietrichepik gegenüberstellen lässt, dann mag man der Differenzierung zustimmen. Aber einerseits rekurriert der Begriff der Zykliz an dieser Stelle meiner Arbeit gerade nicht auf die Geschlossenheit von Geschichte, andererseits arbeite ich heraus, dass es sehr wohl eine Ordnung des Gewalthandelns in aventiurehafter Dietrichepik gibt.

aventiurehafter Dietrichepik auch auf Konstitutionsebenen finden, die nicht sogleich Gefahr laufen, sich dem Vorwurf der Exzentrizität und Zufälligkeit auszusetzen. Ich möchte hier bei einer der unumstrittenen Dominanten im Korpus ansetzen, bei der Figur Dietrichs.

Was ist das Besondere an dieser Figur im Kontext mittelhochdeutscher Heldendichtung, das sie von anderen Kämpfern wie Siegfried, Ortnit oder Wolfdietrich unterscheidet? Was zeichnet den Berner vor diesen aus, sodass sich um die Figur ein Textkorpus gruppieren kann? Nun: Dietrich fehlt genau das, was so oft als charakteristisches Merkmal eines Helden genannt wird.³³ Dietrich stirbt nicht den Heldentod, er stirbt in mittelhochdeutscher Heldendichtung überhaupt nicht. Oder noch spezifischer: Die Existenz des Berners ist nicht durch Lebenszeit begrenzt. Weder wird Dietrich innerhalb der Grenzen der erzählten Welten geboren,³⁴ noch

³³ Vgl. in diesem Sinne Jan de Vries: *Heldenlied und Heldensage*. Bern / München 1961, der im Zusammenhang seiner Beschäftigung mit der altirischen Sagentradition den Tod als Charakteristikum der Heldenfigur versteht: „Als Cúchulainn seine Waffenrüstung bekommt, zeigt sich, wie bei so vielen anderen Helden, daß eine gewöhnliche Rüstung zu seinen gewaltigen Gliedmaßen nicht paßt. Auch nicht jedes Schwert taugt für seine Hand. [...] Schließlich muß der König ihm seine eigene Waffenrüstung überlassen. Bei dieser Gelegenheit bewundert der Druide Cathba die gewaltige Kraft des Knaben, spricht jedoch auch eine Weissagung aus, derzufolge er zwar ein berühmter Held werden, aber jung sterben wird. Wir kennen dasselbe Motiv von Siegfried und Achilleus: ein Heldenleben ist wie ein Meteor, das sich mit strahlendem Glanz in den Himmel erhebt, aber dann auch ebenso plötzlich erlischt“ (ebd. S. 101). Zum Stellenwert des Motivs im „Modell eines Heldenlebens“, denn nicht alle Figuren, die landläufig unter den Begriff ‚Held‘ subsumiert werden, sterben, vgl. ebd. S. 289.

³⁴ Natürlich ist Dietrich in eine Genealogie eingebunden, von der sich u. a. die Legitimität seiner Herrscher herleitet, doch ist der Berner als Held unserer Texte immer schon Element eines zyklischen Werttransfers. Es gibt keinen Moment, an dem er den transitiven Wert erstmalig erwürbe: Mittelhochdeutsche Dietrichepik denkt zwar eine Herkunft des Wertes aus der genealogischen Linie, doch werden nur Geschichten erzählt, für die Dietrich den Wert immer schon in Besitz hat. Wenn denn doch einmal, wie in der genealogischen Konstruktion am Anfang des *Buchs von Bern*, so etwas wie die historische Translation dieses Wertes nachgezeichnet wird, dann doch aber nur, um auch hier in die bekannte zyklische Struktur zu münden. Es gibt keine mittelhochdeutschen Geschichten über Dietrich von Bern von der linearen Sukzession des Wertes, so etwas wird nicht erzählt. Kennt die genealogische Vorgeschichte des *Buchs von Bern* die Kontinuation als Effekt einer Kette von erfolgreichen Brautwerbungen und erwirbt auch Dietrich eine Frau (er erwirbt sie im Doppelpos von *Dietrichs Flucht* und *Rabenschlacht* sogar zweimal), so ist Nachwuchs, der den transitiven Wert in diachroner Richtung weiter tragen könnte, in der epischen Welt nicht vorgesehen. Die Genealogie des *Buchs von Bern* als Syntagma der Translation eines Wertes endet auf der Stufe Dietrichs im zyklischen Werttransfer. Zu Genealogie, Amts- und Blutsukzession am Beispiel des *Buchs von Bern* vgl. überdies Beate Kellner: *Kontinuität der Herrschaft*. Zum mittelalterlichen Diskurs der Genealogie am Beispiel des ‚Buchs von Bern‘, in: *Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent*, hrsg. v. Jan-Dirk Müller und Horst Wenzel, Stuttgart / Leipzig 1999, S. 43-62.

kommt er innerhalb dieser um.³⁵ Damit ist er geradezu prädestiniert dazu, Spielball einer unbegrenzten Reihe von Werttransfers zu sein. Dietrich ist der ‚untote‘ Herrscher von Bern, und das heißt, dass die Akte des Verlierens und des Gewinnens nicht grundsätzlich limitiert sind. Er gehört weder zu jenen Helden, die die Fähigkeit zur Mangelbehebung endgültig verlieren, wie bspw. Ortnit und Siegfried, noch hat Dietrich jemals, wie Wolfdietrich, Status im Tod irreversibel an sich gebunden. Der Fürst von Bern steht außerhalb der Gruppe dieser – im weitesten Sinne – konventionellen, weil eben sterblichen Helden.

Diese Zeitlosigkeit der Figur zeigt sich noch, wenn die Texte aventiurehafter Dietrichepik, was sie erzählen, eng an Lebenszeit koppeln. Selbst wenn es um Dietrichs *erstes* Abenteuer geht, wie in der *Virginal*, so erzählt die Geschichte doch nicht von der ersten Übertragung eines Wertes: Es gibt auch für Dietrichs *Enfance* schon vorgängige Werttransfers im Kontext von gewalttätigen Konfrontationen, in die der Berner involviert war. Zwar erzählt die *Heidelberger Virginal* die erste Ausfahrt überhaupt und es gibt auf der Geschichtebene eine syntagmatische Zeitachse der Handlung. Doch bleibt die Reichweite einer solchen temporalen Ordnung auf den Bereich der aktuellen Geschichte beschränkt. Wenn in der *Heidelberger Virginal* der Riese Wicram begründet, warum er so unbedingt nach Dietrichs Tod giert, dann verweist er auf einen Kampf, in dessen Verlauf der Held, Hildebrand, Witege, Wolfhart und Dietleib gemeinsam seine Sippe ausgelöscht haben (vgl. V_H 377₁-378₁₃): Dietrich soll auf seiner ersten Ausfahrt aus Bern sterben, weil er früher bereits „*zuo Britanje*“ (V_H 377₁₂) Riesen getötet habe! Und wenn im selben Text im Zusammenhang eines Kampfes zwischen einem Ritter und einem Riesen Letzterer rühmt, „*in manegen strîten*“ (V_H 745₇) sich bewährt zu haben, dann kann sein Gegner Gêrwart ohne Umstände auf das Exempel Eckes verweisen:

„wem seistu disiu mære?
dagestu im Ecken nô?
der hât gevohten manegen strît,
und lac er doch ze jungest tôt.“ (V_H 745₁₀₋₁₃)

Die Ordnung der Abenteuer aventiurehafter Dietrichepik untereinander, die je durch den Zusammenhang zweier aufeinander bezogener Werttransfers bestimmt sind, ist nicht einmal in der *Virginal* als eine lineare

³⁵ Wenn von seinem ‚Ende‘ berichtet wird, wie im *Wunderer* oder der *Heldenbuchprosa* (ähnlich auch im *Wartburgkrieg*), dann geht es da um Entrückung und Apotheose. Wenn ausnahmsweise, wie in den Drucken des *Eckenlieds*, wo der Tod des Berners auf das Jahr 497 (vgl. e₁ 284_{12f.}) datiert ist, Dietrich tatsächlich einmal stirbt, dann zwar im *Text*, aber doch bereits jenseits der erzählten *Geschichte*.

Abfolge in der Lebenszeit des Helden gedacht.³⁶ Jugend,³⁷ das hier noch ganz ungedeckt, referiert in der *Virginal* nicht primär auf die möglicherweise begrenzte Lebenszeit des Berners, sondern ist Grund und Begründung seines defizitären und d. h. statusmindernden Handelns im ersten Teil der Geschichte. Diese Jugend kann neben andere Formen der Makelhaftigkeit Dietrichs im Korpus gestellt werden, weil sie auf ein zyklisches Zeitmodell bezogen ist, in dem Jugend zwar Synonym für fehlende Herrschaftstauglichkeit ist, jedoch keinen Eintrag auf einer linearen Zeitachse außerhalb der einen Geschichte markiert.

Wer keinen ersten Transfer in der Lebenszeit kennt, wer wie Dietrich auch kein ‚natürliches‘ Ende hat, für den ist auch nach ‚hinten hinaus‘ die Kette der Werttransfers nicht einfach so abschließbar. Für eine solche nicht-endliche Figur sind Innehaben von Status wie sein Verlust immer nur Episoden. Dietrich kann den relevanten Wert nie ganz sein Eigen nennen, doch hat er ihn in aventiurehafter Dietrichepik auch niemals völlig verloren.³⁸

Das gilt zumindest solange, als es noch Gegner für ihn gibt, solange es noch überhaupt Welten gibt, in denen Statusbeschädigung und -minderung möglich sind. Erst wenn die epische Welt als Ganzheit keine Abenteuer mehr zu bieten hat, wenn Werttransfers nicht länger möglich sind, weil es keine Gegner mehr für Dietrich gibt, kann der größte aller Helden des deutschen Mittelalters abtreten. Die Kette der Werttransfers endet nicht, wenn Dietrich stirbt, sondern wenn all jene Figuren verschwunden sind, die den Status des Berners für einen begrenzten Zeitraum mindern könnten.

So erzählt es die sogenannte *Heldenbuchprosa*. Der Text stellt eine Verknüpfung ansonsten zumeist nicht oder nur lose aufeinander bezogener Abenteuer dar, die den großen, späten Sammlungen heldenepischer Geschichten in den sogenannten Heldenbüchern als Vorrede oder

³⁶ Hinzu kommt, dass die meisten Figuren des Textes Dietrich bereits als den stärksten aller Kämpfer kennen, von ihm gehört haben, bevor der noch sein erstes Abenteuer überhaupt bestanden hat. Solche Verweise auf oder das Wissen um andere Kämpfe Dietrichs finden sich mehr oder weniger häufig in allen Texten des Korpus. Nur wenn das wie in der *Virginal* in Konflikt mit der vorausgesetzten ‚natürlichen‘ Ordnung linearer Lebenszeit gerät, lässt sich das implizite zyklische Moment in der Ordnung der Texte entdecken.

³⁷ Die eigentlich auch keine ist: Nur einmal ist in der *Heidelberger Virginal*, auf die ich mich hier beziehe, explizit von Dietrichs Alter die Rede, wenn berichtet wird, dass der *junge de-gen wolgestalt* | *vîl naben drîzec jâre alt* (V_H 328_{4f}) sei.

³⁸ Und das gilt so auch für die historische Dietrichepik, nur dass diese eben die Werttransferketten der einzelnen Texte im Moment von Dietrichs Statusmangel zu beenden beliebt. In diesem Sinne lassen sich *Dietrichs Flucht* und *Rabenschlacht* als Komplementärentwürfe zu den Texten der aventiurehaften Dietrichepik lesen.

Schlussstück beigegeben ist.³⁹ Die Darstellung des Heldenzeitalters hier beginnt mit König Orendels Brautwerbung; es wird u. a. erzählt von Siegfried, den Wormsern, Etzel, Ortnit, Wolfdietrich, Hugdietrich, Witege, Dietleib, Hildebrand, Ecke, Fasold, Alphart, Wolfhart und ihren Abenteuern.⁴⁰ Das Folgende berichtet der Text fast zuletzt⁴¹ und im Anschluss an die Tötung Kriemhilds durch Dietrich:

Darnach ward aber ein streit beret der geschach vor Bern. Da ward der alt Hiltbrant erschlagen von künig günther. Der was fraw Crimhiltens brüder vnd da kam ye einer an den andern biß das sie all erschlagen wurden. Alle die helden die in aller welt waren wurden dazumal abgethan, außgenommen der berner. Da kam ein cleiner zwerg, vnd sprach zû jm. Berner berner du solt mit mir gan. Da sprach der berner, wa sol ich hin gan. Da sprach der czwerg, du solt mit mir gan, dein reich ist nit me in diser welt. Also gieng der berner hin weg, vnd weißt nieman wa er kumen ist obe er noch leben oder dot sey, weißt nieman warlichen da von zû reden (HP 11₁₄₋₂₄).⁴²

Der Berner stirbt nicht einfach, sondern wird entrückt. Dietrich hat noch, wenn Heldenepik als *eine einzige* Geschichte gedacht werden kann, kein Ende in der linearen Zeit. Nicht einmal die Transformation der Zyklisch-aventurehafter Dietrichepik – bei gleichzeitiger Integration anderer Abenteuer aus dem Fundus mittelhochdeutscher Heldenepik – in das raumzeitliche und vor allem auch genealogische Kontinuum *einer* epischen Welt⁴³ kennt Dietrichs Sterben. Der Untergang des Heldenzeitalters ist als Ende möglicher Statusminderung durch Figuren der Immanenz inszeniert.

³⁹ Die *Heldenbuchprosa* kann als eine Folie verstanden werden, vor der die in den Heldenbüchern abgedruckten Einzelabenteuer als Elemente einer Fortsetzungsgeschichte erscheinen. Sie liefert dabei allerdings einen Hintergrund, der gerade noch nicht auf Stimmigkeit gegenüber den in den Einzeltexten erzählten Geschichten setzt. Dies muss indes nicht, es sei denn die *Heldenbuchprosa* hätte lediglich die Funktion der Darstellung einer Integration der einzelnen Geschichten in eine Ordnung linearer Zeitlichkeit überhaupt, auf ihre Dysfunktionalität im Überlieferungszusammenhang hin gedeutet werden.

⁴⁰ Vgl. zu einer Übersicht Heinzle: Einführung, S. 46-50. Erst in der *Heldenbuchprosa* als umfassender Darstellung eines vorzeitlichen Heldenzeitalters ergibt sich, „[z]ieht man die verstreuten und z. T. etwas wirren Angaben zusammen, [...] eine veritable Dietrich-Vita“ (ebd. S. 46). Vgl. zudem Joachim Heinzles Artikel „Heldenbücher“ im Verfasserlexikon, Band 3, Sp. 947-956, zur *Heldenbuchprosa* Sp. 953f. Der Text der *Heldenbuchprosa* ist abgedruckt in und hier zitiert nach Das Deutsche Heldenbuch. Nach dem mutmaßlich ältesten Drucke neu hrsg. v. Adalbert von Keller, Hildesheim 1966 [Stuttgart 1867], S. 1-11.

⁴¹ Der zitierten Passage folgt noch ein kurzer Nachsatz: Auch werde geglaubt, dass *der getrûw Eckart* (HP 11₂₅) sich noch vor dem Venusberg aufhalte und dort bis zum jüngsten Tag all jene warne, die hineingehen wollen.

⁴² Zur Interpretation der Stelle mit Bezug auf Joh 18, 36 vgl. Keller: Dietrichs Zagen im Eckenlied, S. 71. Dort ebenfalls der Hinweis auf Dietrich als eine christologische Vergleichsfigur bei Tilo von Kulm. Auch der *Wunderer* entrückt Dietrich, und zwar in eine Einöde, wo er bis ans Ende seiner Tage gegen Drachen kämpfen muss.

⁴³ Vgl. dazu Heinzle: Einführung, S. 46.

Noch hier, wo fast alle anderen Helden auch auftreten, bleibt die Ausnahmestellung Dietrichs unangetastet.

Wenn man nun den Überlieferungszusammenhang von *Älterem Sigenot* und *Eckenlied E2* in der Donaueschinger Handschrift (erstes oder zweites Viertel des 14. Jahrhunderts) einerseits und die *Heldenbuchprosa* (ab dem letzten Viertel des 15. bis Ende des 16. Jahrhunderts) andererseits zueinander in Beziehung setzt, dann kann man über diese Grenzmarken eine gewisse literarhistorische Rahmung gewinnen. Es ließe sich zumindest festhalten, dass das jüngere Zeugnis der *Heldenbuchprosa* die zyklische Zeit aventiurehafter Dietrichepik ‚auseinanderlegt‘: Die *Heldenbuchprosa* unterscheidet eine einzige, ununterbrochen lineare Zeit der aufeinanderfolgenden Abenteuer final von der Zeit Dietrichs, der als Figur außerhalb von Folgeverhältnissen steht: Für einen begrenzten Zeitraum hatte Dietrich an der immanenten Welt teil, nämlich für den Zeitraum, den das Heldenzeitalter in der Weltgeschichte eben dauert. Dietrich war damit irgendwann einmal Teil *der Welt der Rezeption*. Und am Ende seiner Zeit in dieser Welt hat er sich von ihr entfernt, ohne selbst seine Existenz aufzugeben: Er hat sich ‚lediglich‘ an einen Ort *jenseits* dieser Welt begeben. Dietrich ist für die Rezipienten des Textes in seiner synchronen, außerweltlichen Existenz zu denken.

Das lässt sich als Distanzierung begreifen, wenn man sich in Erinnerung ruft, was ich mit Beispielen aus der *Virginal* zu belegen versucht hatte. Die *Virginal* und ihre Werttransfers stehen, was lineare Zeitlichkeit betrifft, in einem auffällig indifferenten Verhältnis zu den anderen Abenteuern Dietrichs. Die einzelnen Geschichten hat man sich hier als einander nebengeordnet vorzustellen. Das ist in der *Heldenbuchprosa* nun nicht mehr der Fall. Die Abenteuer Dietrichs, von denen der Text zu berichten weiß, sind nur noch sehr verschwommen – wenn überhaupt – nach dem Muster von Mangelzeugung und Mangelbehebung gestrickt. Die Abfolge zweier gegenläufiger Werttransfers strukturiert kaum noch die Abenteuer Dietrichs in der *Heldenbuchprosa*, die versucht, Abenteuer insgesamt in eine Reihe zu bringen. Eine solche Reihe war in der älteren Überlieferung über die Kontinuation des schriftsprachlichen Sprechaktes gestiftet worden, also durch ein relativ undistanziertes Syntagma der linearen *Zeit der Rede*. Die *Heldenbuchprosa* strukturiert eine solche Achse demgegenüber in der *erzählten Zeit*. In ihr wird so etwas zu *Geschichte*, das in der Überlieferung der Donaueschinger Handschrift noch dem Entwurf situationsgebundener Textaktualisierung zugeschlagen werden

muss.⁴⁴ Und das kann man als einen Prozess der Text- und Korpusentwicklung begreifen.

Dietrich besitzt in der *Heldenbuchprosa* das Attribut fehlender Endlichkeit, dafür steht die Entrückung der Figur; sein Äquivalent ist im Korpus der Texte aventiurehafter Dietrichepik die wiederholte Entfaltung des Paradigmas: Die Erfahrung von Wiederholung in der Rezeption der Geschichten oder auch ihre wiederholte Rezeption bietet die Möglichkeit zur Erfahrung des Entwertet-Seins linearer Zeitlichkeit. Und in diesem Sinne mag man dann endlich auch ein Angebot identifiziert haben, das der heldenepische Sprechakt der Donaueschinger Handschrift seiner Rezeption macht. Er bietet die Möglichkeit zu einer solchen Erfahrung, ohne dass er aber schon voraussetzt, dass diese durch externe Faktoren gesichert werden würde.

4. Lotmans Sujet

Der nachfolgende Versuch, dem narrativen Schema unserer Geschichten einen bestimmten Modus der Sinnstiftung und -konstituierung zuzuweisen und damit auf die vielleicht wichtigste Ebene durchzustoßen, auf der die Texte für ihre historische Rezeption bedeutsam waren, stützt sich auf eine Untersuchung konstitutiver Raumstrukturen und ihrer Semantiken. Damit sind freilich allerhöchstens am Rande Fragen nach der geographischen Lokalisierung des Handlungsgeschehens unserer Geschichten berührt, auf die die sagengeschichtliche Forschung zum Textkorpus früher ihr Augenmerk legte.⁴⁵ Worum es unter dem Stichwort der ‚topologischen Ordnung‘ in diesem Abschnitt gehen soll, scheint mir demgegenüber ein vergleichsweise hohes explanatorisches Potenzial zu besitzen, vor allem wenn es um Fragen nach den Gratifikationspotenzialen unserer Texte geht.

Jenseits aller Einrichtung, jenseits von Interieur, von Fülle und Leere, von Detailliertheit und Schemenhaftigkeit seiner sprachlichen Darstellung, kann die räumliche Ordnung der epischen Welt einer Dichtung im Ver-

⁴⁴ Ich verweise an dieser Stelle zusätzlich auf den interessanten Fall der gemeinsamen Überlieferung von *Walberan* und *Laurin*, der bezüglich der beiden oben genannten Fälle eine systematische Zwischenstellung innehat. Beide Geschichten sind im Sinne einer einzigen Welt, im Sinne also einer Fortsetzungsgeschichte, aufeinander bezogen: Das Ende des *Laurin* motiviert die Handlung des *Walberan*, insofern die mutmaßliche Gefangenschaft des Zwergekönigs die Fahrt des heidnischen Königs als Befreiungstat motiviert. Auf der schriftsprachlichen Ebene werden die beiden Geschichten dann aber durch „die beide bücher trennende notiz“ (Holz: Laurin, S. II) als zwei textuelle Einzelne aufgefasst: explicit liber primus. incipit secundus.

⁴⁵ Vgl. dazu exemplarisch die Forschungsansätze, die am Beginn des *Eckenlied*-Kapitels kursorisch referiert sind.

hältnis einzelner Teilräume zueinander für die Rezeption bedeutsam sein. Diese an sich noch nicht bahnbrechende Idee hat Jurij M. Lotman in einigen Arbeiten⁴⁶ zu einem Grad der Theoretisierung geführt, an deren Ende ein kultursemiotisches Modell des literarischen Textes steht, dessen heuristische Potenziale für den Umgang mit erzählender mittelhochdeutscher Literatur noch lange nicht ausgereizt scheinen.⁴⁷ Lohnenswert erscheint mir der Rückgriff auf die Lotmansche Konzeption vor allem, weil sie es erlaubt, Aussagen über das Verhältnis von Texten und ihrer Rezeption zu machen. Konkret wird es mir im Folgenden um die Theorie des sujethaltigen Textes zu tun sein, die ich zunächst skizzenhaft und illustrierend entfalten möchte. Daran anschließend werde ich die Bedeutung dieses Modells für heldenepische Texte im Allgemeinen skizzieren, bevor ich die Texte des Korpus über das konstitutive Sujet aventiurehafter Dietrichepik zueinander in Beziehung setze.

4.1 Konstitutive Sujetgrenze und Normenhorizont

Die erzählte Welt eines Textes stellt sich Lotman als ein System räumlicher Relationen dar, in dem die Figuren der Handlung agieren. Räume und die Bewegungen von Figuren in und zwischen diesen sind dabei nie neutral. In topologischen Relationen (bspw. oben / unten) können sich axiologische Oppositionen (bspw. gut / böse) manifestieren, sodass einzelne semantische Felder innerhalb eines Textes unterscheidbar werden. Wenn solche semantisierten topologischen Relationen den Handlungsraum (bspw. Himmel / Hölle) eines Textes abgeben, ist eine Bewegung

⁴⁶ Ich stütze mich im Folgenden vor allem auf Jurij M. Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*. Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil, München 1989, zur folgenden Darstellung vgl. vor allem ebd. S. 329-340; zudem ders.: *Die Entstehung des Sujets – typologisch gesehen*, in: *Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst*, Leipzig 1981, S. 175-204 und ders.: *Über Reduktion und Entfaltung von Zeichensystemen (Zum Problem „Freudianismus und semiotische Kulturtheorie“)*, in: *Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst*, Leipzig 1981, S. 116-124.

⁴⁷ Der Zusammenhang zwischen der topologischen Organisation narrativer Texte und der Bewegung von Figuren innerhalb eines Systems semantisch aufgeladener Teilräume ist in der germanistische Mediävistik vor allem im Kontext von Doppelweg und doppeltem Cursus diskutiert worden. Um an dieser Stelle sogleich einer möglichen Vororientierung durch die jüngere Forschungsliteratur entgegenzuwirken: Im Folgenden wird nicht die reduktionistische These eines abgespeckten arthurischen Doppelwegs als dem relevanten Strukturmuster aventiurehafter Dietrichepik verfochten werden, die man etwa aus der Heinzle'schen Konzeption herausgelesen hat. Vielmehr wäre die Symbolstruktur des *Erec* als spezifische Ausprägung einer allgemeineren und weit verbreiteten Form des Erzählens zu verstehen, auf die sich eben auch die Texte aventiurehafter Dietrichepik zurückführen lassen.

von Figuren in einer solchen Welt sinnstiftend: Ortsveränderungen in diesem System sind als semantisch relevante Textpotenziale aufzufassen. Insofern ein Text konstitutiv durch ein solches Arrangement gekennzeichnet ist, spricht man von einem sujethaltigen Text.

Das ist in Kürze schon ‚die ganze Geschichte‘: Texte, die *narrativ* epische Welten entfalten, koppeln Semantik an Bewegung und Raum. Zugleich stellt für Lotman jeder dieser Texte ein abstraktes Wirklichkeitsmodell jener Kultur dar, der er entstammt:⁴⁸ Er ist ein Kulturschema, bei dem die fundierenden kulturellen Normen einer Gemeinschaft in räumliche Relationen transformiert sind. Die topologische Ordnung eines sujethaltigen Textes unterscheidet dabei einen *Innenraum des Wir* von einem *Außenraum*, der alle anderen umfasst. Dieser Innenraum markiert den Raum der Ordnung in der erzählten Welt, während das von dort perspektivisch als ein Außen Wahrnehmbare als Raum von Chaos oder Nicht-Ordnung erscheint. Getrennt sind die beiden Räume durch eine topologische Grenze, die Sujetgrenze, die als prinzipiell unüberschreitbar gesetzt ist: Sie markiert in der epischen Welt den konstitutiven Unterschied und sie ist dort häufig ein außergewöhnliches Hindernis: ein Fluss, das Meer oder ein besonders starker Kämpfer, der die Transgression zu verhindern trachtet.

Weil die Grenze zwischen den beiden Räumen eine Differenz auf der Ebene der textinternen Normen- und Wertesysteme kodiert, sind diese natürlichen Hindernisse auch Markierungen eines Verbots. Wer die Grenze überschreitet, verstößt gegen die geltende Norm. Das ‚sagt‘ das Sujet: Du darfst das Meer nicht überqueren oder nur, wenn du Gefahr für Leib und Leben in Kauf nimmst, denn diese Transgression ist ein Verstoß gegen das für dich geltende, gegen unser Gesetz. Es sagt auch: Wenn du dich von den Normen deiner Gemeinschaft emanzipierst, riskierst du *unterzugehen*.

Aber: Selbst wenn man die topologische Ordnung des Sujets auf diese simple Art und Weise lesen kann, so muss man doch zugestehen, dass die Verhältnisse in den konkreten Texten nie so eindeutig liegen. Zwei fundamentale Probleme stellen sich, wenn es um den interpretatorischen Umgang mit sujethaltigen Texten geht. Zum einen gibt es Texte, die eine ganze Anzahl von semantischen Oppositionen in unterschiedlichen topologischen Relationen zu fassen vermögen, sodass der binär strukturierte Handlungsraum einer sujethaft organisierten Welt in eine Reihe von Teil-

⁴⁸ In der rezeptionsästhetischen Formulierung dieses Sachverhaltes: Der überlieferte Text stellt ein abstraktes Wirklichkeitsmodell jener Kommunikationsgemeinschaften dar, die seine kommunikativen Angebote angenommen haben.

räumen zu zerfallen droht.⁴⁹ Texte unterscheiden nicht nur zwischen den Nord- und den Südstaaten, auch wenn das vielleicht die zentrale Unterscheidung eines Romans zum amerikanischen Bürgerkrieg sein mag. Es kann in einem solchen Text auch den Raum der Stadt gegenüber dem des Dorfes, den Raum des Herrenhauses gegenüber dem der Sklavensiedlung, den Salon als das andere der Besenkammer geben. Geschichten können einen komplexeren topologischen Aufbau haben, als ihn eine einfache binäre Kontrastierung abzubilden vermag.

Das ist aber nur die eine Seite des Problems. Wir sind damit auch zurückgeworfen auf die Frage, welche topologische Relation in einer gegebenen epischen Welt *konstitutiv* für das narrative Artefakt sein soll. Denn das war ja die Voraussetzung, dass die Sujetgrenze die *relevante* Differenz kodiert. Eine Hierarchisierung zwischen unterschiedlichen Kandidaten ist nicht lediglich von den Gegebenheiten des Textes vorgegeben, sondern hängt wesentlich auch von jenem Hintergrund ab, mit dem man einem Text gegenüber tritt. Was die für die Rezeption relevanten Normen sind, die im Text im Sinne seines kulturmodellierenden Charakters manifest sind, hängt ab von einem diesbezüglichen Vorverständnis, das die Rezeption an den Text heranträgt.

Und das gilt nicht nur für die historische Rezeption, es gilt genauso für den interpretierenden Literaturwissenschaftler – dies das zweite fundamentale Problem beim Umgang mit sujethaltigen Texten. Was dem Literaturwissenschaftler als konstitutive topologische Relation gelten kann, ist auch abhängig von jenem *maßstabgebenden Weltbild*,⁵⁰ mit dem er sich seinem Text nähert. Man muss schon immer im Besitz von Normen der Orientierung sein, durch die entscheidbar wird, was ein Ort des Regelhafte und was ein Ort ist, an dem das Chaos regiert, um die Sujetgrenze als die relevante Unterscheidung zu entdecken.

Einem Weltbild, oder wenn man das weniger emphatisch ausdrücken will: einem bestimmten Set geltender Normen, sollte im Kontext historischer Forschung ein gewisses Maß an *Adäquatheit* bezüglich jener kulturellen Formation eignen, der ein bestimmter Text entstammt.⁵¹ Auch der Literaturwissenschaftler tritt seinem Text immer schon mit einem Vorverständnis gegenüber, von dem er voraussetzt, dass es ihm angemessen sei. Er tut dies bereits, wenn er unterstellt, dass ein gegebenes Artefakt Litera-

⁴⁹ Wobei ‚Teilraum‘ hier natürlich nicht mit ‚Ereignisraum‘ verwechselt werden darf. Beide Begriffe und ihre Gegenstände sind auf ganz unterschiedlichen systematischen Ebenen angesiedelt.

⁵⁰ Vgl. Lotman: Struktur, S. 333.

⁵¹ Wobei man natürlich damit zu rechnen hat, dass sich Texte vor dem Hintergrund unterschiedlicher ‚maßstabgebender Weltbilder‘ erschließen und dass diese wie die Texte selbst in diachroner Sicht Veränderungsprozessen unterworfen sind.

tur sei. Wenn man also die konstitutive topologische Unterscheidung von all jenen trennen will, die demgegenüber marginal sind, dann müssen Entscheidungen getroffen werden bezüglich der Frage, was als jenes adäquate Set *kulturfundierender Normen* zu gelten hat, mit dem man dem Text entgegentritt.

Vor was für einem Normenhorizont oder vor welcher Teilmenge historisch relevanter Normen soll man, einmal vorausgesetzt, dass es sich bei unseren Texten tatsächlich um konstitutiv sujethaltige Texte handelt, diese platzieren? Was ließe sich für unsere Texte plausibel als ein historisch relevanter normativer Bezugsrahmen imaginieren? Was man zunächst sagen kann, ist, dass in unseren Texten Fragen nach der Möglichkeit von sozialer Vergemeinschaftung narrativ entfaltet und in der Form von Problematisierungen modellhaft durchgespielt werden. Das scheint mir ganz unübersehbar: Ob der *Rosengarten A* in den Konflikten Wolfharts und Hildebrands mit Dietrich Ansprüche einzelner Gruppen im Berner Herrschaftsverbandes aufeinanderprallen lässt, ob hier im Gegenüber von Worms und Bern die Norm rechten Verhaltens von Kollektiven erfahrbar gemacht wird, oder ob, wie im ersten Teil des *Eckenlieds E₂*, der Zusammenhang von Standeszugehörigkeit, Statusrepräsentation und gültiger Handlungsnorm in der Konfrontation der Helden vorgeführt wird – immer geht es dabei um Regeln, die das Zusammenleben der Figuren der epischen Welten betreffen. Was unsere Texte dabei vorführen, sind die *Konsequenzen* des Außer-Geltung-Setzens von Fundamentalnormen als der Bedrohung der epischen Welt. Wenn in aventiurehafter Dietrichepik gegen bestimmte Regeln des sozialen Zusammenlebens verstoßen wird, dann steht zumeist gleich alles auf dem Spiel, droht die allgemeine Vernichtung.

Im Kontext solcher Problemkonstellationen spielt Dietrich eine ausgezeichnete Rolle. Der Berner mag nicht immer das Heft des Handelns in der Hand halten: Wo es aber in unseren Texten um die Bedingungen der Möglichkeit von friedlicher Koexistenz geht, da darf er nicht fehlen, da braucht man diese *Figur* sogar ganz unbedingt.

Doch welche Facette Dietrichs ist dabei gefragt? Hier mag man zurückgreifen auf etwas, das als Charakteristikum eines mittelalterlichen oder überhaupt vormodernen Denkens von Gesellschaft gelten kann. Setzt man nämlich voraus, dass Monarchie für das Mittelalter und weit darüber hinaus eine Denkform ist, die sich selbst „als ‚im Grunde‘ alternativenlos“⁵² denkt, dann scheint man einen geeigneten Ansatzpunkt gefunden

⁵² Peter Strohschneider: Opfergewalt und Königsheil. Historische Anthropologie monarchischer Herrschaft in der *Ecbasis captivi*, in: Tierepik und Tierallegorese. Studien zur Poetologie und historischen Anthropologie vormoderner Literatur, hrsg. v. Bernhard Jahn und Otto Neudeck, Frankfurt a. M. u. a. 2004, S. 15-51, hier S. 19. Strohschneider verwendet

zu haben, wenn es um die Frage nach einem adäquaten maßstabgebenden Weltbild für unsere Texte geht. Königsherrschaft als historisch allenfalls in Ausnahmefällen hintergehbare Bedingung der Möglichkeit von funktionierender, und das heißt von friedlicher sozialer Gemeinschaft, kann unter heuristischen Gesichtspunkten als Ausdruck jenes Horizontes gelten, der sich als Kulturschema in unseren Texten niederschlägt. Diese Prinzipienfrage des Sozialen wird natürlich nicht nur in unseren Texten ventiliert, sie wird in ihnen aber auf eine ganz spezifische Art und Weise verhandelt, die sie auszeichnet.⁵³

Nun mag es einem vielleicht merkwürdig erscheinen, dass der *Fürst* von Bern so umstandslos als *König* gedacht werden soll. Doch geht es hier nicht um Titel. Unsere Texte denken Fürsten, den *milten marcgrâven*, Herzöge, Könige und Kaiser⁵⁴ vor allem als Oberhäupter, als Vogte und Schirmherren.⁵⁵ All diese Titel weisen ihre Träger primär als

den Begriff der Denkform im Anschluss an Herbert Kolb: Nobel und Vrevel. Die Figur des Königs in der Reinhart-Fuchs-Epik, in: *Virtus et Fortuna. Zur Deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720* (FS Hans-Gert Roloff), hrsg. v. Joseph P. Strelka und Jörg Jungmayr, Bern / Frankfurt a. M. / New York 1983, S. 328-350, ebd. S. 343.

⁵³ Die Frage nach der Legitimität von Herrschaft und ihre Begründung ist keineswegs ein für aventiurehafte Dietrichepik spezifisches Thema in dem Sinne, dass es als ein texttypologisches Unterscheidungskriterium gelten könnte. Die Frage nach den Bedingungen legitimer Herrschaft generiert ganz unterschiedliche Texte, ja ganze Textgruppen. So hat man etwa für die Romane Hartmanns versucht, identitätsstiftende Potenziale zu plausibilisieren, weil die Texte als Medium der Verständigung und Selbstverständigung der Ministerialität als einer soziokulturellen Einheit gelten können, die in den widerspruchsvollen Bezugsrahmen von sozialem Anspruch und ständischer Inferiorität eingespannt sei. Vgl. dazu Gert Kaiser: Textauslegung und gesellschaftliche Selbstdeutung. Die Artusromane Hartmanns von Aue, Wiesbaden 1978. Beide Dimensionen höfischer Literatur, das panegyrische Element, das Joachim Bumke aus den Produktionsbedingungen der Texte zurückführt, wie die Möglichkeit dieser Texte, als Medium der Selbsterfahrung der Ministerialität zu fungieren, sind dabei nicht als sich ausschließende Alternativen aufzufassen, sondern markieren die Texte der höfischen Literatur als Formen der Bewältigung sozialer Problematiken, die aufs Engste mit Fragen nach den Bedingungen der Legitimität von Herrschaft verknüpft sind. Und so bleiben ja auch der Artushof und das Dienstmodell des Hohen Minnesangs auf solche Fragestellungen hin immer durchsichtig.

⁵⁴ Nach der Druckversion des *Eckenlieds* war Dietrich in Rom *küing und herre* (e, 2843).

⁵⁵ So ist die Herausforderung Kriemhilds im *Rosengarten A* ursprünglich an Könige gerichtet (vgl. RA 102), was aber nicht bedeutet, dass sich nicht außer Dietrich auch Biterolf und Rüdiger angesprochen fühlen. Noch das *Nibelungenlied* markiert die Rangdifferenz zwischen den Königen von Worms und dem Markgrafen Rüdiger, aber nur, so Jan-Dirk Müller: Spielregeln, damit sie „beiseite geschoben werden kann“ (ebd. S. 182). Doch geht auch im *Nibelungenlied* in Bezug auf die Zuordnung der Rechtstitel zu den einzelnen Figuren einiges durcheinander, worauf Norbert Voorwinden: Die Markgrafen im Nibelungenlied: Gestalten des 10. Jahrhunderts?, in: *Nibelungenlied und Klage. Sage und Geschichte, Struktur und Gattung. Passauer Nibelungengespräch 1985*, hrsg. v. Fritz Peter Knapp, Heidelberg 1987, S. 21-42, ebd. S. 24-27, hingewiesen hat. Vgl. dazu auch den Kommentar zu NL 93 in: *Das Nibelungenlied. Nach dem Text von Karl Bartsch und Helmut de Boor ins Neuhochdeutsche übersetzt und kommentiert von Siegfried Grosse* (RUB 644), Stuttgart 1997.

höchste weltliche Instanzen eines gegebenen hierarchischen Sozialverbandes aus. Sie markieren die besondere Position der Figuren in einem speziellen Segment der Gesellschaft. Dass unser Fürst von Bern zugleich, und nicht nur was sein Ende in der *Heldenbuchprosa* betrifft, christologische Konnotationen trägt (oder dass er in den meisten Texten doch zumindest in einer besonderen Beziehung zur Transzendenz steht),⁵⁶ kann bei einem Blick auf z. B. die „politische Theologie“⁵⁷ des Mittelalters nicht überraschen.

4.2 Kontingenzexposition und das immanente Gesetz der Welt

Es ist entscheidend für die Beschreibung sujethaltiger Texte, dass man sich darüber im Klaren ist, dass ein Sujet nicht *per se* und unabhängig vom Verständnishintergrund eines Publikums feststeht. Topologische Grenzen in erzählenden Texten mag man relativ leicht identifizieren können, doch ist es eben nicht so, dass jede gefahrvolle Flussüberquerung gleich das konstitutive Sujet eines Textes markiert. Deshalb habe ich zunächst nach einem Hintergrund gesucht, der, noch recht unspezifisch, auf unsere Texte ‚zu passen‘ scheint: Königsherrschaft als Modell sozialer Fundierung.

Ich habe gesagt, dass ein sujethaltiger Text seine epische Welt über eine konstitutive topologische Grenze stiftet: Damit setzt er zugleich ein Tabu bezüglich der Beweglichkeit der Figuren. Figuren aus einem der

So ist Gêre *marcgrâve* (NL 93, 750₁, 771₁) aber bisweilen auch *herzoge* (NL 582₁) oder *fürste* (NL 1215₁). In den Texten aventiurehafter Dietrichepik jedenfalls regiert vollständig eine Form von Tugendadel, der die guten adligen Herrscher ohne Ansehen ihrer Titel zusammenfasst und die schlechten ausschließt. Dass es dabei nicht gegen Könige als solche geht, zeigt das Beispiel König Imiâns in der *Virginal*. Man könnte allenfalls vermuten, aber die Überlieferung des *Rosengarten* gibt dazu, soweit ich sehe, eigentlich keinen rechten Anlass, dass die Selbstüberhöhung Kriemhilds mit ihrem nominellen Status als dem einer Königin zusammenhängt.

⁵⁶ Verweisen kann man hier etwa an die messianische Inszenierung der Dietrich-Figur in der *Virginal*, und mit *vrô Sælde* wissen die Texte Dietrich ja sowieso immer schon im Bunde.

⁵⁷ So der Untertitel des Buchs von Ernst H. Kantorowicz über die zwei Körper des Königs. Kreist der bei Ernst H. Kantorowicz dargestellte Diskurs, beginnend mit frühmittelalterlichen Vorstellungen vom König als *christomimētēs* bis zur Formel vom doppelten Körper des Königs bei den englischen Kronjuristen im 16. Jahrhundert, um ein paradoxales Zentrum im Zusammenhang der Frage, wie der König als Normengarant selbst zugleich als durch eine Norm reglementiert und legitimiert gedacht werden kann, so ist in aventiurehafter Dietrichepik, freilich mit von Text zu Text unterschiedlicher Akzentuierung, Vergleichbares entfaltet. Dietrich wird als eine Figur inszeniert, die Bedingung der Möglichkeit von friedlicher Vergemeinschaftung ist. Er ist letztlich Hüter und Verteidiger der Norm in den entfalteten epischen Welten *als* König kraft seiner außerordentlichen Gewaltfähigkeit. Zugleich ist mögliche Willkür durch die Einbindung in den Berner Herrschaftsverband begrenzt.

beiden Räume ist es prinzipiell verboten, die Grenze zum oppositionellen Normensystem zu queren. Es ist den Figuren schlicht nicht gestattet, den Raum der für sie gültigen Norm zu verlassen.

Doch werden solche Regeln und Tabus auch gebrochen. Als *Ereignis* eines sujethaltigen Textes hat überhaupt erst die Überschreitung jener Grenze zu gelten, die das Sujet konstituiert. Eine solche Transgression ist in der Regel nur wenigen Auserwählten möglich und solche Auserwähltheit steht in einem interdependenten Verhältnis zur Schwierigkeit der Grenzüberschreitung: Je höher das zu überwindende Hindernis, desto weniger Figuren können die Grenze überschreiten und umso schwerer wiegt der jeweilige Normbruch. Wer eine solche Grenze überschreitet, wer also die Norm bricht, und das ist im Idealfall nur eine einzige Figur, der ist der *Held* der Geschichte.

Kommt eine Figur aus dem Innenraum und überschreitet sie die Grenze in Richtung des Chaos, dann exponiert der Text in dieser Transgression *Kontingenz*: Jemand verlässt den Raum des gültigen Normensystems, sein Zuhause, er trennt sich von seiner Gemeinschaft, er lässt sie gegebenenfalls im Stich oder auch nur allein, und es eignet dieser Bewegung im Raum dann nach Lotman ein gewisses revolutionäres Potenzial. Die Grenzüberschreitung macht deutlich, dass es *Alternativen* zum Alltäglichen, Gewohnten und Gültigen gibt. Das Ereignis des Textes kann als Absage an jene Norm gelten, die den Innenraum bestimmt.⁵⁸

Ein Ereignis ist ein revolutionäres Element, das sich der geltenden Klassifizierung widersetzt.⁵⁹

Im Bereich jener Texte, die man landläufig mit dem Attribut ‚heroisch‘ versieht und zu denen auch die Texte aventiurehafter Dietrichepik zu zählen sind, sind solche Grenzüberschreitungen für die Helden mit elementaren Risiken verbunden. Die Welt des Chaos ist in diesen Texten lebensbedrohlich. Was in modernen Plots die endgültige Absage an die Heimat ist, etwa weil sich herausstellt, dass es ‚Woanders‘ besser ist und der Held wegbleibt, das wird im heldenepischen Text durch den Tod der Zentralfigur symbolisiert: Die Exposition von Kontingenz schreiben solche Texte fest, wenn sie ihren Grenzüberschreiter sterben lassen. Die damit zusammenfallende dauerhafte Vakantsetzung der Norm korreliert dann gewöhnlich mit der Markierung sozialer Destruktion im Innenraum:

⁵⁸ Das gilt freilich genauso für jene Helden, die aus dem Chaos kommen und in den Innenraum einbrechen. Wichtig ist hier immer die Perspektive aus der erzählt wird und die mit den Begriffen Innenraum und Normensystem gekennzeichnet ist. Natürlich hat auch das andere des Innenraums eine Norm, das andere ist ja nur aus der Sicht der Norm des Innenraums das Chaos. Wenn sich also eine Figur aus dem Raum des Chaos löst und in den Innenraum einbricht, so kann das als Kontingenzexposition im Raum des Chaos gelten.

⁵⁹ Lotman: Struktur, S. 334.

Egal wie der Auszug des Helden auf der Geschichtebene motiviert sein mag: Wenn er in der Welt des Chaos stirbt (oder eben aus dem Blickwinkel seiner Gemeinschaft ein Äquivalent davon vorliegt) und also nicht als Sieger aus dem Außen zurückkehrt, dann ist der Innenraum geschwächt. Ein solcher Held bestätigt sein Wertesystem nicht; dafür sind dann andere Helden oder andere Geschichten verantwortlich – oder das Infragestellen der Norm bleibt unwidersprochen und endgültig.

Das Infragestellen der Ordnung durch die Transgression kann aber eben auch ein reversibler Akt sein. Nicht immer erzählen Texte davon, dass es in der Fremde auf Dauer schöner ist als daheim; nicht immer kann der Held in der Fremde neue Freundschaften knüpfen, eine Familie gründen, sein Glück machen und sich aus und mit diesen Gründen endgültig von seinem topologischen Ursprung lossagen und fernbleiben. Er kann genauso gut als der verlorene Sohn in die Gemeinschaft zurückkehren und dann erneut integriert werden. Die Revolte des Einen gegen das Normensystem aller fiel am Ende dann nicht zusammen mit dem Exitus der Ordnung.

Wenn Geschichten ihre Grenzüberschreiter zurückkehren lassen, dann nehmen sie damit zumindest teilweise jene Absage an die Norm zurück, die ich im Anschluss an Rainer Warning⁶⁰ als Kontingenzexposition bezeichne. Insofern der Text von einer Rückkehr erzählt, insofern eine Figur die Grenze also ein zweites Mal und nun in der entgegengesetzten Richtung zu queren imstande ist, kann das zuletzt als eine Bestätigung eben jener Ordnung verstanden werden, die zuvor infrage gestellt worden war. Der Held, so kann man das zusammenfassen, hatte dann stellvertretend für die anderen Mitglieder seines Innenraums (wenn auch nicht immer in ihrem Auftrag) die Außenwelt erkundet, seine Rückkehr ‚trifft‘ eine

⁶⁰ Vgl. Rainer Warning: Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition, in: Romanistisches Jahrbuch 52, 2001, S. 176-209. Wobei ich ‚Kontingenz‘ als einen *relationalen* Begriff fasse. Das Obsolet-Werden eines Normensystems ist ja selbst wieder nur von einem bestimmten Standpunkt aus zu erfassen, mag der nun innerhalb oder außerhalb des Textes liegen, dessen Norm damit gerade noch nicht der Willkür anheimgefallen ist. Man mag einem Text vor dem Hintergrund aller anderen Texte die Eigenschaft zuschreiben können, die Kontingenz aller Normen exponiert zu haben. Aber das lässt sich selbst nur wieder vor dem Hintergrund irgendwie *fundierter* Normen begründen. Vielleicht meint man auch, dem, was im Sujet der Texte aventiurehafter Dietrichepik an Normen verfügbar wird, kein besonders großes Bedrohungspotenzial zuschreiben zu müssen. In ihnen wird letztlich den Normen nie auf eine Art und Weise der Boden entzogen, wie das bei manchen modernen Texten der Fall ist. Doch könnte das daran liegen, dass die historischen Verwendungs- und Gebrauchszusammenhänge, in denen unsere Texte zu situieren wären, selbst noch nicht sichere Standpunkte der Norm abgeben. Und von einem solchen Standpunkt aus gesehen, könnten die Kontingenzexpositionen unserer Texte durchaus ein gewisses destabilisierendes Potenzial besessen haben. Hier gilt, was in dieser Arbeit immer gilt: Text ist nicht ohne seinen Rezipienten, und er ist, wie er ist, nur durch ihn oder seinetwegen.

Entscheidung zwischen den beiden oppositionellen Räumen. Häufig fällt diese Rückkehr mit der Abwendung einer Gefahr zusammen, die den Innenraum bedroht. Es können dies Gefahren aus dem topologischen Außen sein, aber auch Bedrohungen von innen, wie sie der falsche Ratgeber des Königs oder der Verräter darstellen.

Indem der Held im Außen das Chaos überwindet und diesen Sieg durch seine Rückkehr als einen Sieg des Innenraums über den Außenraum verstehbar macht, erbringt der Held eine Leistung *für* seine Gemeinschaft. Diese Leistung wird symbolisiert durch einen erhöhten Grad an *Ordnung* im Innenraum: Friede, Gesundheit, auf Dauer gestellte legitime Herrschaft, Fruchtbarkeit, Reichtum, Erfolg, Festigung des inneren Zusammenhalts etc. – Prosperität im Allgemeinen. Sieht man sich die Konsequenzen an, die dem Innenraum drohen, falls der Held nicht zurückkehrt, dann kann jene Leistung, die der Held allein in Auszug *und* Rückkehr (*exile & return*) für seine Gemeinschaft erbringt, als Gang durch den symbolischen Tod gelten.⁶¹

Der Innenraum eines sujethaltigen Textes repräsentiert das Normensystem der *erzählten Welt*, erst der Text insgesamt aber kann als abstraktes Wirklichkeitsmodell jener kulturellen Formation gelten, vor deren Hintergrund er entworfen ist. Dabei ist das Sujet als *textkonstituierende Struktur* nicht darauf festgelegt, Normen in simpler Schwarz-Weiß-Malerei aufzufangen. Ganz unterschiedliche Geschichten können mit ihm erzählt werden, je nachdem, wie die Räume, die Bewegung der Figuren und die axiologischen Besetzungen der Aktanten verteilt sind. Es ist hier vorstellbar, dass der Innenraum der epischen Welt eines Textes für ein Normensystem steht, das mehr oder weniger stark distanziert vom Normensystem der Rezeption ist. Man kann auch leicht Texte aufrufen, in denen die Welt des Chaos nun nicht eigentlich eine Negation des Normensystems der Rezeption darstellt. Und nicht immer sind die Helden, die aus dem Innenraum ins Chaos gelangen, Sympathieträger. Hier sind mannigfach Abstufungen und Variationen möglich, so bspw. auch das Erzählen aus dem Blickwinkel des pervertierten Innenraums.

Nun handelt es sich bei sujethaltigen Texten, die dominant durch einen wie den zuletzt skizzierten Fokus gekennzeichnet sind, zumeist um relativ moderne Texte. Mittelalterliche Erzählungen dagegen geben dem Defizitären kaum lange eine *positive* Stimme, sie verschaffen seiner *risikanten* Position selten dauerhaft Geltung.⁶² Für das kommunikative

⁶¹ Vgl. Lotman: Entstehung, S. 186, der in „Weggang oder Verweilen in unbekannten Fernen“ Äquivalente für den Tod sieht.

⁶² In *Eckenlied E* und *Rosengarten A* machen die axiologischen Markierungen Eckes und Kriemhilds, mit deren Handeln das Erzählen beginnt, schon immer klar, dass diese Figuren nicht die Norm ihrer Welt artikulieren.

Funktionieren vormoderner Dichtungen scheint man ganz allgemein voraussetzen zu können, dass ihre Rezeption stark identifikatorische Züge trug. Offenbar haben die erzählenden Texte des Mittelalters ihre historische Rezeption trotz allgegenwärtiger und scheinbar distanzierender Phantastik weit stärker betroffen, als das heute in der Regel bei literarischen Texten der Fall ist. In den Texten der Epoche werden primär klare identifikatorische Angebote unterbreitet und es wird vor allem von dieser normativen Perspektive aus erzählt. Nie feiern die Texte Subversion und Perversion *um ihrer selbst willen*. Und wenn uns das dann einmal so scheinen mag, wie bspw. im Falle vieler Mären, dann stellt sich trotz begründeter Ressentiments gegenüber einer permanenten Unterstellung von Didaxe eben noch immer die Frage, wo die Normen der Rezeption im Verhältnis zum Text zu verorten wären.

Wenn der Innenraum der Welt eines sujethaltigen Textes nun das maßgebliche identifikatorische Potenzial⁶³ für seine Rezipienten bereithält, wenn dieser Raum axiologisch positiv gesetzt ist, weil er mehr oder weniger deutlich der Träger dessen ist, was die fundierenden Normen einer textexternen Kommunikationsgemeinschaft sind, dann kann die zweifache Querung der Normengrenze durch den Helden der Geschichte als Bestätigung der Norm einer solchen Kommunikationsgemeinschaft gelten. Der Text kann dann konsolidierende Funktionen für diese übernehmen. Die Ermöglichung von Selbstvergewisserung mag als ein *Gratifikationspotenzial* solcher Texte gelten.

Aber: Nicht jede Grenzüberschreitung einer Figur, die *in* der epischen Welt nur dem Einen möglich ist, ist *für die Rezeption* ein exorbitanter und tabuisierter Normenbruch. Das selbst dann nicht, wenn die Transgression für die Figuren der epischen Welt die ultimative Kontingenzexposition darstellt. Nicht jede Grenzüberschreitung ist für die Rezeption ein Ereignis, insofern man darunter im Anschluss an Lotman das Exotische, Singuläre, Außergewöhnliche und Unerhörte versteht. Im Erzählen und Hören von immer gleichen Transgressionen kann *für* die Rezeption sujethaltiger Texte der Ereignischarakter der Überschreitung verloren gehen. Inflationierung kann Normenbruch für die Rezipienten gerade zur Regel werden lassen. Ja man darf sich Texte und Textgruppen

⁶³ Vgl. zum Anteil von Identifikation am Prozess ästhetischer Erfahrung und ihrer Rehabilitation in Auseinandersetzung mit Adornos *Ästhetik der Negativität* Hans Robert Jauss: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*, Frankfurt a. M. 41984, hier vor allem S. 44-71. Letztlich, so muss man wohl sagen, kann selbst die Revolution zu einem Zuhause, zum Heimeligen, dem Affirmativen eines Textes und somit zu seinem identifikatorischen Potenzial werden. Alles hängt von den Wertesystemen der Rezipienten ab, auf die der Text trifft. Vgl. dazu auch die instruktiven Beispiele zur Perspektivenabhängigkeit dessen, was als Ereignis aufzufassen ist, bei Lotman: *Struktur*, S. 333-336.

vorstellen, bei denen Normenbrüche in der Grenzüberschreitung *nie* als Ereignisse im engeren Sinne aufzufassen wären.

Von Fall zu Fall hat der Literaturwissenschaftler deshalb bei sujethaltigen Texten abzuklären, ob Ereignishaftigkeit *für* die historische Rezeption überhaupt als wahrscheinlich vorausgesetzt werden darf. Dabei muss man sowohl die wiederholte Rezeption eines bestimmten Abenteuers im Auge behalten, als auch die Möglichkeit der Wiederholung einer solchen Überschreitung durch andere Geschichten. Der Exklusivität einer Transgression des Helden *für* die Figuren der epischen Welt kann auf der Seite der Rezeption das Äquivalent fehlen, und das hat dann umfangreiche Konsequenzen für die Interpretation eines solchen Textes.

Was aventiurehafte Dietrichepik betrifft, ist die Lage bezüglich solcher Fragen eindeutig: Das konstitutive Handlungsschema aventiurehafter Dietrichepik kann, das wird der weitere Verlauf dieses Kapitels zeigen, als wiederholte Überschreitung der immer gleichen Sujetgrenze in unterschiedlichen Geschichten verstanden werden. Und wiederholte Rezeption unserer Texte hat man unter den Bedingungen literarischer Rezeption in der Vormoderne sowieso als den Regelfall anzusetzen. Für unsere Texte gilt nicht die singuläre Bestätigung der eigenen Norm als Gratifikationspotenzial der Texte: In der wiederholten Erfahrbarmachung, in der Erwartbarkeit des Normenbruchs wird dieser als Bestandteil eines *immanenten Gesetzes der Welt* verständlich. Nicht nur die Norm wird vermittelt, sondern eine Geltung, die nicht numerisch limitiert ist, die in diesem Sinne ein ewiges Gesetz darstellt. Texte, die in pragmatischen Kontexten wiederholt erfahrbarer Grenzüberschreitung zu verorten sind, konnten nach Lotman für die historischen Kommunikationsgemeinschaften

eine klassifizierende, stratifizierende und ordnende Rolle [spielen, K.M.]. Sie führten die Welt der Exzesse und Anomalien, die den Menschen umgab, auf eine Norm und Ordnung hin. Selbst wenn diese Texte bei der Wiedergabe in unserer Sprache Sujetcharakter gewinnen, hatten sie diesen in ihrer ursprünglichen Anlage nicht. Sie handelten nicht von einmaligen und irregulären Erscheinungen, sondern von zeitlosen, sich unendlich reproduzierenden und damit statischen Vorgängen. [...] Die Regelmäßigkeit der Wiederholung läßt sie nicht zum Exzeß, zum Ausnahmefall, sondern zu einem immanenten Gesetz der Welt werden.⁶⁴

Unsere Texte entfalten Königsherrschaft als Antwort auf die *Prinzipienfrage sozialer Ordnung* (Strohschneider); das ist letztlich jenes immanente Gesetz der Welt, dessen Gültigkeit das Sujet aventiurehafter Dietrichepik vermittelt.

Ein sujethaltiger Text im beschriebenen Sinne verhält sich als ein Ganzes *affirmativ* zu einer Norm oder einem bestimmten Werte- und Normensystem. Entweder man kann mit ihm die singuläre oder die wie-

⁶⁴ Lotman: Entstehung des Sujets, S. 177.

derholte Bestätigung einer Norm verbinden.⁶⁵ Die Welt der rezipierenden Kommunikationsgemeinschaft und der textinterne Raum, der das primäre identifikatorische Potenzial bereithält, sind in Teilen von einem gemeinsamen Wertesystem überwölbt und beide werden zusammen und *durch den Text* gegen eine davon distanzierte Welt des Chaos in Stellung gebracht. Die Bestätigung der eigenen Norm durch die zwiefache Transgression des Helden ist eine Leistung, die eine normverletzende Tat des Heros *für* die Gemeinschaft des Helden wie für die textexterne Rezeption darstellt: Der Held vollzieht den tabuisierten Normenbruch, stellt sich gegen seine Gemeinschaft, und diese aus der Sicht des geltenden Normensystems asoziale Tat ist zuletzt als Dienst an der Gemeinschaft, als soziale Tat also, verständlich.⁶⁶ Der Held transzendiert in seiner Grenzüber-

⁶⁵ Etwas, das Lotman an prominenter Stelle vor allem sujetlosen Texten als Potenzial zuspricht. Vgl. aber zu einer an Lotman orientierten Unterscheidung zwischen revolutionären und restitutiven Texten, die nicht mit der Unterscheidung von Texten zusammenfällt, in denen die Transgression der topologischen Grenze erzählt und solchen, in denen von ihr nicht erzählt wird Matias Martinez / Michael Scheffel: Einführung in die Erzähltheorie, München 1999, S. 142. Das dort abgedruckte Schema und die zugehörige Argumentation werden, so kann man hoffen, dazu beitragen, einige verbreitete unterkomplexe Paraphrasen der Lotmanschen Theorie sujethaltiger Texte aufzuklären.

⁶⁶ Dass heroisches Handeln immer auch eine soziale Dimension besitzt, hat Gerd Wolfgang Weber gegen die Position Klaus von Sees betont, gegen eine Position also, die im Bereich der germanistischen Mediävistik eine gewisse Dominanz besitzt. Die kleine Debatte, die sich zwischen den genannten Nordisten um die Frage nach der sozialen Ader des Heroen entsponnen hat, ist recht aufschlussreich, insofern in ihr die Ambivalenz der Heldentat als dem *normwidrigen Handeln als einer sozialen Tat* tendenziell in zwei konträren Positionen aufgelöst ist. Vgl. zur Diskussion Klaus von See: Was ist Heldendichtung?, in: Edda, Saga, Skaldendichtung: Aufsätze zur skandinavischen Literatur des Mittelalters, Heidelberg 1981, S. 154-193; Gerd Wolfgang Weber: „Sem konungr skyldi“. Heldenepik und Semiotik. Griechische und germanische heroische Ethik als kollektives Normensystem einer archaischen Kultur, in: Helden und Heldensage, Philologica Germanica 11, Otto Gschwanter zum 60. Geburtstag, Wien 1990, S. 447-481; Klaus von See: Held und Kollektiv, in: ZfdA 122, 1993, S. 1-35.

Die beiden Positionen lassen sich verkürzt wie folgt zusammenfassen. Klaus von See schließt aus der exorbitanten Natur der Heldentat auf deren mangelnde Eignung, als ein vorbildhaftes Handeln gelten zu können. Das Wesen der heroischen Tat lasse sich geradezu als gegen das Kollektiv gerichtet verstehen, als asoziale Tat. Der Held muss nicht Vorbild allgemeinverbindlicher Tugenden sein, sondern er ist „ein Protest gegen das vom Kollektiv gebotene Mittelmaß, eine Figur, deren Faszination gerade darin liegt, daß sie das Exorbitante, das Regelwidrige tut“ (von See: Was ist Heldendichtung, S. 183f.). Dem hat Gerd Wolfgang Weber ein Modell der Normenvermittlung durch die exorbitante Tat gegenübergestellt: Die „Übernahme der Norm erfolgt natürlich nicht in einem platten Nachahmungsverfahren eines autoritären Vorbild-Mechanismus (etwa Baldur von Schirach'scher Vorbild-Ideologie für die Hitler-Jugend o. dgl.), sondern als *Stabilisierung* der dem heldischen Handeln zugrundeliegenden Norm bei dem diese Norm ebenfalls besitzenden und im Handeln des Helden anschauenden Betrachter. Dieser hat sie mit dem Helden gemein, teilt sie mit ihm. Nicht die Bewunderung der Exorbitanz des ‚großen‘ Ichs durch die ‚kleinen‘ Ichs schafft die ‚Identifikation‘ dieser mit jenem, sondern das Wis-

schreitung die in der topologischen Ordnung gefasste Basisopposition der epischen Welt. Ist die Gemeinschaft des Innenraums als Herrschaftsverband strukturiert, dem der Held als Oberhaupt vorsteht, dann kann die Rezeption damit zugleich *seine Gefolgschaft* werden.

Als ein affirmativer Text, und mit solchen hat es die germanistische Mediävistik in aller Regel zu tun, hat in unseren Zusammenhängen zu gelten ein Text, der nur verfügbar macht, was er auch zu bestätigen vermag.⁶⁷ Das scheint man als eine historische Reglementierung des normendiskursivierenden Potenzials auffassen zu können: Die Texte versuchen keine Revolutionen anzuzetteln, wenn sie kulturfundierende Normen entfalten. Der Zusammenhang zwischen dem Verfügbarmachen einer Norm in ihrer Exposition, dem also, was im weitesten Sinne als das reflexive Potenzial des Sujets aufzufassen wäre, und der Normenbestätigung im Sieg des *Wir* (im Helden) über die *Anderen* stellt sich dar als ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis. Die Möglichkeit zur Identifikation geht mit einer Tendenz einher, Kontingenzexpositionen zu begrenzen. Limitierung entsprechender Erfahrungsmöglichkeiten mag man dabei z. B. auch in Vorausdeutungen auf das gute Ende der Geschichte sehen. Solche Hinweise markieren Kontingenz als etwas Vorläufiges: Wenn man weiß, dass der Held siegt und am Ende zurückkehrt, dann ist das Infragestellen der Ordnung durch seinen Auszug in seiner *Intensität* immer schon abgemildert und bewältigt.

5. Der sujethafte Aufbau epischer Welt in aventiurehafter Dietrichepik

Bevor ich die Texte aventiurehafter Dietrichepik auf ihre Sujethaltigkeit hin befrage und dabei zugleich die Spezifik der einzelnen Geschichten herausarbeite, zunächst noch zu einer Besonderheit mittelhochdeutscher Heldenepik insgesamt. In den auf uns gekommenen Texten sind Helden

sen darum, daß die exorbitante Tat notwendig war, um jene gemeinsame Norm zu erhalten“ (Weber: Heldenepik und Semiotik, S. 451). Heldenepik wurzelt nach Weber im kollektiven Normensystem einer Kultur, aus dem sie ihre exemplarische Wirkung bezieht. „In dem Maße, wie das Verständnis einer Heldendichtung beim staunenden Anstarren dieses *Wie* der Tat stehen bliebe und sich nicht früge, *was* diese Tat letztlich *b e d e u t e*, würde der Aussagekern der Tat selbst verfehlt. Ist aber der Aussagekern einer Dichtung nicht erfaßt, wird auch deren Funktion innerhalb der sie imaginierenden Gesellschaft nicht sichtbar. Tat und sie ausführender Heros gewinnen erst innerhalb der sie überwölbenden kollektiven Aussagestruktur des normativen ethischen Systems, mit dem sich Gesellschaft und Kultur konstituieren, ihren eigentlichen Sinn und Zweck“ (ebd. S. 452f.).

⁶⁷ Wobei dieser Zusammenhang gegebenenfalls die konventionellen Grenzen der Geschichten sprengen kann: Das *Nibelungenlied* hat seine *Klage*, der *Ortnit* seinen *Wolfdietrich*.

vor allem die adligen Oberhäupter von Herrschaftsverbänden. Als solche überschreiten sie die Sujetgrenzen ihrer epischen Welten, z. B. das Meer in den Texten mit gefährlicher Brautwerbung, häufig nicht allein. In der Regel kann die Figur des Helden nicht als eine Instanz der epischen Welt gelten, die *als einzige* befähigt ist, die prinzipiell unüberwindbare Sujetgrenze zu überschreiten. Zumeist treten eine ganze Reihe von Figuren auf, die gemeinsam mit dem Herrscher die Normengrenze überwinden können und d. h., dass die Permeabilität der Grenze im Vergleich zum oben entworfenen Idealtypus des Sujets erhöht ist. Gelegentlich macht es dabei fast keinen Sinn mehr zu sagen, der Held ginge *für* seine textinterne Gefolgschaft durch den symbolischen Tod, weil niemand mehr zuhause bleibt, für den diese Leistung erbracht worden sein könnte. Wenn alle axiologisch positiv gesetzten Figuren eines Textes in und durch das Chaos reisen, dann gibt es im Innenraum keine empfangende Passivität mehr.⁶⁸

Die Überschreitung der Sujetgrenze kann normalerweise als Ausdruck einer Autonomiebehauptung des Helden gelten, zumindest aber als eine Emanzipationsleistung des Individuums gegenüber der Gemeinschaft und ihrem Normensystem. Damit besitzt das Sujet grundsätzlich auch das Potenzial, die soziale Hierarchie von Herrscher und Gefolgschaft topologisch zu vergegenwärtigen. Der Herrscher, so könnte ein möglicher Plot aussehen, verlässt den Innenraum seines Reiches, besiegt in der Anderwelt die Monster und kehrt siegreich in sein Land zurück. Der König als Held siegt im topologischen Außen und sichert so allein die Ordnung des Gemeinwesens.

Vermittels einer solchen Konstruktion ließe sich nun aber schwerlich jenes mittelalterliche Modell von Sozialität schematisieren, das ganz fundamental auf die Reziprozität gesellschaftlicher Bindungen setzt. Zumindest das skizzierte Modell des Sujets lässt nicht eigentlich Platz für die Leistungen der Gefolgschaft des Helden, die dort lediglich gnadenhaft empfängt. Und das scheint mir dann eine erste Antwort auf die Frage zu sein, warum in mittelhochdeutscher heroischer Epik so oft Kollektivkörper die Sujetgrenzen queren: Anders als ein aus Zusammenhängen sozialer Reziprozität entbundener Held kann der mittelalterliche Herrscher nicht isoliert auftreten. Es gibt den Herrscher nicht ohne seine Gefolgschaft. Offenbar war es für das Interesse an unseren Texten und ihr kommunikatives Funktionieren besonders wichtig, dass ihr Held den Kontakt zu den Seinen nicht verlor oder diese zumindest nicht aus dem Blick gerieten.

An prominenter Stelle gerät die kollektive Grenzüberschreitung im *Nibelungenlied* in den Blick, wenn Hagen anlässlich seiner Erzählung von der misslungenen Hortteilung, vom Sieg über die Nibelungenkönige und

⁶⁸ Freilich gibt es hier zumindest immer noch die Frauen, die als immobil gesetzt sind.

von der Drachentötung auch berichtet, Siegfried sei seinerzeit *allein* ausgeritten. Sonst sind die Helden des *Nibelungenliedes* dagegen – mit Ausnahme der Werbungsfahrt um Brünhild, wenn man, wie Siegfried das nennt, „*in recken wise*“ (NL 341₁) unterwegs ist – regelmäßig im Verband gebunden:

Das NL [...] ordnet seine Helden in dauernde Gemeinschaften ein. Kein Ritter, kein Bote reitet allein; selbst Etzels unritterliche Spielleute haben ein Gefolge von 24 Mann. Einsames Abenteuern ist dem Dichter des Nibelungenliedes etwas Fremdartiges: *dâ der helt aleine ân' alle helfe reit* (Str. 88,1), hebt Hagen betont seinen Bericht über Siegfrieds Jugendtaten an, während der ritterlich erzogene Königssohn Siegfried *vil selten âne huote* (Str. 25,1) gelassen wird.⁶⁹

Im Bereich jener Wormser Welt, für die Hagen Sagenwissen aktualisiert, gibt es das einsame Ausreiten nicht (mehr). Im adlig-höfischen Innenraum gilt eine Norm, für die das Kollektiv offenbar der primäre Handlungsträger im Kontext von Grenzüberschreitungen ist. Innerhalb eines solchen Raumes ist auch der Königssohn Teil des Kollektivs, während er als Held allein unterwegs ist. Gunther wäre dann jener höfische König, der im Wettkampf mit der Heldenjungfrau des unsichtbaren Beistands durch das Kollektiv bedarf.⁷⁰ Mit dem magischen Requisit des Tarnmantels ist die Hilfe maskiert, wirkt der König von Worms wie der Held des heroischen Modells.

Hier gilt es einen wichtigen Unterschied herauszustellen: Auch wenn kollektive Grenzüberschreitung als relevante Norm des Innenraums der epischen Welt des *Nibelungenliedes* gelten kann, so darf man sie doch nicht mit einer Norm des Erzählens verwechseln. Siegfried reitet allein ins Land der Nibelungen, erzählt wird also auch (hier in der potenzierten Distanzierung des Erzählens in der Erzählung), was nicht der Norm des geltenden Wertesystems entspricht. Diese Unterscheidung ist relevant auch in Zusammenhängen der Beschäftigung mit aventiurehafter Dietrichepik: Kollektive Grenzüberschreitungen finden sich bei uns im *Rosen-garten* und im *Laurin*. Im *Eckenlied*, dem *Sigenot* und der *Virginal* hingegen überschreitet Dietrich die Grenze zur Anderwelt allein. Dass sich solche individuellen Grenzüberschreitungen des Herrschers von Bern dann aber gerade nicht im Sinne des ‚klassischen‘ Modells verstehen lassen, möchte ich neben anderem im folgenden Abschnitt am Beispiel der *Heidelberger Virginal* veranschaulichen.

⁶⁹ Helmut de Boor (Hrsg.): Das Nibelungenlied, Wiesbaden 221996, S. XII.

⁷⁰ Der Siegfried des *Nibelungenlieds* und der Ecke des *Eckenlieds* sind insofern Zwillinge, als die Tragik ihrer Existenz aus der Uneindeutigkeit ihrer Einordnung in eine Hierarchie resultiert.

5.1 *Virginal* – Sujet und Herrschererziehung

Die *Virginal*⁷¹ erzählt, das kam weiter oben in diesem Kapitel schon einmal zur Sprache, *die erst außfart her Dietrichs von Pern*.⁷² Sie entwirft dabei einen Handlungsrahmen, der sich dem konventionellen Schema der Befreiung einer bedrohten Jungfrau zuordnen lässt. Der Text verwirklicht sich also im Sinne Joachim Heinzles und anders als in *Eckenlied* und *Rosengarten* nicht das Herausforderungs-, sondern das Befreiungsschema. Der Heide Orkise ist mit 80 seiner Mannen in Tirol eingefallen und er stiftet dort,⁷³ im Land der Zwergenkönigin Virginal, *roup, mort unde brant* (V_H 22). In Bern hat man Nachricht von den Taten des Unholds erhalten und Hildebrand zieht daraus die notwendigen Konsequenzen für seines und das Handeln Dietrichs:

„hât ir diu künegin liden,
wir müezen dulden ungemach
dar umbe in herten striten
vil snelleclîche an dirre stunt.
mîn herre unde ich müezen dar:
sô wirt uns âventiure kunt.“ (V_H 28-13)

Während draußen im Land also Aufgaben ihrer Bewältigung harren, geruht der jugendliche Dietrich von Bern indes zu kurzweilen: *bî schoenen vrouwen, dâ er az* (V_H 72). Und diese Damen bedrängen den Berner:

sî sprâchen „herre, tuont uns kunt:
wizt ir iht vremder mære?

⁷¹ Vgl. zur Überlieferung Heinzle: Einführung, S.135-137. Im Überlieferungskomplex der *Virginal* lassen sich nach Heinzle drei Versionen unterscheiden, wobei die drei vollständigen Handschriften je eine selbständige Version repräsentieren. Die große Mehrzahl der überlieferten zehn Fragmente stimmen im Wesentlichen zur *Heidelberger Virginal*, auf deren Text ich mich im Folgenden konzentriere. Der Text der *Heidelberger Virginal* ist zitiert nach Das Deutsche Heldenbuch V, hrsg. v. Julius Zupitza, Dublin / Zürich 1968 [Berlin 1870].

⁷² So die Überschrift in der Handschrift der *Wiener Virginal*, zitiert nach: Dietrichs erste Ausfahrt, hrsg. v. Franz Stark, Stuttgart 1860, S. 1.

⁷³ Vgl. zu möglichen historischen Begründungen für das Auftreten der Heiden im Alpenraum in der *Virginal* Maria Elisabeth Dorninger: Die Sarazenen in den Alpen. Zum Bild der Heiden in der *Virginal*, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 175-188. Dorninger bringt die literarischen Darstellungen des Textes in Zusammenhang mit dem historisch verbürgten Auftreten der Sarazenen im Alpenraum, die hier möglicherweise als Reflexe solcher Ereignisse aufzufassen wären. „So kam es, daß die Sarazenen in den Jahren zwischen 943 bis 970 das gesamte Aosta-Tal unter ihrer Kontrolle halten konnten. Von dort aus, vom Großen oder Kleinen St. Bernhard oder anderen Pässen, unternahmen sie weithin Überfälle und Plünderungsaktionen, die sich über das ganze Alpenmassiv erstreckten. [...] Bedenkt man, wie nahe auf historisch gesichertem Boden die Sarazenen den Tiroler Alpen gekommen sind, so scheint ihr Auftreten in ebendiesem Gebiet nicht im Bereich des Unwahrscheinlichen zu liegen“ (ebd. S. 264f.).

ist iu iht âventiure beschehen,
 die weln wir hœren gerne.
 der wârheit sülnt ir uns verjehen.“ (V_H 75,9)

Doch genau damit kann Dietrich nicht dienen und er erschrickt, denn: *er weste umb âventiure niht, | swie nâhez sîme herzen lac* (V_H 712f.). Dietrich kann den Damen nichts berichten und deshalb nimmt er Abschied, begibt sich zu Hildebrand, dem er das erzählt und davon, wie schwer ihn seine Unwissenheit bedrückt. Der Alte nimmt den Jungen bei der Hand und erklärt ihm, wie man dieses Manko beseitigen kann:

er sprach „vil lieber herre mîn
 wie lange welnt ir heime sîn?
 ich sterbe odr ich erwende
 vil griuwelîche grôze klage,
 diu ist in iuwerm lande.
 vernement reht waz ich iu sage:
 wir hân sîn iemer schande,
 daz man sus wüestet unser lant.
 wol ûf, lânt uns rîten dar,
 sô wirt uns âventiure erkant.“ (V_H 94-13)

Dietrich ist sofort einverstanden: Sein Vater hatte ihn einst der erzieherischen Obhut Hildebrands anvertraut und jetzt, da Dietrich zum Manne gereift ist, fühlt er sich bereit, der Königin das Land zu befreien.⁷⁴ Doch als Hildebrand den Berner fragt, wem er in seiner Abwesenheit das Land anvertrauen wolle, da überlässt Dietrich die Entscheidung dem Älteren: „*dîn rât was ie der beste*“ (V_H 1110).

Was die Eingangspassage der *Heidelberger Virginal* überdeutlich herausstreicht, ist die Defizienz des jugendlichen Dietrich. Der Berner wird als eine Figur eingeführt, die bisher ausschließlich die angenehmen Seiten des adligen Hoflebens kennen gelernt hat und die nicht über die Qualitäten verfügt, derer die Ausfüllung des ererbten Herrscheramtes bedarf. So ist die Geschichte der *Heidelberger Virginal* in gewissem Sinne eine Erziehungsgeschichte, wenn man den Auftrag des Vaters an Hildebrand ins Auge fasst und diesen auf den Wandel Dietrichs vom devianten zum voll-

⁷⁴ *Dô sprach der junge Dieterich | „her Hildebrant, mîn vater mich | iuch hiez alsô ziehen, | biz daz ich wurde ein kreftec man. | nu grîfentz ritterlîchen an: | ich enwil kein sturmen vliehen“* (V_H 101,6).

Die Gefahr für die Zwergenkönigin, was in den Argumentationszusammenhängen dieses Kapitels eine untergeordnete Rolle spielt, ist selbst durch Zyklizität bestimmt. Es geht hier deshalb nicht um die Abwehr einer einmaligen Bedrohung: Der Heidenkönig habe, so berichtet eine Dame ihres Gefolges, das Geschlecht Virginals ausgelöscht. Nur allein die Zwergenkönigin sei noch am Leben. Jahr für Jahr müsse diese dem Heiden eine Jungfrau überantworten, durch diesen Zins könne sie ihr Leben ein weiteres Jahr fristen, zuletzt dann würde es ihr selbst ans Leben gehen: „*Alsus ir hêrschaft undergât*“ (V_H 281).

kommenen Herrscher im Verlauf der Handlung bezieht. Die Geschichte der *Heidelberger Virginal* kennt final nicht nur die Befreiung der Jungfrau von der Bedrohung durch den Heiden und die Säuberung des Tiroler Tanns von diversen Drachen und Riesen. Sie zeigt am Ende vor allem einen fähigen Herrscher in Sachen adliger und herrschaftlicher Repräsentation, der eben auch von Abenteuern zu berichten weiß.⁷⁵ Dann wird der Zögling seinen Lehrmeister überflügelt haben und offenbar überhaupt als tugendhafte Krone des Adels gelten können. Denn kein Geringerer als Îmiân, immerhin in der epischen Welt der *Heidelberger Virginal* der König von Ungarn, stellt fest: „er [Dietrich, K.M.] gêt allen vürsten vor“ (V_H 961₁₂).

Mit einem solch weiten Rahmen der Handlung bleibt in der *Heidelberger Virginal* allerdings ausreichend Raum für die unterschiedlichsten Abenteuer. Unter diesen nimmt, ist der Blick für die Zusammenhänge sujethaften Erzählens erst einmal geschult, die Episode von der Gefangenschaft Dietrichs auf der Burg Mûter eine Sonderstellung ein.⁷⁶ Dietrich gerät dort in Gefangenschaft und der Ort dieser Gefangenschaft unterteilt die Welt des Textes in einen Bereich, in dem Dietrich noch kein richtiger, und einen, in dem er der beste Herrscher ist: Mûter konstituiert sujethaft als Außenraum oder Anderwelt, die der Held zu durchqueren hat, die epische Welt der *Heidelberger Virginal*.⁷⁷

Dieses topologische Außen Berns ähnelt auffallend den Räumen jenseits der Sujetgrenze in *Eckenlied E₂* und *Rosengarten A*: Es handelt sich auch hier um den Ort eines mit Defiziten behafteten Herrschaftsverbandes. Herzog Nîtgêr ist Oberhaupt auf Mûter und er hat zwölf Riesen in seinen Diensten, die für die Verteidigung der Burg verantwortlich sind. Das Verhältnis zwischen dem Herrscher und den diesem untergebenen Riesen ist dabei als äußerst angespannt entworfen, denn die Riesen han-

⁷⁵ Es wird viel erzählt in der *Virginal*, dazu weiter unten ausführlich. Den Kontrapunkt zur anfänglichen Unfähigkeit bildet Dietrichs Erzählung im Kontext eines die Geschichte abschließenden Festes.

⁷⁶ Die Mûter-Episode ist von der Forschung zur *Virginal* weitestgehend stiefmütterlich behandelt worden: Da vor allem die Ausbildung Dietrichs durch seinen Mentor Hildebrand, entweder zum Frauendiener oder zum adligen Herrscher oder eben zu beidem, im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stand, war die Gefangenschaft Dietrichs bei Nîtgêr und seinen Riesen scheinbar dysfunktional und interessierte allerhöchstens im Kontext sagengeschichtlicher Fragestellungen. Vgl. aber den Hinweis bei Uta Störmer-Caysa: Die Architektur eines Vorlesebuches. Über Boten, Briefe und Zusammenfassungen in der Heidelberger ‚Virginal‘, in: Zeitschrift für Germanistik NF XII, 2002, S. 7-24: „Auf jeden Fall gehört [...] die Gefangenschaft Dietrichs auf der Burg Muter zu den Attraktionspotenzialen der Heidelberger Fassung“ (S. 8), was Störmer-Caysa ohne besonders überzeugende Argumente aus der Überlieferungslage schließt.

⁷⁷ Der Name *Mûter* sagt dabei eine differenzsetzende Funktion in der Topologie bereits mit an.

deln nicht so, dass der Herrschaftsverband insgesamt Status demonstrieren kann. Der *valsche* [] *muot* (V_H 322₉) der Riesen manipuliert in der *Heidelberger Virginal* den Herrschaftsverband.

Diese Defizienz zeigt sich vor allem darin, wie die Riesen den gefangenen Dietrich behandeln, wie sie einen Fürsten behandeln, den der Herr der Burg ursprünglich sofort nach seiner Gefangennahme frei lassen will: „*ich wolt dir urloup hân gegeben*“ (V_H 337₄). Immer wieder unternehmen die Riesen im Verlauf des Aufenthalts Dietrichs auf der Burg Anschläge auf dessen Leben, wobei Nîtgêr sie zumeist gewähren lassen muss. Auf Mûter haben die Riesen das Sagen, während dem Oberhaupt des Herrschaftsverbandes die Hände gebunden sind. Diese Form der Beschränkung von herrschaftlicher *potestas* markiert den textkonstitutiven Raum des Chaos. Anders als sonst wird dabei in der *Heidelberger Virginal* primär die Gefolgschaft des Herrschers verantwortlich gemacht für diesen Zustand, wo die Texte das Defizit normalerweise der Spitze der weltlichen Hierarchie anlasten. Wie es zu solchen Verhältnissen kommen konnte, fasst der Herzog einmal wie folgt zusammen:

Dô sprach der herzoge hôchgeborn
 „ich hete die risen ûz erkorn
 ze schirmen in mîm lande.
 nu hânt sî mir gemachet leit:
 dâ von sô lîde ich arebeit
 und ouch vil grôze schande.
 [...]“ (V_H 754₁₋₆)

Ein adliger Herrscher hat seine Gefolgschaft nicht im Griff, die Gefolgschaft tanzt ihm auf der Nase herum, weil dem Herrn Möglichkeiten zur Sanktionierung fehlen.⁷⁸ Hier kann man unschwer erneut eine Problematik entfaltet sehen, die sich aus dem Konflikt der Geltungsansprüche unterschiedlicher Gruppen speist. Das faktische Gewaltmonopol der Riesen bedroht Nîtgêrs Stellung als Strator an der Spitze einer Hierarchie, die das soziale Fundament auf Mûter bildet.

In diesem Zusammenhang ist ein anderes wichtig, nämlich dass die negativ besetzte Gruppe der Riesen sich primär in der Form des Sippenverbandes konstituiert.⁷⁹ Eine solche Form sozialer Ordnung, die in unse-

⁷⁸ Davon legt der Text immer wieder Zeugnis ab. So herrscht Nîtgêr seine Riesen an, als ein Anschlag seiner Gefolgschaft auf Dietrich offenbar geworden ist: „*Von weme hânt ir den gewalt | daz ir die hôchvart hânt gestalt, | diu mich an êren krenket? | ir hânt gên mir geworben sô, | mîn herze wirt mir niemer vrô, | ezn werde iu in getrenket. | wellent ir gar herren sîn | in mîme eigen lande? | neinâ, ûf die triuwe mîn. | des bete ich iemer schande, | gelebte ich, und solt ir gesigen*“ (V_H 390₁₋₁₁).

⁷⁹ Den Bezugspunkt der verwandtschaftlichen Beziehungen auf Seiten der Riesen bildet Wicram, dessen Sippe Dietrich zusammen mit anderen Helden ausgelöscht hat (das spielte

ren Texten oft an den Mechanismus der Rache, der Vendetta gekoppelt ist, stellt überhaupt einen beständigen Unruheherd in aventiurehafter Dietrichepik dar.⁸⁰ In der *Heidelberger Virginal* jedenfalls gehorchen die über Blutsbande miteinander verbundenen Riesen einem unbedingten Imperativ zur Rache, der den Regeln höfisch-adligen Gewalthandelns zuwiderläuft.⁸¹ Hieraus ergibt sich letztlich der Konflikt im Innern des Herrschaftsverbandes von Mûter.

Wie im *Eckenlied* E₂ übertritt Dietrich die Grenze zum Raum der devianten Herrschaft, die Sujetgrenze, allein. Niemand gelangt mit ihm zusammen nach Mûter. Dietrichs Grenzüberschreitung widerspricht damit der immanenten, wie ich voraussetze, Norm aventiurehafter Dietrichepik und mittelhochdeutscher Heldenepik überhaupt, die kollektive Grenzüberschreitungen vorsieht. Schauen wir uns im Folgenden genauer an, was das für die Gestaltung der Transgressionen in der *Heidelberger Virginal* bedeutet.

weiter oben in anderen Zusammenhängen schon einmal eine Rolle), und dessen Sohn Grandengrûs einen erfolglosen und für ihn tödlichen Mordanschlag auf Dietrich unternimmt, als dieser im Kerker liegt (V_H 380₄-383₁₃).

⁸⁰ Das gilt für *Sigenot*, *Eckenlied* und *Virginal*. Die Organisation im Sippenverband ist überhaupt die primäre Form der Vergemeinschaftung von Riesen zumindest in aventiurehafter Dietrichepik. Auch im *Rosengarten* ist adlige Herrschaft durch Blutsbande bedroht. Im *Laurin* tritt dieser Aspekt nicht deutlich in den Vordergrund, obwohl auch dort die Entführung der Jungfrau aus dem Sippen- wie dem Herrschaftsbereich das Moment sozialer Destruktion markiert. Am stärksten kommen die *positiven* Aspekte von Sippe, die in aventiurehafter Dietrichepik ansonsten nicht häufig relevant werden (vgl. aber auch das Brüderpaar Hildebrand und Ilsan im *Rosengarten A*), in der *Virginal* zum Tragen.

Aventiurehafte Dietrichepik wie der höfische Roman betonen ganz ausdrücklich den Wert von Formen der Vergemeinschaftung, die nicht durch Blutsbande geknüpft sind. So weiß Hartmann im *Iwein* das Folgende zu berichten: *als ouch die wîsen wellen, | ezn habe de-beiniu græzer kraft | danne unsippiu geselleschaft, | gerâte sî ze guote* (Iw 2703-2705). Formen solcher nicht über verwandtschaftliche Beziehungen gestifteter Gemeinschaften stellen neben der *geselleschaft* von Adligen gleichen Ranges vor allem die Dienstverhältnisse innerhalb einzelner Herrschaftsverbände dar.

⁸¹ René Girard: Das Heilige und die Gewalt, zeichnet ein Bild von Gesellschaften vor dem Recht, deren gemeinsames Merkmal die beständige Bedrohung durch die reziproke Gewalt der Vergeltung sei. Weil solche Vergeltung oder Rache das Potenzial besitzt, soziale Gemeinschaften zu zerstören, entwickeln diese Präventivmechanismen der Gewaltvermeidung und solche, die die vollständige Reziprozität des Gewalthandelns verhindern. Das moderne entpersonalisierte Recht, dem gegenüber Vergeltung nicht möglich ist, findet im Sinne Girards funktionale Äquivalente in den Interaktionsregeln des höfischen Gewalthandelns sowie in der Figur des stärksten aller Kämpfer, an dem man sich nicht rächen kann.

5.1.1 Der Durchgang durchs Chaos: Die Passivität des Helden und die Vitalität der Gemeinschaft

Dietrich und Hildebrand haben im Anschluss an ihren Auszug aus Bern – hier kann sich der Berner erstmals auszeichnen – Drachen und die ins Land eingefallenen Heiden besiegt, und sie sind daraufhin in Ârône bei Helferich von Lune, einem Verwandten Hildebrands, eingekehrt. Dietrich, der offenbar nicht damit gerechnet hatte, dass das Bestehen von Aventiuren so beschwerlich und gefährlich ist,⁸² beschimpft dort Hildebrand und macht ihm Vorwürfe, was dem unwissenden Berner den Spott der Gemeinschaft einträgt (vgl. V_H 206₃).⁸³ Hier auch erhält Dietrich eine jener Unterweisungen in die Regeln ritterlich-adligen Verhaltens (vgl. V_H 237₁₁), die ihm Hildebrand immer wieder erteilt und gegen die sich der Berner immer wieder verwahrt. Hier auch erfährt Dietrich, welchen Trost Frauen dem Frauendiener zu spenden vermögen.

Nachdem man sich einige Tage von den Strapazen der Kämpfe erholt hat, brechen Dietrich und Hildebrand und mit ihnen der Hofstaat Ârônes in Richtung Jerspunt, dem Herrschaftssitz Virginals auf. Die Befreier der Zwergenkönigin wurden an deren Hof gebeten. Weil der ungestüme Berner aber als erster bei Virginal anzukommen hofft, reitet er dem Tross voran: *durch jugent und degenheit* (V_H 314₅) – und weil er in seinem Herzen *mannes orden* (V_H 314₈) trägt.

Das sind die durchaus gängigen Attribute des potenten Grenzüberschreiters. Dietrich ist ein Held und er entfernt sich von seiner Gemeinschaft. Er gelangt auf eine *unrechte strâze* (V_H 314₁₃), er findet jenen Weg, jenen Zugang zur Anderwelt, den im Kontext des Sujets nur der Held finden kann. Doch wird eben genau das durch den Erzähler pejorativ gewertet: Einerseits ist Dietrichs Abweichen von der Norm im Kontext sujethaften Erzählens Ausdruck seiner positiven Exorbitanz, doch ist im Kommentar das, was ihn von den anderen Rittern unterscheidet, *sîn tumber muot* (V_H 314₁₂). Die Maßlosigkeit des Helden im Sinne einer für diesen unbegrenzten Welt ist im Rekurs auf die Begrenztheit des Erfahrungshorizontes des Jungen negativ konnotiert.

⁸² Folgendermaßen argumentiert Dietrich nach seiner ersten Erfahrung mit dem Gewalthandeln in der Aventiure: „*der âventiure ich selten vrô, | geloubent mir, gesitze. | dient man hie schoenen vrouwen mite, | daz ist ein wunderlicher site. | hât ieman guote witze, | der volge mir, daz ist mîn rât, | und schiuwe dâventiure, | wan sî gelimpf noch vuoge hât*“ (V_H 111₂₋₉).

⁸³ Verlacht wird Dietrich dort auch, als er sich vor einem eisernen Standbild fürchtet, das am Tor von Ârône steht, vgl. V_H 203₁. Grenz- oder Schwellenüberschreitung werden bereits an dieser Stelle als etwas markiert, dem sich Dietrich in der *Heidelberger Virginal* nicht ohne weiteres aussetzt.

Der Berner gelangt an die Sujetgrenze, die durch ein natürliches Hindernis, wie so oft ein Gewässer, markiert ist:

Des weges in nieman beschiet,
durch den walt daz er geriet
bî eime wazzer lûter:
daz gie durch manegen tiefen grunt. (V_H 315₁₋₄)

Doch überschreitet Dietrich diese Grenze nicht. Er folgt vielmehr dem Lauf des Flusses bis vor die Burg Mûter,⁸⁴ von der er wähnt, dass sich auf ihr Virginal und ihre Damen aufhalten. Dietrich bewegt sich also zunächst entlang der Sujetgrenze unseres Textes.

Vor der Burg trifft Dietrich auf den Riesen Wicram, der das Missverständnis sofort aufklärt: Niemals sei eine Königin hierher gelangt. Und da will Dietrich umkehren: Wo der Held immer nur vorwärts strebt, da will der Dietrich der *Heidelberger Virginal* zurückweichen. Nicht die gefährvolle Grenzüberschreitung reizt den Berner, der ist vielmehr unterwegs, um sich den „*liebe[n] tröst*“ (V_H 319₁₃) der Zwergenkönigin abzuholen. Jedoch lässt der Riese den Gast nicht so einfach des Weges ziehen. Gegen seinen Willen wird Dietrich in der *Heidelberger Virginal* über die Sujetgrenze befördert: Wicram schlägt den unbewaffneten Berner nieder und trägt ihn in die Burg. Er will den Fürsten gegen „*grôz guot*“ (V_H 333₆) auslösen lassen. Der Riese Wicram figuriert so auch einen Raubritter, er ist ein Wegelagerer.

Blickt man von den Regeln des Sujets her auf diese Szene, dann scheint sich die erste Transgression Dietrichs durchaus an diesen zu orientieren. Mit einer Ausnahme allerdings: Dietrich macht hier eine recht klägliche Figur. Er ist nicht Träger der Vitalität seiner Gemeinschaft, sondern sticht gerade durch ausgesprochene und durch den Text ausgestellte Passivität hervor. Die topologische Ordnung der Welt, jene Regeln also, nach denen die epische Welt in einen Bereich der Norm und einen Bereich des Chaos aufgeteilt ist, liegen in der *Heidelberger Virginal* schief zum Handeln des Helden, jedenfalls wenn das Sujet das Bezugssystem abgibt. Das verlangt nämlich geradezu nach der Überwindung des Riesen durch Diet-

⁸⁴ Anders realisieren das Sujet die *Dresdner* und die *Wiener Virginal*. In der *Dresdner Virginal* ist der Kampf auf Orteneck, dort herrscht ein Heide, der Jungfrauen gefangen hält, unschwer als Auseinandersetzung mit dem Chaos einer Anderwelt identifizierbar. Doch distanziert der Text hier Dietrich von den Seinen auf eine andere Art und Weise, denn der nimmt am Kampf gegen Heiden und Löwen nicht teil. Dietrich ist zur selben Zeit auf der Jagd. Adlige Statusrepräsentation, die sich darin äußert, zudem die rechtstiftende Gewalt – Dietrich nimmt einen ebenfalls jagenden Riesen gefangen, er tötet ihn nicht etwa –, ist in dieser Version wie in der *Wiener Virginal* also unterschieden von – im weitesten Sinne – Krieg und Feldzug seiner Gefolgschaft. In der *Wiener Virginal* gibt es wiederum nicht nur die Jagd auf den Eber und den Kampf von Dietrichs Gefolgschaft gegen Löwen und Heiden, sondern auch seine Gefangenschaft auf Mûter.

rich. Der Held steht normalerweise für das aktive Prinzip der Weltaneignung; der Riese wiederum ist dazu da, eben jene Grenze zu verteidigen, die der Held eigentlich überschreiten soll. Er ist jene Figur, die ihr Schicksal von der Hand des Helden *empfängt*.

Formuliert man diese Zusammenhänge einmal von der Ebene narrativer Motivierung her, dann darf man sagen, dass die Geschichte von der versuchten Lösegelderpressung noch nicht völlig der bisweilen archaisch anmutenden Ordnung des Sujets entsagt. Gefangennahme und Internierung sind immer auch noch eine Bewegung im Sujet und als solche markiert. Und weiteren ‚mythischen Ballast‘ – auch der freilich streng rationalisiert – häuft der Text an dieser topologischen Grenze auf, wenn Wicram mit dem Ziel, sein statusminderndes Verhalten vor Herzog Nîtgêr zu verbergen, Dietrich vor dem Betreten von Mûter ein Tabu verkündet:

Der rise sprach „wiltu dich nern,
sô muostu dich al hie besuern,
daz du niht ensagest
waz ich dir hie hân getân
(daz muostu under wegen lân)
und daz du niht enklagest.“ (V_H 326₁₋₆)

Der Riese legt Dietrich, so kann man das sehen, ein Schweigegebot auf: Er setzt eine Regel, von der er behauptet, dass nur ihre Befolgung das Überleben auf Mûter sichern würde. Die Übertretung dieses *Gesetzes der Anderwelt* hingegen soll ihn das Leben kosten.⁸⁵

Nachdem Dietrich eingewilligt hat, wird er von Wicram vorbei am *torwart* (V_H 327₇) in die Burg getragen und dort von Nîtgêr zur Rede gestellt: Was er überhaupt in seinem Lande zu suchen habe? Erst als Dietrich das Tabu bricht, als er erzählt, was er „*bî dem eide*“ (V_H 335₈), so der Berner selbst, zu verschweigen gelobt hat und erst wenn er jetzt zugleich Vergeltung für die erfahrene Schmach androht, wird die Situation für ihn brenzlich, wird Dietrich *[i]n îsern ring [...] beslozzē* (V_H 338₁). Jetzt erst gerät der Berner wirklich in Gefahr: Als der Landesherr registriert, dass Dietrich „*lant und ouch mîn helde*“ (V_H 337₈) in Not zu bringen imstande ist, fixiert er ihn. Denn Dietrich stellt, so das Kalkül des Herzogs, in Frei-

⁸⁵ Das Verbot zu berichten kontrastiert auffällig mit der Aufforderung der Berner Damen an Dietrich und seiner Unfähigkeit zu Beginn der *Heidelberger Virginal*, von Abenteuern zu erzählen. Wo im axiologisch positiven Innenraum das Erzählen gefordert wird, da ist es im Chaos untersagt: Es gelten eben unterschiedliche Normen. Im Übrigen wird Dietrich am Ende erzählen können. Und er tut es dann am rechten Ort, am Hof Virginals. Dass Erzählen in der *Heidelberger Virginal* auch eine Qualifikation im Bereich des Frauendienstes darstellt, dazu vgl. Katharina Philipowski: Sprechen, Schreiben und Lieben in der *Virginal*. Die Heidelberger Fassung als Beispiel literarischer Metakommunikation, in: Euphorien 102, 2008, S. 331-362.

heit eine Gefahr für seinen Herrschaftsverband dar, dessen Schutz ja die Aufgabe des Landesherren ist. Nîtgêr fürchtet, ganz zu Recht, die Vergeltung Dietrichs.

Die Mytho-Logiken⁸⁶ von Tabu, Tabubruch und topologischer Ordnung des Sujets greifen am Ort der Grenzüberschreitung völlig zwanglos. Dabei sind sie zugleich auf der Ebene narrativer Motivierung und über die Verhältnisse innerhalb des Herrschaftsverbandes von Mûter rationalisiert: Der ungetreue Dienstmann versucht, sein Vergehen vor dem Herren zu verschleiern, und fordert deshalb vom gefangenen Dietrich zu schweigen (Tabu). Nîtgêr wiederum trägt Verantwortung für Land und Leute und indem Dietrich die Offenbarung der schändlichen Tat (Tabubruch) des Riesen an eine Vergeltungsdrohung knüpft, muss Nîtgêr Dietrich internieren, womit er ihn den Anschlägen der Riesen aussetzt (symbolischer Tod des Helden). Die sozialen Bindungen und daran gekoppelte Verpflichtungen wirken hier im Sinne einer Mechanik des Figurenhandelns zusammen, die sujethaftes Erzählen, wenn man einmal von dessen systematischen Primat ausgeht, überformen. Die Grenzüberschreitung lässt sich auf der Ebene der Topologie konsistent lesen, wie sie auf der Ebene der Handlungsregeln von Figuren im Herrschaftsverband Nîtgêrs intelligibel ist.

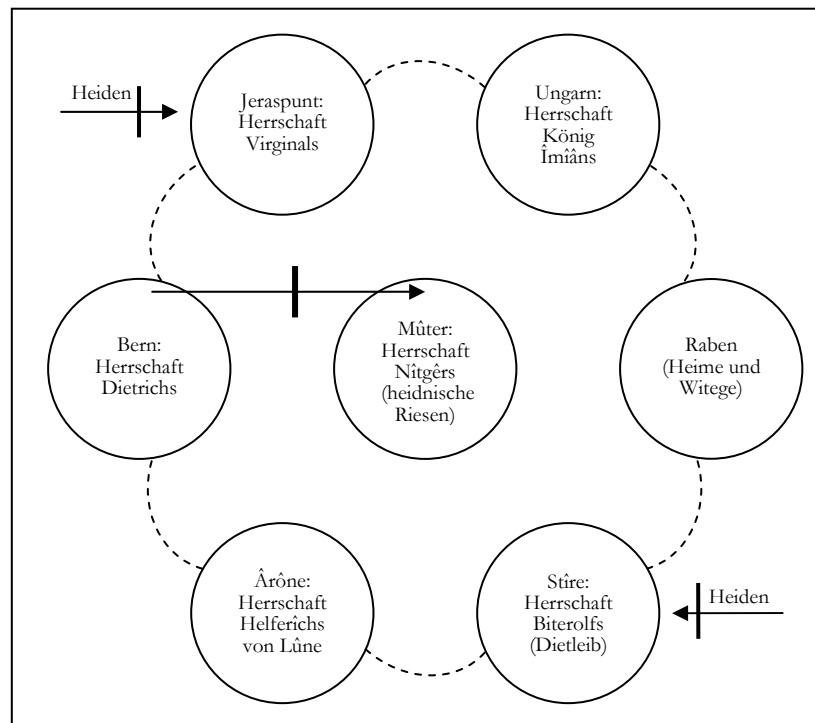
Dietrich wird über die Sujetgrenze hinweg versetzt, er wird getragen und damit (vielleicht) auch der Lächerlichkeit preisgegeben. Er wird interniert und ist im Kerker den Mordanschlägen der Riesen ausgesetzt, derer er sich als Held allerdings erfolgreich zu erwehren weiß: Als Held hält Dietrich dem Chaos stand. Doch, und darauf habe ich weiter oben bereits das Augenmerk zu lenken versucht, gilt es für ihn nun auch wieder zurückzukehren.

Diese Rückkehr ist in der *Heidelberger Virginal*, wie schon das erste Überschreiten der Grenze, keine originäre Leistung Dietrichs im engeren Sinne. Dass Dietrich die Anschläge der Riesen abwehrt, führt nicht zugleich dazu, dass er Mûter verlassen kann. Wiederum gehen die Regeln der topologischen Organisation der epischen Welt nicht mit den Regeln des Figurenhandelns im Bereich der Grenze zusammen. Dietrich, Held und Herrscher, muss befreit werden, er schöpft in der *Heidelberger Virginal* das Potenzial zur Transgression nicht aus sich selbst: Es bedarf dazu Gefolgschaft und Verbündeter.

Diese Lösung stellt eine der Möglichkeiten des Sujets dar, vorzuführen, wie soziale Bindungen wirksam werden können, weil Potenz und Vitalität nicht an der Figur des Helden haften. Zwar verfügt Dietrich über die nötige exorbitante Gewaltfähigkeit, doch fehlt ihm in der *Heidelberger Virginal* die Fähigkeit zu eigenmächtiger Grenzüberschreitung wie zu

⁸⁶ Dieser Begriff nach Peter Strohschneider: Opfergewalt, S. 42 u. ö.

richtigem Herrschaftshandeln. Beides drückt fehlende Orientierung an der Norm aus: Der junge Dietrich kennt noch nicht die Zielgerichtetheit herrschaftlichen Handelns im Rekurs auf ein Ethos, das Hildebrand einmal in der Form einer präskriptiven Handlungsregel an seinen Zögling adressiert: „*nâch helfe rihent iuwern muot*“ (V_H 237₉). Damit verfügt er auch nicht über die Fähigkeit, seine Funktion im Sujet zu erfüllen, weil dort Transgressionen immer auf die Norm des Innenraums bezogen bleiben. Dietrich kann aus eigenem Antrieb weder gegen die Norm des Innenraums verstoßen, noch kann er in diesen zurückkehren wollen, weil Raum für ihn semantisch indifferent ist.



Topologisches Schema der *Heidelberger Virginal*

Dietrichs Freilassung kommt zuletzt auf Druck der Gemeinschaft aller Herrschaftsverbände der epischen Welt zustande, die Nîtgêr in der Figur König Îmiâns Fehde angesagt haben (vgl. V_H 502₇₋₁₃).⁸⁷ Denn die Welt der

⁸⁷ Handlungslogische Voraussetzung dafür ist freilich, dass die Gemeinschaft der Guten von Dietrichs Gefangennahme erfährt. Dass Dietrich aus seinem Kerker heraus einen Boten senden kann, der Hildebrand informiert, ist wiederum Zeichen erhöhter Permeabilität der

Heidelberger Virginal ist weit größer, als es in meiner knappen Darstellung bisher klar werden konnte. Hier gibt es neben der defizitären Herrschaft in Bern und der gefährdeten Herrschaft der jungfräulichen Zwergekönigin Virginal, die die Begehrlichkeiten des Heidenkönigs weckt, weil es nach dem Tod ihres Vaters keinen männlichen Herrscher gibt,⁸⁸ weitere Herrschaftsverbände. Und diese schließen sich zusammen, sammeln sich mit Heeresmacht vor Mûter und erzwingen die Freigabe Dietrichs.

Auffällig ist dabei eine Äquivalenz: Wo Dietrich in der *Heidelberger Virginal* nicht für das vitale Prinzip seiner Gemeinschaft steht, da gilt dasselbe für Nîtgêr. Beide Herrscher, im Guten wie im Bösen, sind Spielbälle ihrer Gefolgschaft, beide sind damit in gewisser Weise schwache Herrscher. Das Sujet der *Heidelberger Virginal* konstituiert sich damit nicht in der Gegenüberstellung von Passivität und Vitalität, von Erleiden und Handeln. Bezüglich dieses Verhältnisses nehmen sich die Herrschaftsverbände Berns und Mûters nichts. Auf beiden Seiten ist die Gefolgschaft der vitale Pol, stehen die Herrscher für den Stupor: Hier hat man relevante Sinnstiftungspotenziale zu verorten.

Dietrich war von Nîtgêr festgesetzt worden, weil er dadurch eine Bedrohung seines Herrschaftsverbandes abzuwehren hoffte. Aus dieser Internierung resultiert letztlich der Aufmarsch jenes übermächtigen Heeres, das Hildebrand mobilisieren kann. Dies darf man vor dem Hintergrund der Normenopposition auch als einen Projektionszusammenhang rekonstruieren: Hatte Nîtgêr die ‚Normalität‘ seines Herrschaftsverbandes auf die Verhältnisse Dietrichs übertragen und sein Handeln danach ausgerichtet, hatte der Herzog von Mûter also das Fehlen von Gefolgschaftstreue auch für den Berner Herrschaftsverband vorausgesetzt, so wird er jetzt eines Besseren belehrt. Die Regeln des Chaos gelten nicht für den Rest der epischen Welt; dort gibt es Beistand und reziproke Dienstwilligkeit. Die Gefolgschaft Dietrichs lässt ihr Oberhaupt nicht im Stich. Sie kann in der Figur Hildebrands sogar die Helden anderer Herrschaftsverbände für das Unternehmen gewinnen.

Und hier greifen, was für aventiurehafte Dietrichepik nicht selbstverständlich ist, sogar einmal verwandtschaftliche Bindungen und damit zu-

Grenze im Vergleich zum mythischen Sujet. Wobei man freilich auch im Auge zu behalten hat, dass Boten als Funktionen von Texten *per se* Grenzgängerfiguren sind.

⁸⁸ Dass Jeraspunt überhaupt Begehrlichkeiten bei Orkise hervorruft, liegt am Fehlen eines männlichen und d. h. gewaltfähigen Oberhauptes im Herrschaftsverband: „*Jeraspunt niht herren hât, | ich wil mich sîn an nemen, | dar zuo der vrouwen wolgetân: | diu muoz mir undertænenec sîn, | wil sî daz leben langer hân*“ (V_H 889-13). Das Fehlen eines männlichen Oberhauptes oder seine Korruption durch eine weibliche Figur wie im *Rosengarten A* sind in aventiurehafter Dietrichepik immer Zeichen von Schwäche und Devianz von Herrschaftsverbänden.

sammenhängende Verpflichtungen in einem positiven Sinne.⁸⁹ Die Allianz der adligen Herrschaftsverbände, wie ich sie versucht habe, in der graphischen Darstellung im Bild des Rings zu veranschaulichen, ist schon geknüpft, bevor sich die Kämpfer vor den Mauern Mûters einfinden. Zugleich wird dieser Verband als informierte Gemeinschaft herausgehoben. Zwar sind die einzelnen Herrschaftsbereiche als voneinander getrennte und distanzierte Orte aufgerufen, als autarke Inseln des Sozialen innerhalb einer Welt, die von Drachen bevölkert ist. Doch existiert ein dichtes Netz von Boten und Botschaften, dessen Funktionieren erschöpfend auserzählt ist.⁹⁰ Immer wieder gibt es Botengänge zwischen den Gruppen und Herrschaftsverbänden, immer wieder werden Nachrichten ausgetauscht, wird Figuren von anderen Figuren berichtet, was geschehen ist.

⁸⁹ Im Kontext der Fahrten zur Mobilisierung von Verbündeten im Kampf gegen die Riesen von Mûter wird immer wieder erzählt, dass man einander Sippe sei. Überhaupt scheint die Welt der *Heidelberger Virginal*, anders als die anderen in dieser Arbeit behandelten Texte, und vielleicht weil der notorisch verwandtschaftlicher Beziehungen entkleidete Dietrich über weite Strecken nicht als legitimer Strator der epischen Welt fungieren kann, primär über Sippe und erst in zweiter Linie über Dienstverhältnisse organisiert zu sein: König Īmān ist Verwandter Balduncs, der seinerseits in Helferichs Sippe einheiratet und so auch mit Hildebrand verwandt wird. So berichtet es u. a. Hildebrand seiner Frau Uote in Bern: „*Baldunc ist uns sippe*“ (V_H 606₈). Erst über das Hilfeersuchen an den verwandtschaftlich gebundenen Īmān kann auch der steirische Held Dietleib gewonnen werden, der hier als Dienstmann des ungarischen Königs auftaucht. In Bern ist Wolfhart als Schwestersonn Hildebrands der erste Adressat im Ersuchen um Beistand, und erst in zweiter Linie geht die Nachricht an Heime und Witege, die der Text allerdings nicht explizit als Dietrich dienstpflichtig erwähnt. Wo der oberste Dienstherr in der Dietrichepik noch ganz unter dem Diktat Hildebrands steht, da läuft Hilfeleistung für Dietrich über die Figur des Alten und dessen Sippe. Und so ist Dietrichs Sujet denn, so kann man die *Heidelberger Virginal* auch lesen, die Überwindung des Primats der Sippe als soziales Ordnungsmuster in der Übernahme der Herrschaft durch den Fürsten, der über allen Fürsten steht.

⁹⁰ Statistisches bietet Störmer-Caysa: Vorlesebuch: „In der *Heidelberger Virginal*“ gehen 26 Boten hin und her, sie überbringen 13 Briefe. Acht Zusammenfassungen der vorherigen Handlung werden durch Figuren und vor Figuren vorgetragen, sie machen 130 der 1097 Strophen aus, das sind fast 12%“ (ebd. S. 11). Zu einer Paraphrase der *Heidelberger Virginal*, die systematisch nach solchen Erzählpassagen aufschlüsselt vgl. ebd. S. 9-11 und 22-24. Auf diese Eigenheit unseres Textes hat die interpretierende Sekundärliteratur zuletzt vor allem ihre Aufmerksamkeit gerichtet, vgl. Uta Störmer-Caysa: Vorlesebuch, Timo Reuvekamp-Felber: Briefe, Katharina Philipowski: Sprechen, Schreiben und Lieben. In den Hintergrund scheint damit ein ehemals zentrales Frageinteresse zu treten, das vor allem um das Thema Erziehung in der *Virginal* kreiste, vgl. dazu zuletzt Dietmar Peschel-Rentsch: Schwarze Pädagogik – oder Dietrichs Lernfahrt: *er weste umb aventiure niht*. Hildebrands Erziehungsprogramm und seine Wirkung in der *Virginal*, in: ders.: Pferdemenner. Sieben Essays über Sozialisation und ihre Wirkung in mittelalterlicher Literatur, Jena / Erlangen 1998, S. 176-202; Cordula Kropik: Dietrich von Bern zwischen Minnelehre und Fürstenerziehung. Zur Interpretation der *Virginal* h, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 159-173.

Dieses Netz, Hugo Kuhn hat in solchem Zusammenhang von der „Botenmanie“⁹¹ des Textes gesprochen, ist in der Tat so allumfassend, dass es bezüglich seiner Effekte für die epische Welt als grenznivellierend aufgefasst werden darf. Es überspielt topologische Grenzen, weil der Informationsausgleich ein gemeinsames Wissensniveau der räumlich distanzierten Figuren und Figurengruppen ermöglicht und markiert.⁹² Alle wis-

⁹¹ Hugo Kuhn: *Virginal*, in: *Dichtung und Welt im Mittelalter*, Stuttgart 1959, S. 220-248, S. 225.

⁹² Das den ganzen Text durchziehende System von zum Teil ausschweifenden verbalen Wiederholungen des Handlungsgeschehens durch die einzelnen Figuren, um andere Figuren zu informieren, hat schon den Herausgeber irritiert: „doch das kann man wohl behaupten dass die vielen sachlichen wiederholungen unserem dichter zur last zu legen sind“ (S. XXIV). „das ungeschick des dichters schon bekanntes durch ein paar worte, wenn es notwendig ist, zu berühren und dann weiter fortzufahren ist der grund, weshalb die *Virginal* solchen umfang gewinnen konnte bei geringem inhalt“ (S. XXV). Vgl. auch George T. Gillespie: *Hildebrands Minnelehre*. Zur *Virginal* h, in: *Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters*, hrsg. v. Jeffrey Ashcroft, Dietrich Huschenbett und William Henry Jackson, Tübingen 1987, S. 61-79, für den die Boten „eine irritierende Neigung aufzeigen, alles Vorhergeschehene zu wiederholen“ (ebd. S. 63). Solches Erzählen von Abenteuern in Figuren-, Botenberichten oder auch in Briefen, ein Wiederholen dessen also, was bereits geschehen ist, dient offenbar der Homogenisierung der Wissensniveaus *in* der epischen Welt. Es steht damit im Dienst der Unterscheidung der Herrschaftsverbände des axiologisch positiven Innenraums von der Herrschaft auf Müttern: Alle positiven Herrschaftsverbände sind informiert, während jener isolierte Herrschaftsbereich, der von Riesen, man muss schon fast sagen: okkupiert ist, außen vor bleibt. Er nimmt nicht teil an den kommunikativen Vollzügen. Solche Wiederholungen dienen zweitens der Homogenisierung der Wissensniveaus zwischen den axiologisch positiven Figuren der epischen Welt und den Rezipienten. Und es dient drittens wohl auch, das darf unter kommunikationspragmatischen Gesichtspunkten nicht vergessen werden, der Homogenisierung der Wissensniveaus der textexternen Kommunikationsgemeinschaft. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die *Heidelberger Virginal* den epischen Umfang von 14.261 Versen hat und man das Maximum der pro Sitzung rezipierbaren Textmenge mit 2000-3000 Verse veranschlagen kann, dann war der Text nicht in weniger als fünf Sitzungen zu meistern. Sowohl für wechselnde Zusammensetzungen von Rezipientengruppen als auch unter dem Gesichtspunkt eines möglichen diskontinuierlichen Rezeptionsaktes – wer sagt, dass die *Virginal* etwa an fünf Tagen nacheinander gehört wurde oder dass die Geschichte überhaupt als Einheit rezipiert wurde? – scheint bei der Umfänglichkeit des Textes keine schlechte Strategie.

Vgl. dazu Uta Störmer-Caysa: *Vorlesebuch*. Die These hier lautet, „dass der Text eine Aufführungsfassung anbietet, denn das Lesen macht er nicht schöner und leichter, sondern langweiliger, verwirrender und schwerer.“ Briefe beispielsweise bilden „den aufführungstechnisch willkommenen Anlaß, durch die Information jeweils abwesender Figuren auch den bisher abwesenden Zuhörern Zusammenfassungen des bisher Geschehenen zu bieten“. Zusammenfassungen referieren dann, „was der Zuhörer, wenn er von Anfang an dabei war, schon weiß“ (ebd. S. 17). Solche Erzählungen konnten als „Einstiegshilfen“ (ebd. S. 18) für ein neues oder wechselndes Publikum gedacht sein. Dem ist zuletzt von Timo Reuvekamp-Felber: Briefe, widersprochen worden, mit der Begründung, dass „die Verteilung dieser Erzählungen in der Erzählung sehr ungleichmäßig ist“ (S. 73). Dieses Argument kann meiner Meinung nach allerdings nur treffen, weil die infrage stehende Funktion der Wiederholungen bei Störmer-Caysa an das absichtsvolle Handeln von Subjekten zurückgebunden ist. Vorausgesetzt sind planvolle Entscheidungen textkonzipierender Indivi-

sen alles und vor allem all das, was mit dem Abenteuer Dietrichs zu tun hat. Weitgehend ausgeschlossen aus dem Fluss der Informationen und den damit zusammenhängenden kommunikativen Vollzügen bleibt allein Mûter. Die Welt der *Heidelberger Virginal* ist zwar primär die Summe autonomer lokaler Herrschaften, ist also ihrer Struktur nach entworfen nach dem Modell einer stratifikatorisch-segmentär differenzierten Gesellschaft. Doch inszeniert der Text zugleich einen diese Segmentierung transzendierenden Informationsfluss. Im Bereich dieses Diskurses dreht sich alles um Beistand und Hilfeleistung für Dietrich. Die Gemeinschaft konstituiert sich so auch über ein Ethos, das als Fundament jener Gesellschaft fungiert, der Mûter entzogen ist.

Der so bestimmte Raum der Guten bildet, sowohl was die quantitative Dimension der Welt als auch was das in den Herrschaftsverbänden zusammengeschlossene Gewaltpotenzial betrifft, eine grandiose Übermacht. Die defizitäre Herrschaft auf Mûter erscheint als die Ausnahme, die durch die Herrschaftsräume der Norm eingekreist bzw. umschlossen ist.⁹³ In der *Heidelberger Virginal* gibt es das Chaos aus der Sicht des Innenraums nicht als den ganz anderen Ort. Hier ist es wenigstens tendenziell ein Ort, der Teil hat an der immanenten Welt. Die Herrschaft Nîtgêrs verkörpert im Vergleich etwa zur Herrschaft Fasolds im *Eckenlied E2* einen weniger distanzierten Raum des Defektes, der noch auch als Teil des Innenraums gelten könnte.

Zugleich und komplementär zu dieser relativen Verortung des Chaotischen im Bereich des Eigenen existiert eine von außen stammende Gefährdung in der Bedrohung der epischen Welt durch Heiden. Dem wid-

duen, die sich dann in *Regelmäßigkeiten* niederschlagen sollten. Aber einmal ganz abgesehen davon, ob dieses Argument stichhaltig ist oder nicht: Ihre Aufgaben mochten die narrativen Insertionen sicherlich auch dann übernehmen, wenn ihnen auf dss Ganze des Textes gesehen kein Gesetz der gleichförmigen Verteilung zugeschrieben werden kann.

⁹³ Eine Notwendigkeit zur Modifikation der graphischen Darstellung des Sujets der *Heidelberger Virginal* ergäbe sich, wenn man einer Beobachtung in Timo Reuvekamp-Felber: Briefe, größere Relevanz beimäße. Reuvekamp-Felber vermutet in der Verteilung der Kommunikationsmittel und der damit zusammenhängenden Limitierung des Informationsflusses in der epischen Welt der *Heidelberger Virginal* eine topologische Ordnung markiert: „Der fehlende Ausbau geregelter Schriftlichkeit und der daher notwendige Rückgriff auf »traditionelle« Kommunikationsformen des ansonsten vorbildlich gezeichneten ungarischen Königshofes könnte mit der ihm in der »Virginal« zugeschriebenen Entfernung von allem Zivilisatorischen erklärt werden. Zum Hof Ímiâns gelangt man nämlich nur *über velse und über wilde* (Str. 481,3) [...] [...] Die Botengänge in die Welt der Heroen werden dann auch nicht von den ansonsten üblichen Zwergenboten durchgeführt, sondern von Helden selbst [...], die durch ihre körperliche Präsenz ihre Botschaften autorisieren und keine Schrift benötigen“ (S. 71). Die Schematisierung in diesem Abschnitt, die vor allem versucht, die ungewöhnlich große zahlenmäßige Überlegenheit der Mûter gegenüberstehenden Herrschaftsverbände in einer Einkesselung abzubilden, hätte sich dann wieder stärker den in dieser Arbeit noch folgenden graphischen Darstellungen anzunähern.

met der Text zwar nicht auch nur annähernd Aufmerksamkeit, wie dem Mûter-Konflikt, doch ist die topologische Markierung unübersehbar.⁹⁴ Einer solchen Form äußerer Begrenzung waren wir bereits im *Rosengarten A* begegnet, als dort Dietleib aus der Welt der Monster zurückkehrte. Auch für diesen Text gibt es zwei Orte der Absenz von Norm, auch dort legte der Text das Augenmerk verstärkt auf das Problem des Chaos als einem pathologischen Moment im Bereich des Eigenen. In der *Heidelberger Virginal* sind diese beiden Räume zusätzlich leicht aufeinander beziehbar, weil nämlich auch die Riesen Nîtgêrs (nicht jedoch der Herzog von Mûter selbst) als Heiden auftreten (vgl. V_H 508_{12f}).⁹⁵ Während in *Eckenlied*, *Sigenot* und *Laurin* das Chaos das ganz andere und Ausgeschlossene ist, so in *Virginal* und *Rosengarten* etwas, das topologisch mehr oder weniger im Nahbereich verortbar ist. Und diese *relative* Zusammenordnung, diese Distanzverkürzung wird erreicht in der Markierung einer gemeinsamen topologischen Außengrenze.⁹⁶

Wie bei den anderen Texten des Korpus auch, mündet der Durchgang durch die Anderwelt in die Herstellung von legitimer Herrschaft, in die Verwandlung von Chaos in Ordnung. Im *Eckenlieds E₂* wird die defizitäre Herrschaft Fasolds beseitigt, Dietrich wird Herrscher in diesem Reich (vgl. E₂ 188_{1f}); am Ende des *Rosengarten A* empfängt Gibeche in Worms die Herrschaft als Lehen von Dietrichs Händen. Und auch die Burg Mûter in

⁹⁴ Zumindest das Reich der Königin Virginal, aber auch Steier, so erzählt es der Text, sind durch die Heiden bedroht. Ein alter greiser Ritter sagt einen Einfall der Heiden voraus, wenn Dietleib verkündet, sein Land verlassen zu wollen, um an der Hilfsexpedition zur Befreiung des Berners teilnehmen zu können: „ir sülent hie belîben. | ich vûrhte ir werdent sigelôs: | die beiden brechent in daz lant, | als ich hînt ame gestirne kôs“ (V_H 549₁₀₋₁₃). Sieht man die durch das konstitutive Sujet des Textes entworfene Grenze im Zusammenhang mit jener Grenze, die ein Außen als einen Raum der Heiden unterscheidet, dann lässt sich ein Ort der inneren von einem Ort der äußeren Bedrohung unterscheiden, wobei das Interesse des Textes bei der Bedrohung im Innern liegt.

⁹⁵ Hugo Kuhn: Virginal, meinte im Übrigen zeigen zu können, dass unter textgenetischen Gesichtspunkten die Heiden der *Virginal* ursprünglich Riesen waren: „Da hat also überall ein besonders Schlauer die *risen* in *herren* verwandelt, einmal sogar in *wîse* [...], um sie – so oberflächlich wie möglich – etwas höfischer zu bemänteln“ (ebd. S. 241).

⁹⁶ Ich bin mir indes nicht sicher, ob es unter Gesichtspunkten terminologischer Trennschärfe bezüglich der Stellung Mûters in der Welt der *Heidelberger Virginal* Sinn macht, hier von einer Foucaultsche Heterotopie zu sprechen, vgl. dazu Rainer Warning: Pariser Heterotopien. Rein formal kann man sagen, dass das topologische Außen im Sujet eine Projektion der Normen des Innenraums unter gewandelten Vorzeichen darstellt. Man kann sagen, dass innerhalb eines solchen Modells die eigenen Defizite als Eigenschaften eines distanzierten Raums verfügbar werden. Eine Heterotopie wäre demgegenüber eine Projektion dieser Basisunterscheidung von Norm und Abweichung in den eigenen Innenraum hinein. Man mag diesbezüglich im Kontext der Texte aventiurehafter Dietrichepik für die *Heidelberger Virginal* eine relativ starke Annäherung der konfligierenden Räume diagnostizieren. Für eine ‚echte‘ Heterotopie liegt Mûter, wenn man über die Grenzen unseres Textkorpus hinausblickt, wohl aber immer noch „zu weit weg“.

der *Heidelberger Virginal* wird in den Zustand legitimer Ordnung überführt. Zuletzt übergibt Dietrich Mûter Nîtgêr als Lehen, woraus für diesen im Übrigen, so sagt das der Text explizit, keine Statusminderung resultiert.⁹⁷ Auch die Geschichte der *Heidelberger Virginal* ist so final eine von der Restitution legitimer, am Normenhorizont des Innenraums ausgerichteter Herrschaft auf Mûter.

Möglich wird die Übernahme der Macht auf Mûter, weil die herbeigekommenen Helden im Verein mit Dietrich die Riesen besiegen. Das alles findet dann *vor* der Burg statt, vor den Mauern einer Anderwelt, die Dietrich zu diesem Zeitpunkt bereits wieder verlassen hat.⁹⁸ Es gibt dort eine Reihe von Zweikämpfen, in denen die Kämpfer der Dietrich-Partei die Oberhand über die Riesen behalten. Die kollektive Tat ermöglicht die Überwindung der Riesen nicht in deren Innenraum, sondern in einem Bereich, der nicht mehr ganz der Raum der Anderwelt ist. Zumindest die Singularität von Dietrichs Grenzüberschreitung bleibt damit gewahrt.

5.1.2 Das Ende von Dietrichs Jugend und die textuellen Möglichkeiten zur Skalierung von Differenz

Doch ist eben nicht nur die Herstellung legitimer Herrschaft auf Mûter ein positives Ergebnis. Auch das Reich Virginals, das Dietrich und Hildebrand von der Bedrohung durch die Heiden erlöst haben, sowie der Herrschaftsverband Berns selbst sind am Ende durch einen erhöhten Ordnungsgrad bestimmt. Und gerade das als eine Leistung, die Dietrich für seinen Herrschaftsbereich im Durchgang durch den symbolischen Tod erbringt, ist eine Konstante aventiurehafter Dietrichepik.

Unter topologischen Gesichtspunkten ist die zweifache Grenzüberschreitung des Helden im Sujet Normenbestätigung, die sich in erhöhter Prosperität im Innenraum äußert. Der Defekt des Berner Herrschaftsverbandes vor Dietrichs erster Grenzüberschreitung, so wie die *Heidelberger Virginal* ihn entwirft, war vor allem durch die Jugendlichkeit Dietrichs

⁹⁷ Dass Nîtgêr relativ unbeschadet aus der Geschichte herauskommt, dass er sogar in Ehren bleibt „als er biz her ist gewesen, | in vrîem, vrôhem muote“ (V_H 783_{7f}), verdankt sich vor allem der Tugendhaftigkeit und *milte* Dietrichs, der damit „êret alle ritterschaft“ (V_H 783₅). Der Herzog erscheint als „edele[r] vûrst“ (V_H 786₄), dem man den Dienst vergelten solle, den er Dietrich getan habe (vgl. V_H 785₁₋₅). Dafür solle Nîtgêr belohnt werden, dass er „nerte mit siner spîse | vor dem argen bæsewîht, | der iuch [Dietrich, K.M.] hungers wolte sterben“ (V_H 784₆₋₈). Man hat darin, dass Nîtgêr ohne Gesichtsverlust aus der Geschichte hervorgeht, fast ausschließlich kompositorische Fehlleistungen gesehen. Legt man den Fokus allerdings auf den inneren Konflikt des Herrschaftsverbandes von Mûter und dessen Erlösungsbedürftigkeit, so hängt dem Ausgang der Episode nichts Defizitäres mehr an.

⁹⁸ Nîtgêr gibt Dietrich frei, damit der Kampf vor der Burg stattfinden kann.

markiert gewesen: An der Spitze der hierarchischen Ordnung in Bern steht zu Beginn des Textes ein unerfahrener, jugendlicher Herrscher. Am Ende dagegen gibt es ein großes Fest, in dessen Verlauf auch Dietrich, der in der *Heidelberger Virginal* z. T. messianische Züge trägt und als Befreier gefeiert wird, Status repräsentieren kann. Zurückgekehrt nach Bern werden dort dann auch die rechtlich relevanten Bindungen zwischen Dietrich und seinen Untertanen, den Bürgern,⁹⁹ erneuert, vielleicht überhaupt hergestellt: *die burger ime dô swuoren* (V_H 1088₁₀).

Dass sich Dietrich durch Mûter verändert hat, zeigen bereits die sich an diese Episode anschließenden Kämpfe im Tiroler Tann. Die scheinen ihre Funktion gerade darin zu finden, eine Zustandsänderung zwischen der Welt vor und der Welt nach Mûter erfahrbar zu machen. Dietrich ist nach der zweiten Transgression ‚erwachsen‘, ohne dass man den Wandel der Figur aber als Resultat einer Erziehung im engeren Sinne auffassen könnte. Nicht, dass Dietrich nicht von Hildebrand unterwiesen worden wäre. Nur sind die Veränderungen der Dietrichfigur keine, die im Sinne narrativer Motiviertheit auf solche Unterweisungen beziehbar sind. Dietrich ändert sich nicht, weil er etwa einsichtig geworden wäre, weil es Lernerfolge zu verzeichnen gäbe, weil irgendeine Lehre gefruchtet hätte. Wandel ist nicht Effekt von Belehrung und Ausbildung, jedenfalls erzählt der Text so etwas nicht.¹⁰⁰ Es ist nicht zu übersehen, dass sich ansatzweise ein höfisches Erziehungsprogramm in der *Heidelberger Virginal* artikuliert, und das vor allem in den Lehren Hildebrands. Doch hat Joachim Heinze sicher recht, wenn er betont, dass dieses nicht konsequent durchgeführt sei,¹⁰¹ insofern man unter dem Begriff der Erziehung den Zu-

⁹⁹ Auf Anregung Fritz P. Knapps hat Peter K. Stein: ‚Virginal‘. Voraussetzungen und Umriss eines Versuchs, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 2, 1982 / 1983, S. 61–88, die Verwendung des Begriffs *burger* in der *Virginal*, recht treffend wie folgt charakterisiert: Bürger meint im Zusammenhang des Textes all jene Figuren, die dem Berner zwar dienstpflchtig sind (oder es werden), die aber scheinbar *per se* von den Möglichkeiten adligen Gwalthandelns ausgeschlossen sind. Dietrichs Verhältnis zu den Einwohnern Berns hat alle Attribute eines vasallitischen Lebensverhältnisses, nur ist es eben anders als die sonst geschilderten Dienstverhältnisse nicht auf die Unterstützung des Herrschers im Kampf ausgelegt. „Das Thema [der *Virginal*, K.M.] ist Herrscherethik, politisch und gesellschaftlich adäquates Herrscherverhalten – und wohl auch Legitimation des Berufskriegerstandes ‚Adel‘ über die Schutzfunktion“ (ebd. S. 82).

¹⁰⁰ So zuletzt Cordula Kropik: Minnelehre und Fürstenerziehung: „Es wäre [...] zu erwarten, daß sich Dietrich im Laufe seiner Unterweisung, begleitet von den weisen Ratschlägen seines Lehrmeisters, vom *tumben* Jüngling zum Ritter und schließlich zum vorbildlichen Herrscher wandelt. Aber selbst wenn Hildebrands Bemühungen dazu führen, daß der vormals unselbständige Fürst von Bern bei seiner Rückkehr die Regierungsgeschäfte in vollem Maße übernehmen kann, so ist dennoch in seinen Äußerungen nichts von wachsender Einsicht zu bemerken. Die Ablehnung gegen jedwede Art von Belehrung bleibt konstant“ (ebd. S. 166).

¹⁰¹ Vgl. Heinze: Einführung, S. 144.

sammenhang von axiologisch positiven Veränderungen infolge von didaktischen Maßnahmen verstehen will. Es gibt die Figur des Erziehers, es gibt den jugendlichen Zögling und es gibt den zuletzt erwachsenen Herrscher.¹⁰² Doch findet sich in der epischen Welt kein Reifen dargestellt; von einer prozessual gestuften Veränderung der Figur kann keine Rede sein. Der Zusammenhang lässt sich mit einer modernen Vorstellung von Persönlichkeitsentwicklung nur schwer in Übereinstimmung bringen. Im Sinne einer *art*-Entfaltung wäre Dietrichs Durchgang durch Mûter wohl adäquater als Initiation zu lesen.

Doch zurück zum Gang der Handlung. Unter einer Linde verweilen die Helden, nachdem Nîtgêr Mûter von Dietrich als Lehen empfangen hat und schon tauchen neuerlich Riesen auf, gegen die es zu bestehen gilt (V_H 864₁-891₁₃). Kaum sind diese besiegt, erfolgt ein Angriff von Drachen, die den Helden zum wiederholten Male die Demonstration ihrer Gewaltfähigkeit ermöglichen: Der jugendliche Wolfhart erlegt 24, Rentwîn schafft gar 25. Sein Vater Helferich tötet einen alten Drachen, der sagenhafte *vûnf und abzec ellen* (V_H 906₁₁) misst, zudem zwölf Jungdrachen.¹⁰³ Auch Hildebrand stellt sich den Ungeheuern, doch bringen sie ihn in so arge Bedrängnis, dass er Hilfe benötigt. Jene Figur, die zu Beginn der *Heidelberger Virginal* noch gegen das Oberhaupt der Heiden antritt, während Dietrich es lediglich mit dessen Gefolgsleuten zu tun bekommt,¹⁰⁴ versagt hier als Kämpfer:

Her Hildebrant luogte umbe sich,
obe er sæhe hern Dieterich
iender nâch ime rîten. (V_H 912₁₋₃)

Und tatsächlich kommt der ihm zu Hilfe. Wo zuvor Dietrich auf den alten Hildebrand angewiesen war, kehrt sich das Verhältnis der beiden an dieser Stelle um:

¹⁰² Hildebrand betont nicht nur einmal, dass der jugendliche Dietrich der Unterweisung bedarf: *Er sprach „mîn herre ist gar ein kint. | swâ wilde herren sturme sint, | der kan er lûzel walten. | ich lêre in spâte unde vruo: | an grôzen êren nimt er zuo, | sît er beginnet alten. | mœbt ich, ein ûzerwelten man | den zûge ich ûz im gerne: | dar umbe muoz er arbeit hân | unze er daz gelerne. | er endarf niht ahten, ob im wirt | von scharfen swerten wunden tief, | daz im dar nâch vil lange swirt“* (V_H 70₁₋₁₃).

¹⁰³ In der *Heidelberger Virginal* gehen in den Strophen 907f. die Redeordnungen durcheinander, die Erzählerstimme wird zur Stimme des erzählenden Helferich, der Bericht zur Ich-Erzählung, wo man doch eigentlich hier im Raum wechselseitiger Wahrnehmung agiert. Phänomene der gleichen Art im Zusammenhang der drei großen Erzählungen Dietrichs bespricht zuletzt Katharina Philipowski: Sprechen, Schreiben und Lieben. Zu einer vergleichbaren Problematik beim *Eckenlied E₂* siehe auch meine Ausführungen im *Eckenlied*-Kapitel zu den Strophen E₂ 77-83.

¹⁰⁴ Auf diesen Zusammenhang lenkt bereits Kuhn: *Virginal*, S. 222, die Aufmerksamkeit.

der edel vürste daz ersach
 wider sich selben er dô sprach
 „ich wil helfen strîten.“ (V_H 912₄₋₆)

Gemeinsam können die Helden die Drachen besiegen, doch muss die Hilfeleistung als Markierung kategorialer Neuordnung im Verhältnis der beiden Zentralfiguren des Berner Herrschaftsverbandes gesehen werden. Signifiziert ist mit der Hilfe im Drachenkampf – *er half im wol mit êren* (V_H 913₁₀) –, wie man ungenau sagen könnte, das Ende eines Ausbildungsverhältnisses. Richtiger wäre zu formulieren: Die Ordnung zwischen Ausbilder und Schüler, die mit der ‚natürlichen‘ Ordnung des Herrschaftsverbandes von Herr und Dienstmann konkurriert, büßt nach Mûter das Potenzial zur Gestaltung der interpersonellen Verhältnisse ein. Und das zeigt sich in der Schwäche Hildebrands, die sich zugleich in der Stärke Dietrichs ausdrückt. Herrenbildung findet sich in den Zusammenhängen der Konkurrenz verschiedener Geltungsansprüche dargestellt, und ihr Ende fällt zusammen mit dem Sieg der legitimen Hierarchie in der Überwindung Hildebrands.

Diese Umkehrung macht der Text auch im räumlichen Verhältnis der Figuren zueinander deutlich. Hatte bisher Hildebrand die Führung inne, so tritt er nun hinter Dietrich zurück: *Der edele vürste reit dô vor. | her Hildebrant al ûf dem spor* (V_H 918_{1f.}).¹⁰⁵ Zwölf Drachen erschlägt der Berner, den Rest erledigt Hildebrand,¹⁰⁶ und damit *sint die wurme alle erslagen | und die risen, als wir hoeren sagen* (V_H 919_{1f.}). Die Überwindung aller Monster, soweit es den Weltausschnitt der *Heidelberger Virginal* betrifft, fällt zusammen mit der Stiftung legitimer Hierarchie auch im Herrschaftsverband Dietrichs. Der hat sich, so würde man wohl heute sagen, von seinem Ausbilder emanzipiert. Und das mündet in unserem Text dann in eine Altersklage:

her Hildebrant sprach wider in
 „ich hân die zît ersehen,
 dô ich der jâre was ein kint,
 als ouch ir nu, herre, sint:
 sô muoste man mir jehen
 daz ich was der besten ein
 dâ her bî mînen tagen.
 nu ziuhet mich daz alter hin:
 daz wil ich gote klagen
 und ouch der lieben muoter sîn.

¹⁰⁵ So schon Peschel-Rentsch: Schwarze Pädagogik, S. 200.

¹⁰⁶ Beim Kampf gegen die Heiden im Tiroler Tann stellten sich die Verhältnisse genau umgekehrt dar: Hildebrand *sluoc ir vier und zwênzec tôt | mit sîner scharpfen snîden. | die andern brâht sîn herre in nôt* (V_H 109₇₋₉).

ich hân gestriten manegen strit:
nu vüeret mich daz alter hin.“ (V_H 916₂₋₁₃)¹⁰⁷

Auf Ârône, auf der Burg Helferichs von Lune war der Alte noch dreimal so stark gewesen wie sein Herr (vgl. V_H 212₅). Mit der Umbesetzung im Verhältnis der beiden Figuren, die sich im veränderten Grad ihrer Gewaltfähigkeit manifestiert, ist entschieden, was im verbalen Streit zwischen Dietrich und Hildebrand in Kontexten von Unterweisung schon immer als konfliktuös markiert war. Der Plot der *Heidelberger Virginal* stellt sich, weit mehr noch als eine Geschichte der oberflächlichen Konflikte von Jugend und Alter oder von Schüler und Lehrer, als eine der Konkurrenz zwischen den Ansprüchen hierarchischer und funktionaler sozialer Differenzierung dar.¹⁰⁸ Die Figur des Alten verkörpert dabei ein struktu-

¹⁰⁷ An anderer Stelle erzählt Hildebrand Wolfhart, dass er vor 80 Jahren zu kämpfen begonnen habe, vgl. V_H 649₁₁₋₁₃.

¹⁰⁸ Ein leitmotivischer Begriff in der *Virginal* ist der des *alten haz* (V_H 210₅ u. ö.). Hugo Kuhn: *Virginal*, S. 225-229, hat darin einen immer wiederkehrenden Rückverweis auf das erste Streitgespräch zwischen Dietrich und Hildebrand gesehen (vgl. V_H 110₁-116₁₃), auf jene Szene, in der Hildebrand seinem Zögling zu vermitteln versuchte, dass es Aventiure sei, was er gerade im Kampf gegen die Heiden erlebt habe. Aktualisiert wird mit diesen Rückverweisen nach Kuhn immer neu ein schwelender Konflikt, der sich um die Legitimität des Gewalthandelns in der epischen Welt dreht. Ähnlich auch Peschel-Rentsch: *Schwarze Pädagogik*, S. 201f., für den Dietrich in der *Virginal* den Anspruch eines altertümlichen Kampfetos, das Hildebrand zu vermitteln trachte, abwehrt. So auch Kropik: *Dietrich von Bern zwischen Minnelehre und Fürstenerziehung*, S. 170.

Nun mag man es möglich halten, dass der *alte haz* immer wieder auf jene erste Szene rückverweist, wie Kuhn voraussetzt. Ich halte das indes nicht für wahrscheinlich, weil ich denke, dass dies die Bedeutung des einzelnen Gesprächs für die Geschichte insgesamt überschätzt. Das zumal, wenn man sich die Dimensionen der *Heidelberger Virginal* ins Gedächtnis ruft und sich die damit verbundene Potenzierung der Verweismöglichkeiten vor Augen hält. Meiner Einschätzung nach markiert der Begriff vielmehr jene grundsätzliche Problematik im Verhältnis von Dietrich und Hildebrand, die sich aus dem Verhältnis von Herr und Erzieher ergibt. Konfliktuöse Konstellationen zwischen den Geltungsansprüchen funktionaler und hierarchischer sozialer Differenzierung spielt die mittelhochdeutsche Literatur in mannigfaltigen Variationen durch. Als ein prominentes Beispiel, das den strukturellen Konflikt wie die *Virginal* an der erzieherischen Sanktionierung des Normenbruchs eines jugendlichen Adligen exemplifiziert, nenne ich nur Konrads von Würzburg *Heinrich von Kempten*. Die Gewaltspirale im ersten Teil der Erzählung wird ausgelöst durch das Vergehen eines unmündigen, adligen Kindes. Der Sohn des Herzogs von Schwaben, *ein werder juncherre* (HvK 51), *der junge fürste wünnnesam* (HvK 71), bricht ein Stück von einem auf der Tafel liegenden Laib Brotes ab und verzehrt es, bevor noch die Tafel durch den Kaiser eröffnet ist. Das wird durch den ständisch unterlegenen Truchseß des Kaisers geahndet: *mit eime stabe den er truoc, | dâ mite er ûf daz houbet slouc | den knaben edel unde clâr, | daz im diu scheidel und daz hâr | von rôtem bluote wurden naz* (HvK 85-89). Darauf beginnt das Kind zu weinen, nicht jedoch vor Schmerzen, sondern weil *in der truhsæze slaben | getorste* (HvK 91f.). Der Affekt des Kindes ist hier, und darin ist seine Reaktion auf die Strafe vergleichbar mit Dietrichs unwirschen Reaktionen auf die Erziehungsmaßnahmen Hildebrands, auf den sozialen Ort des Fürstenkindes bezogen. So bereits Beate Kellner: *Zur Kodierung von Gewalt in der mittelalterli-*

relles Dilemma recht sinnfällig, denn Hildebrand darf seiner Stellung in der Hierarchie nach den eigenen Herren nicht strafen. Das aber genau ist es, was er als Erzieher im Auftrage Dietmars (vgl. V_H 102.4) immer wieder tun muss. Dietrich hingegen ist immer schon Strator, er ist es von *art*. Und deshalb sind seine wiederholten Proteste gegen jedwede Form von Unterweisung durch die Geschichte zwar ansatzweise als Effekte jugendlichen Starrsinns motiviert. Zugleich und nicht weniger deutlich zeigt sich darin aber auch immer schon die fürstliche Natur des Berners, die keine Reglementierung von unten duldet – diese nicht dulden darf.

Von einem Erziehungsprozess im modernen Sinne des Wortes erzählt die *Heidelberger Virginal* also nicht. Wovon sie erzählt, ist die defizitäre Herrschaft Dietrichs, und von einem Erzieher, dessen Aufgabe zu Ende ist, wenn sein Herr zweimal die Sujetgrenze überschritten hat. Mit der Rückkehr kehrt Prosperität ein,¹⁰⁹ d. h. Dietrich ist mündig. Seine Reife resultiert strukturell aus der gemeinschaftlichen Domination eines Dritten, hier der Gruppe der Riesen Nítgêrs. Durch eine solche Verschiebung des Konfliktes kann in unserem Text das strukturelle Problem der Konkurrenz von Geltungsansprüchen bewältigt werden.¹¹⁰

Damit ist eine narrative Skala fokussiert, auf die Veränderungen eingetragen werden können. Deutlich geworden sollte sein, dass diese Skala in der *Heidelberger Virginal* nicht lediglich eine der linearen Zeitlichkeit sein kann. Zwar impliziert der Folgezusammenhang von unreifem und reifem Herrscher auch eine temporale Ordnung, doch dürfen die topologischen Zusammenhänge nicht vernachlässigt werden: Eine räumliche Ordnung, wie sie das Sujet darstellt, besitzt das Potenzial, das, was in das semantische Feld von Wandel, Veränderung oder Entwicklung gehört, abzubilden.

chen Literatur am Beispiel von Konrads von Würzburg ‚Heinrich von Kempten‘, in: Wahrnehmen und Handeln. Perspektive einer Literaturanthropologie, hrsg. v. Wolfgang Braungart u. a., Bielefeld 2004, S. 75-103, die an dieser Stelle den Rekurs „auf ein prinzipielles Problem stratifizierter Gesellschaften“ sieht, „nämlich auf die Frage, wie ein ständisch Niederer gegenüber einem ständisch Höheren überhaupt Ordnung durchsetzen kann“ (ebd. S. 88). Zitiert ist *Heinrich von Kempten* nach der Ausgabe Konrad von Würzburg: Heinrich von Kempten. Der Welt Lohn. Das Herzmaere, mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Edward Schröder, übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Heinz Rölleke (RUB 2855), Stuttgart 1996.

¹⁰⁹ Das markiert der Text denkbar einfach: Er erzählt ganz unspezifisch von einer Bedrohung Berns (vgl. V_H 1056s-13), von der nicht mehr die Rede ist, die also abgewendet ist, wenn Dietrich nach Bern zurückkehrt. So bereits Reuvekamp-Felber: Briefe, S. 75.

¹¹⁰ Ernst Kantorowicz erzählt an einer Stelle seines Buches über Friedrich II. eine Anekdote aus dessen Jugend des Inhalts, dass, wenn Friedrichs Leistungen im Unterricht einmal ungenügend waren, an seiner statt ein anderes Kind geschlagen wurde. Das Erbarmen des Staufers dem Geschlagenen gegenüber sollte diesen, der Anekdote nach, zu höheren Leistungen anspornen. Vermittels eines solchen Instrumentes der *indirekten Sanktionierung*, so wird suggeriert, lässt sich Hierarchie überlisten.

den. Hier gibt es Möglichkeiten einer *diatopischen Skalierung* von Differenz.

Topologische Indizes von Unterschieden sind freilich nicht an sich etwas Ungewöhnliches. Das kennzeichnet alle sujethaltigen Texte, es ist ihr Charakteristikum. Dass aber die Entwicklung von jugendlich zu erwachsen, von unreif zu reif nicht zuerst in der Zeit entfaltet, sondern primär in räumlichen Verhältnissen kodiert ist, scheint aus heutiger Perspektive ungewöhnlich.¹¹¹ Der Weg des Helden und seine topologischen Differenzsetzungen, nicht unbedingt die für dessen Bewältigung nötige Zeit, liefern der *Heidelberger Virginal* den relevanten semantischen Kode.

Daraus schließe ich auf ein *relatives* Primat der Skalierung von Differenz vermittelt Raum. Dass es in aventiurehafter Dietrichepik, ja in der mittelhochdeutschen Heldendichtung insgesamt, keine konsistente Zeit gibt, diesen negativen Befund hat man nun schon oft genug gehört. Er muss also nicht wieder und wieder reproduziert werden. Das bleibt letztlich nicht mehr als eine Skurrilität, wenn daraus nicht Schlüsse für die Frage nach der Bedeutsamkeit dieses Differenzmarkers in Betreff Textkonstitution und -vermittlung gezogen werden. Intellektuell stimulierend kann da vielleicht die Vorstellung wirken, dass die heldenepischen Texte des deutschen Mittelalters primär (bezogen auf unseren Erwartungshorizont) auf topologische Skalierungen zurückgreifen.¹¹² Sinnstiftend wirksam und heuristisch wertvoll mag eine solche Annahme über den Einzelfall hinaus werden, wenn resultierende Verfremdungseffekte Gewissheiten destruieren, wie die, die da besagt, dass eine Geschichte lediglich eine motivierte Abfolge von Sachverhalten, Handlungen und Ereignissen *innerhalb einer zeitlichen Sequenz* sei.

¹¹¹ Freilich sind auch heute noch Modelle persönlicher Entwicklung und Erziehung durch topologische Relationen bestimmt (Elternhaus, Kindergarten, Schule, der Raum der *peer group*, die Heimlichkeit des Dachbodens etc.), doch wird Differenz primär abgebildet auf der Skala linearer Zeitlichkeit (Lebenszeit) und der Raum taucht auf in den Bedingungen der gemessenen Unterschiede. Von dieser Warte aus betrachtet, scheinen unsere Texte demgegenüber in Raum zu kodieren und linearer Zeitlichkeit nur eine eher randständige Bedeutung zuzuweisen: Raum und Zeit haben (von unserem Horizont aus gesehen) im Bereich der Relevanzen die Positionen getauscht.

¹¹² Die Zerstörung der Möglichkeit zu narrativer Skalierung durch lineare Zeitlichkeit, wie sie Kurt Vonnegut in seinem Roman *Slaughterhouse Five* inszeniert, ist demgegenüber etwas völlig anderes. Vonneguts moderner Geschichtspessimismus bleibt immer schon bezogen auf die Folie einer konstitutiven linearen Zeitachse. Daher kommt der Unzeitlichkeit des Helden Billy Pilgrim eminent Bedeutsamkeit für die Sinnstiftungspotenziale des Romans zu, während jene Unzeitlichkeit, die ich für die Texte aventiurehafter Dietrichepik zu reklamieren suche, als fehlende oder herabgesetzte Relevanz von Zeitlichkeit für die Sinnstiftungsprozesse verstanden werden will.

Wenn ich im Folgenden zum *Eckenlied* zurückkehre, dann soll es mir nicht länger um das Verhältnis von topologischen und temporalen Kodes in unseren Texten gehen. Plausibel sollte zuletzt ein relatives Primat des Raums vor der Zeit geworden sein, wenn es um die Ermöglichung von Differenzerfahrungen, wenn es um textuelle Sinnstiftungspotenziale geht. Am *Eckenlied* will ich dagegen zeigen, was Raum überhaupt für Möglichkeiten der Skalierung bietet. Vermag die topologische Ordnung der *Heidelberger Virginal* Veränderungen an Figuren¹¹³ darzustellen, die wir normalerweise in der Dimension der Zeit verorten würden, so wird es jetzt darum gehen, wie räumliche Relationen darüberhinausgehend semantische Komplexität erzeugen können.¹¹⁴ Insofern Letzteres als ein Kriterium für die Literarizität von Texten gelten darf, mag man das auch als Versuch einer Rehabilitierung aventiurehafter Dietrichepik lesen können.

5.2 *Eckenlied* – Das Verhältnis von topologischer Grenzziehung zu Textkonstitution und semantischer Komplexität

Mit Blick auf die Untersuchungen des ersten Kapitels muss man sagen, dass dort noch nicht in den Blick geriet, was im Moment das Interesse dieser Arbeit bestimmt. Die Konfrontation der beiden Helden im ersten Teil des *Eckenlieds* E₂ hatte ich bisher noch nicht auf die Sujethaltigkeit des Textes bezogen. Das aber bedeutet, dass die unterschiedlichen Formen semantisch relevanter Differenzierung wie die konkreten Sinnangebote, die ich dort herausgearbeitet habe, selbst noch einmal als Bausteine eines größeren Zusammenhangs verstanden werden müssen: Wahrscheinlich ist, dass es im Bereich der textuellen Sinnstiftungspotenziale aufs Ganze gesehen zu semantischen Komplexisierungen kommt. Dies etwa, wenn der differenziellen Entfaltung von Normen im ersten Teil des *Eckenlieds* E₂ eine davon abweichende Entfaltung im zweiten Textteil gegenübersteht, beide Teile zugleich durch die spezifische Ordnung des Sujets vermittelt sind und man insgesamt mit alternativen, vielleicht konkurrierenden und / oder hierarchisierten Formen der Differenzsetzung

¹¹³ Denn genau genommen wird auch das Altwerden Hildebrands erzählt, und zwar als das Eintreten ins Greisenalter in jenem Moment, an dem Dietrich aus der Anderwelt zurückkehrt.

¹¹⁴ Wobei semantische Komplexität natürlich eine relationale Eigenschaft darstellt. Wo Texte vor der Folie des Sujets als semantisch komplexe Gebilde erscheinen, kann ein an der literarischen Hochkultur der Moderne orientierter Rezipient in unseren Texten das ganze Gegenteil sehen. Vgl. dazu den vielleicht repräsentativen Lektüreindruck bei Hartmut Bleumer: Wert, Variation, Interferenz: „Wer einen Zugang zu den Erzählungen um Dietrich von Bern sucht, der wird zunächst gewiß nicht den Eindruck haben, daß es sich bei diesen Texten um literarisch hochkomplexe Gebilde handelt“ (ebd. S. 109).

rechnen muss. Es ist womöglich alles viel vertrackter, als die Darstellung am Anfang dieser Arbeit suggerierte.

Doch soll damit nicht die Notwendigkeit zu einer Revision der Ergebnisse des ersten Kapitels behauptet sein. Dessen Lektüre behält weiterhin den Status eines möglichen Rezeptionsaktes als ein Angebot des Textes. Denn natürlich macht der Text verschiedene Angebote zugleich. Und deren Zahl wächst mit der Zahl von anaphorischen und kathaphorischen Verweisungszusammenhängen, die er anlegt: Wo ich unterschiedliche Differenzerfahrungen machen kann, wenn ich die Blickrichtung nur leicht verändere, existieren mehr oder weniger ausgeprägt semantische Komplexität, Mehrdeutigkeit und Uneindeutigkeit als *Eigenschaften des Textes*.

Mit einer solchen Bestimmung legt man sich indes noch nicht auf eine Antwort fest bezüglich der wichtigen Frage, *wie* Polysemie einen Wert für die Textrezeption haben kann. Alles hängt hierbei davon ab, was und wie es bei den Hörern ankommt. Aber vielleicht darf man voraussetzen, dass unter den entsprechenden historischen Bedingungen Mehrsinnigkeit und semantische Vagheit noch nicht ohne weiteres prämiert wurden. Wenn unsere Texte Orientierung und Vergewisserung im Sinne des Sujets ermöglichten, wenn ihre Aktualisierungen in Zusammenhängen institutionell wenig gesicherter Situationen zu verorten sind und wenn Produktion wie Rezeption literarischer Texte sich generell noch nicht autonom gegenüber pragmatischen Zwängen und Gebrauchszusammenhängen verhalten, dann scheint Vieldeutigkeit als ein Wert zumindest erklärungsbedürftig. Liefert sie nicht Verunsicherung wo Stabilität wünschenswert wäre?

Unter der Voraussetzung dieser historischen Rahmenbedingungen ist der Erfolg von semantisch komplexen Texten noch nicht primär auf eine entsprechende, heute in der literarischen Öffentlichkeit, mehr noch im literaturwissenschaftlichen Diskurs verankerten Norm der Privilegierung rückführbar.¹¹⁵ Heute kommunizieren Literaturwissenschaftler *über* Literatur im Modus des Streits. Im Idealfall nehmen diese Auseinandersetzungen die Form streng reglementierter Konkurrenzen von Konkretisierungen einzelner Sinnerfahrungen an. Dass ein Text solcherart Kommunikation provoziert, ist seine Gratifikationsleistung und begründet die

¹¹⁵ Vgl. auch Wolfgang Braungart: Ritual und Literatur: „Die Rede vom Rätselcharakter des Kunstwerks betont die Deutungsherausforderung und Offenheit, die jedes Kunstwerk gewiß – mehr oder weniger – darstellt, zu stark. [...] Die primäre Leseerfahrung sucht und erwartet im literarischen Text nicht systematisch Ambiguität und Ambivalenz. [...] In der verstehenden Wahrnehmung des Kunstwerks lassen wir uns in der Regel zunächst nicht von der prinzipiellen Vieldeutigkeit und prinzipiellen Unabschließbarkeit des Verstehens leiten. Wir suchen den Sinn des Kunstwerks für uns, auch des ironischen, witzigen, spielereischen. Ihn wollen wir haben. Wir denken nicht daran, daß es irgendwann einmal ein anderer sein könnte“ (ebd. S. 7f.).

Wertschätzung durch die Kommunikationsgemeinschaft: Der Text hat *mehr*, als die einzelne Interpretation auszuschöpfen vermag; das wird ihm positiv angerechnet, weil damit die Möglichkeit zu kommunikativem Handeln gegeben ist. Unter den Bedingungen institutioneller Sicherung reicht dann schon allein die Möglichkeit – da ist faktischer, kommunikativer Erfolg nicht mehr unbedingt ausschlaggebend für Wertsetzung: Das Potenzial selbst genügt.

Das wird man für die primären Rezeptionskontexte unserer Texte noch nicht selbstverständlich voraussetzen dürfen. Nicht Polysemie überhaupt, sondern dass ein bestimmtes Angebot tatsächlich wiederholt Kommunikation zu provozieren vermag, hat man als Grund für jene Wertschätzung zu unterstellen, die für uns die Qualität des Überliefert-Seins dokumentiert. Dabei hat man historisch mit okkasionell vereindeutigenden Reduktionen genauso zu rechnen wie mit der Aktualisierung ganz unterschiedlicher semantischer Potenziale von Fall zu Fall.

Dies sei hier vorausgeschickt, wenn im Folgenden semantische Komplexität als eine Eigenschaft des *Eckenlieds* plausibel gemacht werden soll: Damit soll gerade nicht behauptet sein, der Text sei etwas wie ‚Höhenkammliteratur‘. Allenfalls ließe sich die These vertreten, dass die heute gängige Privilegierung von semantischer Komplexität durch die Literaturwissenschaften, die sich letztlich der Wertschätzung einer bestimmten Literatur durch das Bürgerliche Zeitalter verdankt, einen historisch sekundären Effekt darstellt: Mit der institutionellen Sicherung von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation (und beider Scheidung) wird Komplexität selbst zu einem Symbol des Literarischen, ihre Abwesenheit zu einem Zeichen des Unterliterarischen. Erst unter diesen historischen Voraussetzungen hat die literaturwissenschaftliche Interpretation ihr Handwerkszeug entwickelt; deshalb taugt das auch besonders gut für die Interpretation elaborierter Texte.

5.2.1 Komplexisierende Entfaltung der topologischen Basiskonfiguration im *Eckenlied E₂*

Das Sujet ist eine von einer ganzen Reihe Möglichkeiten, semantische Differenzen in erzählter Welt abzubilden. Dabei gibt es neben den differenzsetzenden Fähigkeiten von Zeit oder von Figuren- und Erzählerdiskursen auch weitere räumliche Optionen. Mit dem Sujet sind die Potenziale topologischer Relationierung noch lange nicht ausgereizt. Am ersten Teil des *Eckenlieds E₂* war zu sehen gewesen, dass die Horizontale nicht die einzige Option darstellt, vermittels derer in den Geschichten aventiurehafter Dietrichepik semantische Differenzen verräumlicht werden kön-

nen.¹¹⁶ Hier zunächst ein Blick über den Tellerrand, wie sich der Konflikt im Vergleich zu den anderen Texten des Korpus ausnimmt.

Die Opposition, die der erste Teil des *Eckenlieds E₂* zwischen Fußgänger und Reiter als eine topologische Relation von oben und unten aufmacht, markiert zumindest im Bereich der Ecke-Dietrich-Handlung die textkonstitutive semantische Differenz. In der Vertikalen, nicht in der Horizontalen, entfaltet der erste Teil des *Eckenlieds E₂* die Normen adligen Gwalthandelns. Man erinnert sich an Eckes vergebliche Bemühungen vor dem Reiterstandbild des Berners:

„nu kera, degen märe!
uf minen füssen ich hie stan,
ich mag dich laider niht ergan,
das ist mir harte swäre.
[...]“ (E₂ 74₃₋₆)

Ähnliche interpersonelle Konflikte, die den je ersten Textteil bestimmen, sind uns nun schon häufiger begegnet. Manche Figuren handeln in aventiurehafter Dietrichepik dem Berner gegenüber einfach anders, als es ihre soziale Stellung vorsieht: Da straft Hildebrand Dietrich in der *Heidelberger Virginal* und der Wolfhart des *Rosengarten A* schlägt sich auf die Seite der Gegner des eigenen Herrschaftsverbandes. Anders aber als in den genannten Beispielen ist das Verhältnis zwischen Ecke und Dietrich im *Eckenlied E₂* nicht durch die Rahmung eines Dienstverhältnisses, ist es nicht über die Zugehörigkeit zum selben Herrschaftsverband gesichert. Ecke gehört zu Seburg und das heißt, dass eine Beziehung und damit einhergehende Möglichkeiten wechselseitiger Reglementierung zwischen ihm und dem Berner erst noch auszuhandeln wären. Zwischen Dietrich, Wolfhart und Hildebrand ist das nicht nötig: Insofern der Status des Einzelnen sich aus dem Status des Kollektivkörpers ableitet, können bestimmte Normverstöße offenbar ungesühnt bleiben.

Unter dem Gesichtspunkt der externen Figur ähnelt Ecke dann den Wormser Boten des *Rosengarten A*. Auch Sabîn und sein Gefolge wurden von einer Königin als Boten ausgesandt und wirken wie Krieger, als man ihrer vor Bern gewahr wird. Freilich gibt es Unterschiede; man kann sogar sagen, *Eckenlied E₂* und *Rosengarten A* erzählen Alternativen einer bestimmten Konstellation aus, und zwar in den verschiedenen Konsequenzen für die Figuren. Wo nämlich im *Rosengarten A* die Gewalt am Hof eingedämmt werden kann, da gibt es im *Tann* des *Eckenlieds E₂* niemanden, der als Mediator oder Instanz der Limitierung von Gewalt fungieren könnte. Es fehlt jene dritte Instanz des im weitesten Sinne Sozialen und

¹¹⁶ Auch Lotman: Struktur, S. 311-329, sieht solche vertikalen topologischen Oppositionen neben dem Sujet vor.

Kulturellen, die das Gewalthandeln beendet, bevor einer der Kämpfer getötet wird. In Worms übernimmt diese Funktion Dietrichs Gefolgschaft. Die Texte aventiurehafter Dietrichepik erzählen immer so, dass es den Kontrahenten eines Konfliktes nicht selbständig gelingt, die Gewalt zu begrenzen. Wo dann die gesellschaftlichen Mechanismen der Gewaltein-dämmung fehlen, bricht sich die destruktive Gewalt Bahn.¹¹⁷

Zugleich fehlt der Gewalt im ersten Teil des *Eckenlieds E₂* die Legitimation. Es wird nicht Ordnung restituiert, indem einer wie immer gearteten Rechtsnorm genüge getan wäre. Genau diese Option schließt Dietrich ja aus:

„[...]
Ich wil dich strites niht bestan,
du hast mir laides niht getan,“
also sprach der Bernære,
„darumbe ich striten wel mit dir.
[...]“ (E₂ 89₁₋₄)

Mit Blick auf die anderen Texte kann man einerseits sagen, dass solche Konflikte Dietrichs im ersten Textteil offenbar konstitutiv für das Korpus sind, und andererseits, dass der ‚tragische Ausgang‘ im *Eckenlied E₂* seine Begründung primär in der Topologie findet: In aventiurehafter Dietrichepik wird zunächst immer von potenziell gewaltförmigen Interaktionen im Innenraum erzählt, und dieser Innenraum ist normalerweise zugleich der Raum der höfischen Gesellschaft. Das Bern des *Rosengarten A* wie die Burg Ârône Helferichs von Lune in der *Heidelberger Virginal* sind Orte der angemessenen Interaktionsformen – ihre gewaltlimitierenden Potenziale sind im *Eckenlied E₂* abwesend. Die Topik der Handlungsräume liegt hier quer zur Topologie des Sujets.

Und eine zweite Besonderheit der räumlichen Ordnung im ersten Teil des *Eckenlieds E₂* gilt es festzuhalten, denn hier kommt es bereits im *Davor* der textkonstitutiven Sujetgrenze zu Transgressionen in der Horizontalen. Ecke überschreitet zwischen Bern und Trient eine topologische

¹¹⁷ Vgl. zu anthropologisch grundierten Mechanismen von Gewaltprävention und -eindämmung René Girard: *Das Heilige und die Gewalt*. Für ein anschauliches Bild der historischen Möglichkeiten des Mittelalters zur Gewaltlimitierung sei an dieser Stelle auf die Arbeiten Gerd Althoffs verwiesen, vgl. etwa ders.: *Genugtuung (satisfactio)*. Zur Eigenart gütlicher Konfliktbeilegung im Mittelalter; in: *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, hrsg. v. Joachim Heinzle, Frankfurt a. M. und Leipzig 1994, S. 247-265; ders.: *Das Privileg der dedito*. Formen gütlicher Konfliktbeendigung in der mittelalterlichen Adelsgesellschaft; in: *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*, Darmstadt 1997, S. 99-125; ders.: *Regeln der Gewaltanwendung im Mittelalter*, in: *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte*, hrsg. v. Rolf Peter Sieferle und Helga Breuninger, Frankfurt a. M. und New York 1998, S. 154-170.

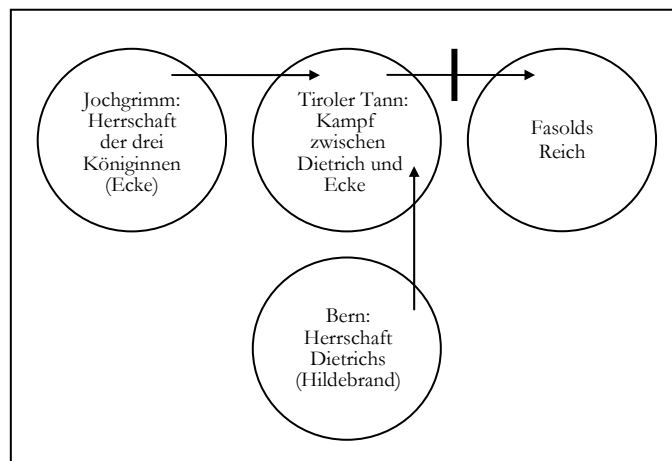
Grenze, der Jungritter kommt aus einem Raum, in dem er nicht die Norm repräsentiert (Bern) in ‚seinen‘ Innenraum (Trient), in dem er Träger der gültigen Norm ist. Deshalb ist der Empfang so freundlich.

Auch Dietrich war von Bern aus aufgebrochen, Ecke folgt seiner Fährte. Der Berner meistert, ohne dass das in den direkten Fokus der Geschichte gerät, die hier nur Eckes Weg im Blick hat, jene räumliche Distanz, in deren Bereich die Transgression des Jungritters fällt. Doch selbst wenn man mutmaßen kann, dass Dietrich denselben Weg wählt wie nach ihm Ecke, so darf man doch daraus noch nicht schließen, dass er wie dieser eine Normengrenze überschreitet. Von einer solchen Transgression hört man erst im Anschluss an Eckes Tod. Erst dann, markiert durch die Begegnung mit einer Brunnenfee, betritt Dietrich seine Anderwelt. Das Sujet des Berners im *Eckenlied E₂*, das mit dem konstitutiven Sujet aventiurehafter Dietrichepik überhaupt zusammenfällt, trennt den Raum der Norm Dietrichs von einem Raum devianter Herrschaft, den im *Eckenlied E₂* Fasolds Reich darstellt. *Seine* Sujetgrenze wird Dietrich erst überschreiten, wenn er auf dem Weg zu Seburg ist.

Offenbar, und so muss man die Zusammenhänge hier wohl deuten, konkurrieren im *Eckenlied E₂* zwei Sujets miteinander. Offenbar ist jener Ort, an dem sich Dietrich und Ecke begegnen, Innenraum der Sujets zweier Figuren. Weil beide Figuren unterschiedliche Normensysteme vertreten, konfliktieren hier Geltungsbehauptungen. Sowohl Ecke als auch Dietrich befinden sich bezüglich ihrer Sujets letztlich ‚daheim‘. Und dies wiederum heißt: Nicht die kategoriale Opposition von Gut und Böse, höfisch und wild wird hier entworfen. Ecke ist nicht die Negation Dietrichs überhaupt, sondern eine seiner Depravationen. Eine Möglichkeit das zu markieren, ist die Jugend des Helden.

Normalerweise kann der Berner Herrschaftsverband in unseren Texten die Konflikte des ersten Textteils gütlich lösen. Sowohl in der *Heidelberger Virginal* als auch im *Rosengarten A* gelingt die (bisweilen riskante) Anbindung externer Kämpfer. Funktional betrachtet geht es in solchen Zusammenhängen darum, eine kollektive Grenzüberschreitung ins Werk zu setzen, indem die Gewaltfähigkeit der Einzelnen auf einen Dritten fokussiert wird, der dann das topologische Außen der epischen Welt markiert. Mit Ecke lässt sich kein gemeinsamer Gegner finden, weil sein Begehren sich einzig auf Dietrich richtet. Weil diese Lösung verbaut ist, eben weil der Innenraum nicht jene Möglichkeiten zur Mediation bereithält, die aus alternativen und konkurrierenden Begehren ein einziges Sujet schmieden, und weil die Potenziale der Horizontale zur Skalierung von Differenz bereits ausgereizt sind, nutzt der Text die Vertikale. Deshalb ist der Konflikt so auffällig als ein Konkurrieren um die ‚Lufthoheit‘ inszeniert.

Freilich hätten sich andere Formen der Differenzvertextung angeboten. Dass hier erneut eine topologische Variante ins Spiel kommt, mag man zurecht zunächst auf die konventionelle Semantik von oben und unten im Kontext wertsetzender Hierarchien zurückführen. Man kann aber auch auf eine Eigenart topologischer Markierungen abstellen: Sie sind verständlich als besonders ‚harte‘ Formen der Konfrontation von konkurrierenden Positionen, eben weil sie semantische Differenzen als sinnlich erfahrbare Sachverhalte in die epische Welt einschreiben. Solche Unterschiede lassen sich dann nicht einfach wegdisputieren oder vertagen: In sujethaltigen Texten muss sich die Welt (noch) tatsächlich *faktisch* ändern.¹¹⁸ Und das gilt für den Kampf Dietrichs gegen Ecke genauso: Die Geltungsbehauptung Dietrichs, sein ‚Obensein‘, ist nicht lediglich distanzierte Semantik, sondern sein Überleben überhaupt.



Topologisches Schema des *Eckenlieds* E₂

Erst im Anschluss an den Sieg über Ecke und die damit verbundenen Beschädigung seines Ehrstatus überschreitet Dietrich, wie gesagt, die Grenze seines eigenen Sujets, reitet er in *seine* chaotische Anderwelt. Er trifft auf dem Weg zunächst die Brunnenfee Babehild, die – darin vergleichbar den *merwîp* des *Nibelungenlieds* – Dietrich den Beistand der Transzendenz für die kommenden Abenteuer verheißt.

Den Herrscher des Reiches, das hinter der Grenze liegt, trifft Dietrich just an, als dieser eines der Adelsprivilegien schlechthin wahrnimmt:¹¹⁹

¹¹⁸ Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, sie zu verändern.

¹¹⁹ So schon Bleumer: *Narrative Historizität*, S. 151.

Der Herr ist auf der Jagd. Was Fasold, der als *landes herre*, *ritter* und *richer künig* (E₂ 162₇, 164₅, 165₁₀) apostrophiert ist, der *kaiserlich* [...] *verwaffent* (E₂ 165_{2f}) und hoch zu Ross auftritt, allerdings mit seinen Hunden hetzt, ist mehr als ungewöhnlich. Es handelt sich bei seinem Wild um eine wilde Dame. Fasolds Status – dem dienen „*wildu lant*“ (E₂ 162₁₃) – ist, das kennt man schon von den Herrscherfiguren der anderen Texte, primär durch sein Verhältnis zur schutzbefohlenen Gefolgschaft markiert. Im zweiten Teil des *Eckenlieds* E₂ hetzt der Herrscher die Dame und hat damit, wie diese berichtet, ihre Ehre beschädigt.¹²⁰ Das Erste, was man damit vom König des wilden Landes erfährt, ist, dass er seinen Untertanen nachstellt und dass er ihre Status, jedenfalls nach Auskunft der Dame, grundlos bedroht: Auf Dietrichs Frage, womit sie Fasold Anlass gegeben habe, weiß sie keine Antwort zu geben (vgl. E₂ 171_{5f}).

Dietrich, der aufgrund schwärender Wunden, die er aus dem Kampf mit Ecke davongetragen hat, gehandicapt ist, steht der Dame bei (vgl. E₂ 162_{4,6}, 181_{9f})¹²¹ und stellt sich Fasold entgegen. Da geschieht das Unerwartete: Denn der wird nicht gegen den verwundeten Dietrich antreten, weil es im Kampf gegen den „*luzel eren*“ (E₂ 169₃) zu erringen gibt.¹²² Wo Ecke, den der Text jetzt zu einem Bruder Fasolds macht (vgl. E₂ 163₁₂), nichts unversucht lässt, um einen Kampf mit dem Berner vom Zaun zu brechen, da vermeidet der adlige Frauenjäger die gewalttätige Konfrontation selbst noch, als Dietrich, was die Dame betrifft, in Konkurrenz zu ihm tritt. Ja Fasold überlässt Dietrich zunächst das wilde Fräulein, damit es nicht zum Kampf kommt: „*var hin, si sig din!*“ (E₂ 170₁).

Fasold, der in der Ansippung an Ecke als dessen Kontrastfigur aufgerufen wird, ist offenbar in der Lage, jene Regeln der Begrenzung gewaltförmiger Interaktion zu befolgen, die auch für Dietrich gelten. Der adlige Reiter(!) im zweiten Teil des *Eckenlieds* E₂ richtet sein Handeln an einem Normensystem aus, das die Limitierung von Gewalt vorsieht, im konkreten Fall vertextet im Verbot gewaltförmiger Handlungen gegen Versehrte.

¹²⁰ Bereits die erste Nennung Fasolds ganz zu Beginn des Textes bringt ihn mit Damen in Verbindung: *das aine was sich her Vasolt | dem warent schöne vröwan holt* - (E₂ 2_{4f}). Diese Formulierung bleibt opak, solange man sie versucht, auf die Minnethematik zu beziehen: Jedenfalls fände ein solcher Bezug seine Referenz dann nicht im Text. Schon Brévant weist im Kommentar seiner Reclam-Ausgabe aber darauf hin, dass hier die Übersetzung „dem waren schöne Frauen untertan“ möglich ist.

¹²¹ Dieses Verhältnis wird sukzessive zu einem reziproken Verhältnis der beiden Figuren aufgeweitet. Nachdem die Dame seine Wunden geheilt hat, steht Dietrich ihr erneut gegen Fasold bei, und er stellt dies in den Zusammenhang wechselseitiger Hilfeleistung: „*Si sol ir dienst niht han verlorn!*“ (E₂ 183₁).

¹²² Vgl. dazu die Argumentation Fasolds: „*Din wundan sint dir hûte gût. | das wissist, sâh ich nût din blût | durch die ringe fliessen, | den tûvel hetost her gejagt. | zwar, gots noch diner manehait | lies ich dich niht geniessen; | won das du sus erbarmest mich | und bist mir doch unmaere*“ (E₂ 168₁₋₈).

Doch kann man nicht von einer axiologisch positiven Setzung durch den Text sprechen. Vielmehr zeigt sich im Handeln des Helden wie bei Ecke vorher eine defizitäre Bezugnahme auf die höfischen Interaktionsformen. Adel ist bei Fasold lediglich Oberfläche und Äußerlichkeit. Der Herr des Landes beherrscht die Interaktionsformen und Interaktionsregeln des Standes. Doch sind sie bei ihm nicht Ausdruck eines besonderen Ethos. Die Jagd mag als Repräsentation von Adel gelten, nicht jedoch, wenn sie zusammenfällt mit dem Terror gegen Dienstleute und Untergebene. Wenn grundsätzlich die Legitimität von Adels Herrschaft an ihre Fähigkeit zu sozialer Fundierung und sozialer Sicherung gekoppelt ist, dann verliert Adel im vorgestellten Exempel des Königs Fasold seine gesellschaftliche Funktion.

Destruktion kennzeichnet auch die Interaktionen zwischen Fasold und Dietrich, sie zeigt sich auch im Verhältnis hierarchisch nebengeordneter Figuren. Als der Berner, dessen Wunden das wilde Fräulein über Nacht heilen konnte, sich Fasold am nächsten Morgen stellt, zeigt sich erneut das für diese Figur konstitutive Missverhältnis von adligem Anspruch und faktischem Handeln. Denn Fasold, im krassen Gegensatz zu seinem Bruder, kämpft überhaupt nicht wie ein Ritter:

Her Vasolt ainen ast gevie;
den brach er ab am bome hie,
der was gros unde swäre.
der wart im schier zerhöwen gar.
er graif nach ainem andern dar;
der bon wart este läre.
[...]
die hû der Berner schiere,
das si vil gar zerstuben. (E₂ 184₁₋₁₃)

Erst als keine Äste mehr verfügbar sind, greift der König zum Schwert. Da es Dietrich aber zuletzt gelingt, seinen Gegner zu dominieren, setzt Fasold, und wiederum anders als Ecke, auf die Möglichkeit zur Limitierung von Gewalt und rettet sich durch die Orientierung an den Normen adligen Gewalthandelns. Fasold kann einen Kampf verloren geben:

Vasolt sprach: „ich wil mich ergeben!
du solt mir lassen hie min leben,
won du hast mich hie betwungen.“
„vil gerne,“ sprach her Dietherich,
„swer mir din dienst getrulich,
won mirst an dir gelungen,
und das du mir sist also holt,
sam ich dir lait nie tâte.“
„vil gerne,“ sprach do her Vasolt,
„mit ganzen trûwen stâte.“ (E₂ 187₁₋₁₀)

Doch wird, wie der Text sich beeilt zu betonen, Fasolds Dienstbereitschaft nicht von Dauer sein.¹²³ Auch das Verhältnis zu Dietrich ist durch des Königs niedere Gesinnung („*sin valscher zorn*“, E₂ 172₁₁) beeinträchtigt:

do swor er im drig aide gar,
die lies er alle maine;
des wart er eren bar. (E₂ 187₁₁₋₁₃)

Immer wieder verhält sich Fasold im Folgenden illoyal, immer wieder verrät er Dietrich. Das Motiv für ein solches Verhalten ist nicht neu; es handelt sich wiederum um die Sippengebundenheit des Landesherrn, die für Riesen in aventiurehafter Dietrichepik typisch ist.¹²⁴ Als er vom Tod des Bruders erfährt, will er dessen Tod rächen und sucht sofort erneut den Kampf mit Dietrich (vgl. E₂ 189₁-199₁₃), die Vendetta kennt kein Vergeben.

Reduziert man das Verhältnis der beiden Brüder im Text auf eine nichttopologische Opposition der Figuren, so kann man festhalten, dass sich beide in der Art und Weise des Abweichens von der gesetzten Norm unterscheiden. Wo in Ecke ein Höchstmaß an adliger Gewaltfähigkeit mit der Unfähigkeit gepaart ist, im Sinne der Gewaltbegrenzungsmechanismen zu agieren, da ist das Verhältnis bei Fasold gerade umgekehrt: Fasold kämpft nicht wie ein Ritter, doch kann er im Rekurs auf deren Normensystem seinen Kopf immer wieder retten. Das aber bedeutet, dass die binäre Opposition des Sujets im Bereich der horizontalen Topologie zu einer triangulären Figur aufgeweitet ist. Denn beide Brüder sind auf Dietrich wie aufeinander bezogen. Innerhalb solch dynamisierter Verweisungszusammenhänge lässt sich Sinn allerhöchstens noch okkasionell vereinheitlichen und feststellen.

Nachdem ich zuletzt herausgestellt habe, wie unterschiedliche Formen der Differenzierung das *Eckenlied E₂* als ein semantisch komplexes Gebilde konstituieren, wird es mir nun darum gehen zu zeigen, dass man solche Komplexität zum Phänomen variabler Überlieferung in Beziehung setzen

¹²³ Alle Versuche des Berners, Ecke zur Aufgabe zu bewegen, scheitern. Wichtig war dabei jenes Angebot Dietrichs, das ich bereits im Zusammenhang der Eckenlied-Interpretation im ersten Kapitel dieser Arbeit besprochen habe: Wenn Ecke sich ergebe, dann würde er, so Dietrich, „*geselle ald [...] min man, | das ist das beste dir getan*“ (E₂ 1314f.). Wo Ecke das noch ausgeschlagen hatte, nimmt Fasold jetzt an. Fasold schwört Dietrich seinen steten und treuen Dienst und er wird als *geselle* Dietrichs mit diesem gemeinsam durch die epische Welt reiten. Solche Gemeinschaft mit Dietrich zu gründen, wäre eigentlich Eckes Aufgabe gewesen.

¹²⁴ Fasold unterliegt Dietrich mehrfach im Kampf. Auf dem Weg durch sein Reich lotst er Dietrich immer wieder zu Verwandten, derer sich Dietrich erwehren muss. Drei Gegner neben Fasold kennt der zweite Teil des *Eckenlieds E₂*: Eckenot ist Fasolds *mak* (E₂ 221₁₁), Birkhild ist Eckes Mutter (vgl. E₂ 231₃), Üdelgart deren Tochter (vgl. E₂ 239₆).

kann. Man ist sogar aufgefordert, beider Verhältnis zu konzeptualisieren, denn was an Differenzsetzungen zuletzt bestimmt wurde, setzt durch die Schrift determinierte Grenzen des Textes als gegeben voraus: *E₂* ist eine schriftsprachliche Entität. An der Angemessenheit einer solchen Voraussetzung aber hatte bereits der Überlieferungszusammenhang der Handschrift Zweifel genährt. Es wird im Folgenden zu zeigen sein, dass nicht Wortlaut oder Schrift (im Sinne literarischer Originalität oder linguistischer Textintegrität) die Identität des *Eckenlieds* bestimmen, sondern dass diese über ein sich durchhaltendes System von Differenzsetzungen bestimmbar ist. Wenn Text als *Wiedergebrauchsrede*¹²⁵ angesehen wird, dann ist das, was unterschiedliche schriftliche Varianten des *Eckenlieds* als *einen Text* wiederholen, eine bestimmte differenzielle Form der Sinnermöglichung.

5.2.2 Das Ende vom Lied: Textuelle Komplexität und ihre schriftsprachliche Begrenzung

Die überlieferten Varianten des *Eckenlieds* unterscheiden sich, was ihre topologische Organisation betrifft, nur minimal voneinander und dann auch nur darin, wie deutlich und auf welche Art und Weise Grenzen markiert sind. Trotzdem erzählen die auf uns gekommenen Versionen, weit mehr noch als man das aus den benachbarten Überlieferungskomplexen

¹²⁵ Bestimmt man nach einem Vorschlag Peter Strohschneiders: Textualität der mittelalterlichen Literatur, in: *Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent*, Stuttgart, Leipzig 1999, S. 19-41, im Anschluss an Arbeiten Konrad Ehlichs das, was Text heißen soll, als *Wiedergebrauchsrede*, so gewinnt man die Möglichkeit, die Begriffe *Text* und *Schrift*, voneinander zu entkoppeln. Ein Text ist dann nicht an die Integrität eines schriftsprachlich gewonnenen Wortlauts gebunden, sondern wird bestimmt als eine aus einer unmittelbaren Sprechsituation herausgelöste Sprechhandlung, die für eine zweite Sprechsituation gespeichert wird. „Von jederart sprachlich verfaßter und stets situationaler kommunikativer Handlung unterscheidet sich der Text dadurch, daß er eine relativ situationsabstrakte, freilich stets allein wieder situational aktualisierbare Form der Rede ist“ (ebd. S. 22). Texte sind dann im Unterschied zu anderen sprachlichen Handlungen durch *sprechsituationsüberdauernde Stabilität gekennzeichnet*, wobei „die *Überlieferungsqualität* einer sprachlichen Handlung“ zum „Kriterium für die Kategorie ‘Text’“ wird (Konrad Ehlich: *Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung*, in: *Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation*, hrsg. v. Aleida Assmann, Jan Assmann und Christoph Hardmeier, München 1983, S. 24-43, hier S. 32).

Texte, die schriftlich oder schriftgestützt kommuniziert werden, weisen eine solche Überlieferungsqualität immer auf, allein schon dadurch, dass Schrift die Wiederholbarkeit von Kommunikation in räumlich und zeitlich voneinander geschiedenen Situationen und Kontexten ermöglicht. „Die Schrift ist also in dem Sinne situationsabstrakt, daß die von ihr tradierten Texte und das darin bewahrte Wissen in unterschiedlichen (wenngleich nicht beliebigen) Kommunikationszusammenhängen je neu aktualisiert werden können“ (Strohschneider: *Textualität*, S. 23f.).

aventiurehafter Dietrichepik kennt, das Abenteuer Dietrichs je anders. Zumindest für den zweiten Textteil gilt das: Während der erste Teil in den drei Versionen, sowohl was den Strophen- und Phrasenbestand, als auch was das Geschehen betrifft, nur relativ geringe Abweichungen aufweist, gehen sie im Anschluss an die Befreiung des *wilden vröwelin* „eigene Wege“¹²⁶. Wo sich Dietrich in *E*₂ bspw. Mutter und Schwester Eckes erwehren muss, bekommt er es in den übrigen Varianten der Geschichte mit einem je anderen Personal zu tun, auf das er in alternativen Handlungszusammenhängen trifft.

Doch gibt es weitere Unterschiede, und ein besonders spektakuläres Beispiel möchte ich im Folgenden besprechen. In den anderen beiden überlieferten Versionen des *Eckenlieds* – *E*₂ bricht mitten im Kampf Dietrichs gegen das Riesenweib Üdelgart ab – wird nicht nur von des Berners Betreten der Anderwelt erzählt, sondern auch von seiner zweiten Transgression. Im *Eckenlied* *E*₇ und in der Druckfassung¹²⁷ ist diese Grenze markiert durch den Kampf Dietrichs gegen Automaten, durch Figuren also, die mythischen Torwächtern entsprechen, die Dietrich, bevor er nach Jochgrimm gelangen kann, zu überwinden hat. Die Kampfautomaten fungieren als Grenzposten der Anderwelt und symbolisieren die Impermeabilität der Grenze: Denn der gewöhnliche Mensch vermag nicht, aus dem Reich der Toten zurückzukehren.¹²⁸

Nur in zwei Versionen gelangt Dietrich also auch nach Jochgrimm, dorthin war er im Anschluss an die Tötung Eckes aufgebrochen. Die Königinnen hatten den Jungritter einst nach Dietrich ausgesandt; die Einkehr Dietrichs auf Jochgrimm schließt diesen Handlungsstrang kreisförmig ab, bevor der Held zuletzt nach Bern zurückkehrt.

Die Forschungsliteratur hat sich, was Stellung und Funktion der drei Königinnen von Jochgrimm im *Eckenlied* anbelangt, vor allem gefragt, ob sich in der Geschichte von Eckes Aussendung und seinem damit zusammenhängenden Tod so etwas wie eine Kritik am höfischen Minnedienst äußert. Hier sind die Antworten zuletzt vor allem negativ ausgefallen.¹²⁹ Doch mag die Aktualisierung der im Verhältnis zwischen Königinnen und Jungritter angelegten Sinnstiftungspotenziale in Abhängigkeit davon, auf welche Verständnishorizonte der Text historisch traf, sicherlich auch als Kritik am Frauendienst als Interaktionsform realisiert worden sein. Eine

¹²⁶ Heinzle: Einführung, S. 115.

¹²⁷ Die Drucke sind in dieser Arbeit nach *e*₁ zitiert.

¹²⁸ Dass es sich bei diesen Wächtern um pneumatisch betriebene Automaten handelt, ist wiederum Anverwandlung des Mythischen im Verfügen über seine Regeln. Im Kontext dieses Kampfes tötet Dietrich dann endlich auch Fasold, der die Grenze zum Innenraum des konstitutiven Sujets natürlich nicht überschreiten darf.

¹²⁹ Vgl. die Übersicht in Meyer: Verfügbarkeit, S. 188f.

solche Vereindeutigung ist aber weder eine Zwangsläufigkeit, noch scheint man überhaupt gut damit beraten, historisch einen homogenen Verstehenshintergrund vorauszusetzen.

Schon die starke Fixierung der altgermanistischen Forschung auf die Minneproblematik überhaupt scheint mir, nur weil es um Frauen geht, als eine verkürzende Herangehensweise.¹³⁰ Immerhin sind die drei Damen Königinnen, d. h. sie sind Oberhäupter und Repräsentanten eines Herrschaftsverbandes. Und in dieser Funktion, weniger als Minneherrinnen, sind sie zuletzt in den überlieferten Schlüssen des *Eckenlieds* präsent. Darum soll es im Folgenden gehen.

Dietrich verlässt in beiden Textvarianten Fasolds Reich und er verlässt damit die Anderwelt seines Sujets. Mit der Rückkehr, nach dem Durchgang durch den symbolischen Tod *für* die Gemeinschaft sollte die Welt seines Innenraums, so kann man vom Sujet her erwarten, eine bessere sein. Die überlieferten Schlüsse erzählen nun je unterschiedlich von der Erhöhung des Ordnungsgrades nach der zweifachen Transgression.

Die Druckversion des *Eckenlieds* trifft dabei die (vielleicht) naheliegende Entscheidung: Sie schreibt alle Schuld am ursprünglichen Defizit des Herrschaftsverbandes von Jochgrimm *ex post* dem Jungritter zu. Als Dietrich hier auf Jochgrimm eintrifft, wird er nämlich durchaus freundlich empfangen. Niemand trauert um Ecke, höflich begrüßt man den Berner, alle sind bemüht. In dieser Variante des Textes stellt sich heraus, dass die Aussendung des Jungritters eine List der Königinnen war. Ecke und Fasold, so erfährt Dietrich, bedrängten die Königinnen und bedrohten ihre Herrschaft. Hätte Dietrich die Brüder nicht zur Strecke gebracht, so hätten die Königinnen diese als ihre Gatten annehmen müssen. Dietrich, so wird die Aussendung Eckes hier aufgelöst, ist der Befreier der Damen, und so empfängt er zuletzt die Herrschaft aus den Händen der Königinnen:

des danckten im die küngein
unnd rackten im die hende
unnd schwüren im do an der stat. (e₁ 262₉₋₁₁)

So also wird in der Druckversion des *Eckenlieds* die Ordnungsleistung nach der Rückkehr des Helden angezeigt: Jener Herrschaftsverband des Innenraums, der dort neben Bern existierte, war durch soziale Erosion bedroht gewesen – das markieren die Missverständnisse zwischen Seburg und Ecke – und diese Gefahr ist nach der Rückkehr Dietrichs aus der Anderwelt beseitigt.

¹³⁰ So vor allem auch Bleumer: Narrative Historizität, S. 142.

Im Übrigen müssen die einzelnen Formen der Markierung von Defizienz und Ordnung nicht notwendig im Sinne narrativer Motiviertheit miteinander vermittelt sein. Sie können vielmehr relativ unverbunden und aggregativ nebeneinander stehen.¹³¹ Der Text zeigt mit ihnen etwas an und hier mag dann die Pluralität solchen Hinweisens auf die Möglichkeit des Verstehens unter verschiedenen Rezeptionsbedingungen hinzielen. Und wenn nach dem Durchgang des Helden durch das Chaos der Mangel des Innenraums behoben ist, dann müssen die Markierungen dieser neuen Ordnung wiederum nicht im Verhältnis kausaler oder psychologischer Motiviertheit zu denen der Unordnung stehen.¹³² Das Sujet besitzt hier das textkonstitutive Primat gegenüber der Ebene narrativer Motivierung.

Aus einem solchen Blickwinkel erscheint die Ordnungsstiftung in der Version des *Eckenlieds*, die das Dresdner Heldenbuch überliefert, nicht als etwas gänzlich anderes. Hier wird als Effekt des Durchgangs durch den symbolischen Tod nicht die Herstellung von legitimer Herrschaft auf Jochgrimm erzählt, nicht also die Reintegration in den Kreis der Guten, für den Dietrich exemplarisch steht, sondern der Ausschluss des Bösen. Die Version des Dresdner Heldenbuchs lässt Dietrich nach Jochgrimm gelangen und sie verbindet damit eine finale Verurteilung der Königinnen, die Ecke in den Tod gesandt haben. In dieser Version wartet Seburg nicht auf Dietrich als den Erlöser, im Gegenteil: *wie klein sie sein begerte!* (E₇ 299₆). Dietrich, der den Kopf des getöteten Eckes auf seinem Weg durch Fasolds Reich mitgeführt hatte, wirft das *micel haubet* (E₇ 298₁₂) jetzt auf Jochgrimm mit einer effektvollen und vor allem statusmindernden Geste den Damen vor die Füße. Der Kopf zerplatzt und beschmutzt ganz sichtbar die Pracht des Hofes:

¹³¹ So gibt es unterschiedliche Markierungen des defizitären Zustandes Jochgrimms, bezeichnend ist etwa auch der dort herrschende ‚Dietrich-Mangel‘. Das Sehnen Seburgs als Königin verweist bereits auf die Erlösungsbedürftigkeit ihres Herrschaftsverbandes.

¹³² Jenes Gespräch zwischen Ecke und Seburg, das dem Aufbruch Eckes vorangegangen war, hatte ein Defizit im Innenraum markiert, doch war auch hier nie wirklich klar geworden, wem nun die Schuld am Defizit zuzuschreiben ist. Die Interpretationen des *Eckenlieds* neigen hier ganz klar zu Vereindeutigungen, die die einzelnen Versionen so nicht hergeben. Noch die Druckversion beispielsweise, die am Ende die Jochgrimmer Königinnen entlastet, kennen deren Auftrag, Dietrich tot oder lebendig nach Jochgrimm zu schaffen (vgl. e₁ 19₁₁₋₁₃) und das ist hier keineswegs als Teil eines Plans markiert. Man wird hier nicht so weit gehen, in einer solchen Verschärfung – E₂ kennt die *dead-or-alive*-Option nicht – eine bewusste Verstellung der Königinnen sehen zu wollen. In den Drucken nehmen die drei Königinnen den Tod Dietrichs zu Anfang billigend in Kauf und werden am Ende trotzdem rehabilitiert. Das ist keine Inkonsequenz des Textes, die eine Interpretation glätten oder übergehen sollte, es ist vielmehr Zeichen für die nur je lokale Geltung von Regeln narrativer Kohärenz, bei gleichzeitiger Wirksamkeit der Eigengesetzlichkeit des Sujets diesen gegenüber.

vil manger pfeiller wisse
dovon gar ser entpferbet wart
von hiren und von plute. (E₇ 301₆₋₈)

Wären die drei Königinnen Männer, so Dietrich, müsste jede einzelne gegen ihn antreten (vgl. E₇ 301₁₁₋₁₃), doch sind Frauen eben nicht satisfaktionsfähig: „*uner die wont euch alzait mit!*“ (E₇ 300₁₃), *on urlaub* (E₇ 302₁) verlässt Dietrich die Königinnen und kehrt nach Bern zurück.

Anders also als die Druckversion schreibt die Version des Dresdner Heldenbuchs das Defizit im Herrschaftsverband von Jochgrimm nicht Ecke, sondern den Königinnen zu. Dafür, dass sie Ecke auf Dietrich angesetzt haben, werden sie verurteilt, hier wird der Jungritter tatsächlich zum Opfer blutrünstiger Frauen. Diese haben ihren Status, so das Urteil Dietrichs, eingebüßt:

„[...]
darumb der fürsten hulde
sult ir gar pillich hie entpern
und trawren zwar on end.“ (E₇ 300₆₋₈)

Die Königinnen von Jochgrimm gehören am Ende des *Eckenlieds* des Dresdner Heldenbuchs nicht länger ‚dazu‘. In ihrem Ausschluss aus dem Raum der Guten und Gerechten, der hier wie immer in aventiurehafter Dietrichepik als der Raum der Ehre und der Fürsten gedacht ist, wird Dietrichs Innenraum vom Makel befreit. Jochgrimm ist nicht länger Bestandteil des normensetzenden Bereichs. Die Geste Dietrichs und der in Aussicht gestellte Verlust der Wertschätzung aller anderen Fürsten markieren diese Isolierung: Sie markieren sie einerseits gleichsinnig und andererseits ohne dass ein solches Finale sich zwangsläufig oder auch nur zwanglos aus jenen Expositionen ergäbe, die unter der Voraussetzung eines textkonstitutiven Primats narrativer Motivierung das Gespräch zwischen Ecke und Seburg böte.

Man hat sich nun natürlich immer wieder gefragt, welches der beiden Enden eigentlich das ursprüngliche oder zumindest das dem Handlungsverlauf gegenüber adäquate sei. Vor allem auch, dass die älteste, scheinbar stimmigste und von der Literaturwissenschaft deshalb traditionell bevorzugte Version E₂ kein Ende der Geschichte überliefert, stellt ein altherwürdiges Ärgernis dar, das eine solche Diskussion immer wieder neu befeuern konnte.

Ich will hier nun nicht behaupten, dass es für die Hierarchisierung der beiden Schlüsse keine Kriterien aus dem Bereich narrativer Kohärenz gäbe. Sicherlich lässt sich ein entsprechender Maßstab festlegen, eine solche Festlegung begründen, und dann mag man Entscheidungen treffen. Vielleicht kann man dadurch sogar Datierungen oder eine Abfolge der

Entstehungszeitpunkte plausibilisieren, auch wenn jene häufig unreflektierte Präsupposition, nach der narrative Kohärenz und Stringenz ein Merkmal des genetisch älteren Textes sei, weil sich darin eine gewisse Nähe zum Dichter äußere, zumindest im Bereich aventiurehafter Dietrichepik jeglicher Grundlage entbehrt.

Worauf ich demgegenüber aufmerksam machen möchte, ist die strukturelle Äquivalenz der beiden Schlüsse. Es mag einen Unterschied machen, ob der Text bei identischer Ausgangssituation die ‚Schuld‘ an Eckes Tod den drei Königinnen oder dem Jungritter in die Schuhe schiebt. Doch steht ja die mit dem kausallogisch fundierten Begriff der Schuld angespielte textuelle Ebene in ihrer Bedeutung für die Textkonstitution gerade infrage. Im Sujet jedenfalls gibt es ‚Schuld‘ und ‚Strafe‘ nur als strukturelle Determinanten, nicht als etwas, das man einer Figur ‚persönlich‘ zurechnen dürfte. Wenn die Norm restituiert ist, und sie wird es ganz natürlich im Durchgang durch die Anderwelt des Chaos, wen interessiert dann noch, wer schuldig an der ursprünglichen Misere war? Sowohl der Ausschluss Jochgrimms aus dem normensetzenden Innenraum, als auch die Restitution von Ordnung im Herrschaftsverband der Königinnen und seine Reintegration in den Innenraum erhöhen den Ordnungsgrad der epischen Welt. Ob das eine unter handlungelogischen Gesichtspunkten irgendwie plausibler als das andere ist, spielt eine untergeordnete Rolle, so die entsprechenden Markierungen der Zustandsänderung nur deutlich genug sind.¹³³

Solche Zusammenhänge haben dann wiederum Auswirkungen darauf, wie die Relevanz von Alter und möglichen textgenetischen Bezogenheiten einzelner Fassungen und Versionen bewertet werden muss. Wenn aus der Sicht des Sujets zwei schriftsprachliche Varianten eines Textes dasselbe

¹³³ Überhaupt markieren unsere Texte den Wert der Kollektivkörper primär durch ihre Verortung relativ zur konstitutiven Sujetgrenze. Dabei fällt die entsprechende axiologische Differenz nie mit der Unterscheidung von beschädigtem und intaktem Sozialgefüge zusammen. Denn es sind immer alle Herrschaftsverbände betroffen. Das lässt sich besonders deutlich am *Rosengarten A* zeigen: Man mag glauben, qualitative Unterschiede in Bezug auf die Mängel der einzelnen sozialen Gemeinschaften verzeichnen zu können. Man mag sagen wollen, dass die Statusminderung Berns durch den Brief Kriemhilds weniger gravierend sei als die, die Worms in der Korruption von Gibeches Herrschaft durch die königliche Jungfrau erfährt. Man mag sagen, dass die Defizite des Klosters ungleich bedeutsamer seien als jener Mangel, den die räumliche Entfernung Dietleibs aus dem Innenraum markiert. Doch ist gerade hier Vorsicht geboten: Wie gegebenenfalls Hierarchisierungen der Status der einzelnen sozialen Verbände durch die historischen Kommunikationsgemeinschaften vorgenommen werden konnten, hängt eben nicht nur vom Text, sondern auch von den geltenden Normenhorizonten ab, auf die er trifft. Unsere Texte insgesamt verhalten sich hier weitgehend indifferent. Sie bieten, so kann man sagen, ein Set sozialer Defekte an; eine vielleicht notwendige Hierarchisierung unter dem Gesichtspunkt der Relevanz aber überlassen sie der Rezeption.

sagen, aus welchem Grunde sollte man sie dann noch hierarchisieren? Selbst wenn das möglich wäre: Welchen Sinn will man damit verbinden? Die Identität eines Textes wie dem *Eckenlied* scheint man besser vom Schema her zu denken, als von den einzelnen Geschichten aus. Diese bieten im Vergleich zur komplexen Struktur lediglich simplifizierende Semantisierungen.

Doch bietet das *Eckenlied* jenseits der Schuldfrage den passenden Anlass, einen Blick auf den Ort der Frauen in unseren Texten generell zu werfen. Wenn die Gesamtheit der Versionen des *Eckenlieds* auch keine eindeutige Antwort auf die Frage nach dem Schuldigen für das Defizit von Jochgrimm gibt, so vermitteln doch alle Geschichten des Überlieferungskomplexes, dass Frauen im Kontext von Herrschaft ein Problem für das Gemeinwesens darstellen. Einerseits ist weibliche Herrschaft anfällig gegenüber Anfeindungen von außen und bedarf der Hilfe durch den Helden: Am Ende der Druckversion empfängt Dietrich die Herrschaft, womit der Schutz der Frauen wie ihres Landes auf Dauer gestellt sind. Vor allem das Jersapunt der *Heidelberger Virginal*, das Reich der Zwergenkönigin, stellt sich als ein vergleichbarer Fall dar. Dort wie auf Jochgrimm gibt es weibliche Alleinherrscher, und das heißt Frauen, die nicht unter dem Schutz eines Mannes stehend den Personenverband repräsentieren. In beiden Fällen wecken diese unbemannten Frauen Begehrlichkeiten, die als Ursachen für die Bedrohung der Herrschaftsbereiche inszeniert werden. In beiden Fällen auch sind, und das ist ja an sich nicht mit Notwendigkeit so, zuerst die axiologisch negativen Männer da, der Heide Orkise in der *Heidelberger Virginal*, Ecke und Fasold in der Druckversion des *Eckenlieds*. Weibliche Herrscher, Königinnen ohne Könige, sind der Gewalt des (männlichen) Bösen schutzlos ausgeliefert, sie bedürfen des Schutzes durch die (männlichen) Guten.¹³⁴ Andererseits, und so erzählt es das *Eckenlied* des Dresdner Heldenbuchs, kann Frauenherrschaft selbst als Bedrohung des Status des normensetzenden Innenraums inszeniert sein: Manchmal sind die Herrscherinnen selbst schon das Übel und ziehen es nicht lediglich an. Dafür stehen nicht nur die Königinnen zu Jochgrimm: Auch das Worms des *Rosengarten A* war Kriemhilds wegen ein Schandfleck auf der ansonsten weißen Weste einer epischen Welt, die sich aus einzelnen adligen Herrschaften zusammensetzte.

Frauen sind, so kann man das hier einmal zusammenfassen, gefährlich oder gefährdet. Sie besetzen eine systematische Position in den Texten aventiurehafter Dietrichepik. Ihnen eignet, insofern sie nicht an Männer gebunden sind, ein sozial destruktives Potenzial, das allerdings dann die

¹³⁴ Vor einem solchen Hintergrund erzählt bspw. Hartmann die Geschichte von der Wiederverheiratung Laudines.

sozial konstruktive Gewalttat ermöglicht. Darin mag sich zugleich ein bestimmtes kulturelles Wissen niederschlagen, dessen misogynie Anteile auch das *Eckenlied* tradiert. Nur in diesem sehr eingeschränkten Sinne ließe sich letztlich von einer Schuldzuweisung des Textes an die drei Königinnen von Jochgrimm sprechen.

5.3 *Sigenot* – Die Vermittlungsfähigkeit des Narrativen

Den mit Abstand schlechtesten Ruf im Reigen der Texte aventiurehafter Dietrichepik genießt in der Altgermanistik ganz sicher der *Sigenot*. Das zeigt sich nicht nur am Fehlen von Interpretationen des Textes;¹³⁵ gelegentlich trifft man in Zusammenhängen der Begründung eines solchen Sachverhaltes noch heute auf ästhetische Werturteile der folgenden Art:

Es scheint, daß dem publizistischen Erfolg gerade die künstlerische Belanglosigkeit des aus sprachlichen und motivischen Versatzstücken roh zusammengezimmerter Werks günstig war, das wenig geeignet ist, die Interpretationskunst der Philologen zu reizen.¹³⁶

Der *Sigenot*, das kommt in diesem Statement zugleich zum Ausdruck, ist aber auch ein Überlieferungsschlager, ein echter Renner beim zeitgenössischen Publikum. Für die Gemeinschaft der professionellen Leser hingegen gilt: Gäbe es da nicht die Wandmalereien auf Burg Wildenstein und die Illustrationen der Überlieferung,¹³⁷ die mediävistische Germanistik wüsste mit diesem Text nichts anzufangen.

¹³⁵ Heinzle: Einführung, verzeichnet lediglich „Ansätze zur Interpretation“ (ebd. S. 134). Verwiesen ist auf eine Passage in Heinzles eigenem Buch von 1978, S. 240f. und auf Manfred Zips: Dietrichs Aventiure-Fahrten als Grenzbereich spätheroischer mittelhochdeutscher Heldenarstellung, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 135-171, hier S. 142-145. Das macht summa summarum ziemlich genau viereinhalb Seiten eines ‚Verstehens zweiten Grades‘ als dem Verstehen eines bereits Verstandenen, vgl. Klaus Weimar: Was ist Interpretation, in: Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 49, 2 / 2002, S. 104-115, ebd. S. 110.

¹³⁶ Heinzle: Einführung, S. 134.

¹³⁷ Michael Curschmann / Burghart Wachinger: Der Berner und der Riese Sigenot auf Wildenstein, in: PBB 116, 1994, S. 360-389; Michael Curschmann: Vom Wandel im bildlichen Umgang mit literarischen Gegenständen. Rodeneck, Wildenstein und das Flaarsche Haus in Stein am Rhein, Freiburg in der Schweiz, 1997; Henrike Lähnemann / Timo Kröner: Die Überlieferung des *Sigenot*: Bildkonzeption im Vergleich von Handschrift, Wandmalerei und Frühdrucken, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 175-188. Zum Projekt der Erstellung einer Bildkonkordanz zur gesamten *Sigenot*-Überlieferung unter besonderer Berücksichtigung der unterschiedlichen Text-Bild-Relationen vgl.:

<http://www.uni-tuebingen.de/mediaevistik/allgemein/sigenot/sigenotframe.html>.

Die Geschichte vom Kampf zwischen Dietrich und dem titelgebenden Riesen ist in zwei Versionen überliefert, wobei der sogenannte *Ältere Sigenot* in dieser Arbeit bereits in den Blick geriet, als es um Fragen nach den Grenzen des Textes in der Donaueschinger Handschrift ging: Diesen Titel trägt jenes Abenteuer Dietrichs, das dort zusammen mit dem *Eckenlied E₂* erzählt wird. Alle anderen Überlieferungsträger, immerhin sind sieben Handschriften und 21 (!) Druckauflagen nachweisbar,¹³⁸ präsentieren die andere Version, den sog. *Jüngeren Sigenot*, der bis in die zweite Hälfte des 17. (!) Jahrhunderts¹³⁹ sein Publikum findet. Diesem überwältigenden und langanhaltenden Erfolg steht, wie gesagt, und selbst wenn man in Anschlag bringt, dass aventiurehafte Dietrichepik von der Interpretation überhaupt vernachlässigt ist,¹⁴⁰ ein weitreichendes Desinteresse der Forschung am *Sigenot* gegenüber. Halten *Eckenlied*, *Rosengarten*, *Virginal* und *Laurin* zumindest bedingt Antworten auf Fragen der literaturwissenschaftlichen Rezeption bereit, so bleibt der *Sigenot* ihr gänzlich stumm.

Wenn dem so ist und wenn Erklärungen für fehlende Interpretationsarbeit die Ursache regelmäßig nur beim Text suchen, dann kann es sinnvoll sein, auch einmal die Rolle der Gemeinschaft der professionellen Leser zu beleuchten. Der Text provoziert keine kommunikativen Akte – daran muss er nicht selbst Schuld sein. Man kann sich ja auch fragen, welchen Horizont Literaturwissenschaftler an unseren Text herantragen, vor dem dieser eben nicht funktioniert.

Fragen der modernen professionellen Leser zielen im Kontext aventiurehafter Dietrichepik vor allem auf das kritische Potenzial der Texte ab. Ihnen eigne, so eine verbreitete Erwartungshaltung, „die Möglichkeit zur Kritik der höfischen Ideologie“¹⁴¹. Bis in jüngste Zeit hat man die Bedeutsamkeit der Texte für die historische Rezeption fast ausnahmslos in der Fähigkeit zu solcher Kritik gesehen, in ihrer Fähigkeit, gesellschaftliche

¹³⁸ Vgl. Heinzle: Einführung, S. 127-131.

¹³⁹ Ebd.

¹⁴⁰ So finden sich in einer für die Wahrnehmung von vielen Studierenden immer noch maßgeblichen Sammlung von Interpretationen aus dem Hause Reclam – gemeint ist Horst Brunner (Hrsg.): *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*, (RUB 8914) Stuttgart 1993, 2. bibliographisch ergänzte Auflage 2004 – zwar Texte zu *Rolandlied*, *Nibelungenlied* und *Kudrun*, doch nichts zur Dietrichepik oder zum Ortnit-Wolfdietrich-Komplex. Auch wenn der Herausgeber in seiner Einleitung die Zusammenstellung der Interpretation u. a. mit einer Beschränkung auf großepische Werke begründet, so liegt hier, zumindest was den Bereich der mittelhochdeutschen Heldenepik betrifft, und wenn man diesen Begriff ernst nehmen will, eine weitreichende Verzerrung vor.

¹⁴¹ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 236, vgl. auch S. 266f. Dabei ist sich Heinzle bewusst, „die literarhistorische Bedeutung der Texte [...] keineswegs hinreichend bestimmt, sondern nur von einem – wie ich allerdings meine: wesentlichen – Punkt aus anskizziert“ (ebd. S. 267) zu haben.

Misstände zu entlarven. Hat man den Blick jedoch erst einmal dafür geschult, was im Kontext unserer Texte überhaupt an Gratifikationsleistungen erwartbar ist, und die Fähigkeit zur Bestätigung von Werten und Normen ist ganz sicher eine alternative Gratifikationsleistung zu – im weitesten Sinne – Gesellschaftskritik, verändert sich der Fokus auf einen Text wie den *Sigenot*. Zumindest wird man nicht voraussetzen, dass er seine Bedeutsamkeit als Dementi kulturtragender Werte und Normen erlangt.

5.3.1 *Er reit allein von Berne*

Der *Sigenot* erzählt die Geschichte von Dietrich, der allein auszieht, um gegen den Riesen anzutreten.¹⁴² Dieser Riese, so erinnert es Hildebrand zu Beginn zumindest der jüngeren der beiden Versionen, liegt im Wald auf der Lauer. Gemeinsam hatten Dietrich und Hildebrand dereinst das Riesenpaar Hild und Grin getötet, deren Tod wolle ihr Verwandter nun rächen. Dietrich bricht von Bern auf, befreit unterwegs einen Zwerg aus der Gewalt eines wilden Mannes, findet den Riesen schlafend im Wald. Er weckt ihn, um zu kämpfen, unterliegt in diesem Kampf und wird in den Kerker des Riesen geworfen. Soweit in Kürze der erste der beiden Handlungsteile und dessen ungewöhnliches Ende: Dietrich von Bern, der Unbesiegbare, der stärkste Recke von allen, kämpft gegen einen Riesen und unterliegt im Zweikampf – warum?

Sehen wir uns dazu die Exposition der Handlung etwas genauer an. Der Held hatte Bern verlassen, um in der Wildnis zu kämpfen. Der konventionelle Ritt in den Wald ist dabei im *Jüngeren Sigenot* schon zu Beginn des Textes und überraschenderweise mehrfach abgewertet. Anders als bspw. in der *Heidelberger Virginal*, wo Hildebrand Dietrich zum Kampf nötigt, versucht der Normengarant aventiurehafter Dietrichepik den Berner im *Jüngeren Sigenot* vom Gewalthandeln abzuhalten. Im *Jüngeren Sigenot* fürchtet Dietrich um sein Ansehen, hier will der Berner deshalb ganz unbedingt kämpfen:

Dô sprach der fürste lobesan
 „Man hât mich dick geprisen:
 Solt mîn lop nuon undergân?
 Hett ich tûset lîbe,
 Siu müesten dar an stân.“ (JS 10₉₋₁₃)

¹⁴² Ich konzentriere mich im Folgenden auf die Geschichte, die der *Jüngere Sigenot* erzählt und diskutiere nur ausnahmsweise die Unterschiede zur älteren Version. Zitiert ist der Text nach der Ausgabe: Der Jüngere Sigenot, nach sämtlichen Handschriften und Drucken hrsg. v. Clemens Schoener, Heidelberg 1928.

Dieser unbedingte Drang zum Kampf wird im *Jüngerem Sigenot* nicht honoriert.¹⁴³ Hier ist, was Hildebrand in *Rosengarten, Laurin* und *Virginal* fordert, nämlich der Kampf, ein Verstoß gegen die Norm. Dietrichs Kampf gegen den Riesen wird gar erst durch einen Meineid des Helden überhaupt möglich: Hildebrand hatte vom Riesen im Tann nur unter der Bedingung erzählt, dass Dietrich die Geschichte nicht zum Anlass für eine Ausfahrt nehme. Und genau das verspricht er Hildebrand (vgl. JS 61-71).

Auch die anderen Bewohner Berns, hier vor allem die Damen, versuchen Dietrich von diesem Abenteuer abzuhalten. Wie die konventionelle Rolle Hildebrands erscheint hier ebenfalls die der Frauen invertiert. Anders aber als der Alte, der primär auf die Stärke des Riesen abhebt und der wegen der Dietrich drohenden Gefahr für Leib und Leben diesen vom Kampf abbringen will (vgl. JS 84-13, 101-8), argumentieren die Damen vor allem mit dem Fehlen der Möglichkeit zu Statusrepräsentation und Ehrakkumulation im Gewalthandeln. Der Kampf gegen den Riesen kann aus ihrem Blickwinkel nicht als legitimes, höfisches Gewalthandeln gelten:

Dô sprach vil manic schœne z wîp
 „Welnt ir iuwer werden lîp
 An eim risen sô verkoufen?
 Daz dunket uns nit wol getân.“
 Die schœnen frouwen lobesan
 Begunden zuo im loufen:
 „Und welnt ir wegen iuwer *jeit*
 Gegen eim walthunde,
 Des degenheit ouch nie verzeit?
 Daz sagen wir iu ze stunde:
 Und wâr er och ein edelman,
 Wir liezen iuch dest gerner
 Zuo im in den tan.“ (JS 141-13)

¹⁴³ Konventionell ist Dietrich in den mittelhochdeutschen Texten von keinem Mangel angekränkt. Deshalb entsteht immer wieder der Eindruck von Feigheit: Begehren müssen unsere Texte normalerweise immer erst mühsam erzeugen. Sie müssen die vorausgesetzte Mangellosigkeit Dietrichs von Fall zu Fall außer Kraft setzen, damit sich Handlung entfalten kann, weil es dann etwas für unseren Helden zu begehren gibt. Eine solche von menschlichem Begehren weitgehend suspendierte Figur erzeugt, will man der Logik eines René Girards: Das Heilige und die Gewalt, folgen, unmäßiges Begehren bei den sie umgebenden profanen Figuren. Dietrichs Nichtbegehren weist ihn als jene Instanz aus, die offenbar im Besitz aller Werte ist: Warum sonst, so die Frage eines mimetischen Begehrens, will der Berner nicht kämpfen, um etwas zu gewinnen? Weil er – so die Antwort, die es sich selbst gibt – eben alles hat! Das Begehren Dietrichs richtet sich für Außenstehende und innerhalb einer solchen Logik auf sich selbst. Der Berner erzeugt über den mimetischen Mechanismus ein unbändiges Verlangen nach sich bei anderen Figuren der epischen Welt. Dietrichs nur auf sich selbst gerichtetes Wollen wird von diesen wiederholt und potenziert sich. Und dieses Begehren erzeugt in den meisten unserer Texte dann nahezu mechanisch Gewalt.

Nach Meinung der Frauen Berns wird man also im Kampf gegen Sigenot genau das nicht erringen, weshalb Dietrich ausreitet, eben *prîs* (JS 12₆).¹⁴⁴ Freilich bedeutet die Unmöglichkeit zu höfischer Interaktion in aventiurehafter Dietrichepik nie allein schon, dass ein Kampf illegitim wäre. Was die Einwände der Gefolgschaft gegen Dietrichs Ausritt betrifft, so markieren sie zunächst das Defizit des Berner Herrschaftsverbandes, seinen herabgesetzten Ordnungsgrad. Dietrich handelt gegen den Rat Hildebrands und der Frauen und bricht einen geleisteten Eid. Das Besondere ist, dass offenbar all das im *Jüngerem Sigenot* verboten ist, was sonst in den Texten von Dietrich gefordert wird.

Für das Sujet des *Jüngerem Sigenot* bedeutet das zunächst ganz unabhängig davon, dass Dietrich der Herrscher von Bern ist, dass er ‚daheim nicht zuhause‘ ist. In Bern gelten nicht die Normen, deren Repräsentant Dietrich ist; vielmehr steht er zu diesen in einem konfliktuösen Verhältnis und strebt von ihrem Ort fort. Das aber ist ein Arrangement, das weitgehend dem entspricht, was ich als Handlungsregeln des konventionellen Sujets weiter oben herausgearbeitet habe: Der Heroe stellt sich in der Abwendung von seinem Kollektiv gegen dieses und exponiert seine Normen.

¹⁴⁴ Dass es unterschiedliche Formen legitimen Gewalthandelns gibt und dass Frauen Verständnis nur für einen Modus haben, wird ausführlich u. a. in der *Heidelberger Virginal* diskutiert. Der Kampf gegen die Ungeheuer ist dort ganz und gar Männersache, folgt eigenen Regeln und liegt außerhalb der Kompetenzen höfischer Damen. Das formuliert etwa Helferich von Lune einmal im Kontext der Beratung zur Befreiung Dietrichs aus der Hand der Riesen: „*ir vrouwen, ir sint wunderlich: | ir wellent niht gelouben, | strîten ist ein hertez spil*“ (V_H 466_{2.4}). Die Gewalt im Wald unterliegt anderen Bedingungen als die des Turniers im Kontext von Hof und Fest, dem also, was man als höfische Dame in den epischen Welten der Texte im Normalfall zu sehen bekommt. Taten im Tann ermöglichen nicht die Repräsentation von Status im Sinne höfischer Interaktion, weil der Agon für die Hofgesellschaft opak bleibt. Das wirft Kriemhild Dietrich u. a. in ihrem Brief im *Rosengarten D* vor: *Dô sprach der schrîbære: „herre, her Dietrich, | und lâzet ir die rôsen, ez stât iu lesterlich, | und türret ouch niht strîten, daz ez ieman vrumez siht, | wan mit den wûrmen in dem walde, diu schoene Kriemhilt gibt“* (R_D 66_{1.4}). Im *Rosengarten A* äußert Hildebrand diesen Vorwurf gegenüber Dietrich, als der Berner nicht gegen den unverwundbaren Siegfried antreten will: „*Jâ, sprach meister Hildebrant, „man sol iuch ein vorteil geben. | ir getorstet gein wilden wûrmen wol wâgen iuwer leben: | dort in eime walde dâ wâret ir manheit vol: | ir veltet niht vor vrouwen, dâ man prîs bejagen sol“* (R_A 341_{1.4}, vgl. auch R_A 345_{2.4}). Nicht immer also ist eine Reserve gegen den Kampf vor Frauen angebracht. Der Kampf im Wald, im topologischen Außenraum also, eine solche Tendenz lässt sich für das Korpus der Texte aventiurehafter Dietrichepik als Ganzes feststellen, stellt aber doch den Bereich des in seinen faktischen Konsequenzen für die epische Welt relevanten Gewalthandelns dar. Der Kampf im Außen stiftet Ordnung. Im Innenraum kommt es auf die Repräsentation von adligen Status an, und unter solche Repräsentationsleistungen fällt eben auch der Kampf in der Orientierung an den höfischen Interaktionsregeln. Im Innenraum darf die Repräsentation adliger Gewaltfähigkeit nur im Modus der ‚gekochten‘, nicht der ‚rohen‘ Gewalt erfolgen.

Zugleich nimmt Dietrich damit im *Jüngeren Sigenot* strukturell wie handlungslogisch jene Position ein, die Ecke im *Eckenlied E₂* innehat. Auch der Jungritter war von Jochgrimm aus aufgebrochen, ohne dass er auf seinem Weg intakten Status des dortigen Herrschaftsverbandes repräsentieren konnte. Und wie im *Eckenlied E₂*, so überlagern sich in unserem Text verschiedene topologische Ordnungen: Wo Ecke das Meerwunder besiegt bevor er im Innenraum Dietrichs diesem unterliegt, so rettet Dietrich einen Zwerg aus der Gewalt eines Wilden Mannes, um dann von Sigenot besiegt zu werden. Wie im *Eckenlied E₂* wird im *Jüngeren Sigenot* der kampfauslösende Zusammenhang in der Vertikalen markiert: Dort musste Dietrich absteigen, hier verlässt der Berner ohne Not das Pferd (vgl. JS 60₆₋₁₀) und er tut dann, was das Sprichwort gerade verbietet: Er weckt einen schlafenden Hund, begibt sich grundlos in Gefahr. Zuletzt: Im Anschluss an die Niederlage wird Dietrich von seinem Gegner in einen tiefen Kerker geworfen, er wird in das Reich des Riesen getragen, wie im *Eckenlied E₂* Eckes Kopf.¹⁴⁵ Damit ist die vertikale Skala im Vergleich zu der des *Eckenlieds E₂* nach unten verlängert: Erst ganz zum Schluss des Textes wird Dietrich im *Jüngeren Sigenot* wieder an die Oberfläche befördert, und dann zeigt das eine Statusrestitution an.¹⁴⁶

Die konstitutive Transgression im *Jüngeren Sigenot* gestaltet sich damit zunächst ähnlich der, die die *Heidelberger Virginal* erzählt, und anders als die in jenen Texten des Korpus, die sie als Handeln des Kollektivs inszenieren. Im *Eckenlied E₂* wiederum überquert Dietrich die Grenze von Fasolds Reich nicht allein, doch ist Gemeinschaft hier in Analogie zu jenem Hinübertragen inszeniert, das die ersten beiden Texte erzählen: Dietrich trägt Ecke zwar nicht, er ist ja kein Fußgänger wie die Riesen,

¹⁴⁵ Ich möchte festhalten, dass solche strukturellen Äquivalenzen nicht den Schluss nahelegen sollen, es lägen hier Abhängigkeiten im Bereich der Textgenese von *Eckenlied* und *Sigenot* vor. Andererseits: Wenn es, was ja nicht ausgeschlossen werden kann, einmal möglich sein sollte, genetische Abhängigkeiten zwischen den beiden Texten nachzuweisen, dann besäße eine solche Erkenntnis doch nicht automatisch Relevanz für eine rezeptionsästhetische Konzeption nach dem Zuschnitt dieser Arbeit.

¹⁴⁶ Wobei die Schwierigkeiten bei der Überwindung der vertikalen Distanz im Kontext der Rückkehr an die Erdoberfläche hier wohl humoristisch eingefärbt sind: Ein aus den Kleidern Hildebrands geknüpftes Seil, an dem der Alte Dietrich aus dem Kerker herausziehen will, reißt zunächst, und der anschließende Fall kostet Dietrich beinahe das Leben (vgl. JS 190₁₋₁₉₂₃). Dieser Sturz ist eine Züchtigung des Ranghöchsten, die man zwar nicht dem Rangniedereren direkt zuschreiben kann, doch bleibt sie eben mit diesem verbunden, steht im Übrigen auch in unmittelbarer textueller Nähe zu Hildebrands Vorwürfen seinem Herrn gegenüber. Will man hier einen Zusammenhang sehen, dann ist jene Problematik der Durchsetzung von Ordnung durch einen Rangniedereren gegenüber einem Ranghöheren wiederum auf ein Drittes verschoben. Man mag diese Instanz des Dritten dann als Walten göttlicher Providenz oder als Materialermüdung konzipieren, entscheidend bleibt dabei Beteiligung und Ort des Alten.

doch versetzt er den seiner Vitalität beraubten Gegner in die Anderwelt des Textes. All diese Grenzüberschreitungen weichen auf die eine oder andere Art und Weise signifikant von jenem Modell des Sozialen ab, das ich für das Sujet des Heroen ganz zuerst entwickelt habe: Entweder überschreitet ein ganzes Kollektiv die Sujetgrenze der epischen Welt oder die Transgression ist nicht als eine heroische Tat im engeren Sinne lesbar, weil der Held das Vermögen dazu nicht aus sich selbst schöpft. Manchmal, wie beim *Eckenlied E₂*, liegt eine Zwitterform vor: In der epischen Welt findet eine heroische Grenzüberschreitung statt, die in ihrer Zeichenhaftigkeit für die Rezeption indes unterschiedliche Merkmale kollektiver Grenzüberschreitung trägt.

Wie aber, wenn überhaupt, inszeniert der Text eine Begründung für die folgenreiche Negativsetzung von Dietrichs Ausritt durch die handelnden Figuren? Von den Besonderheiten des Sujets aventiurehafter Dietrichepik sowie den Normen des Erzählens im Korpus her ist das natürlich klar und damit durch eine ‚Instanz der epischen Gerechtigkeit‘ abgesichert. Doch was hält der *Jüngere Sigenot* an Motivierungen für diese doch recht ungewöhnliche Entscheidung der Geschichte bereit?

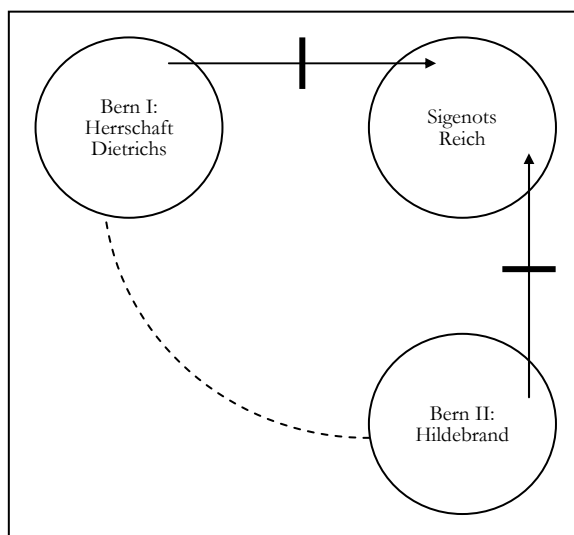
Hier bieten sich neuerlich keine Überraschungen. Oder vielleicht doch: Der Makel im Handeln Dietrichs, wie er sich im Vorwurf Hildebrands seinem Herren gegenüber äußert, wird nicht im eidbrecherischen Verhalten gesehen – davon ist nie wieder die Rede – und auch nicht darin, dass Dietrich überhaupt gegen Riesen kämpft und seine Ehre beschädigt würde. Was der Alte seinem Herrn vorwirft, ist einzig, dass er *allein* ausgeritten sei:

„[...]
 War hetest dû dîn sinne getân?
 Du rit alein von Berne
 Und hetest mangan biderman,
 Die mit dir riten gerne.
 [...]“ (JS 187₇₋₁₀)¹⁴⁷

Das aber macht explizit, was ansonsten in der Struktur des konstitutiven Sujets aventiurehafter Dietrichepik implizit bleibt: Keine Begründungen oder sekundäre Markierungen, die irgendwie auf die Geschichte selbst referierten, sondern die Konvention des textuellen Bauplans als verbindliche Norm der epischen Welt selbst bieten der *Ältere* wie der *Jüngere Sigenot*. Ein Verstoß dagegen motiviert hier die sozial konstruktive Gewalttat des zweiten Textteils. Und das steht dann in der Überlieferung, weil es

¹⁴⁷ So auch im *Älteren Sigenot*: „nu sage mir, helt gewære; | war bâst du dîne sinne getân | daz du einec rite von Berne? | nu bâst doch mangan vrumen man, | der mit dir rite gerne“ (ÄS 27₆₋₁₀).

sich auch in der Donaueschinger Handschrift findet, literarhistorisch am Anfang wie am Ende des Erzählens aventiurehafter Dietrichepik. Das wäre zu beachten, wollte man ein solches Erzählen selbstreflexiv nennen.



Topologisches Schema des *Sigenot*

Auch der Alte reitet in den Tiroler Tann, und im Gegensatz zu Dietrich kann er den Riesen töten.¹⁴⁸ Sein Sieg im Sujet ist dabei vor allem auch die Befreiung Dietrichs. Dass der Gefangener des Riesen wurde, hatte das Verhältnis der semantischen Räume in der epischen Welt verändert. Hildebrands Transgression, er folgt seinem Herren, nachdem eine vereinbarte Frist verstrichen ist, ist als Hilfe *für* den Herrn eine legitime Überschreitung der Grenze zur Anderwelt. In der Grenzüberschreitung beweist sich die Treue des Alten gegenüber dem Dienstherrn. Hildebrand versucht Gemeinschaft mit ihm erneut herzustellen.¹⁴⁹ Das ist jene Koordination

¹⁴⁸ Der Riesenkampf als Instrument gesellschaftlicher Hygiene ist sowieso unabdingbar. Hildebrand: „*Wir vebten durch der welte frumen, | Ich und her Dieteriche, | Daz wir der risen übermuot | Zerstören; want der vâlante | Der welt vil ze leide tuot*“ (JS 154_{9,13}).

¹⁴⁹ Die gestrichelte Linie in der Graphik soll verdeutlichen, dass die Wege der beiden Helden in der Geographie der epischen Welt ineinander fallen, sie allerdings unterschiedliche Semantiken im Sinne unterschiedlicher Sujets bezeichnen. Im Übrigen mag man bis zu diesem Moment bereits den Eindruck gewonnen haben, dass der Rekurs auf das Lotmansche Modell sujethaften Erzählens in dieser Arbeit bisweilen fragwürdig wird. Da gibt es bspw. Sujetgrenzen, die nicht in der Topographie der epischen Welt markiert sind und Konkurrenzen unterschiedlicher topologischer Ordnungen, die dann als Konkurrenzen unterschiedlicher Sujets erscheinen. In gewissen Zusammenhängen meiner Arbeit gebrauche ich den Begriff des Sujets also nicht mit der Strenge, wie sie bei Lotman vorgegeben ist: Im

der ‚Guten‘ des Innenraums, die man von den anderen Texten her schon kennt, und die hier im Bereich des Chaos nachgeholt werden muss.

Zugleich hat die Niederlage Dietrichs eine ganz handfeste Bedrohung Berns erzeugt, die mit dem Sieg Hildebrands über Sigenot ebenfalls aus der Welt geschafft ist. Denn der Riese verbindet mit der Domination Dietrichs wie selbstverständlich die Übernahme der Herrschaft in dessen Reich:

„[...]
 Von Berne ist mir wol gesagt:
 Dâ sitzent helden unverzagt,
 Die heizent die Wülfinen.
 Ameling, ein fürste hêr,
 Und Hildebrant der alte,
 Wolfhart, Sigstap, zwên degen mêr,
 Die twing ich mit gewalte.
 Siu müezen mir wesen undertân.
 Und dienen siu mir nit gerne,
 Ez muoz in als ergân.“ (JS 93₄₋₁₃)

Dietrich setzt im Kampf seine Herrschaft aufs Spiel, der Berner Bevölkerung droht im Falle der Niederlage die Knechtung durch den Riesen. Indem Dietrich in den Wald aufbricht, vernachlässigt er seine Schutzpflichten. Seine Gefolgschaft wiederum wird nun im Sinne von Selbstschutz aktiv: Dies nicht aber, indem sie sich etwa gegen äußere Angriffe wappnete. Vielmehr besteht die Problemlösung darin, das Oberhaupt des Verbandes zurückzuholen. Die Abwesenheit des Königs, der Garant des Heils der Gemeinschaft ist, in Anwesenheit zu verwandeln, ist jene Handlungsoption, die der Personenverband zieht, um soziale Destruktion zu verhindern.

Das siegreiche Gewalthandeln im topologischen Außen, die Domination Sigenots, fällt aber auch erneut mit der Stiftung von legitimer Herrschaft im Reich des Gegners zusammen. Das steht im *Sigenot* nicht so im Vordergrund wie etwa in *Virginal*, *Rosengarten* oder *Eckenlied*, es ist aber auch hier konstitutives Element des Sujets. Im Reich Sigenots

Sinne der ‚reinen Lehre‘ handelt es sich bei solchen begrifflichen Entgrenzungen sicherlich auch um Entschärfungen der Bedeutung des Sujets als *dem* Konstitutionsmoment narrativer Akte. Doch wären demgegenüber die Gewinne in der Adaption des Modells zu betonen: Insofern die topologische Ordnung des Sujets als eine unter mehreren Möglichkeiten zu textueller Differenzsetzung fokussiert wird, bietet sich die Möglichkeit, Übergängigkeiten zwischen und Transformationen von solchen unterschiedlichen Formen ins Auge zu fassen. Das ursprüngliche Modell erlaubt demgegenüber nur zwischen sujethaltigen und sujetlosen Texten zu differenzieren, während seine Adaption in meiner Arbeit eben die Möglichkeit bietet, zwischen mehr oder weniger stark durch das Sujet bestimmten Texten zu unterscheiden.

herrscht der Riese über Zwerge und die verhalten sich wie Untergebene, behandeln Sigenot wie einen Fürsten (vgl. JS 164₁₁, 166₁). Doch scheinen sie das aus Not zu tun. Nachdem Sigenot von Hildebrand erschlagen worden ist, tritt ein Zwerg auf, ein Herzog, der Hildebrand bei der Befreiung des Berners behilflich ist. Hildebrand stellt Dietrich den Zwerg mit den folgenden Worten vor:

„[...]
Ez heizt herzog Eckerîch:
Ez hât burc, lant und liute
Und ist ein fürste rîch.“ (JS 200₁₁₋₁₃)

Titel und Herrschaft können sich im Kontext der Geschichte eigentlich nur auf das Reich Sigenots beziehen. Eckerîch ist der rechtmäßige Herrscher, der Sieg über den Riesen ist auch die Beseitigung einer illegitimen Herrschaft.¹⁵⁰ Diesen Zusammenhang kann man sicher erschließen: Zwerge leben in Höhlen, diese werden von ihnen ausgebaut und wenn dort dann einmal Riesen hausen, dann, weil sie diese okkupiert haben.¹⁵¹ So hatte Dietrich vor seinem Kampf gegen Sigenot und wie im Vorbeigehen eine legitime Herrschaft, nämlich die des Zwergs Baldunc, restituiert. Hier ist das Motiv, wenn auch im Sinne des konstitutiven Sujets aventiurehafter Dietrichepik ‚falsch‘, aktualisiert.¹⁵²

Das führt uns indes zu einer weiteren Einsicht: Auch die Welt des Tiroler Tanns, die Welt der Höhlen, hat man sich nach dem Modell einer

¹⁵⁰ Sigenot selbst hat die Herrschaft von Grin geerbt; auch zu dessen Zeiten ist Eckerîch schon am Ort des Geschehens, was sich in seinem Wissen um die Leiter Grins äußert (vgl. JS 197₄).

¹⁵¹ So etwa auch im Bereich der Heregonie der *Heldenbuchprosa*. Dort ist eine Abstammungsgeschichte der Helden entworfen, die das Verhältnis von Gott, den Zwergen, Riesen und Recken erklärt. Zunächst erschafft Gott die Zwerge, die in den Bergen schürfen und danach die Riesen zu deren Schutz. Die Riesen aber werden ihrem Auftrag untreu, sodass Gott die Helden als *ein mittel volck under der treier hant volck* (HP 2₁₇) schaffen musste. Dem Helden ist damit der Riesenkampf als Auftrag gestellt. Vgl. dazu Kurt Ruh: *Verständnisperspektiven von Heldendichtung im Spätmittelalter und heute*, in: *Deutsche Heldenepeik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters*. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühlebacher, Bozen 1979, S. 15-31. Es mag im Übrigen Ausnahmen geben. Im Großen und Ganzen ist das Montane allerdings der angestammte Bereich der Zwerge.

¹⁵² Dietrich trifft auf einen nackten, wilden Mann, aus dessen Gewalt er einen Zwerg befreien kann. Auf die Frage, was der Mann den Zwerg denn zeihe, berichtet Baldunc, dass dieser seine Höhle mit Gewalt okkupiert habe, um darin zu leben (vgl. JS 46₁₋₄). Von Alberich (dynastische Tiefe!) habe er und sein Geschlecht die Höhle geerbt. Hier also restituiert auch Dietrich Ordnung: „*Sô hât uns erlœset iurwer hant. | Des sullen wir iu danken, | Fürste hôchgenant*“ (JS 47₁₁₋₁₃). Im Sinne von Reziprozität gewinnt Dietrich damit die Hilfe der Zwerge. Von Baldunc erhält Dietrich einen Zauberstein, der die Drachen im Kerker Sigenots von ihm fernhält. Eckerîch wiederum steuert zur Befreiung Dietrichs aus dem Loch die Leiter bei.

stratifikatorisch-segmentär differenzierten Gesellschaft organisiert zu denken. Die strukturgleichen Einheiten des Sozialen in der Anderwelt sind die ‚hohlen Berge‘ der Zwerge. Sie entsprechen den adlig-höfischen Herrschaften, die man aus den anderen Texten kennt. Ihr Bedroht-Sein im *Jüngeren Sigenot*, äußert sich darin, dass die Höhlen von Riesen oder Wilden Männern als Behausungen missbraucht werden. Auch hier gestaltet sich die Orientierung am Paradigma des Korpus, wenn die Welt der Zwerge das Modell der Gesellschaft abgibt, als Verkehrung.¹⁵³ Man vergleiche dazu bspw. das konforme Schema zum *Rosengarten A*: Hier füllt die Masse der Sozialkörper ‚schemagerecht‘ den Innenraum.

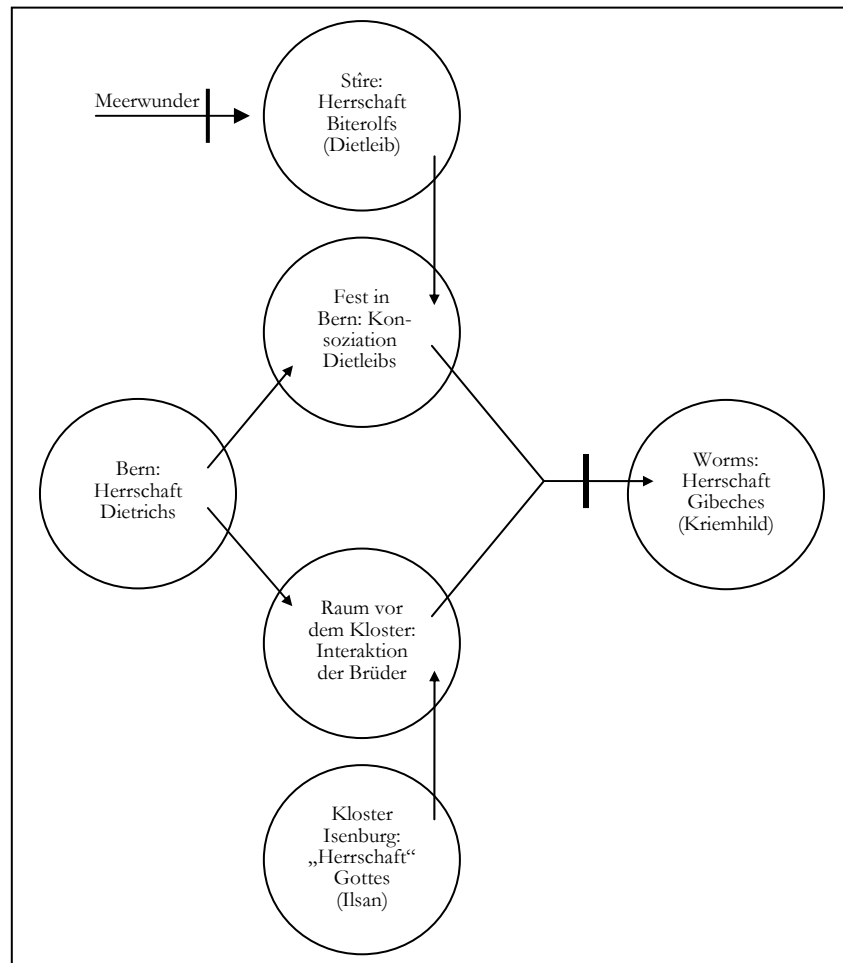
Da mag es dann auch noch kaum irritieren, dass Hildebrand scheinbar im Alleingang den Herrschaftsbereich Eckerichs befreien kann: Dietrich liegt zu Passivität verurteilt im Kerker, wenn Hildebrand den Riesen tötet. Wo die Texte sonst am Ort der Entscheidung den virilen Berner inszenieren, kann der in den finalen Kampf des *Jüngeren Sigenot* nicht eingreifen. Hat man das so zu verstehen, dass Dietrich als Held ausgedient hat, dass Hildebrand als Gefolgsmann jetzt diese Position einnimmt?

5.3.2 Aspekte gemeinschaftlichen Handelns

Die letzte Frage soll auch einen Lektüreeindruck greifbar machen, den man nicht nur beim *Jüngeren Sigenot* gewinnt: Das Handeln Dietrichs erscheint in aventiurehafter Dietrichepik immer wieder korrekturbedürftig. Das mag man dann als Zeichen für eine gewisse Reserve der Figur gegenüber verstehen.¹⁵⁴

¹⁵³ Die Grenze zwischen dem Raum der Zwerge und dem der Menschen einerseits und die Grenze des konstitutiven Sujets andererseits fallen im *Jüngeren Sigenot*, anders als in der älteren Fassung des Textes, die die Befreiung Balduncs nicht kennt, nicht zusammen: Zwerge gibt es im *Jüngeren Sigenot* schon im Innenraum. Ich werde am Vergleich zweier Versionen des *Laurin* später zu zeigen versuchen, wie man so etwas als Textentwicklung im Sinne der Sujetauflösung plausibilisieren kann.

¹⁵⁴ Einen solchen Eindruck verzeichnet Klaus Grubmüller: Der Artusroman und sein König. Beobachtungen zur Artusfigur am Beispiel von Ginovers Entführung, in: Positionen des Romans im späten Mittelalter, hrsg. v. Walter Haug und Burghart Wachinger, Tübingen 1991, S. 1-20, für die Königsfiguren der mittelhochdeutschen literarischen Texte überhaupt: „Es kann keinen Spaß machen, König zu sein im Epos des deutschen Mittelalters: Der Burgunderkönig Gunter verbringt seine Hochzeitsnacht wenig komfortabel und ohne die rechte erotische Ausstrahlung an die Wand geheftet; Marke von Cornwall wird aufs peinlichste betrogen und in seiner Leichtgläubigkeit bloßgestellt; der Hunne Etzel wird zum bloßen Werkzeug der Rache, die seine zweite Frau im Sinne hat; und auch Dietrich, der Ostgotenkönig, macht – zögernd, immer dem Unglück verbunden – nicht unbedingt eine gute Figur. Auch Artus bildet keine Ausnahme. Schon in Chrestiens ›Yvain‹ fällt er unangenehm auf“ (ebd. S. 1).

Topologisches Schema des *Rosengarten A*

Was einem dabei am *Jüngeren Sigenot* auffallen kann, ist, dass Dietrich hier scheinbar deutlicher als in den anderen Texten gegenüber der Figur Hildebrands abgewertet wird. Zwar erscheint der Berner schon im *Rosengarten A* als nicht sonderlich umsichtiger und heller Lenker seiner Gemeinschaft, doch treibt der *Jüngere Sigenot* das auf die Spitze. Dietrich belügt Hildebrand, handelt gegen den Rat seiner Gefolgschaft, liegt hilflos im Kerker und muss sich zuletzt Hildebrands Zurechtweisungen gefallen lassen, bevor er, arg geschunden, befreit wird. All das passt nicht sonderlich gut zu dem Bild, das man sich von einem Heroen zu machen gewohnt

ist.¹⁵⁵ Immerhin geht es um den stärksten Helden des deutschen Mittelalters, um den Drachentöter und Siegfriedbezwiner Dietrich.

Irritieren kann auch, dass Dietrichs Status als Herrscher von Bern trotz alledem für die epische Welt nie infrage steht. Zwar wird er von Hildebrand gemäßregelt; dass er aber dabei seinen Platz in der Hierarchie gerade nicht verliert, macht der Text unmissverständlich deutlich: Herzog Eckerich und der Fürst von Bern pflegen den rechten Umgang untereinander, und das heißt, sie bezeugen sich wechselseitig ihre Anerkennung als adlige Statusinhabende. Eckerich spricht über Dietrich als „*mîn lieber hêrre*“ (JS 194₁₂), während Dietrich dem Zwerg „*ûzer mâzen holt*“ (JS 201₄) ist. Und am Ende des Textes, wenn Hildebrand und sein Herr nach Bern zurückkehren, kann der Status des Berner Gemeinwesens repräsentiert werden:

Dâ wurden siu enpfangen wol,
 Als man fürsten billich sol,
 Und sach man siu gar gerne.
 Dô klagten siu ir ungemach
 Den rittern und den frouwen,
 Daz in in dem wald beschach,
 Und wie siu muoste houwen
 Von der allergroesten nôt
 Sit Hildebrand der alte. (JS 205₄₋₁₂)

Zwar hat Hildebrand die Helden freigehauen, doch kein Wort davon, dass deshalb irgendein Makel an Dietrich haften bliebe. Beider Status sind nicht über ein reziprokes Verhältnis vermittelt, das Ehrakkumulation oder Statusrepräsentation an die Statusminderung des je anderen knüpfte. Beide Figuren konkurrieren zwar um denselben transitiven Wert, aber nicht miteinander. Der Alte mag durch hervorragende Leistungen glänzen, doch wird die Figur nicht auf Kosten Dietrichs profiliert: Das Erreichen des gemeinsamen Ziels ist hier entscheidend.

Dieses Nebeneinander der beiden Figuren kann man auf ihre Positionen in unterschiedlichen sozialen Ordnungssystemen und deren Verhältnis zueinander zurückführen.¹⁵⁶ Hildebrands ‚Wert‘, der Wert dessen, der alles weiß und der hier im *Jüngerem Sigenot* auch alles kann (Riesentötung), bestimmt sich auf der Skala von Fähigkeiten und funktionaler Bedeutung für den Herrschaftsverband. Der Wert Dietrichs hingegen ergibt sich aus seiner Position in einer stratifikatorischen Ordnung des Sozialen,

¹⁵⁵ Vgl. zum tragisch-heroischen Helden die Diskussion in Michael Mecklenburg: Parodie und Pathos. Heldensagenrezeption in der historischen Dietrichepik, München 2002, S. 14–33.

¹⁵⁶ Hildebrand wird im *Jüngerem Sigenot* wie Dietrich Fürst genannt, was aber nichts an der prinzipiellen hierarchischen Distanz zwischen den beiden Figuren ändert. Dietrich kann hier gar der *junge* [] *künec von Berne* (JS 91₁₂) heißen.

von der her er bereits Relevanz für die Gemeinschaft besitzt. Vom Kollektivsubjekt des Herrschaftsverbandes insgesamt aber wird dem Einzelnen erst symbolisches Kapital zuteil und das jeweils im Rahmen jener Form sozialer Differenzierung, durch die der Status der Figur skaliert ist. Und deshalb ist eine Aufwertung Hildebrands noch keine Abwertung Dietrichs, sondern sind beide in Erfolg und Misserfolg aufeinander verwiesen.

Inszeniert ist eine solche Bezogenheit unter anderem dadurch, dass Hildebrand Dietrich ermahnt. Diese Kritik darf man nicht vorschnell mit der Möglichkeit seiner Entmachtung in Beziehung bringen. Sie markiert vielmehr überhaupt die konstitutive Kopplung beider Handeln. Und noch ist ja auch nicht der Anteil des Herrschers am Erfolg des Berner Personenverbandes in den Blick geraten. Was also leistet Dietrich?

Dass beide Figuren demselben Herrschaftsverband angehören, motiviert zunächst das Handeln Hildebrands im zweiten Textteil: Nur *weil* Dietrich ausgeritten und in Gefangenschaft geraten war, ergab sich überhaupt die Möglichkeit eines legitimen Ritts in den Wald für den Alten. Nur weil Dietrich gefangen wurde, ergab sich die Notwendigkeit zu seiner Befreiung. Eine solche Kopplung ließe sich als narrative Motivierung auf der Ebene der Handlungslogiken des Textes beschreiben, die final in die Domination Sigenots und die damit zusammenfallenden ordnungsstiftenden Effekte mündet.

Doch ist selbst der Akt der Tötung nicht einfach eine individuelle Leistung Hildebrands. Auch der Alte unterliegt nämlich zunächst dem Riesen im Zweikampf: Sigenot überwindet Hildebrand und trägt ihn wie zuvor Dietrich als Gefangenen über die Sujetgrenze in seine Höhle. Dort findet der dann die Waffen seines Herrn und erst mit und in diesen kann Hildebrand den Riesen besiegen. Wie das *Eckenlied E₂*,¹⁵⁷ so kennt auch der *Jüngere Sigenot* das Kontinuieren der Waffen in der Geschichte, wenn Hildebrand *sînes hêrrn gewant*, | *Und sînes hêrrren helmen* (JS 167_{11f}) anlegt, wenn er im siegreichen Kampf gegen den Riesen *Sîns hêrrren schilt und och sîn swert* (JS 169₁₁) trägt. Der Übertragung der Ausrüstungsgegenstände auf den Alten folgt der Sieg über den Riesen, ohne dass der Text sonderlich Wert darauf legte, klar zu machen, wie ein solcher Zusammenhang zu denken sei. Man darf damit rechnen, dass verschiedene Semantiken ineinander spielen, dass damit die außerordentliche Güte der Waffen angesagt ist, genauso vielleicht wie magische Zusammenhänge zwischen der Gewaltfähigkeit eines Kämpfers und seiner Ausrüstung.

¹⁵⁷ Der Übergang der Waffen von Dietrich auf Hildebrand läuft analog zur Sukzession der Waffen im *Eckenlied E₂*. Dort war die Reihe der rechtmäßigen Träger Ortnit, Wolfdietrich und Dietrich lediglich durch Ecke unterbrochen worden.

Jedenfalls geht etwas von der Kraft und Gewaltfähigkeit Dietrichs auf Hildebrand über.¹⁵⁸

Im Übergang der Waffen von Dietrich auf Hildebrand vollzieht sich für die epische Welt zugleich *sichtbar* die Einswerdung jenes Kollektivkörpers, der die konstitutive Sujetgrenze in aventiurehafter Dietrichepik überqueren soll: Die Waffen Dietrichs an der Figur Hildebrands stellen diesen als eine dingliche und visuell wahrnehmbare Einheit her. Man könnte dann sagen, dass Dietrich die exorbitante Gewaltfähigkeit, Hildebrand hingegen die Legitimität in Sigenots Reich trägt, und dass beides erst in Hildebrands Aneignung der Waffen zusammenkommt. Das Kollektivsubjekt wäre im *Jüngerem Sigenot* in Bezug auf seine Transgression dann als zeitlich zerdehnt und in zwei Einzelwege dissoziiert aufzufassen; erst im entscheidenden Kampf finden seine Teile wieder zueinander.

Im *Jüngerem Sigenot* sind die Kämpfe Bestandteile einer erfolgreichen Gemeinschaftshandlung; das sieht selbst der Gegner so: „*Ich wart nie mit helden zwein | Sô sêre überladen*“ (JS 179_{5f}). Doch beschränkt sich die Geschichte nicht auf die Symbolisierung von Gemeinschaft im textinternen Schauraum und vermittelt des transpersonalen Übergangs der Gewaltfähigkeit in den Waffen. Im *Jüngerem Sigenot* findet sich auch, was man als kausale Motivierung der kollektiven Überwindung des Riesen sehen kann. Nur weil nämlich Dietrich Sigenot bereits riesige Wunden zugefügt (vgl. JS 80₁₃, 84₃, 100₄), diese außerdem mit den Händen aufgerissen und geweitet hat,¹⁵⁹ und nur weil Hildebrand in eine dieser Wunden schlagen kann (vgl. JS 183_{12f}, 185₁), wird der Riese zuletzt überwunden. Dietrich kann zudem die mit Drachenblut gehärtete Rüstung des Gegners aufweichen (vgl. JS 70₁₋₇₁₄, 80₁₀) und er leistet damit jene Vorarbeit, die überhaupt erst Hildebrands Sieg möglich macht. Das Ausmaß der Wunden, die Dietrich dem Riesen beibringt, wird deutlich, wenn sich dieser in der Pause zwischen zwei Kämpfen selbst verarztet:

Der ris zôch ab sîn sturmgevant:
Die sîne wunden er verbant,
Er was verschrôten übel.
Er gie einhalben in den berc.

¹⁵⁸ Vgl. zu einer solchen Thematik am Beispiel des *Eckenlieds* etwa Jan-Dirk Müller: Erkennen: „Es gibt zwar einen Namen des Helden und Wappenzeichen, an denen man ihn erkennt, doch bleiben sie bedeutungslos. Seine Waffen bedürfen keiner besonderen Zeichen; sie weisen nicht auf eine bestimmte Person, ja nicht einmal ein Geschlecht, sondern auf eine Reihe von Heroen, in die sich der zufällige, gegenwärtige Träger einreihet. Man ‚weiß‘ ihre Geschichte oder weiß jedenfalls, daß sie eine Geschichte haben müssen. Man kennt ihren Träger, nicht als Individuum, sondern als Repräsentanten überlegener Gewalt“ (ebd. S. 106).

¹⁵⁹ *Den risen sîne wunden smarz | Die im der fürst ûf zarte, | Daz im daz bluot flôz in den klê* (JS 104₂₋₄).

Dâ nam er mos und och daz werc,
 Und macht dar ûz drî schübel,
 Der iegelich besunder was
 Und wac gen einem pfunde.
 Die sine wunden er dô maz:
 Die wâren zuo der stunde
 Ieclich wol drîer spannen wît,
 Die im het der von Berne
 Geslagen in dem strît. (JS 113₁₋₁₃)

Ob man das nun besonders ansprechend findet oder nicht – so stellt der *Jüngere Sigenot* die Summe individueller Taten als ein kollektives Handeln dar: Dietrich schlägt gigantische Wunden, vermag aber den Gegner nicht zu besiegen. Hildebrand kann mit und in Dietrichs Waffen, weil sein Herr so gute Vorarbeit geleistet hat und in Zusammenhängen legitimen Gewalthandelns, den Riesen fällen. Auch der *Jüngere Sigenot* erzählt also die Überwindung des Gegners als eine Handlung des Kollektivkörpers und er sieht, zumindest was die Tötung des Riesen betrifft, die Rolle Dietrichs dabei als Bedingung der Möglichkeit: Ohne Dietrich geht es nicht, so wie es freilich auch ohne Hildebrand nicht geht.

Vielleicht darf man abschließend sagen, dass der *Jüngere Sigenot* insgesamt in der Orientierung am Paradigma unserer Texte am schematischsten verfährt. Damit ist nicht schon gesagt, dass er aus Versatzstücken komponiert sei; das ist eine Ebene der Argumentation, um die es hier gerade nicht geht. Vielmehr ‚liest‘ unser Text das narrative Paradigma – d. i. ein relativ stabiles Arrangement von sinntragenden Regeln des Handelns *und* Erzählens, an dem das Korpus insgesamt orientiert ist und das es dabei zugleich trägt – stärker als die anderen Texte so, dass mimetische Affirmation zwar bezüglich eines bestimmten semantischen Gehaltes vorliegt, Wiederholungen von Handlungsrouninen oder Geschehensabläufen dagegen weitgehend suspendiert sind: Der Text erzählt von einem nach dem Kampf lechzenden Dietrich; wo hat man so etwas schon mal gehört? Tendenziell lässt sich der *Jüngere Sigenot* damit als ein System von Differenzierungen verstehen, bei dem im Vergleich zu den anderen Texten des Korpus die Besetzung der Strukturterme einen ausgeprägt spielerischen Charakter zeigt.

5.3.3 Exkurs: Vermittlungsfähigkeit als Gratifikationspotenzial

Der Text inszeniert die Koexistenz jener beiden Formen von sozialer Differenzierung, für die Dietrich und Hildebrand jeweils die Besten sind. Das Ergebnis des Zusammenspiels der zwei Zentralfiguren, die Domination Sigenots und der daraus resultierende positive Effekt für das Berner

Gemeinwesen, sichern beider Positionen in den jeweiligen Ordnungen.¹⁶⁰ Der Herrschaftsverband, der sowohl durch stratifikatorische als auch durch funktionale Organisation bestimmt ist, kann die Konflikte der potenziell konkurrierenden Geltungsansprüche meistern. Und das ist Ursache für den Sieg über den Riesen, wie dieser Sieg Markierung der Fähigkeit des Berner Herrschaftsverbandes zu solcher interner Koordination von Geltungsansprüchen ist.

Hierarchische gesellschaftliche Differenzierung erfährt auch im *Jüngeren Sigenot* keine Absage. Allenfalls mag man von einer Betonung der Bedeutung funktionaler Differenzierung im Vergleich zu dem, was das *Eckenlied E₂* entwirft, sprechen. Worum es dem Text primär geht, ist offenbar Erfahrbarmachung und Darstellung von Vermittelbarkeit. Zugleich stehen die Geltungsansprüche, die durch Dietrich und Hildebrand vertreten werden, gemeinsam der Geltungsbehauptung einer Form segmentärer sozialer Vergemeinschaftung gegenüber, wie sie im Rachebegehren Sigenots unschwer als die der Familie identifizierbar wird.¹⁶¹ Die Segmentierung von Gesellschaft in strukturäquivalente Herrschaftsverbände, für die die Ansprüche von Hierarchie und Funktion im Dienstmodell vermittelbar sind, steht in aventiurehafter Dietrichepik als positiv gesetzte Form überhaupt einem Entwurf gesellschaftlicher Segmentierung in Sippenverbände gegenüber.¹⁶²

¹⁶⁰ Im ersten Teil des *Nibelungenliedes* hat Peter Strohschneider: Einfache Regeln, die narrative Entfaltung einer solchen potenziell konfliktträchtigen Konstellation gesehen und sie als Bearbeitung von aktuellen Krisenerfahrungen verstanden: als ein partielles Auseinandertreten von sozialen Strata und gesellschaftlicher Funktion, „welche[s] aus der Gesellschaftsgeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts resultieren mochte[en]“, nämlich aus dem Auseinandertreten eben von ständischem Status und gesellschaftlicher Funktion im – um es nur mit einem Schlagwort zu benennen – Prozeß der Herausbildung der Ministerialität. Die objektive historische Position des epischen Diskurses wäre dann wohl in seiner narrativen Struktur, darin so zu fassen, daß er von solchen ‚neuen‘ Modi funktionaler Differenzierung gewissermaßen bereits weiß, ohne sie anders als um den Preis der Katastrophe *noch* mit einem Modell von Rangdifferenzierung deuten und ohne sie *schon* mit einer Semantik bearbeiten zu können, welche Formen funktionaler Sozialdifferenzierung zu integrieren in der Lage wäre“ (ebd. S. 72). So gesehen ist aventiurehafte Dietrichepik *bereits* weiter: In ihren Texten wird der Konflikt artikuliert *und* gemeistert.

¹⁶¹ Vgl. Franz-Josef Arlinghaus: Mittelalterliche Rituale in systemtheoretischer Perspektive. Übergangsriten als basale Kommunikationsform in einer stratifikatorisch-segmentären Gesellschaft, in: Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien, hrsg. v. Frank Becker, Frankfurt a. M. / New York 2004, S. 108-156, der das Zusammengehen von Ständehierarchie und Familienverband im Begriff der stratifikatorisch-segmentären Gesellschaft fasst. Die Amalgamierung von Familie und Firma wird in den historischen Fallbeispielen durch Übergangsriten und Körperzeichen ermöglicht.

¹⁶² Bei Luhmann ist die Trias von segmentärer Differenzierung (Familie, Geschlecht, Dorfgemeinschaft etc.), stratifikatorischer Differenzierung (soziale Hierarchisierung in Schichten) und funktionaler Differenzierung (funktional bestimmte, gesellschaftliche Teilsysteme) mit dem Primat je einer dieser vor den anderen als eine historische Reihe gedacht, vgl. Nik-

Sippe und Familie als soziale Organisationsformen, sind die kulturellen Signaturen jener Opponenten, die im Gegensatz zu Dietrich die sozial destruktive Gewalt vertreten. Verwandtschaftliche Beziehungen sind, insofern sie in unseren Texten handlungsrelevant werden, in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle Quelle gesellschaftlicher Gefährdung. Das wird vor allem deutlich, wenn die Gegner Riesen sind: Immer wieder vertreten diese das Prinzip der zerstörerischen Gewalt im Sinne der Vendetta.

Diesen Riesen steht in unseren Texten ein weitgehend von verwandtschaftlichen Bindungen und Verpflichtungen entlasteter Dietrich gegenüber. Natürlich gibt es auch auf der Seite des Berner Herrschaftsverbandes die Teilhabe an Sippe, doch wird Verwandtenrache nie handlungsleitend. Das gilt selbst dann noch, wenn man über die Grenzen des Korpus aventiurehafter Dietrichepik hinausblickt: Nie rächt Dietrich die Seinen. So setzt er zwar in der *Rabenschlacht* dem Mörder seines Bruders Dietmar nach, doch kann er den flüchtenden Witege gerade nicht erteilen, weil der seinem Zugriff durch ein Meerweib entzogen wird (vgl. RS 913-975).¹⁶³ Es ist sicherlich richtig, dass Dietrich hier die Rache zu vollenden wünscht, so schildert der Text die Figur. Faktisch jedoch kann der Berner diese in der mittelhochdeutschen Heldenepik nicht durchsetzen. So wie Dietrich der Gewinn der Jungfrau (fast) immer verwehrt ist, so die reziproke Rache in Zusammenhängen verwandtschaftlicher Bindungen.¹⁶⁴

las Luhmann: Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 1, S. 9-71, ebd. S. 25-27. In unseren Texten sind sie hingegen zumeist triangulär aufeinander bezogen, wobei lediglich die Organisationsform der Sippe, aber auch die nicht immer, wie die *Heidelberger Virginal* lehrt, eine gewisse negative Besetzung erfährt. Unsere Texte könnten damit als Modelle des Sozialen in der Erfahrbarmachung der Bewältigung von strukturellen Problemen von Herrschaft aufgefasst werden, wie sie Niklas Luhmann: Staat und Staatsräson im Übergang von traditionaler Herrschaft zu moderner Politik, in: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 3, Frankfurt a. M. 1989, S. 65-148, skizziert. An solchen Problemen konnten die Modelle unserer Texte nachgebildet oder entworfen worden sein. Das heißt aber noch nicht, dass diese Hintergründe auch die ausschließlichen Rezeptionshorizonte unserer Texte waren und unsere Texte ausschließlich auf Kontexte von Herrschaft zielten.

¹⁶³ Ähnliches erzählt das *Nibelungenlied*: Wenn der Berner dort seine Neutralität aufgibt, dann geschieht dies zugleich mit dem Hinweis auf verwandtschaftliche Beziehungen zum unlängst getöteten Rüdiger: „*Gotelint diu edele ist mîner basen kint. | ach wê der armen weisen, die dâ ze Bechelâren sint*“ (NL 2314_{3f}). Dietrichs Kampf kann aber gerade nicht als Verwandtenrache verstanden werden. Zunächst wird zwar die Möglichkeit der Motivation des Figurenhandelns im Sinne eines Rachebegehrens aufgerufen, wenn Dietrich sich nach dem Recken erkundigt, dem Rüdiger unterlegen ist. *Faktisch* aber kommt es nicht zu dieser Rachetat, weil sich der Markgraf von Bechelaren bereits selbst an Gernot gerächt hat (vgl. NL 2316₁₋₄).

¹⁶⁴ Wenn Fasold im *Eckenlied* E₂ darauf anspielt, dass Dietrich seinen Bruder Diether, wie es die *Rabenschlacht* erzählt, nicht hat rächen können, so erzeugt er damit zwar jenen heldi-

Die Geschichten aventiurehafter Dietrichepik können dabei im Sinne Lotmans als kulturelle Selbstbeschreibungen gelten: Die Texte hatten teil an Vorgängen der Bewältigung von kultureller Arbeit im Zusammenhang mit fundamentalen Umstellungen im Bereich gesellschaftlicher Organisation. Sie entfalten modellartig strukturelle Verwerfungen des Sozialen, und sie behaupten diese zugleich als *sozial konstitutiv* wie *beherrschbar*. Nicht der Kampf, der wird in unseren Texten so oder so immer gewonnen, sondern die Stiftung von Ordnung und Prosperität als Effekt des Zusammenwirkens von Herr und Dienstmann in der Vermitteltheit über ein Kollektivsubjekt ist das Entscheidende. Billigt man einem Modell gesellschaftlicher Veränderung einen gewissen heuristischen Wert zu, das einen der zentralen Unterschiede zwischen europäischer Vormoderne und Neuzeit in der Umstellung von primär stratifikatorischer auf primär funktionale soziale Differenzierung sieht, kann man sich zugleich mit einer Prämisse dieser Arbeit anfreunden, nach der Königsherrschaft für das Mittelalter und noch weit darüber hinaus als alternativenlose Antwort auf Fragen nach der Möglichkeit sozialer Ordnung überhaupt gedacht werden muss, dann scheint hier *das* Gratifikationspotenzial unserer Texte greifbar zu werden. Sie besitzen das Potenzial zur Bestätigung von Selbstverständlichkeiten in Momenten von deren Destabilisierung. Es sind Selbstvergewisserungstexte: Sie stellen Codes einer den gesellschaftlichen Strukturwandel nacharbeitenden Semantik bereit, die diesen in den entworfenen Modellen des Sozialen retrospektiv mit Sinn versorgt.¹⁶⁵ Und die Codes unserer Texte sind dabei nicht zuletzt die der Gewalt.

schen Furor, der den Sieg Dietrichs über den Gegner ermöglicht, doch trifft die Gewalt des Berners hier dann gerade nicht im Sinne der Reziprozität der Vendetta (vgl. E₂ 195f-199f). Peinlich genau achtet aventiurehafte Dietrichepik und überhaupt das Erzählen von dieser Figur darauf, dass ihr Held nie tötet, wo ihm das primär als Verwandtenrache ausgelegt werden könnte.

¹⁶⁵ Vgl. Niklas Luhmann: Vorwort, in: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie, Band 3. Luhmanns Hypothese, wie der Umbau oder die historische Auswechslung einer Differenzierungsform vonstatten geht, „ist nicht auf der Ebene der Handlungsmotivation angesiedelt. Sie beansprucht auch nicht, eine Kausalerklärung zu liefern. Sie arbeitet mit der Unterscheidung von Gesellschaftsstruktur und Semantik. Sie geht davon aus [...], daß in der Semantik (also in den sinnhaft-referentiellen Kommunikationsstrukturen) eine sanftere Mischung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten und ein anderer Zeitrhythmus möglich sind. Teils leistet die Semantik sich probeweise Innovationen, die noch nicht in das Muster strukturstützender Funktionen eingebaut sind und daher jederzeit wieder aufgegeben werden könnten. [...] Teils kontiniert sie längst obsolete Ideen, Begriffe, Worte und verschleiert damit die Radikalität des Strukturwandels [...]. Teils wechselt sie in Unterscheidungen die Gegenbegriffe aus und hält einen Term, auf den es ihr ankommt, konstant [...]. Teils fusioniert sie eine Mehrheit von Unterscheidungen [...] zu nur einer. Diese und viele ähnliche Tricks ermöglichen eine Überschätzung der Kontinuität und eine Unterschätzung der Veränderung [...]. [...] Der Strukturwandel der Gesellschaft selbst entzieht sich [dabei, K.M.] der Beobachtung und Beschreibung durch die Zeitgenossen;

Im Rahmen einer solchen Bestimmung müssen dann, wie ich meine, der Aspekt der Organisation des Hierarchischen und die Entfaltung seiner Konflikte weit stärker in den Mittelpunkt gerückt werden, als das Spezialproblem ‚Königsherrschaft‘. Es scheint mir plausibel vorauszusetzen, dass der Konflikt von Funktion und Hierarchie in der Herrschaft Dietrichs ein bevorzugtes Modell fand und nicht so sehr, dass Fragen monarchischer Herrschaft im engeren Sinne verhandelt wurden. Die Erzählung vom exemplarischen Herrschaftsverband kann mehr erfahrbar machen als allein das Verhältnis von Fürst und Gefolgsmann, weil dieses Verhältnis selbst wieder Leitbildcharakter besitzt. Wo hierarchische Differenzierung in unterschiedlichen Gemengelagen mit Formen funktionaler Differenzierung die Organisation des Sozialen im Mikro- wie im Makrobereich, letztlich *überall*, bestimmt, da wird das Verhältnis von Fürst und Gefolgsmann für ganz verschiedene Formen sozialer Vergemeinschaftung identifikatorisches Potenzial bereithalten.¹⁶⁶ Die Umstellung von primär hierarchischer auf primär funktionale Organisation kann sicher als historische *Veränderung* von Gesellschaft gedacht werden können.¹⁶⁷ Sie vollzieht sich als ein *Prozess* des strukturellen Umbaus doch wohl aber punktuell, vielschichtig und diskontinuierlich.¹⁶⁸

[...] erst nachdem er vollzogen und praktisch irreversibel geworden ist, übernimmt die Semantik die Aufgabe, das nun sichtbar Gewordene zu beschreiben“ (ebd. S. 7f.).

¹⁶⁶ Weil auch heute die soziale Lebenswelt in all ihren Teilbereichen durch Gemengelagen von funktionaler und stratifikatorischer Organisation geprägt ist, taugt das Königsmodell bisweilen noch als (Selbst-)Beschreibungsmodell.

¹⁶⁷ Vgl. etwa das wie immer programmatische Vorwort in Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 3, Frankfurt a. M. 1989: „Strukturell wird der Umbau des Gesellschaftssystems als Wandel der Form gesellschaftlicher Systemdifferenzierung beschrieben, nämlich als Übergang von primär stratifikatorischer zu primär funktionaler Differenzierung“ (ebd. S. 7).

¹⁶⁸ Gegen die Unterstellung, seiner Auffassung vom Mittelalter als einer primär stratifikatorisch organisierten Gesellschaft liege ein unterkomplexes Mittelalterbild zugrunde, hat sich Luhmann in einer Erwiderung auf Otto Gerhard Oexle verwahrt, vgl. Niklas Luhmann: Mein „Mittelalter“, in: Rechtshistorisches Journal 10, S. 66-70: „Die Tragweite von Stratifikation ist, wie die Tragweite jeder Differenzierungsform, immer dadurch begrenzt, daß sie Inklusionen und Exklusionen erzeugt, so daß für Exklusionen sozial akzeptable Auffangvorrichtungen bereitgestellt werden müssen. Das [...] würde [...] manche [...] Einrichtung des Mittelalters und der Frühmoderne erklären können. [...] Daß es in den Städten „bürgerliche“ Schichten gibt, ist geradezu eine Voraussetzung für die Ausdifferenzierung einer Adelsschicht. Man sollte mir nicht unterstellen, daß ich das übersehen hätte. Auch sonst wäre Unzähliges zu nennen und je nach Themenzuschnitt auch für die Geschichte der Änderung der Differenzierungsform relevant zu machen. [...] Es liegt mir, um nur noch dies zu sagen, ganz fern, den Phänomenreichtum des Mittelalters zu unterschätzen, nur kommt man, wissenschaftlich gesehen, nicht sehr weit, wenn man versucht, all dies unter dem Begriff des Mittelalters zusammenzufassen“ (ebd. S. 68f.).

Zum heuristischen Wert eines anderen soziologischen Modells gesellschaftlicher Entwicklung, wie es die im Bereich der germanistischen Mediävistik weit verbreitete Zivilisations-

Es stellt sich indes die Frage nach den *historisch wahrscheinlichen Orten* solcher durch unsere Texte zu leistenden Arbeit. In institutionell relativ ungesicherten Situationen, die diese Arbeit als primäre Rezeptionskontexte voraussetzt, wird ihr Gratifikationspotenzial in der Festigung, Befriedung oder überhaupt der Stiftung von Gemeinschaften bestanden haben. Was unsere Texte unterstützen und befördern konnten, war Geselligkeit: die Entlastung von sozialem Konfliktpotenzial *im kleinen Kreis*. Neben den immer auch denkbaren Kontexten ihrer Aktualisierung in Zusammenhängen adliger Herrschaftsrepräsentation,¹⁶⁹ kommt bspw. die patriarchalisch organisierte Familie¹⁷⁰ als sozialer Raum genauso in Betracht wie der Markt¹⁷¹ oder das Wirtshaus¹⁷² und die Herberge. Wenn

theorie Norbert Elias' darstellt, vgl. Martin Dinges: Formenwandel der Gewalt in der Neuzeit. Zur Kritik der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, in: Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte, hrsg. v. Rolf Peter Sieferle und Helga Breuninger, Frankfurt a. M. / New York 1998, S. 171-194.

¹⁶⁹ Als – zugegebenermaßen – spektakuläres Beispiel für das Interesse des Adels an den Texten aventiurehafter Dietrichepik, ohne dass man von diesem Beispiel ausgehend dann freilich schon über Hinweise auf die Modalitäten ihrer Rezeption wie den Grund eines Interesses an ihnen verfügte, sei auf eine Nachricht des Grafen Froben Christoph von Zimmern in der Zimmerischen Chronik verwiesen. Über dessen Onkel Gottfried Werner weiß die Chronik das Folgende zu berichten: *Nach essens berueft er der schreiber ein; mit dem zecht er, und under der zech macht er reimen von dem Berner und den risen, wie dann solich buch, damit er vil muhe und arbeit gehapt, noch zu Wildenstein vorhanden*. Zitiert ist die Stelle nach Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 94, Fn. 122, vgl. auch den dort abgedruckten Kommentar Müllenhoffs.

¹⁷⁰ Vgl. zu einem solchen Zusammenhang zwischen sujethaltigem Text und der Möglichkeit einer Einübung in erste Regeln der Kultur beim Kind, auch in primär solche Regeln der Familie, am Beispiel der Rezeption von Märchen Jurij M. Lotman: Über Reduktion und Entfaltung von Zeichensystemen (Zum Problem „Freudianismus und semiotische Kulturtheorie“), in: *Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst*, Leipzig 1981, 116-124.

¹⁷¹ Vgl. dazu aus der Perspektive des Historikers Ernst Schubert: *Fahrendes Volk im Mittelalter*, Bielefeld 1995, vor allem S. 85-110 und 145-202.

¹⁷² Den Vortrag unserer Texte im Wirtshaus belegt im Rückgriff auf eine Strophe aus Hugos von Trimberg *Renner* und diverse Trunkheischen in Texten aventiurehafter Dietrichepik Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 84-87. Das Wirts- und Gasthaus als öffentlicher Raum der frühneuzeitlichen Stadt steht unter anderem im Zentrum des Forschungsinteresses im Teilprojekt S „Institutionelle Ordnungsarrangements öffentlicher Räume in der Frühen Neuzeit“ des Dresdner Sonderforschungsbereichs 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“. Innerhalb dieses Forschungsvorhabens wird das Wirtshaus zumindest in doppelter Perspektive fokussiert. Es ist zum einen der *andere öffentliche Raum* gegenüber dem der Kirche in der frühneuzeitlichen Stadt; das Wirtshaus ist zugleich als Raum der Öffentlichkeit das *andere des nicht-öffentlichen Raums* von Haus und Heim. Vgl. zu solchen möglichen Perspektiven von Wirts- und Gasthaus bspw. Susanne Rau: *Das Wirtshaus. Zur Konstitution eines öffentlichen Raums in der Frühen Neuzeit*, in: *Offen und Verborgene. Vorstellungen und Praktiken des Öffentlichen und Privaten in Mittelalter und Früher Neuzeit*, hrsg. v. Caroline Emmelius, Fridrun Freise, Rebekka v. Mallinckrodt, Petra Paschinger, Claudius Sittig und Regina Töpfer, Göttingen 2004, S. 211-227. Zum Problem der

Letztere als zentrale Orte gesellschaftlicher Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit gelten können, und wenn Inhomogenitäten des Sozialen ihr besonderes Charakteristikum sind – durch von Fall zu Fall sich konstituierende Kommunikationsgemeinschaften, deren Mitglieder mit unterschiedlichen Geltungsansprüchen *aus-* und *aufgerüstet* sein mögen, die es zu koordinieren gilt –, so kann im Modell der gelingenden Fürstenherrschaft, wie es die Texte des Korpus exponieren, ein Potenzial zur Stabilisierung gelegen haben.¹⁷³

6. Ein rezeptionsästhetisches Modell für die Geschichtlichkeit von Heldendichtung

Eckenlied, *Rosengarten*, *Virginal*, und *Sigenot* zeigen sich in den zurückliegenden Beschreibungen dieser Arbeit auf eine Art und Weise einander ähnlich, die es erlaubt, sie unter textsystematischen Gesichtspunkten als zusammengehörig aufzufassen – und das über Gemeinsamkeiten im Bereich von Motivik, Thema¹⁷⁴ und Figureninventar¹⁷⁵ hinaus. Wenn sich

noch für das 18. Jahrhundert nicht immer möglichen Dichotomisierung von *öffentlich* auf der einen und *privat* und / oder *intim* auf der anderen Seite vgl. dort das instruktive Fallbeispiel S. 226f. Vgl. auch Susanne Rau / Gerd Schwerhoff: Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Leitbegriffen und Thema eines Forschungsfeldes, in: Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. v. Susanne Rau und Gerd Schwerhoff, Köln / Weimar / Berlin 2004, S. 11-52, zum Gasthaus dort S. 27-33. Als Beispiel für jenen Zweig der Forschung, der vor allem auf die historische Kontinuität der Entwicklung von Gastfreundschaft setzt, sei verwiesen auf Hans Conrad Peyer: Von der Gastfreundschaft zum Gasthaus. Studien zur Gastlichkeit im Mittelalter (Monumenta Germaniae Historica Band 31), Hannover 1987, zu den Gasthäusern im Spätmittelalter S. 220-276.

¹⁷³ In der Literatur finden sich Wirtshaus und Herberge als vorzügliche Orte der Harmonie auch unter den Bedingungen ständischer Diversität und zugleich als Orte des Erzählens etwa bei Cervantes und Wickram. Ein entsprechendes Zitat schließt etwa auch die vorliegende Arbeit ab. Vgl. auch Rau / Schwerhoff: Öffentliche Räume, die mit Blick auf die neuere historische Forschung betonen, dass „die Frühneuzeitforschung die Gasthäuser in Städten wie in Dörfern zunehmend als die wichtigsten kommunikativen und sozialen Zentren entdeckt [hat]. Wichtig ist [...], dass an diesen Orten weder der soziale Status noch das Geschlecht grundsätzliche Ausschlusskriterien darstellten [...]. Auch wenn sich im Gasthaus häufig dieselben Nachbarschaften oder Stammtische getroffen haben mögen, war das „Publikum“ hier doch prinzipiell unabgeschlossen. So ermöglichten sie als kommunikative Zentren einen Austausch zwischen Innen und Außen, zwischen lokalen und überregionalen, zwischen bürgerlichen und städtischen Kreisen“ (ebd. S. 27).

¹⁷⁴ Vgl. Heinzle: Mittelhochdeutsche Dietrichepik, S. 233-235.

¹⁷⁵ Figureninventar und Interieur halten das Korpus zusammen etwa bei Manfred Kern: Das Erzählen findet immer einen Weg. „Degeneration“ als Überlebensstrategie der x-haften Dietrichepik, in: Heldendichtung in Österreich – Österreich in der Heldendichtung (5. Pöchlerner Heldenliedgespräch), hrsg. v. Klaus Zatloukal, Wien 1999, S. 89-114, der darin

aber die Ähnlichkeit der Texte geradezu aufdrängt und es deshalb geboten scheint, sie zu einem Korpus zu gruppieren, dann darf man sich fragen, wie es zu einer entsprechenden Ausdifferenzierung kommen konnte. Ein Modell der Geschichtlichkeit unserer Texte soll als Antwort auf die Frage nach dem Werden aventiurehafter Dietrichepik im Folgenden entworfen werden.

Dabei setzen meine Ausführungen, dies sei vorweggenommen, nicht allein auf die Überzeugungskraft abstrakter Argumentationen. Solche scheinen deshalb nicht immer zielführend, weil bestimmte Vorstellungen von textueller Diachronie gerade deshalb dauerhaft stabilisiert sind, weil sie in sich selbstreproduzierenden und an der modernen Lebenswelt immer neu abgleichen, narrativ-bildhaften und symbolisch aufgeladenen Arrangements gefasst sind. Imaginationen des Historischen gewinnen ihre Überzeugungskraft nicht zuletzt dadurch, dass sie in der Form intelligibler Geschichten bestätigen, was man schon von der eigenen, zeitbedingten Erfahrung her weiß und kennt.¹⁷⁶ Und weil das so ist, so mein Eindruck, haben es abstrakte Modellierungen historischer Prozesse unabhängig von ihren heuristischen Vermögen in der Altgermanistik weiterhin schwer. Hier hört man lieber Geschichten, die aus ‚dem Leben‘ schöpfen.

Wenn ich deshalb im Folgenden auch eine Geschichte arrangiere, dann aber nicht um zugleich zu unterstellen, so oder so sei es *tatsächlich* und *objektiv* gewesen. Das sind letztlich keine Kategorien einer aufgeklärten historischen Wissenschaft, die sich indes auch darüber im Klaren ist, dass sie auf das mitkonstruierende Medium der Sprache nicht verzichten kann, nur weil z. B. narrative Sätze¹⁷⁷ nie einfach abbilden. Was entfaltet werden wird, soll auf jener Ebene um Geltung konkurrieren, auf der die gängigen Modelle von Textgenesen durch sinnfällige Arrangements und Plots Überzeugungskraft gewinnen. Dass diese ‚neue‘ Geschichte dabei vielleicht den Kürzeren zieht, ließe sich leicht verschmerzen, wenn nur zugleich deutlich würde, von welcher historisch ungesicherten Positionen die konventionellen Modelle ihre Plausibilität beziehen.

Insofern man die Einheit des Korpus primär über die sujethaltige Konstitution der epischen Welt und die damit verbundenen Gratifikationsleistungen beschreibt, liegt die Frage nahe, wie man sich die historische

das Ergebnis eines Zerfalls sieht. Kern diagnostiziert für die Dietrichepik die „Auflösung heldenepischer Gattungstypik“ (ebd. S. 103), wie sie als literarhistorische Erscheinung nicht nur für die Heldenepik, sondern auch für andere Gattungen des 13. Jahrhunderts typisch sei als ein zeitgeschichtliches Phänomen der „dynamischen Auflösung konsolidierter Gattungstypen“ (ebd. S. 104).

¹⁷⁶ Vgl. dazu bspw. Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a. M. 1991.

¹⁷⁷ Vgl. dazu etwas Arthur Danto: *Analytische Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a. M. 1980.

Genese solcherart *synchron gefasste Ähnlichkeit* vorzustellen hat. Die Suche gilt einem Modell, das erklärt, worauf sich partielle Übereinstimmung in den Textmerkmalen oder (je nach Sichtweise) diesbezügliche Unterschiede zurückführen lassen. Hier möchte ich zunächst die Struktur der beiden gängigsten literaturwissenschaftlichen Erklärungsmodelle für derartige Problemstellungen knapp skizzieren. Diese begründen den Sachverhalt einander ähnlicher Texte produktionsästhetisch, näherhin von *Ursprüngen* her.

Das erste Deutungsmuster findet Anwendung vor allem in Zusammenhängen der Relationierung einzelner Werke. Weil bspw. die Texte aventiurehafter Dietrichepik unter vergleichbaren Bedingungen entstanden seien, so eine verbreitete These, sind sie einander auch ähnlich. Solche Ähnlichkeit im Ursprung kann man dann, und die ältere Forschung hat das ja auch getan, als schematisches Erzählen an die Figur eines Dichters wie Albrecht von Kemenaten knüpfen (Julius Zupitza, s. o.). Partielle Identität der Textgenesen ist hier an die personale Identität eines Dichters zurückgebunden. Die Unterschiede sind demgegenüber systematisch sekundär und in dessen sich wandelnde Umwelt, in die Kontingenzen eines Dichterlebens eben, projiziert.

Aber es lässt sich auch anders argumentieren, nämlich wenn man die Möglichkeit von partieller Identität der Texte an den soziokulturellen Kontexten von Textproduktion festmacht. Dann sichert zum Beispiel die ungebrochene Nachfrage nach einer bestimmten Form von Dichtung die Ähnlichkeit überlieferter Texte (Joachim Heinzle, s. o.). Partielle Identität wird hier analog zur gerade beschriebenen Argumentation in eine immer gleiche Forderung des Publikums verlegt: Die Texte divergieren, weil vielleicht verschiedene Dichter ihr nachgekommen sind.

Soweit das erste der beiden konventionellen Deutungsmuster in seinen gebräuchlichen und in den Argumentationen oft verschränkten Spielarten. Unverkennbar bildet hier die Basis ein zweigliedriges Kommunikationsmodell, in dem Dichter (Sender) und Rezipienten (Empfänger) vermittelt Text (Botschaft) in Beziehung zueinander treten. Eine gänzlich andere Vorstellung, und das mag einen Mediävisten erst auf den zweiten Blick verwundern, liegt dagegen regelmäßig Erklärungen eines vergleichbaren Phänomens zugrunde. Ich meine damit die Ähnlichkeit von Versionen und Fassungen. Gerade aventiurehafte Dietrichepik ist ja dafür bekannt, dass ihre Geschichten in z. T. stark voneinander abweichenden Varianten vorliegen. Wo aber, was das Korpus literarischer Werke betrifft, in Zusammenhängen der Erklärung der Ähnlichkeit von Artefakten vor allem die partielle Identität der Texte im Mittelpunkt des Interesses steht, so im Bereich der Koexistenz von Fassungen und Versionen Fragen nach den Unterschieden. Wo es also in Kontexten der Relationierung von,

sagen wir, *Eckenlied* und *Rosengarten* normalerweise darum geht zu bestimmen, was die Texte miteinander verbindet, weil ihr *Nichtidentisch-Sein* evident ist, da dreht sich bei der Zusammenschau von Fassungen und Versionen alles um die Frage, was sie unterscheidet und warum das so ist. Die Voraussetzung von Werkidentität im Sinne unterstellter *Gleichursprünglichkeit* lässt hier nach der Herkunft von Divergenz fragen. Das fundierende Kommunikationsmodell weitet sich dementsprechend zu einer dreigliedrigen Struktur auf, wobei wiederum eine publikumsfixierte und eine autorfixierte Variante unterschieden werden können: Entweder hat ein Dichter so etwas wie Autorfassungen für verschiedene Adressatenkreise verfasst, es gibt ein ‚erstes und ein zweites Publikum‘, worauf Unterschiede in der Überlieferung zurückzuführen sind. Oder aber ein Bearbeiter im Sinne eines ‚zweiten Autors‘ – wie schwach oder stark auch immer man diese produktive Position besetzen möchte – ist für die Differenzen verantwortlich.¹⁷⁸

Die beiden Erklärungsmodelle in Betreff Fragen der Ähnlichkeit textueller Artefakte, so kann man zusammenfassend sagen, unterscheiden sich im Gegenstandsbereich, auf den sie Anwendung finden (Werke, Varianten) und davon abhängig in der Besetzung der explanatorischen Positionen von Prämisse und Schluss (Übereinstimmungen, Unterschiede). Die logischen Verbindungen zwischen beiden Positionen indes bleiben, und das habe ich eingangs des Abschnitts schon gesagt, systematisch auf die Voraussetzung eines Ursprungs bezogen, der die Identität des Werks sichert. Seine Integrität verleiht ihm die Dignität des Beginnens im *kompositorischen Akt*.

Relationierungen im Bereich möglicher Text-Text- oder Fassungsvergleiche bleiben damit notwendig immer schon an vorausgesetzte Ursprünge zurückgebunden. Dadurch sind sie, oft wohl unbemerkt, klassizisti-

¹⁷⁸ Vgl. Heinze: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 100. Zuletzt hat prominent Harald Haferland: *Mündlichkeit, Gedächtnis und Medialität. Heldendichtung im deutschen Mittelalter*, Göttingen 2004, als Variante des Modells das memorierende ‚Zersingen‘ eines Originals zur Erklärung von divergierender Überlieferung in der Heldendichtung vertreten. Die Teleologie von Verfallsgeschichten scheint im Bereich der germanistischen Mediävistik immer wieder gern und erfolgreich reproduziert werden zu können. Als Ausnahme von dieser Regel sei aber auf Joachim Bumkes Buch zu den vier Fassungen der *Nibelungenklage* verwiesen, der mit diachronen Prozessen der Textverfestigung und -schließung rechnet und diese am schriftsprachlichen Überlieferungsmaterial nachweisen kann. Zumindest die Rezension Peter Strohschneiders scheint darin einen Gewinn von Bumkes Modell für die Altgermanistik zu sehen. „Gerade weil dieses Modell von bezwingender Überzeugungskraft ist, sollte man sich allerdings bewußt halten, daß es die traditionellen textgeschichtlichen Selbstverständlichkeiten geradezu umkehrt. Nach ihnen wären ursprüngliche, authentisch fixierte Autortexte im Zuge ihrer handschriftlichen Überlieferung mehr oder weniger fortschreitend zersetzt worden“ (Peter Strohschneider: Rez. zu Joachim Bumke: *Die vier Fassungen der ‚Nibelungenklage‘*, in: *ZfdA* 127, 1998, S. 102-117, hier S. 113).

schen Vorstellungen von der Autonomie des Dichters, der Abgeschlossenheit des Werks und der Integrität von Schrift verbunden, die nicht erst seit gestern in dem Ruf stehen, anachronistische Beschreibungskategorien in ihrer Anwendung auf mittelalterliche Literatur zu sein. Man mag ja der Fremd- und Selbststilisierung des Klassikers zu einem Schöpfer in bestimmten soziokulturellen Kontexten eine bedeutsame kommunikative Funktion zuschreiben können: Für die Modellierung historischer Determiniertheit von mittelalterlichen Schrifttexten ist sie – zumindest in generalisierter Form – unbrauchbar.

In solchen Deutungsmustern haben sich Reste eines mythisierenden Denkens erhalten, das die Rückgebundenheit an eine klassizistische Genieästhetik kaum verbirgt. Die Identität des Textes wird gestiftet in einem ursprünglichen Akt einer *creatio ex nihilo* als der Setzung des Originals. Der Dichter schafft voraussetzungslos – oder schöpft doch nur aus sich –, was seine textuelle Verbindlichkeit dann der Gravität eines solchen setzenden Aktes verdankt. Das literarhistorische Muster bleibt noch dasselbe, wenn die Literaturwissenschaft den Autor als Schnittpunkt von Diskursen oder als ausführendes Organ eines Publikums imaginiert: wichtig ist der textkonstituierende, der *gründende* Akt. Die raumzeitliche Distanz zu einem solchen Akt oder die Distanz zwischen mehreren dieser Akte stiftet textuelle Differenz: Entweder, weil andere Dichter und ihre Werke für andere Ursprünge stehen, oder weil Texte irgendwann nicht mehr ‚beim Autor‘ sind, der die Verfügungsgewalt über sie verliert und sie so veränderbar *werden*.

Ich möchte demgegenüber ein Modell für die Relationierung einander ähnlicher Texte entfalten, das nicht auf unterschiedliche Formen und Grade der Distanz zu einem Ursprung rekurriert. Vielmehr soll ein Erklärungsansatz erprobt werden, der die Dialektik von Identität und Differenz im Textvergleich an das historisch variable Verhältnis von Rezeption und Text knüpft: Textuelle Artefakte auf den (dann neu miteinander zu vermittelnden) Ebenen der ‚Werke‘ und der ‚Varianten‘ unterscheiden sich nicht, weil sie mehr oder weniger weit vom Autor entfernt wären. Sie unterscheiden sich, weil sie andersartige Kommunikationsangebote darstellen.

Das historische Nebeneinander der Werke, wie es uns greifbar ist, wird zunächst in diesem Kapitel nicht als Repräsentation der Pluralität von Anfängen, sondern als Endpunkt einer Entwicklung aufgefasst. Das Korpus der Texte ist verstanden als eine Fixierung nach der Art historischer Momentaufnahmen, deren Bedingung die gemeinsame Eigenschaft des Schriftlich-überliefert-Seins darstellt: Die Koexistenz der Werke im Sinne einer Formiertheit ist ein Überlieferungsphänomen, keines der Komposition. Zugleich wird hier zu einer drängenden Frage, was norma-

lerweise klar ist: Warum ähneln die Werke aventiurehafter Dietrichepik eigentlich einander, also warum unterscheiden sie sich in bestimmten Bereichen, warum unterscheiden sie sich in anderen nicht? Letztlich kann das zu entwerfende Modell für die diachrone Existenz von Texten zeigen, wie sich innerhalb historischer Veränderungsprozesse herausbildet, was wir noch als klassizistisches Werkverständnis mit rezeptionslenkendem Potenzial kennen. Das soll in dieser Arbeit der scheinbar unausrottbaren *mythischen Ursprungsgeschichte* entgegengesetzt werden: die Erklärung seiner Genese und nicht etwa die Verifikation des literaturwissenschaftlichen Ursprungsgedankens am historischen Material.

Von dieser Position aus gesehen markiert divergierende Überlieferung, daran wird das letzte Kapitel dieser Arbeit anschließen, nicht ein völlig anderes Problemfeld, sondern erscheint auf der Ebene textueller Artefakte als strukturelles Analogon zur Koexistenz der Werke: Fokussiert man Ähnlichkeit, handelt es sich um denselben Sachverhalt. Zusätzlich lässt sich das Nebeneinander der Fassungen und Versionen eines Textes mit jenem diachronen Modell der Differenzierung in Zusammenhang bringen, das es im Folgenden zu skizzieren gilt. Motoren und Modi historischer Textentwicklung, so lässt sich zeigen, bleiben sich gleich. Offenbar ist der Prozess der Ausdifferenzierung noch wirksam, wenn die schriftsprachlichen Werke jenes Bild formieren, das für uns die Gattung abgibt.

Auch ein solches Modell des historischen Prozesses setzt freilich ein Beginnen, eben weil jede Geschichte einen Anfang braucht. Doch ist dieser Anfang ganz ausdrücklich keiner, der, wenn man so will, erzählten Zeit, sondern einer der Erzählzeit. Es bleiben hier angesiedelte Text-Text-Vergleiche nicht mehr auf den *einen* historischen Fixpunkt bezogen, den normalerweise der kompositorische Akt markiert. Veränderung und Wandel werden vielmehr greifbar in der Abfolge synchroner Schnitte bezüglich des Verhältnisses von epischer Welt und Welt der Rezeption im Text. Und das hat weitreichende Konsequenzen für die Schlüsse, die sich ziehen lassen: Nur in der Verwiesenheit solcher Schnitte aufeinander, bestimmt durch ihre Auswahl und zugleich relational, niemals dagegen absolut wie im Kontext des Ursprungsdenkens, wird in dieser Arbeit literarhistorische Entwicklung greifbar.

Alles, was dem Literaturwissenschaftler dafür im Übrigen zur Verfügung steht, sind *Schrifttexte*, die als Repräsentationen bestimmter, historisch determinierter Verhältnisse von Rezeption und epischer Welt aufzufassen sind: Sie sind diese Schnitte. Zu einer Einordnung der überlieferten Texte in eine Diskurstradition gehören allerdings auch eine *Vorschrifttext*- sowie eine *Vortextgeschichte*. Denn selbst wenn sich hier nichts am Material belegen lässt, so wird man doch vor allem im Kontext heldenepischen Erzählens kaum behaupten, dass vor dem Überlieferten nichts gewesen

sei. Lediglich eine vermeintlich abgesicherte Basis für die Argumentation gewinnt, wer unter konzeptionellen Gesichtspunkten an diese Stelle ein Vakuum setzt, wie es die ursprungsbestimmten Deutungsmuster immer wieder nahelegen. Hier gilt es, vielleicht auch einmal etwas zu wagen und sich dem unbegründeten wie erwartbaren Vorwurf der Spekulation auszusetzen – und sei es nur, um in Erinnerung zu rufen, dass es Beschreibungsmodelle für Text- und Korpusgenesen jenseits kompositorischer Akte gibt. Die Eliminierung des Autors ist im Bereich der Altgermanistik, und daran hat man zu Recht Kritik geübt, allzuoft nur eine Umetikettierung geblieben oder hat doch zumindest sichtbar Lücken zurückgelassen. Hier soll er als eine *Ursprungstatsache* nun einmal tatsächlich verschwinden. Wie sich eine Textgeschichte ohne Autor im Bereich der überlieferten schriftsprachlichen Artefakte weiterschreiben lässt, wird im letzten Kapitel dieser Arbeit zu zeigen sein. Erst von daher und über die Entfaltung explanatorischer Potenziale mag dem nun folgenden Entwurf ein gewisser Grad an Geltung zugestanden werden.

6.1 Das ‚mythische Gründungsereignis‘ heldenepischer Diskurstraditionen

Ich habe in den vorangehenden Abschnitten implizit und explizit ein *systematisches* Primat des konventionellen (oder wenn man so will: mythischen) Sujets vor dem konstitutiven Sujet aventiurehafter Dietrichepik vorausgesetzt.¹⁷⁹ Ich habe die singuläre Grenzüberschreitung gegenüber der kollektiven Grenzüberschreitung, wie sie die Norm der epischen Welt aventiurehafter Dietrichepik darstellt, als vorrangig aufgefasst; ich habe Letztere vor der Folie des heroischen Handelns entwickelt. Das damit gegebene, momentane Absehen von diachronen Zusammenhängen hatte seinen Grund in einer gewissen Vorsicht: Denn es lassen sich historische Vergleichshorizonte immer leicht so wählen, dass das Erzählen nach dem konventionellen Sujet gerade nicht altertümlich erscheint. Letztlich gibt es – davon überzeugt u. a. der Blick auf den Actionfilm – immer und zu allen Zeiten diese Art von Erzählen. Die Varianten des Sujets scheinen deshalb nicht ohne weiteres eine brauchbare, diachrone Skala zu formieren.

¹⁷⁹ Essentiell für das Folgende ist Jurij M. Lotman: Die Entstehung des Sujets. Meine Konzeptualisierungen können letztlich als Übersetzungen des in diesem Aufsatz entfalteten Modells verstanden werden. Die Basistransformation ergibt sich dabei aus der Wahl eines veränderten Bezugsrahmens: Während Lotman die Entstehung des Sujets von der mythischen Weltsicht als einer kulturhistorischen Determinante her entwickelt, so wähle ich als Ausgangspunkt eine Situation elementarer Kommunikation als Ort fehlender Distanz. *Mythos* wird in einer solchen konzeptionellen Verschiebung quasi insular perspektiviert; er fällt zusammen mit der Unmittelbarkeit des räumlich und zeitlich Gegenwärtigen in Interaktionssituationen.

Zumindest wären hier geeignete Rahmenbedingungen zu formulieren; eine der wichtigsten ist die Eingrenzung eines Textkorpus. Die Wahl fällt nicht nur nach Vorgabe durch das Thema der Arbeit auf einen bestimmten Bereich heldenepischen Erzählens. Denn wenn auch die Überlieferung im deutschsprachigen Raum insgesamt kaum tragfähige Schlüsse zulässt, so mag sie doch immerhin als Orientierungspunkt für ein diachrones Modell taugen. Wenn im *Hildebrandslied* der Konflikt als einer der Kollektive *untar heriun tuem* inszeniert ist, so stehen doch einzelne Helden einander als Kontrahenten gegenüber: Die Kollektive markieren den Ort der Grenze, doch geraten lediglich die beiden (einander verwandten!) Heroen in den Blick. Im *Nibelungenlied* gibt es dagegen für die Siegfried-Figur, das habe ich weiter oben bereits diskutiert, das eine wie das andere: Die Fahrt nach Art der Recken und die unbedingte Integration in den Kollektivkörper kennzeichnen die Jugend des Helden gleichermaßen. In aventiurehafte Dietrichepik wiederum ist die Norm der kollektiven Transgression dann durchgesetzt; die singuläre, heroische Grenzüberschreitung ist nicht mehr wie im *Nibelungenlied* lediglich sprachlich distanziert, sondern axiologisch negativ besetzt.

Will man das systematische Primat, wie es diese Arbeit entwirft, für den Bereich der deutschsprachigen heldenepischen Diskurstradition auch als ein *historisches* konzeptualisieren, dann hat man damit zusammenhängende Phänomene ins Auge zu fassen. Zunächst: Im Vergleich zu den Verhältnissen beim konventionellen Sujet stellt die kollektive Grenzüberschreitung eine relative Erhöhung des Grades textueller, semantischer Komplexität dar.¹⁸⁰ Aus der einfachen Kontrastierung eines Bereichs des axiologisch Positiven mit einem des axiologisch Negativen und einer beweglichen Figur, für die ein damit verbundener Normenkontrast nicht handlungsleitend ist, wird eine Welt, in der es graduelle Abstufungen in

¹⁸⁰ Im Bereich der germanistischen Mediävistik haben, was semantische Komplexität und ihre Genese in Schemaliteratur betrifft, zwei Modelle eine gewisse Aufmerksamkeit erfahren. Ich meine damit zum einen Joachim Heinzles Vorstellung, die Texte aventiurehafter Dietrichepik seien ihrem Erzählmodell nach auf die Symbolstruktur des klassischen Artusromans hin durchsichtig und in dieser Durchsichtigkeit besäßen sie das Potenzial, Differenz-erfahrungen als Kritik an höfischer Ideologie zu generieren. Das andere Modell stammt von Christian Schmid-Cadalbert, der versucht hat, die semantische Komplexität des *Ortnit* vor der starren Folie des Brautwerbungsschemas zu beschreiben. Sinnstiftung bei Heinzle wie bei Schmid-Cadalbert setzt Verwiesenheiten voraus, einmal zwischen dem Text und der Symbolstruktur des Artusromans, das andere Mal zwischen dem Text und jenem stereotypen Ereignis- und Handlungsmuster, das bei Schmid-Cadalbert das Brautwerbungsschema darstellt. Das in dieser Arbeit vorgeschlagene Modell versucht dagegen, semantische Komplexität als Diversifizierung von Verweisungszusammenhängen im Text und nicht vor der Folie eines diesem äußerlichen Hintergrundes zu plausibilisieren.

den Wertehierarchien gibt.¹⁸¹ Der Sachverhalt, dass mehr als eine Figur die Grenze überschreitet, führt zur Diversifizierung von Sinn, weil die kollektive Transgression die Relevanz der Sujetgrenze für die Sinnstiftung ein Stück weit herabsetzt: Wenn alle die Grenze zu überqueren vermögen, dann kann dieses Unterscheidungskriterium für die Gruppe der axiologisch Positiven nicht mehr allein bedeutsam sein. Und das heißt auch, dass die Welt des Chaos nicht länger eine vollständiger Negation darstellt.

Sodann: Mit solchen Veränderungen werden die mnemotechnischen Vermögen der Struktur herabgesetzt. Das konventionelle Sujet ermöglicht relativ einfach die wiederholende Aktualisierung jener textuellen Sinnstiftungspotenziale, die in der Semantisierung des Raums einer epischen Welt angelegt sind. Es ist dabei in diachroner Sicht Speicher eines Werte- und Normensystems wie in synchroner Sicht seine Vermittlungsform.

Von diesen als Spur noch letztlich in der schriftsprachlichen Überlieferung sichtbaren Differenzierungen kann man dann in Verkehrung der Blickrichtung die Eigenschaften von Texten im nicht- und vorschriftsprachlichen Bereich extrapolieren: Ganz intuitiv wird man das konventionelle Sujet zunächst dem Bereich der Mündlichkeit und ihren Praktiken gemeinschaftlicher Identitätsstiftung zuordnen. Denn unter den Bedingungen einer weitgehenden Absenz von Schrift als Speichermedium hat man mit einem erhöhten Bedarf an Mechanismen zur Ermöglichung von Reproduzierbarkeit zu rechnen, den die Texte des einfachen Modells zu befriedigen imstande sein sollten. Zugleich gibt es unter der Voraussetzung geringer Institutionalisierung von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation einen gesteigerten Bedarf an Orientierung. Situieren man die Aktualisierung des konventionellen Sujets in einer Interaktionssituation, dann kann es dort die Unterscheidung eines Raumes des Jetzt und Hier von seiner Umwelt erfahrbar machen: Das Sujet generalisiert letztlich

¹⁸¹ Das konventionelle oder mythische Sujet *ist* die Übersetzung einer semantischen Differenz in den Raum einer epischen Welt. Triangulär organisierte Basiskonfigurationen stellen demgegenüber Komplexisierungen dar, weil sie axiologische Eindeutigkeit aufzulösen vermögen. Und solche Konfigurationen behalten diese Fähigkeit (als Potenziale von Texten) selbst für den Fall vereindeutigender Oberflächensemantiken; vgl. dieses Argument bereits bei Strohschneider: *Opfergewalt*, S. 19. Auch wenn die Erzählerstimme eines Textes eindeutige Zuordnungen vornimmt, was die Bewertung des Figurenhandelns betrifft oder wenn man mit konventionalisierten Figurensemantiken (Kriemhild) rechnen kann: Immer bleibt doch die Fixierung triangulärer Verhältnisse in der Reduktion auf einzelne Dyaden zunächst eine Behauptung (oder eben ein Vorurteil), die (oder das) die Erfahrung des Textes gerade unterlaufen kann. Die Komplexisierung von Sinn, die durch eine solche narrative Verweisstruktur möglich ist, kann deshalb jene Deutungsangebote von Texten übersteigen, die letztlich auf die Oberflächensemantik eines binären Kodes hinauslaufen. Die Diversifizierung von Verweisungsmöglichkeiten, die in der narrativen Struktur angelegt ist, besitzt eine Dynamik, die sich dann der Feststellung eines auslegenden binären Kodes widersetzen mag.

diese Differenz im und als Text. Und dies vor allem auch dadurch, dass es identifikatorische Potenziale bereithält, die eindeutig und wenig distanziert einem bestimmten Raum zugeordnet sind: Man stelle sich relativ kleinformatige und lokal gebundene Kommunikationsgemeinschaften vor, die sich in der Rezeption solcher Geschichten momentan ihrer Identität versichern.¹⁸²

Es gibt Texte vor der und jenseits von Schrift; das ist sicherlich trivial. Unnötig auch darauf hinzuweisen, dass wir keinen Zugriff auf solche Texte haben. Und trotzdem darf man weiterfragen: Was war vor den Texten, aus dem sie im Sinne einer historischen Entwicklung entstanden sind? Was soll man als ‚Ereignis der Gründung‘ der Diskurstradition ansprechen, von dem ausgehend dann eine Entwicklung beschrieben werden kann, die prospektiv zugleich durch die sukzessive Steigerung von semantischer Komplexisierung wie durch den Verlust der Fähigkeit, Speicher zu sein, bestimmt ist? Wie soll diese Geschichte beginnen?

Befragt man zunächst die Texte hinsichtlich eines solchen Ursprungs, dann ist die Antwort eindeutig: Das Sujet strukturiert Geschichten, die berichten, wie der Held sich von seiner Gemeinschaft entfernt, wiederkehrt und wie er sie dadurch rettet. Die Verbindlichkeit einer solchen Geschichte ergibt sich aus der expliziten oder impliziten Behauptung, dass dieses Ereignis als Gründung bzw. Neugründung von Gesellschaft und Sozialität zu verstehen sei. Und diese Geltung des Ereignisses wiederum schlägt sich – jedenfalls in unseren späten Schrifttexten – in der Form von Wahrheitsbehauptungen bezüglich des Erzählgegenstandes nieder: Die primäre Form der Geltungsbehauptung heldenepischer Texte besteht darin, sich als *Vorzeitkunde* in Szene zu setzen.¹⁸³ Den Ursprung der Diskurstradition bilden, so die Texte, die Transgressionen des Helden – ihre Relevanz leitet sich aus der Fähigkeit zur Erinnerung dieses Ereignisses ab.

Aber natürlich sind solche Behauptungen zu jenem literarhistorischen Moment, für den sie uns zugänglich sind, längst auch Rationalisierungen eines In-Geltung-Seins: Sie sind auch Ausdruck der Selbstausslegung von historischen Kommunikationsgemeinschaften. Wenn sich Gemeinschaft

¹⁸² Während Lotman die Wirkungsmächtigkeit normenversichernder Texte auf der Ebene einer Kultur ansiedelt – er denkt dabei offenbar vor allem an kanonische, religiöse Texte – so begrenzt diese Arbeit eine dementsprechende Reichweite zunächst auf die einzelne Kommunikationssituation. Die Ermöglichung von Selbstvergewisserung bleibt auf den Kreis der Anwesenden innerhalb einer Situation beschränkt.

¹⁸³ Vgl. zum Wahrheitsanspruch von Heldendichtung und seiner lediglich historisch möglichen Bestreitbarkeit zuletzt Jan-Dirk Müller: Literarische und andere Spiele. Zum Fiktionalitätsproblem in vormoderner Literatur, in: *Poetica* 36 / 3-4, 2004, S. 281-311, ebd. S. 286f. Wie an der Prologstrophe des *Eckenlieds E₂* zu sehen war, kann eine solche Behauptung am historischen Ort unserer Texte selbst bereits den Status einer Erzählgebärde haben.

in Zusammenhängen der Vermittlung der heroischen Tat immer wieder neu konstituieren kann, dann, weil in Akten poetischer Kommunikation, an denen entsprechende Texte teilhaben, basale Normen des Sozialen stabilisierend erfahrbar werden. Das müssen nicht notwendig überkommene sein: Die naheliegende Form der Rationalisierung einer den Texten in der Normenstabilisierung zuwachsenden Geltung aber bildet für *traditionale Gesellschaften* der Rekurs auf das Altherwürdige. Die Relevanz der Texte, so die unter diesen Bedingungen plausibelste Selbstbeschreibung, gründet in ihrer Rückgebundenheit an ein mythisches Ursprungsereignis.

In gewisser Weise ist das Erzählen von den Helden der Vergangenheit damit dann *Arbeit am Mythos*: Es ist Verfügbarmachung, wenn auch nicht von der Art, wie man sich das vielleicht in Bezug auf Heldenepik vorzustellen gewohnt ist. Hier wird nicht primär ein historisches Ereignis erinnert und vielleicht in seiner Bedeutung reflektiert. Vielmehr bietet die Vergangenheit im Erzählen von ihr die Möglichkeit zur Distanzierung geltender Normen und Werte. Textuelle Begründungszusammenhänge der Rückbindung von Geltung an das faktische Ereignis der ‚Heldentat‘ darf man getrost unter dem Stichwort ‚konventionalisierte Legitimierungssmantik‘ verbuchen.

Damit behaupte ich nicht, dass heldenepische Texte keine ‚objektive‘ Referenz im historischen Geschehen haben könnten.¹⁸⁴ Ich will an dieser Stelle lediglich darauf hinweisen, dass eine auf historische Faktizität rekurrierende Erklärung die Frage, wie Texte für historische Kommunikationsgemeinschaften Geltung erlangen konnten, nicht einmal dann adäquat zu fassen bekommen muss, wenn solche Gemeinschaften Faktizität und Wahrheit als relevant herausstellen. Traditionale Gesellschaften erklären Geltung nun einmal im Rekurs auf das Vergangene; das Gute ist immer etwas Altes.¹⁸⁵ Diese Arbeit rechnet in gewisser Weise mit der Möglichkeit des historischen Verkennens der Ursachen für den kommunikativen Erfolg der Texte, und das heißt mit dem Fehlen des Verfügens über solche Ursachen.¹⁸⁶ Sie leitet davon die Möglichkeit ab, dass die aktuelle literar-

¹⁸⁴ Allgemein versteht man unter Heldendichtung „poetisch geformte Erzählüberlieferung von Ereignissen aus der kriegerisch bewegten heroischen Frühzeit einer Gemeinschaft, dem „heroic age“ (Chadwick). [...] H[eldendichtung] erzählt von den außergewöhnlichen Taten des Helden, die meist von historischer Bedeutung für die Gemeinschaft sind“, Elisabeth Lienert: Heldendichtung, in: Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Germanistik, hrsg. v. Horst Brunner und Rainer Moritz, Berlin 2006, S. 156-159, hier S. 156.

¹⁸⁵ Vgl. zu genealogischen Transfers von Geltung Beate Kellner: Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter, München 2004.

¹⁸⁶ Dabei unterschätzt die These keinesfalls das historische Reflexionsvermögen an sich. Sie rechnet hingegen mit der Möglichkeit, dass das Verhältnis von Verfügbarem und Unverfügbarem dem historischen Wandel unterworfen ist, rechnet damit, dass wir in gewissen

historische Modellbildung fehlgeht, wenn sie die Texte hier beim Wort nimmt.

Doch zurück zur Frage nach dem Davor des Textes und der Gründung der Tradition: Was wäre hier eine akzeptable Größe? Nach dem zuletzt Gesagten darf man zunächst ausschließen, dass eine ‚heroische Tat‘ diese Position besetzen wird. Auf der Ebene der Fakten gibt es nichts (oder eben alles), das vor dem Text liegt, weil die Relevanz des Ereignisses allererst aus der Zuschreibung der Gratifikationsleistungen resultiert. Erst seine kommunikative Vermittlung schafft das *herausragende* Ereignis. Die Möglichkeit des Distanzgewinns, die Möglichkeit des Erfahrens des Eigenen im anderen nimmt in traditionellen Gesellschaften die Form des *Erinnerns* an: Zeitliche Tiefe ist hier der bevorzugte Ausdruck für Distanz überhaupt. Das darf nicht mit den Ansprüchen einer bürgerlichen Geschichtsschreibung zusammengebracht werden, die sich Erhellung und Entbergung des Vergangenen auf ihre Fahnen geschrieben hat.

Eine ursprüngliche Geltung, die der heroischen Tat aus sich heraus anhaftete, kann man, wie gesagt, kaum voraussetzen. ‚Primär‘ (im Sinne eines Vor-dem-Text) für solche Zusammenhänge wären dann kommunikative Handlungen, denen das Kriterium wiederholter Aktualisierbarkeit fehlt. Was man vor den Text zu setzen hat, ist eine Form von Rede, die noch nicht situationsabstrakt ist in dem Sinne, dass sie durch „sprechsituationsüberdauernde Stabilität“ (Konrad Ehlich) gekennzeichnet ist. Ein Aspekt von Situationskopplung ist für die an dieser Stelle der Arbeit auf Diachronie fixierte Argumentation dabei besonders wichtig: Wenn heute literarische Texte vor allem in *asymmetrisch* organisierten Redezusammenhängen aktualisiert werden – wenn ich lese, ‚spricht‘ das Buch, aber ich kann ihm weder antworten noch nachfragen –, so mag man für die infrage stehende, historische Sprechsituation vor allem mit *symmetrischer* Strukturierung rechnen. Einer klaren Trennung zwischen der Rolle des Senders und der des Empfängers auf der einen steht auf der anderen Seite die Bezogenheit von verbalen Akten in der Form von Konversation und Gespräch gegenüber.

Eine solche Situation *elementarer Kommunikation*¹⁸⁷ mag man als ‚mythisches Ereignis‘¹⁸⁸ einer Diskurstradition bezeichnen, weil in ihr

Bereichen *aufgeklärter* sind als mittelalterliche Rezipienten, in anderen Bereichen zugleich Wissen für uns verloren gegangen ist. Weil das Verhältnis von Mythischem und Rationalem dem historischen Wandel unterworfen ist, weil die Arbeit am Mythos immer schon getan ist, weil es historische Umbesetzungen im Verhältnis von Mythos und Logos gibt, lässt sich keine Teleologie eines sukzessiven Verfügbarwerdens vertreten.

¹⁸⁷ Für eine Situation elementarer Kommunikation im Sinne dieser Arbeit stellt die verbale Äußerung eine neben mehreren interpersonellen Mediatoren dar. Wie diese ihrer Wertigkeit nach zu hierarchisieren wären, wird hier nicht diskutiert. Das Augenmerk gilt allein den Redeanteilen.

noch nicht jene spezifische Form der Distanzierung zweier kommunikativer Ordnungen angelegt ist, wie sie in unterschiedlich starker Ausprägung erzählende Texte immer kennzeichnet: Sprechen und Hören sind hier, wenn man so will, noch nicht stabil geteilt. Eine solche Sprechsituation bringt keinen Text hervor, weil Zusammenhang und Bezogenheit der einzelnen verbalen Akte *nicht vorhersehbar* sind oder einem übergeordneten Plan folgen. Was insgesamt gesprochen wird, lässt sich (anders als im Falle von Texten) auch nicht wiederholen, weil der Horizont im Verlauf solchen Handelns immer wieder neu offen ist und nur von Fall zu Fall geschlossen werden kann im Rekurs auf die jeweiligen aktuellen Rahmenbedingungen.

Doch auch wenn eine Situation elementarer Kommunikation noch keine Trennung im obigen Sinne kennt, wird natürlich auch durch eine solche Situation differenziert: *Konversationale Verständigung* schließt Gemeinschaften zusammen und sie schließt damit zugleich immer etwas zeitlich und / oder räumlich Unterschiedenes aus. Eine damit verbundene Grenzziehung greift noch nicht auf einen Text zurück, sondern liegt ihm zuvor. Es gibt in einer solchen Situation keinen Innenraum des Sujets, der unterschieden wäre von den Zusammenhängen der aktuellen kommunikativen Verständigung. Die Grenze des zukünftig narrativen Textes liegt hier noch *in* der Welt der Kommunikation.

Soweit zur Frage nach den Anfängen jener Texte, über die wir verfügen. Es mag im Übrigen bis hierher der Eindruck entstanden sein, als sei für die Konzeption textueller Diachronie in dieser Arbeit unwichtig, um welche Thematik herum sich primäre konversationale Verständigung organisiert, welche Probleme verhandelt werden. Und das ist tatsächlich keine ganz falsche Wahrnehmung: Letztlich ist konversationale Verständigung im Sinne dieser Arbeit ein ‚Allerweltsphänomen‘ mit großer thematischer Bandbreite. Doch zumindest zwei Eigenschaften lassen sich an die-

¹⁸⁸ Alle Distanzierungen, von denen ich in dieser Arbeit spreche, sind im Sinne einer immer schon getanen Arbeit am Mythos Arbeit im Bereich jener Distanznahme, den das Erzählen selbst absteckt. Schon die erste Benennung in der Welt macht vordem Mythisches verfügbar, indem sie die Welt verdoppelt. Vgl. Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a. M. 1990: „Es ist ein einzigartiges Paradigma der ›Arbeit am Mythos‹, die begonnen haben mag mit dem Apotropaion der Namensgebung. Franz Rosenberg hat vom *Einbrechen des Namens in das Chaos des Unbenannten* gesprochen. Doch macht das Wort ›Chaos‹ vielleicht allzu sehr mit, was aus Mythen und Kosmogonien vertraut ist, als wären diese Fossilien der Menschheitsgeschichte. Wie spät auch immer schon sein mag, was wir durch die überlieferten Namen zu fassen bekommen, es ist ein Stück zu Gestalt und Gesicht bringender Bewältigung eines uns entzogenen Zuvor. Was geschaffen wird, läßt sich ›Appellationsfähigkeit‹ nennen. [...] Jede Geschichte macht der blanken Macht [des Absolutismus der Wirklichkeit, K.M.] eine Achillesferse. Sogar die ›Welt‹ hat ihren Schöpfer, kaum daß sein Dogma vollendet war, der Rechtfertigung dafür bedürftig gemacht, daß sein Werk eine Geschichte bekam“ (ebd. S. 22).

ser Stelle bereits einem Redegegenstand zuschreiben, für den Fall, dass der den Anfang einer Texttradition markieren soll. Zum einen muss das kommunikative Handeln Gratifikationsleistungen erbringen, derer wegen man dem Redegegenstand Relevanz beimessen kann. Hier wäre an gemeinschaftsstiftende Potenziale zu denken, die von der Art sind, dass sie sich mit Namen und Wirken eines Helden verbinden lassen. Zum anderen muss, was Inhalt kommunikativer Verständigung ist, den Keim der Reproduzierbarkeit von Rede bereits in sich tragen.¹⁸⁹ Man mag über vieles sich verständigen können, doch nur das wenigste davon mit Effekten verbinden, die Wiederholung wünschenswert erscheinen lassen. Und selbst wenn eine solche Wiederholung wünschenswert ist: Unter konversationalen Rahmenbedingungen erscheint es geradezu unwahrscheinlich, dass sie gelingt. Aus einer Situation elementarer Kommunikation, die den Anfang einer Diskurstradition als Erzähltradition markiert, muss sich, obwohl sich in ihr der Zusammenhang der verbalen Akte per definitionem planlos herstellt, eine Ordnung ergeben, die auf die eine oder andere Weise das Sujet präfiguriert.

6.2 Eine Geschichte der Normenvermittlung in drei Etappen

Die Möglichkeit einer dauerhaften Diskurstradition hatte ich zuletzt u. a. an ihre Fähigkeit geknüpft, wiederholt Gratifikationsleistungen zu erbringen. Es ging dabei in Zusammenhängen der Veränderungen des sprachlichen Mediums vor allem um seine Speicherfähigkeit über die Grenzen von Situationen hinaus. Doch ist das natürlich nur die halbe Antwort. Mit dem Wandel des sprachlichen Speichers verändert sich auch die Art und

¹⁸⁹ Damit sind die beiden wichtigsten Selektionskriterien aufgerufen, die darüber entscheiden, ob wir über einen Text verfügen können oder nicht, eben wenn er die Schriftsprachlichkeit erreicht oder nicht. Auf jeder Stufe einer Diskurstradition muss die Rede Gratifikationsleistungen erbringen, die Wiederholung wünschenswert erscheinen lässt und es muss zugleich die Möglichkeit zur Wiederholung geben. Dass Diskurstraditionen immer auch abbrechen konnten, hat dazu geführt, dass wir nicht von allen jemals erzählten ‚Heldentaten‘ wissen. Das meiste von dem, was diesbezüglich kommuniziert worden ist, hat es wohl nicht einmal auf die Stufe des Textes geschafft. Anderen Diskurstraditionen mag die Fähigkeit gefehlt haben, sich veränderten Bedürfnissen der sozialen Wirklichkeit anzupassen. Von dem, was wir zur Verfügung haben, kann man *retrospektiv* dann annehmen, dass es ein Ergebnis von Selektionsprozessen ist. Das heißt aber nicht, dass sich die Wege dieser Diskurstraditionen *prospektiv* schon immer als Erfolgsgeschichten abzeichnen. Erst vom schriftsprachlichen Ende einer Diskurstradition her kommt bestimmten Heldentaten ein Sonderstatus zu, den sie am Ort erster Vermittlung nicht besessen haben können. Dieser erste Ort wäre systematisch innerhalb einer literarhistorischen Situation zu verorten, die durch das Nebeneinander einer großen Menge relativ gleichrangiger kommunikativer Vermittlungen von Heldentaten charakterisiert ist.

Weise, wie in Rede Normen vermittelbar sind. Als Entwicklung eines Kommunikationsmediums – und jetzt ausgehend von einer konversational bestimmten Situation elementarer Kommunikation – werde ich das im Folgenden darstellen: Wenn relevante Gratifikationsleistungen der Heldendichtung vor allem im Bereich der Erfahrbarmachung von fundierenden gesellschaftlichen Normen aufzusuchen sind, dann kann die Geschichte einer Diskurstradition auch als Geschichte der Formen ihrer Vermittlung verstanden werden. Zugleich verändern sich dabei, das ist nur die andere Seite der Medaille, die Normen selbst. Die Evolution sprachlichen Handelns innerhalb der Diskurstradition ist in nichttrivialer Art und Weise an den Wandel der sozialen Welt zurückgebunden.

Wie aber hat man sich einen solchen Zusammenhang vorzustellen? Ich biete im Folgenden ein illustrierendes Modell an, das den Prozess von Textwerdung und -veränderung als ein *sukzessives Vertexten von Welt* beschreibt. Die Diskurstradition steht dabei für eine Geschichte der fortwährenden Arbeit am Mythos. Der zu explizierende Dreischritt¹⁹⁰ fungiert dabei in diesem Kapitel, wie gesagt, als diachrones Erklärungsmodell für die synchrone Einheit aventiurehafter Dietrichepik in der narrativen Struktur ihres konstitutiven Sujets.

Anlässlich der ersten, noch konversational bestimmten Vermittlung der heroischen Tat nimmt diese die folgende Form an:¹⁹¹ Der Held ging weg von *uns*, von *hier*, von dir und mir, er machte *dort* das und das und er kehrte *hierher* zu uns zurück: Diesem Fortgang und der Rückkehr des Helden verdanken *wir* die aktuelle Prosperität unseres Gemeinwesens. Ein solcher sprachlich erzeugter Zusammenhang stellt im Sinne einer einfachen Typologie den Moment ersten Verfügbarwerdens mythischer Welt dar: Erzeugt wird einerseits im Verbalisieren überhaupt das Ereignis als Grenzüberschreitung. Das Reden der heroischen Tat verdoppelt andererseits die soziale Welt einer Kommunikationsgemeinschaft: Es macht die eigene Welt in der Bezugsetzung zu einem räumlich anderen verfügbar, wobei noch maximale Situationsgebundenheit in der Rückkopplung der Rede an ein deiktisches Feld (*wir, jetzt, hier*) vorliegt. Worauf man sich im Sprechen verständigt, bleibt bezogen auf eine bestimmte Situation.

¹⁹⁰ Natürlich können zu einem bestimmten historischen Moment nebeneinander alle Formen der entworfenen Typologie, die ich hier aufeinander folgen lasse, anzutreffen sein. Linearität und Abfolgelogik der erzählten Geschichte ergeben sich aus der Form der gewählten Darstellung; ihr Ergebnismoment fällt mit dem schriftsprachlichen Überliefert-Sein zusammen. Und natürlich ergäbe sich eine andere Geschichte, setzte man bspw. die Texte der historischen Dietrichepik ans Ende einer heldenepischen Diskurstradition.

¹⁹¹ Wie gesagt: Es spielt keine Rolle, ob eine solches Ereignis stattgefunden hat oder ob das Erzählen davon sich jenseits von Faktentreue bewegt. Worauf es ankommt, ist die Geltung von Erzählen und Erzähltem, die den Rekurs auf Faktizität ja nicht selten verschmerzen kann.

Diese erste Verständigung verbalisiert die (Neu-)Gründung des Gemeinwesens und sie markiert dabei eine Grenze in der Welt der Kommunikation. Das Gespräch verleiht zugleich dem Geltung, wodurch dieser eine, besondere Held mit seinem Kollektiv verbunden ist, wodurch er zu einem Teil von ihm wird. Legitimiert wird ein bestimmter Zusammenhang von Individuum und Gemeinschaft als Form sozialer Ordnung. Das generalisierende Vermögen dieser ersten Stufe bündelt dabei die modalen Werte der Gemeinschaft im Helden als dem Heilsbringer. Das ist die erste relevante Differenzierung im Bereich sozialer Normen und Werte: Die Totalität einer unverfügbaren und in diesem Sinne mythischen Welt ist aufgebrochen, wenn sich die Lichtgestalt des Helden gegen das passive Ausgeliefertsein auflehnt, in dem *wir*, seine Gefolgschaft, noch befangen sind. Darin liegt die Exorbitanz seiner Tat: dass er etwas gegen das Geltende unternimmt, dass er sich der Unterwerfung durch das Gesetz der Welt entzieht, eben dass er die Grenze überschreitet, die wir nicht überschreiten (können).

Der zweite Schritt innerhalb einer so möglich werdenden Erzähltradition verlegt jene topologische Unterscheidung, die zuvor die Welt der Kommunikation mit einer Differenz versah, in die Rede selbst. Der Unterschied zwischen Hier und Dort wird jetzt *erzählt* und zwar so, dass nun auch von der Gefolgschaft¹⁹² des Helden gesprochen wird.¹⁹³ Die topologische Differenzierung diffundiert aus der Welt des Redens hinein in die

¹⁹² Vgl. Lotman: Die Entstehung des Sujets: „Die erste und spürbarste Folge einer solchen Übersetzung war der Verlust des Isomorphismus der Textebenen, als dessen Folge wiederum die Figuren verschiedener Schichten nicht mehr als verschiedene Namen einer einzigen Person empfunden wurden und in eine Vielzahl von Figuren zerfielen. Es entstand die Figurenvielzahl der Texte, die in den ursprünglich mythologischen Texten prinzipiell nicht möglich war“ (ebd. S. 179).

Vertextung von Welt oder der Eintritt von Kontext in den Text meint hier freilich nicht Abbild oder realistische Schilderung von Lebensumständen. Als ein Verfügbarwerden in der Vertextung existieren jene Sachverhalte, von denen ich sage, sie ‚wanderten‘ aus der Welt poetischer Kommunikation in den Text, für die Kommunikationsgemeinschaft vor ihrem Auftreten im Text nicht. Es handelt sich um Distanzierung als Arbeit am Mythos, wenn die Bedingungen der Möglichkeiten zur Textschließung Text werden.

¹⁹³ Sieht man sich die Texte aventiurehafter Dietrichepik an, so kann man systematisch zwei Formen von Gefolgschaft unterscheiden. Da gibt es zum einen die hierarchisch untergeordneten Figuren, so etwa die Dienstmannen Dietrichs, und es gibt zum anderen die horizontal nebengeordneten Figuren wie Dietleib, König Îmiân usw., die sich dem Berner anschließen. Wird mit der Einführung hierarchisch untergeordneter Figuren das Verhältnis im vasallitischen Herrschaftsverband diskutabel, so lässt sich in der Attributierung anderer Adliger das Verhältnis einzelner Segmente des Sozialen zueinander vertexten. Bezogen auf die These von der *Textwerdung von Kontext* ist die Gefolgschaft Dietrichs als den Teilnehmern einer ersten Vermittlung der heroischen Tat selbst differenziert in solche, die dem Berner nebenrangig und solche die hierarchisch unter ihm stehend sind. Man mag daraus schließen, dass die Texte auch in Kontexten der Herrschaftsrepräsentation Gratifikationen bereithalten konnten.

Rede, wenn auch von jenen, für die der Held die Tat im räumlichen Außen vollbringt, berichtet wird. Berichtet wird nun, dass der Held seine Gemeinschaft verließ (die aber die unsere ist) und dass er an einem bestimmten Ort das und das tat, an einem Ort, der bezüglich der textinternen Gemeinschaft (also letztlich in Bezug auf uns) ein Außen darstellt. Mit seiner Rückkehr kam die Prosperität in das Gemeinwesen.

Auf dieser zweiten Stufe der Diskurstradition ist dann allererst entstanden, was man einen narrativen Text nennen kann. Das Sujet löst die strikte Gebundenheit der Kommunikation an ein deiktisches Feld, indem es die präsente Welt des *Hier* und *Jetzt* in die raumzeitlichen Koordinaten der Geschichte einfließen lässt. Wenn jetzt von Weggang und Rückkehr des Helden die Rede ist, dann wird eine sekundäre Identifikationsleistung von dessen Gefolgschaft eingefordert. Oder anders: Weil es jetzt textintern eine Gefolgschaft gibt, die nie völlig identisch mit einer textexternen Kommunikationsgemeinschaft und ihrer raumzeitlichen Determination sein kann, entsteht überhaupt so etwas wie eine *Rezeptionsebene*.¹⁹⁴ Ein Text im Sinne der Heldenepik ist der Bericht von den Transgressionen des Helden zuerst, wenn er die zentrale topologische Unterscheidung und die in ihr kodierte semantische Opposition verbalisiert und nicht nur eine ihrer Seiten markiert.¹⁹⁵

Damit ändert sich ein Zweites. Nicht nur kann der Bericht von der Heldentat als Text jetzt dazu dienen, wiederholt und relativ unabhängig von situationalen Determinanten Aktualisierungen zu ermöglichen und so

¹⁹⁴ Eine andere Möglichkeit des Distanzgewinns soll hier nicht außer Acht gelassen werden. Ein kommentierender Erzähler oder eine Autorfigur als interne Instanz des Erzählens kann Rede genauso zu einem Text werden lassen, wie die interne Gefolgschaft des Helden. Wenn das Sujet eine *Vermittlungsform* zwischen Ego und Alter für unterschiedliche Kommunikationsgemeinschaften darstellt, so vermag diese Funktion auch ein textinterner Erzähler zu übernehmen: Auch eine solche Figur vermittelt relativ situationsabstrakt zwischen dem Eigenen der Rezeption und dem anderen des Erzählgegenstandes. Während das Sujet *im Text* die Vermittlung in der räumlichen Ordnung der epischen Welt leistet, so der Erzähler *im Text* in der Vermittlung zwischen epischer Welt und Welt der Rezeption. Dabei ist diese Figur unschwer als Internalisierung eines ‚ersten Erzählers‘ der Heldentat zu identifizieren. Textwerdung ist Gewinn von Situationsabstraktheit und sie kann sich ausgehend vom Primat konversationaler Kommunikation unter Anwesenden mit labiler Differenzierung zwischen Sender und Empfänger darin niederschlagen, dass ein asymmetrisches dialogisches Verhältnis entsteht, bei dem Sender *oder* Empfänger mehr oder weniger stark von situationaler Gebundenheit suspendiert werden. Heldenepische Erzähltraditionen sind dann gerade dadurch gekennzeichnet, dass der *primäre* Modus ihrer Textwerdung die Inklusion des Adressaten von Rede darstellt, während sie die Artikulationsinstanz in der Welt der Kommunikation belassen. Im weitesten Sinne ist romanhaftes Erzählen demgegenüber solches, bei dem eine Stimme des Textes zu einer Gemeinschaft spricht.

¹⁹⁵ Diese Distanzierung kann sich auch als ein Erzählen von mehr oder weniger Vergangenem generieren, im Bereich der Topologie als eines von mehr oder weniger exotischen Orten, im Bereich der Figuren als eines von mehr oder weniger andersartigen Kommunikationsgemeinschaften.

in einem eingeschränkten Sinne breitenwirksam werden. Nein: Jeder, der eine solche Identifikationsleistung zu erbringen vermag, ist gewissermaßen selbst Gefolgsmann des Helden. Zugleich: Mit der beginnenden Entkopplung der Rede von situationaler Gebundenheit werden die Gratifikationsleistungen andere. Wenn außer vom Helden auch von seinem Kollektiv berichtet wird, dann thematisiert der Text, was man im Bereich der konversationalen Vermittlung der Heldentat als Kommunikationsmedium voraussetzen hat. Das *Prinzip des Sozialen*, also etwa das Gefolgschaftsprinzip, wird vom Medium kommunikativer Vermittlung zum *Thema* des Erzählens.¹⁹⁶ Es geht dann einem heldenepischen Text nicht länger um den Sonderfall eines bestimmten und spezifischen Gefolgschaftsverhältnisses. Dass das Kollektiv in den Fokus der Geschichte gerät, stellt den Teilnehmern an einer Rezeptionssituation nicht nur den Held gegenüber, sondern ihn *in* seinem sozialen Involviert-Sein. Der Heroe ist damit nicht mehr ganz mein Held oder der Held nur meines Kollektivs, weil es andere von mir und von meinem Kollektiv Unterschiedene geben kann, die auch seine Gefolgschaft sein könnten. Identifikation mit dem Gemeinwesen ist bei vertexteter Gefolgschaft nie vollständig und so werden die Regeln und nicht lediglich der Fall sozialer Vergemeinschaftung erfahrbar. Man kann jetzt nicht nur mehr die Geschichte hören, wie das Gemeinwesen gerettet und in diesem Sinne neu gegründet wurde; man kann erfahren, wie solche Errettungen überhaupt funktionieren.

Im Prozess von Textwerdung und Textentwicklung verliert der Bericht von der Heldentat sukzessive die Fähigkeit teilzuhaben an Zusammenhängen *symmetrischer Kommunikation*. Die Organisation der Redezusammenhänge verschiebt sich hin zum *Erzählen* als eine asymmetrische Sprechhandlung. Doch bietet sich damit jetzt zugleich die Möglichkeit der Kommunikation *über* das Gehörte, weil die Instanz der Rezeption hier ‚nichts zu sagen‘ hat: Wo der symmetrische Dialog mit der Äußerungsinstanz des Textes immer schwieriger wird,¹⁹⁷ öffnet sich die Möglichkeit

¹⁹⁶ Ein systematisch vergleichbares Modell für den Übergang von der oralen Dichtung in die Schriftlichkeit vertritt Schmid-Cadalbert: Ortnit, in Bezug auf das Brautwerbungsschema, das „von seiner ursprünglichen Funktion als Vermittlungsstruktur befreit [...] zur literarischen Problemstruktur entwickelt werden konnte“ (ebd. S. 81).

¹⁹⁷ Natürlich hat man auch auf dieser Stufe noch mit der Möglichkeit von Einwüfen zu rechnen, mit Versuchen der Herstellung symmetrischer Kommunikation durch das Publikum. Doch ist grundsätzlich mit der Vertextung der Heldentat deren Ermöglichung erschwert: Das mythische Sujet hat die Heldentat bereits auf eine Art und Weise geformt, die die Flexibilität des Erzählens im Sinne der Reaktion auf verbale Akte des Publikums herabsetzt. Das Publikum mag sich unterhalten, während eine Geschichte erzählt wird, es mag dabei über den Text reden. Für seine fortgesetzte Intervention, für das Zwiegespräch mit dem Erzähler bspw., ist der narrative Text indes nicht mehr bedingungslos offen. Hier droht im Abbruch der Rezeption das Misslingen poetischer Kommunikation, wenn der Erzählakt misslingt.

zur Kommunikation mit dem Nachbarn innerhalb einer Interaktionssituation. Mit der Textwerdung wird Kommunikation erstmals vom Akt der Rezeption des Abenteuers entkoppelt, selbst wenn diese Distanzierung anfänglich noch minimal sein mag. Im geschichtlichen Modell der vorliegenden Arbeit wird sich daraus zuletzt jener Zusammenhang von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation entwickeln, bei dem die literarische Öffentlichkeit mit ihren Kommunikationskanälen zwischen den ‚einsamen Lektüren‘ vermittelt.

Was die dritte und letzte Etappe innerhalb der hier vorgestellten Reihe charakterisiert, kam schon häufiger zur Sprache. Gemeint ist die Ablösung der singulären, allein dem Helden möglichen Transgression durch die kollektive Grenzüberschreitung. Diese Bewegung der textinternen Gefolgschaft ist Zeichen eines erneuten Zuwachses an Situationsabstraktheit: Bietet der Text im Bereich des konventionellen Sujets noch Identifikationspotenziale, weil die Rezeptionsgemeinschaft einer Interaktionssituation und die Gefolgschaft des Helden unbeweglich sind, so lässt sich das für den Fall der kollektiven Grenzüberschreitung nicht mehr sagen. Die textinterne Gefolgschaft hält jetzt nur noch dann ein Identifikationspotenzial bereit, wenn sich die Rezeption von den Bedingungen der Kommunikation unter Anwesenden entfernt, unter denen beide potenziell (und innerhalb dieses Modells ‚ursprünglich‘) zusammengeschlossen sind. Und: Kann man den zweiten Schritt meiner Typologie von Textwerdung und -veränderung als Verfügbarmachen des Gefolgschaftsprinzips auffassen, so darf die kollektive Querung der Sujetgrenze als *Emanzipation der Gefolgschaft* innerhalb der Geschichte des Modells verstanden werden: Vitalität kennzeichnet hier nicht länger ein exklusives Vermögen des Helden.

In solchen Zusammenhängen mag man dann das Augenmerk primär auf die Veränderung der vermittelten Normen und weniger auf den Wandel der Form ihrer Vermittlung richten. Ein vor allem kultursoziologisch oder kulturgeschichtlich bestimmtes Interesse jedenfalls könnte das nahelegen. Doch sind die Evolution des textuellen Mediums wie der Wandel der gespeicherten und durch dieses vermittelten Normen letztlich nicht zu trennen. Die kollektive Grenzüberschreitung ist Distanzgewinn im Sinne der Herausbildung von Situationsabstraktheit *und* Emanzipation im Modell des Sozialen zugleich. Was einerseits an möglicherweise Neuem vermittelt wird, hat hier andererseits den Bereich unmittelbarer Relevanz bereits verlassen. Wir befinden uns auf dem Weg der Entwicklung jenes Entlastet-Seins von direkter Wirklichkeitsreferenz, wie es Literatur in einem modernen Verständnis eigen ist. Und weil das so ist, sind auch die Texte aventiurehafter Dietrichepik nur schlecht als Speicher für historische Sachverhalte aller Art zu befragen.

6.3 Probleme intertextueller Zugriffe im Zusammenhang mit dem heldenepischen Textbildungsmechanismus

Bisher habe ich Textgenese und Textentwicklung als einsträngige Verlaufsgeschichte modelliert. Das ist natürlich eine Idealisierung, denn man hat bei einem Pool parallellaufender Texttraditionen auch immer mit ‚Querverbindungen‘ zu rechnen. Verkompliziert wird das Ganze zusätzlich, weil Konstellationen historischer Parallelität von – im Sinne der obigen Typologie – Ungleichzeitigem wahrscheinlich sind. Und selbst wenn man das vernachlässigen könnte: Mit der eben beschriebenen textuellen Entwicklung heldenepischen Erzählens ändern sich historisch die Formen und die Art und Weise möglicher Bezogenheiten von Texten. All das sei an dieser Stelle betont, um einerseits noch einmal den primär illustrierenden Charakter dieses Teils der Arbeit herauszustreichen und um andererseits auf jene in der Intertextualitätsdiskussion selten reflektierten blinden Flecken hinzuweisen, die sich systematisch dann ergeben, wenn Text gleich Text und dann zumeist Werk ist.

‚Querverweise‘ zwischen den ‚Einzelsträngen‘ im Sinne der Wahrnehmung von Wiederholung gibt es zunächst und wegen der anfänglich starken Situationsgebundenheit kommunikativer Verständigung auf der Ebene der Situationen, in denen die Vermittlung heldenepischer Taten stattfindet. Solcherart relative Gleichförmigkeit einer bestimmten Anzahl von Situationen bietet allerdings noch keinen Grund, mit rezeptionsleitenden und sinnstiftenden Verweisungszusammenhängen zwischen ihnen zu rechnen. Der heldenepische Textbildungsmechanismus mag in der ‚Draufsicht‘ schon früh einen relativ homogenen Bereich im riesigen Feld von kommunikativen Vermittlungen überhaupt strukturieren und ausgrenzen. Doch lässt sich unter der Voraussetzung starker Situationsgebundenheit solchen Handelns dieser Blickwinkel gerade nicht einnehmen: Die Situationen stabilisieren sich primär durch innere Verweise; ihr Umfeld, das zugleich eine von Situation zu Situation variierende Gemengelage von anderen konversationalen Vermittlungen darstellt, ist aus dieser Perspektive nur wenig diskret strukturiert.

Dass sich im Nebeneinander von einzelnen Traditionen die Möglichkeit zu wechselseitiger Bezugnahme von *Texten* ergibt, ist erst Ergebnis des Gewinns von relativer Situationsabstraktheit von Rede. Die Ablösung von den Modi elementarer Kommunikation vollzieht sich zunächst als Inklusion der Gefolgschaft des Helden, als Differenzierung von Gefolgschaft und Rezeption. Damit aber ist der Text noch nicht sogleich in einem Maße situationsabstrakt, wie es die kulturelle Norm der lesenden Moderne immer schon unterstellt. Für heldenepische Diskurstraditionen auf dieser Stufe der Entwicklung ist das konventionelle Sujet jenes Text-

moment, durch das einzelne Kommunikationssituationen aufeinander beziehbar werden: Transgressionen sind textkonstitutiv, darin wiederholen sich die Texte.

Dass unter den Bedingungen der Sujethaltigkeit Erzählen als Wiederholung erfahrbar wird, heißt indes nicht, dass Graphem-, Wort- oder Satzidentität hier maßstabbildende Kriterien von Text seien. So etwas wird vielleicht im Bereich von Schriftsprachlichkeit überhaupt denkbar; es setzt sich aber als stabilisiertes Arrangement identitätsbestimmender Merkmale historisch selbst im Druckzeitalter erst im Zusammenhang umfassender Alphabetisierung durch. Auf der Ebene des konventionellen Sujets ist Textidentität demgegenüber noch nicht einmal durch die äußeren Grenzen von Sprechhandeln und Geschichte bestimmt. Die Distanznahme zu einer *diskreten* epischen Welt hat innerhalb der Konzeption allenfalls als eine sekundäre Möglichkeit zu Differenz Erfahrung zu gelten – das sinnstiftende Primat hat das Sujet.

Erst wenn auch die Gefolgschaft des Helden mit diesem die textkonstitutive topologische Grenze überschreitet, so konzeptualisiere ich das hier, ist jener Moment innerhalb eines Prozesses der Textentwicklung erreicht, an dem sich das Verhältnis umkehrt: Wichtig wird im Fortgang der Diskurstradition die Wahrnehmung der epischen Welt als eine innerlich geschlossene und nach außen komplette Ganzheit – weniger wichtig die Erfahrung ihrer binären Organisation. Noch für den schriftsprachlichen Teil von heldenepischen Diskurstraditionen lassen sich, quasi wie bei einem Echo, entsprechende Verschiebungen im Bereich der Relevanz von Grenzsetzungen nachweisen. Und deshalb macht es in Zusammenhängen der Relationierung von Texten aventiurehafter Dietrichepik nicht schon immer Sinn, von intertextuellen Bezügen zu sprechen: Das zumindest solange, wie der zugrunde gelegte Textbegriff die situationsabstrakte Gestalt des Werkes unterstellt.¹⁹⁸ Werke im Sinne klassizistischer Textbegriffe grenzen bestimmte Sprechhandlungen und Mengen erzählter Sachverhalte ab; sie fügen zusammen und ziehen eine Grenze *um* Erzählen und Erzähltes. Demgegenüber sind Texte auf frühen Stufen heldenepischer Diskurstraditionen dadurch gekennzeichnet, dass sie primär eine Grenze *in* solche Sachverhalte und das Erzählen von ihnen hineinlegen. Das ist ein fundamentaler Unterschied und er hat Bedeutung für sinnstiftende Text-Text-Relationierungen.

Die Texte aventiurehafter Dietrichepik lassen sich bezüglich solcher Modellierung relativ leicht verorten: Die kollektive Grenzüberschreitung ist für sie bereits zur Norm geworden, ohne dass aber den überlieferten Texten jene äußere Geschlossenheit und enge innere Fugung eignete, die

¹⁹⁸ In diesem Sinne bereits Strohschneider: Ritterromantische Versepeik, S. 246-249.

das Werk auszeichnet. Sie markieren für diese Arbeit damit einen konzeptionellen Umschlagpunkt, an dem von sujetbestimmtem Erzählen auf (im weitesten Sinne) modernes Erzählen umgestellt wird. Fragt man sich dann, wie das wiederholte Auftreten eines bestimmten Sachverhaltes – eines Motivs, einer Figur, von Interieur etc. – in unterschiedlichen Geschichten zu konzeptualisieren sei, bieten sich prinzipiell zwei Möglichkeiten: Man kann entweder vor dem Hintergrund des primären und in Auflösung befindlichen Konstitutionsmomentes von Text argumentieren, oder man wählt dafür den Zielpunkt textueller Entwicklung. Letzteres stellt ohne Zweifel jene Standardentscheidung dar, die heute unter dem Label der ‚Anwendung des Intertextualitätskonzeptes‘ firmiert.

Ich kann hier nur andeuten, was demgegenüber eine Orientierung am heldenepischen Textbildungsmechanismus für die Konzeptualisierung von intertextuellen Bezügen bedeuten würde. Und ich möchte das an dieser Stelle in der Diskussion von einigen Phänomenen aus dem Korpus der Texte aventiurehafter Dietrichepik tun, die auf der Ebene des Figureninventars angesiedelt sind. Dies scheint mir unter mehreren Gesichtspunkten ein geeigneter Ausgangspunkt: Ist das begrenzte und leidlich spezifische Reservoir von Aktanten im Korpus nicht ein klares Indiz dafür, dass man mit sinnstiftenden Verwiesenheiten des Handelns der einzelnen Figuren in verschiedenen Texten zu rechnen hat – entweder im Sinne von Einzeltextreferenz oder vermittelt über Systemreferenz? Entsteht in der Rezeption der Texte aventiurehafter Dietrichepik nicht automatisch der Eindruck der Wiederholung von Geschichte zu Geschichte? Sind es nicht gerade auch die Eigenschaften der Recken und damit zusammenhängende Interaktionsmuster, durch die sich eine Bezogenheit der Texte aufdrängt?

Diese Überzeugung mag sich zunächst einstellen, wenn man das Kerninventar aventiurehafter Dietrichepik in den Blick fasst. Dietrich bspw. agiert im Kontext eines Abenteuers so und im anderen so; die Motive seines Handelns variieren oder er reagiert unterschiedlich auf vergleichbare Impulse. Das muss doch wohl bemerkbar gewesen sein und Sinn generieren! Vorausgesetzt wird dabei jedenfalls Identität der Figur über die textuellen Grenzen des einzelnen Abenteuers hinweg. Und diese Präsupposition wiederum ist in einem Maße evident, dass ihre Legitimität kaum einmal hinterfragt wird. Zwar mag der Vergleich des Handelns einzelner Figuren in *Rosengarten* und *Nibelungenlied* bisweilen Irritationen hervorrufen, doch kommt niemand auf die Idee, hier unterschiedliche Figuren gleichen Namens sehen zu wollen.

Fokussiert man hingegen auf Figuren jenseits des Zentrums, dann wird schnell klar, dass ein Name nicht schon immer spezifische Figuren- und Rollenidentität über Textgrenzen hinaus signifiziert. Mag man noch für Dietleib so etwas wie eine relativ konsistente Biographie reklamieren

können, so stößt ein solches Vorhaben bereits bei Helferich und dann ganz und gar beim ‚Kanonenfutter‘ der zahllosen Kämpfe im Korpus an seine Grenzen. Das hat u. a. dazu geführt, dass George T. Gillespie bspw. für den Namen ‚Helferich‘ in seinem Figurenkatalog zur deutschen heroischen Epik¹⁹⁹ gleich fünf Lemmata anführt, und das, obwohl jede der damit individuierten Personen auf irgendeine Art und Weise auch mit (einem) Dietrich in Verbindung steht.²⁰⁰ Das Unvermögen, aus den uns verfügbaren Erzählszusammenhängen, in denen der Name auftaucht und die als abgeschlossene Entitäten aufgefasst werden, eine konsistente Beschreibung *der* Figur zu gewinnen, hat offenbar eine solche pragmatische Lösung erzwungen. An der Peripherie des Personals heldenepischer Texte greifen, das zeigt sich hier, Unterscheidungskriterien nicht, die eine stabile Verkoppelung von Namen und personaler Identität (Biographie, geographisch bestimmte Herkunft, Koaktanten, Genealogie etc.) voraussetzen. Jedenfalls führt eine solche Unterstellung zu den skizzierten, recht willkürlichen Individuierungen im Kontext des Namens ‚Helferich‘. Und das ist letztlich ein direkter Effekt der unterstellten werkhaften Konstitutionsbedingungen der Texte: Die Grenzen der Geschichten definieren Systemstellen des Textes, also etwa Figuren; Widersprüche in der Zusammenschau mehrerer solcher Bestimmungen sind nicht vorgesehen.

Das Koordinatensystem des Werkes bestimmt die Identität der Figuren und von daher wird gängigerweise Intertextualität konzeptualisiert. Wie aber stellte sich der Fall dar, wenn man vom Konstitutionsmoment sujethaften Erzählens her argumentierte? Das Ergebnis mag wenig überraschen: Unter der Voraussetzung, dass Sujetgrenzen als primär relevante Konstitutionsmomente narrativer Artefakte zu gelten haben, spannen sie im Nebeneinander der Texte zwischen sich Felder auf, die relativ amorph zu denken wären. Textsachverhalte unterschiedlicher Herkunft erscheinen hier nicht aufeinander bezogen, aber sie wären auch nicht deutlich voneinander differenziert. Unter solchen Bedingungen böten Namen Möglichkeiten zu ungezwungen-loser Amalgamierung einander ähnlicher Sachverhalte. Und so stellt sich das für die Helferichfigur ja tatsächlich dar.

Und ein solches Bild ergibt sich dann auch in der Zusammenschau verschiedener schriftsprachlichen Aktualisierungen ein und derselben Geschichte. Auch hier kann man nicht schon immer voraussetzen, dass

¹⁹⁹ George T. Gillespie: A Catalogue of Persons named in Heroic German Literature (700-1600). Including named Animals and Objects and Ethnic Names, Oxford 1973, ebd. S.67.

²⁰⁰ Und sei es auch nur, dass ein Sohn Berhters von Mêrân im *König Rother* so heißt und der Titelheld, um nicht erkannt zu werden, den Namen Dietrich annimmt. In *Dietrichs Flucht* treten sogar zwei Figuren des Namens auf, die hier unterschiedlichen Herkunftsbereichen zugeordnet sind.

Rolle und Rollename eine feste Einheit bilden. Der spektakulärste Fall,²⁰¹ der das belegt, stellt zugleich die älteste schriftsprachliche Überlieferung von Textmaterial aventiurehafter Dietrichepik überhaupt dar. Gemeint ist die Helferichstrophe des *Eckenlieds* im Codex Buranus, die dort als Melodie-Zeiger eines lateinischen Spieler- und Zecherliedes fungiert. Anders aber als in den alternativen Zusammenhängen des Erzählens dieses Abenteuers taucht in der Strophe dieser Handschrift ein ganz anderer, wenn auch nicht weniger prominenter Held als Gegner Dietrichs auf:

Uns seit von Lutringen Helferich,
wie zwene rechen lobelich
zesæmine bechomen,
Erekke unde ouch her Dieterich.
si waren beide vraislich,
davon si schaden namen.
als vinster was der tan,
da si anander funden.
her Dietrich rait mit mannes chrafft
den walt also unchunden.
Ereke der chom dar gegā;
er lie da heime rosse vil,
daz was niht wolgetan. (E₁ 11-13)²⁰²

Die älteste Überlieferung von Dietrichepik berichtet vom Kampf Dietrichs gegen Erec! Will man das Textzeugnis dem Überlieferungskomplex des *Eckenlieds* zuordnen, und genau das tut die germanistische Mediävistik natürlich, und nicht dem etwa des Hartmannschen Romans, dann dürfen Textidentität und Figurenindividualität einander nicht wechselseitig bestimmen. Die einzelne Rolle kann durch unterschiedliche Namen markiert werden. Und das bedeutet dann im Umkehrschluss, dass Namensgleichheit in verschiedenen narrativen Zusammenhängen noch nicht notwendig personale Identität verheißt.²⁰³

Warum aber scheint es im Bereich des Kernpersonals unserer Texte dann doch so etwas wie eine relative Figurenidentität zu geben? Warum kann man bspw. von einer leidlich stabilen Rolle reden, die der Name ‚Dietrich von Bern‘ markiert?

²⁰¹ Es gibt weitere Beispiele, man vgl. nur einmal das Figureninventar der *Rosengarten*-Texte.

²⁰² Die Unterstreichungen hier stammen von mir. Zum Wortlaut der Helferichstrophe in der Überlieferung vergleiche den Abdruck der einzelnen Zeugnisse im ersten Band von Brévarts ATB-Ausgabe, S. 3.

²⁰³ Vergleiche zur Varianz des Namens ‚Erec‘ in der jüngeren Überlieferung von Wirnts *Wigalois* auch Brigitte Edrich-Porzberg: Studien zur Überlieferung und Rezeption von Hartmanns Erec, Göttingen 1994, ebd. S. 200; die Wiener Handschrift M des *Wigalois* vom Ende des 15. Jahrhunderts nennt den Helden regelmäßig *Her eck(e)*.

Zunächst mag ein solcher Eindruck dadurch zustande kommen, dass konventionell aus der Textwahrnehmung in unserem Bereich immer all jenes ausgeschlossen ist, bei dem der Held nicht den Namen ‚Dietrich‘ trägt. Unter den skizzierten Bedingungen wäre hingegen die Identität der Rolle im Kontext des Sujets und nicht die des Namens als relevante Vergleichsgröße anzusehen. Doch von solch einer möglichen und in ihrer Konsequenz schwer abschätzbaren Trübung des Blicks einmal abgesehen: Zumindest für das abgesteckte Textkorpus hat man es beim Berner mit einem Grad an Stabilisierung des Zusammenhangs von Rolle und Namen zu tun, den etwa Helferich nicht erreicht.

Den Ausgangspunkt einer Entwicklung, die dann letztlich zur Dietrichrolle führt, mag man nach dem bis hierher Erarbeiteten wie folgt charakterisieren: Die Grenzüberschreitungen durch den Helden, nicht indes seine Motive, sein Name oder die Natur des Chaos, dem er sich in der Anderwelt zu stellen hat, machen Rezeptionssituationen vergleichbar. Jede Situation hat mehr oder weniger ihren eigenen Drachen und ihren eigenen Drachentöter, lediglich das Schema wiederholt sich. Dass Dietrich auf der Stufe der überlieferten Texten dann der Held der vielen Abenteuer ist, dass die im Vergleich zum konventionellen Sujet ‚gebrochene‘ Überschreitung der Grenze zum Signum seiner Rolle wird, lässt sich über Vorgänge horizontaler Kontaminationen beschreiben; doch eben nicht im Sinne der Transgression der Figur zwischen abgeschlossenen Texten. Der Berner ‚okkupiert‘²⁰⁴ andere Sujets oder bindet Teile von diesen an sich, die aber als einzelne und unterschiedene wiederum nur retrospektiv identifizierbar und historisch nicht integer sind. Oder anders: Wenn letztlich alle sujethaltigen Texte die Wiederholung *einer* heroischen ‚Tat‘ darstellen, dann gibt es hier keine großen Widerstände zu überwinden; man kann dann den Helden auch leicht einmal auswechseln.

Gerade Dietrich, der, so kann man das bspw. bei František Graus lesen, im deutschen Mittelalter nie an die Memoria einer Gemeinschaft geknüpft war, der also immer schon von den Zwängen unmittelbarer Vereinnahmung durch spezifische Interessen entbunden ist, scheint hier leicht zum Helden in verschiedenen Diskurstraditionen avancieren zu können. Wo es ein Selektionsvorteil ist, wenn die Gratifikationspotenziale eines

²⁰⁴ Dabei *verdrängt* Dietrich andere Helden nicht in einem Sinne, der unterstellte, er nehme ihre Plätze im kulturellen Gedächtnis von Kommunikationsgemeinschaften ein. Dietrich schafft es vielmehr überhaupt, einen solchen Platz zu verstetigen. Anderen Figuren ist das auf Dauer nicht gelungen. Wo jene Kommunikation, die heldenepische Texte ermöglicht, weitgehend situationsgebunden bleibt, da gibt es streng genommen kein Außen der Kommunikation, dass eine Relationierung zwischen dem Erzählen vom Helden X und dem vom Helden Y ermöglicht. Ich werde das falsche literaturwissenschaftliche Bild von der *Verdrängung* weiter hinten in dieser Arbeit im Kontext der ‚Konkurrenz von Fassungen‘ diskutieren.

Textes relativ situationsabstrakt aktualisierbar werden, da überleben jene Abenteuer, in denen die textkonstituierende Transgression an einen Helden geknüpft ist, der eben nicht nur der Held einer regionalen Gruppe ist. Dietrich ist nicht Ursprung einer Dynastie, Dietrich ist niemandes Spitzenahn und er eignet sich deshalb hervorragend dafür, im Verbund mit seiner Gefolgschaft das Leitbild vasallitischer Sozialität zu verkörpern. Eine ‚Freiheit‘, wie sie die Figur des Ostgotenkönigs im deutschen Mittelalter genoss, hat die Karriere Dietrichs in der deutschen Heldendichtung offenbar befördert: Der Berner konnte der Held der Vielen werden, weil er nicht der Held Weniger war.²⁰⁵

7. Zwischensumme zum Korpus

Dieses nun zu Ende gehende Kapitel bildet unter mehreren Gesichtspunkten das Herzstück der vorliegenden Studie. In ihm habe ich unter verschiedenen Aspekten Beschreibungen des Korpus aventiurehafter Dietrichepik gegeben. Eröffnet werden sollten Perspektiven, die, so muss man möglicherweise kritisch vermerken, zu guter Letzt vielleicht nur eint, dass sie Alternativen zu den Plausibilitäten und Plausibilisierungen herkömmlicher Gattungsbeschreibungen bieten wollen. Zwar bauen die Argumente, Begriffsbestimmungen und Konzeptualisierungen im Fortgang des Kapitels aufeinander auf und greifen ineinander, doch scheint im Rückblick der Wunsch, ein literaturwissenschaftliches Möglichkeitsfeld aufzutun, die Oberhand gegenüber einem wissenschaftspublizistischen Gebot zu systematischer Stringenz behalten zu haben.

Ein erster Schwerpunkt lag auf der Frage, wie sich jene Erzählungen, die man unter den texttypologischen Begriff ‚aventiurehafte Dietrichepik‘ zu subsumieren gewohnt ist, als ein Textkorpus beschreiben lassen. Hier hatte ich zunächst die vorherrschende, produktionsästhetisch imprägnierte

²⁰⁵ Das darf man natürlich auch andersherum formulieren, denn von Kausalität ist hier nicht die Rede: Dass Dietrich zu einer Figur avanciert, die, soweit man sehen kann, ihre Texte irgendwann im gesamten deutschen Sprachraum hat, ist gekoppelt an eine Entwicklung, die das Profil jenes Sozialverbandes, dem er vorsteht, immer unspezifischer und abstrakter werden lässt. Die Nivellierung sämtlicher Spezifika des Berner Kollektivs ist dabei zugleich Resultat wie Möglichkeit von Wiederholung. Seine sprachliche Reaktualisierung macht den Sozialverband zum Prinzip des Sozialen und dieses Prinzip stellt sich dar als Ergebnis ebenfalls von Selektionsprozessen: ein vasallitischer Herrschaftsverband, der auf Reziprozität von Fürst und Gefolgschaft gründet. Und vielleicht darf man hier auch den folgenden Schluss ziehen: Die Distanzierung im Erzählen etwa auch im Kontext der Dietrichfigur ermöglicht das Unterlaufen möglicher Restriktionen, denen Texte unter den Bedingungen gefährdeter Geltung vor allem auch dann immer ausgesetzt sind, wenn sie von den Fundamenten der *sozialen Welt* ihrer Rezipienten sprechen.

Sichtweise kritisiert, um dann in Anlehnung an Greimas und Warning eine neutralere, strukturalistische Form der Beschreibung in ihr Recht zu setzen. Auf unterschiedlichen systematischen Ebenen habe ich die einzelnen Texte relationiert, um zu zeigen, wie sich das Überlieferte in syntagmatischer und in paradigmatischer Hinsicht organisieren lässt. Hier standen dabei vor allem Fragen nach den integrativen Vermögen von erzählter Zeit und Erzählzeit und ihr Verhältnis zueinander im Mittelpunkt des Interesses.

Als einen neuerlichen Anlauf, das Korpus zu fassen, lässt sich der Rückgriff auf Jurij M. Lotmans Konzept des sujethaltigen Textes verstehen. Vermittelt durch Lotmans kultursemiotische Theorie hatte ich einen dezidiert rezeptionsästhetisch orientierten Blickwinkel auf das Korpus eingenommen. Das Schema der Texte wurde nicht als ein textgenerierender Algorithmus interpretiert, sondern in seinen Fähigkeiten zur Sinnstiftung begriffen. In Einzeltextuntersuchungen zu *Virginal*, *Eckenlied* und *Sigenot* habe ich das konstitutive Sujet aventiurehafter Dietrichepik als räumlich bestimmtes Arrangement und strukturelle Determinante herausgearbeitet. Zugleich galt hier das Interesse den normendiskursivierenden Potenzialen des Textfeldes als seinen Gratifikationsleistungen. Auf beiden Ebenen erweist sich aventiurehafte Dietrichepik dabei (wie nicht anders zu erwarten) als ein homogenes Textfeld.

Die historische Genese einer solchen Einheit im Bereich von Gratifikationspotenzialen und Schema war dann zuletzt Gegenstand des Kapitels. In diesem Zusammenhang habe ich einige Hypothesen aufgestellt, die einen Textbildungs- und Textentwicklungsmechanismus plausibilisieren wollen, der die Geschichtlichkeit einer heldenepischen Diskurstradition als fortschreitende Entkopplung der kommunikativen Ordnungen von epischer Welt und Welt der Rezeption konzipiert. Diese hier nur weitgehend als mögliche Alternative zu literaturwissenschaftlichen Modellen schemagebundener Textproduktion entworfene Textgeschichte wird nun im letzten Kapitel dieser Arbeit den Hintergrund abgeben, vor dem Textveränderungen im Bereich der schriftsprachlichen Überlieferung konzeptualisiert werden sollen.

IV. *Laurin* – Die diachrone Dimension von Text

Unter texttheoretischen Gesichtspunkten hat die vorliegende Arbeit in den letzten Kapiteln und vor dem Hintergrund klassizistischer Textbegriffe *Entgrenzungen* in unterschiedliche Richtungen vorgenommen. Im Zusammenhang der Diskussion der Überlieferung des *Eckenlieds* in der Donaueschinger Handschrift ging es dabei zunächst um das Verhältnis von überliefertem Schrifttext und Geschichte. Ich habe dabei u. a. zu zeigen versucht, dass der heldenepische Erzählakt, verstanden als geschlossenes System von Sinnverweisen, nicht allein jene aktualisierbaren Potenziale bereithält, die einen Text für die Rezeption bedeutsam machen konnten. Zu den Irritationen an den Rändern der Geschichte gesellt sich ein zweites, der altgermanistischen Forschung weit geläufigeres Phänomen, das ich – in der Terminologie dieser Arbeit – als Erzählen in der Aneinanderreihung abgeschlossener Ereignisräume beschrieben habe: Der Text neigt zu Partikularisierung in seinem Innern. Es scheint dabei so, als seien die einzelnen Segmente der Geschichte primär durch die schriftsprachliche Äußerungshandlung miteinander verbunden. Narrative Motivierung als Medium der Kohärenzstiftung spielt dagegen eine zweitrangige Rolle: Der Schrifttext der Handschrift stellt sich dar als Abfolge von einzelnen, räumlich fixierten Handlungszusammenhängen, seine innere Ordnung und seine äußere Begrenzung sind dabei nicht durch die Spezifik der Geschichte gesichert.

Meine Interpretation des *Rosengarten A* wiederum hatte gezeigt, dass Texte des Korpus als Systeme von *ausgestellten* Alternativenwahlen organisiert sind. Sie können sich als Selektionsprodukte zeigen und verweisen damit auf ein Bezugsfeld, in das sie und ihre Bestandteile eingebunden sind. Solcherart Entgrenzung des klassizistischen Textbegriffs in die Dimension des Korpus hinein hatte ich im dritten Kapitel fortgeführt. Hier ging es dann vornehmlich um die Schematik der Texte: Im Bereich der Dialektik von Differenz und Identität ist die Wiederholung des Schemas durch die Geschichten Entgrenzung des geschlossenen und *einzigartigen* Werkes. Das Schema ist *im Text* lediglich als Fall aufgerufen; das Prinzip der Texte ist diesen etwas Äußerliches, das Paradigma, das die einzelne Geschichte übersteigt.

Im abschließenden Kapitel der vorliegenden Studie soll nun ein letztes Mal die Frage nach den Identitätskriterien von Texten gestellt werden. Im

Zentrum der Kritik steht dabei vor allem eine Vorstellung von Text, die die Frage nach seiner Identität in diachroner Sicht an die Buchstaben knüpft. Gängige Differenzierungen auf der Basis der überlieferten Schrifttexte folgen einem einfachen Schema: Zwei Artefakte sind der gleiche Text (oder dokumentieren ihn), wenn sich in diachroner Sicht keine Unterschiede im Bereich schriftsprachlicher Formiertheit zeigen. Und umgekehrt: Es handelt sich um unterschiedliche Texte, wenn sich diesbezüglich auf der Zeitachse hinreichend große Differenzen verzeichnen lassen. Der Frage nach der Angemessenheit solchen Unterscheidens und der dabei angelegten Kriterien will ich am Beispiel des Überlieferungskomplexes des *Laurin* nachgehen. Und ich will dann eine alternative Lesart für das Phänomen ‚divergierender Überlieferung‘ vorschlagen.

1. Bedingungen und Möglichkeiten einer Textgeschichte des *Laurin*

Was ich im letzten Kapitel an Charakteristiken und Gratifikationspotenzialen herausgearbeitet habe, kennzeichnet den *Laurin*, wie die anderen Texte des Korpus aventiurehafter Dietrichepik. Auch der *Laurin* ist ein **subjethaltiger Text**,¹ er ist bestimmt durch eine kollektive Grenzüberschreitung. Auch für den *Laurin* lässt sich Figuren- und Kollektivhandeln je als in triangulären Verhältnissen organisiert beschreiben. Es gibt Konflikte innerhalb des Berner Herrschaftsverbandes, es gibt die riskante Attribution des externen Kämpfers und es gibt den Sieg des Kollektivs über das Oberhaupt eines defizitären Herrschaftsverbandes in der Anderwelt.

Es finden sich also all jene Merkmale des Schemas aventiurehafter Dietrichepik, die ich zuletzt mit Blick auf die anderen Texte des Korpus herausgestellt habe. Das soll indes nicht Thema dieses Kapitels sein; die Verifizierung einer solchen Behauptung wird sich hoffentlich wie nebenbei im Durchgang durch den Text ergeben. Im Folgenden geht es vielmehr um die Frage, wie Diversität der schriftsprachlichen Überlieferung als Veränderung in der Zeit beschreibbar wird. Das werde ich im Vergleich der zwei prominentesten *Laurin*-Versionen², der beiden sogenann-

¹ Eine ältere Arbeit von **Hulda Henriette Braches**, auf die René Wetzels: *Dietrich von Bern im Laurin (A)* als Pendler zwischen heroischer und arthurischer Welt, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft* 14, 2003 / 2004, S. 129-140, hier S. 138, hingewiesen hat, sieht im *Laurin* gar eine Jenseits- und Unterweltfahrt gestaltet. Vgl. Hulda Henriette Braches: *Jenseitsmotive und ihre Verritterlichung in der deutschen Dichtung des Hochmittelalters*, Assen 1961, S. 138-150.

² Zur Überlieferung des *Laurin* vgl. Heinze: Einführung, S. 145-153, der fünf Versionen unterscheidet.

ten Vulgat-Versionen, exemplarisch für das Korpus veranschaulichen. Der *Laurin* ist für ein solches Unterfangen insofern prädestiniert, als man innerhalb des Überlieferungskomplexes Varianz tatsächlich mit einem Zeitindex versehen kann.³

Damit eine tragfähige Ausgangsbasis für die nachfolgenden Ausführungen zur Verfügung steht, möchte ich an dieser Stelle zunächst die fast schon klassische Konzeptualisierung von literaturwissenschaftlicher Text- als Überlieferungsgeschichte einer knappen Kritik unterziehen. Dieses Konzept wurde für die aventiurehafte Dietrichepik von Joachim Heinzle umgesetzt und steht hier in enger Beziehung zum Gattungsmerkmal der *strukturellen Offenheit des Textes*. Weil von Heinzle zugleich die maßstabsetzende systematische Aufarbeitung der Überlieferung stammt, mag es sinnvoll sein, mit dessen Skizze der wichtigsten Zusammenhänge im Überlieferungskomplex des *Laurin* zu beginnen:

Festhalten kann man, daß sich die Hauptmasse der Textzeugen [des *Laurin*, K.M.] in den beiden Vulgat-Versionen einigermaßen klar auf zwei Überlieferungsphasen verteilt. Es scheint, daß die Textentwicklung im 13. Jahrhundert von der älteren Vulgat-Version ausging, die bis an den Beginn des 16. Jahrhunderts im ganzen ober- und mitteldeutschen Sprachraum verbreitet wurde. Und es zeichnet sich ab, daß diese Version seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch die jüngere Vulgat-Version [...] verdrängt wurde, die anscheinend von Straßburg aus ihren Erfolgsweg angetreten hat [...].⁴

Der Überlieferungsbefund lässt also sowohl eine zeitliche als auch eine räumliche Differenzierung zu, wobei nachzutragen wäre, dass die ältere Vulgat-Version, der *Laurin A*, ausschließlich in Handschriften überliefert ist, während das Medium der jüngeren Version, des *Laurin D*, primär die gedruckte Schrift ist.

Soweit, so klar. Doch ruht diese letzte wie alle Beschreibungen natürlich auf bestimmten Prämissen auf. Und im Begriff der Verdrängung erweist sich die Skizze deutlich von einem Modell der Textveränderung geleitet, das mit nicht geringem Ballast an den Start geht, insofern es die *Konkurrenz* von Versionen voraussetzt und damit Versionen als historisch diskrete, textuelle Einzelne begreift. Vorausgesetzt ist dabei zugleich die diachrone Identität systematischer ‚Orte der Rezeption‘, von denen

³ Der *Laurin* ist der klassische Ort, an dem im Bereich der aventiurehaften Dietrichepik diachrone Probleme des Textes diskutiert werden, vgl. vor allem Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 192-202; ders.: *Überlieferungsgeschichte als Literaturgeschichte*. Zur Textentwicklung des *Laurin*, in: *Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters*. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 172-191; Matthias Meyer: *Verfügbarkeit*, S. 237-270.

⁴ Heinzle: *Einführung*, S. 160.

aus Verdrängungen als Wechsel von Platzhaltern wahrnehmbar gewesen sein könnte.

Da wird man zunächst einmal zu bedenken geben, dass ja noch gar nicht immer klar ist, wann man es mit zwei unterschiedlichen Texten zu tun hat. Zumindest wären mögliche Identitäts- und Unterscheidungskriterien für Varianten zu diskutieren, bevor überhaupt von einer Verdrängung geredet werden könnte. Gerade dies aber tut Heinzle nicht.⁵ Ihm scheint es unzweifelhaft, dass allein ‚buchstäbliche‘ Beständigkeit diachron Textidentität sichert. Zugleich ordnet er das Überlieferten bereits deutlich mit Blick auf bestimmte editionsphilologische Zwänge und Zwecke.⁶ Die weitreichende Verletzung einer der Schrift hier zugestandenen Integrität kann in unserem Testfall nur zu dem Ergebnis führen, dass es sich bei

⁵ Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, selbst setzt Varianz systematisch voraus und verlässt sich bei seinem Differenzierungs Bemühungen im Bereich der Überlieferung aventiurehafter Dietrichepik vor allem auf das Evidente: »Fassung« meint [...] im Prinzip jede irgendwie selbständige Ausformung eines Textes. Eine solche Gliederung allein nach Fassungen würde jedoch nicht ausreichen, weil einzelne von ihnen ihrerseits zu Gruppen und Untergruppen zusammentreten können. Man müßte also zur genauen Beschreibung eine Hierarchie von Fassungen erster, zweiter, dritter etc. Ordnung entwickeln. Ich habe versucht, der Einfachheit halber mit zwei Gliederungsebenen auszukommen, und verwende als Gliederungsbegriff der ersten Ebene den Terminus »Version«. Das heißt: die hauptsächlichsten Fassungen jedes Überlieferungskomplexes werden als Versionen bezeichnet; die Versionen können sich ihrerseits in (Unter-) Fassungen aufgliedern. Jede Version in diesem Sinne ist also eine Fassung, aber nicht jede Fassung ist eine Version« (ebd. S. 17). »Die solchermaßen vorgenommene Grobgliederung will nicht mehr sein als eine pragmatische Arbeitshilfe. Die Erfahrung im Umgang mit den Texten hat mich gelehrt, daß mit exakteren bzw. starren Definitionen der verschiedenen Abweichtypen nicht viel anzufangen ist: Art und Grad der Abweichungen zwischen den Textzeugen sind zu vielfältig, die Übergänge zu fließend, als daß es möglich wäre, ihnen ein Kategoriensystem zuzuordnen, das allen Erfordernissen gerecht würde« (ebd. S. 18). Zuordnungen innerhalb eines solchen Ordnungssystems von Fassungen und Versionen werden »oft eine Ermessensfrage sein« (ebd.).

⁶ Wissenschaftliche Editionen orientieren sich an den Bedürfnissen neuzeitlicher Rezipienten: Ihr Imperativ fokussiert zunächst auf die unter den Bedingungen der Buchkultur maximal mögliche Informationsspeicherung vor allem auch in Bezug auf Abweichungen innerhalb der schriftsprachlichen Überlieferung. Limitiert ist die Möglichkeit zu solcher Speicherung im Buch durch einen zweiten Imperativ, der die Gewährleistung von Übersichtlichkeit und Benutzbarkeit der herausgegebenen Texte anmahnt. Der Editor muss deshalb im Einzelfall entscheiden, ob Divergenzen der Überlieferung im Gegenüber einzelner Texteditionen (oder gegebenenfalls im synoptischen Abdruck) oder im Gegenüber von Text und Apparat repräsentiert sein sollen. Im ersten Fall hat der neuzeitliche Rezipient dann *mehrere* Texte, im zweiten *einen* durch den Apparat ‚kommentierten‘ Text vorliegen. Die Bedürfnisse der modernen lesenden Rezipienten entscheiden also mit darüber, ob schriftsprachliche Varianz der Überlieferung in der Edition einer *vertikalen Hierarchisierung* von Text und Erläuterung unterworfen oder ob sie in einem Verhältnis *horizontaler Egalität*, gleichsam präsent im Nebeneinander der Bücher im Regal, gespeichert wird. Was leicht aus dem Blick geraten kann, ist, dass sich der schriftsprachlichen Überlieferung eine solche axiologisch-topologische Ordnung gerade nicht ablesen lässt.

Laurin A und *Laurin D* um zwei unterschiedliche Texte handelt. Und so ist es tatsächlich: Versionen sind in Heinzles Modell immer als „Originale“⁷ angesprochen.

Doch was wird überhaupt als Motor solcher Textveränderung plausibilisiert; warum wird aus einem Text ein anderer Text? Die Begründungslast trägt hier ein bestimmtes Modell der Textkomposition.⁸ Nach dessen Prämissen verfügen die historischen Produzenten wie die produktiven Tradenten der Texte über ein Reservoir an narrativen Versatzstücken, über Handlungsmuster etwa, Schablonen, Baupläne und Motive. Aus diesen werden nach dem Baukastenprinzip zunächst Texte montiert, die sich sekundär im Prozess der Tradierung und im immer neuerlichen Rückgriff auf diesen Fundus verändern. Auf welche Art und Weise man sich einen solchen Zugriff auf die Versatzstücke der Tradition vorstellen soll, interessiert dabei im aktuellen Zusammenhang nicht. Als Ergebnis solcher kompositorischen Akte aber entstehen Widersprüche in den Texten, die in diachroner Sicht als Valenzen des Erzählens produktiv werden können. Die ‚inneren Widersprüche‘ dieser deshalb strukturell offenen Texte provozieren Veränderung; sie sind verantwortlich für das Divergieren der Überlieferung, die sich uns als synchrones Tableau darstellt. Zwar verneint Heinzle⁹ die Möglichkeit einer Ableitung der überlieferten Schrifttexte auseinander, worum sich gerade die ältere Forschung lange erfolglos bemüht hatte. Doch führt dieser kontingente Sachverhalt noch nicht zur Verabschiedung der Vorstellung von einer entelechialen Schrifttextentwicklung überhaupt. Heinzles begründete Reserve gegenüber der älteren Textkritik ist letztlich, wenn ich richtig sehe, primär einem positivistischen

⁷ Jede einzelne Fassung ist von einer anderen unterschieden, insofern sie eine „irgendwie selbständige Ausformung eines Textes“ (Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 17) darstellt. Und in einer solchen Bestimmung von Fassung kehrt dann auch der klassizistische Textbegriff wieder. Denn jeder produktive Tradent einer Fassung ist „ein potentieller Autor [...], dessen Werk als „Original“ gelten kann. Mit anderen Worten: es gibt, extrem gesprochen, nicht e i n Original, sondern grundsätzlich soviele Originale, wie es Fassungen gibt“ (ebd. S. 100).

⁸ Heinzle lehnt sich hierbei in Konzeption und Terminologie an das von Theodor Frings und Max Braun: *Brutwerbung*, 1. Teil, Leipzig 1947, entwickelte Modell der Liedgestaltung an. Primär ist nach Heinzle in der Komposition a) das Thema als der inhaltlichen Grundidee: „Dietrich von Bern hat ein gefährliches Abenteuer zu bestehen“ (Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 186.), das sich b) in Handlungsschema oder Bauplan konkretisiert (Befreiungsschema oder Herausforderungsschema) und welches dann c) durch Bausteine (Situationen, Szenen, Auftritte etc.) gefüllt werde.

⁹ Freilich rekurriert auch Heinzles Konzeption, die den Modus der Textveränderung als eigengesetzlich und eingeschrieben bestimmt, implizit auf Tradenten, denen im Unterschied zu ihren Vorgängern Textwidersprüche als solche aufgefallen sind. Textveränderung setzt auch hier zumindest eine Veränderung der Kohärenznormen auf der Seite der produktiven Tradenten voraus.

Insistieren auf das Belegbare geschuldet.¹⁰ Das Modell einer direkten Entwicklung von Schrift *aus* Schrift wird immer noch vorausgesetzt, nur lassen eben die Widrigkeiten der Überlieferung Verifikation durch entsprechende Reihen nicht zu.

Ich habe als Gegenentwurf zu einer solchen Vorstellung die These vertreten, dass Textwerdung und -veränderung von Heldenepik als ein Prozess der Herausbildung von Distanzsprachlichkeit verstanden werden kann. Die diachrone Dimension wird in dieser Konzeption als Geschichte vom Wandel des Verhältnisses von Rezeption und epischer Welt beschreibbar. Nicht die Schrift, so setzte ich voraus, verändert sich autonom und dabei entsteht ein anderer Text, sondern was sich historisch wandelt, ist die Art und Weise, wie Text poetische Kommunikation zu provozieren vermag. Ein solcher kommunikativer Erfolg unter gewandelten Bedingungen hat sich, so setze ich voraus, dem Überlieferungskomplex des *Laurin* als Spur eingeschrieben.

Belegen will ich meine These vor allem mit Blick auf die Veränderung jener textuellen Konstituenten, die ich in den letzten Kapiteln zusammengetragen habe. Diesbezüglich lassen sich die einzelnen Prozesse, ich greife vor, in drei Schlagworte fassen: Begrenzung und Schließung der Geschichten an Anfang und Ende, Depotenzierung der Sujetgrenze, Erosion der Ereignisräume als den atomaren Bausteinen des Erzählens. Diese Veränderungen werde ich in ihrer Gesamtheit als eine Entwicklung weg von einem blockartigen paradigmatischen Erzählen, hin zur Ausbildung von linearer syntagmatischer Kohärenz in der Integration alles Einzelnen beschreiben. Und diese Entwicklung steht hier für eine Veränderung des Verhältnisses von epischer Welt und Rezeption, die in der diachronen Interpolation dieses Kapitels letztlich als sukzessive Herausbildung moderner Kohärenznormen gedeutet wird.

Was ich damit skizzenhaft umrissen habe und was als ein mögliches Modell für Textveränderung in diesem Kapitel auf seinen heuristischen Wert hin befragt werden soll, bedarf im Rahmen seiner an der Überlieferung orientierten Entfaltung einiger Beschränkungen. Diese betreffen etwa die Frage, welche Textsachverhalte des *Laurin* überhaupt vergleichend in den Blick genommen werden sollen. Neben einigen Unterschieden auf der makrostrukturellen Ebene, auf denen bisher bereits das literaturwissenschaftliche Hauptaugenmerk lag, müssen vor allem für den Bereich der Mikrostruktur Entscheidungen getroffen werden, was über-

¹⁰ Den Eindruck einer „geradezu positivistische[n] Hypothesenfeindlichkeit“ in Heinzles unablässigen Insistieren auf das Belegbare hatte Peter K. Stein: Überlieferungsgeschichte als Literaturgeschichte – Textanalyse – Verständnisperspektiven, in: Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft XII, 1981, S. 29-84, hier S. 44, schon anlässlich einer Rezension von Heinzles Buch aus dem Jahre 1978.

haupt Gegenstand der Gegenüberstellung der Textvarianten sein kann. Hier bietet die literaturwissenschaftliche Forschung kaum Anknüpfungspunkte.

Ich habe mich mit Blick auf die anderen Texte dazu entschlossen, den hauptsächlichsten Fokus auf eine Thema zu lenken, von dem man vermuten kann, dass es noch nicht immer vollständig in den Bereich kommunikativer Distanz verschoben ist und das deshalb als Gradmesser für die Zwecke des Kapitels brauchbar scheint. Ich meine damit das in unseren Texten und eben auch im *Laurin* ständig virulente Problem der visuellen Unverfügbarkeit von epischer Welt. Den Figuren fehlt die Fähigkeit zu uneingeschränkter Wahrnehmung ihrer Welt von Fall zu Fall, und d. h. sie werden in solchen Kontexten von ihr entfremdet bzw. distanziert. Eine solche Distanzierung wiederum mag unter den historischen Rezeptionsbedingungen unserer Texte dann besondere Relevanz besessen haben; man wird sich in bestimmten Grenzen mit solchen Textsachverhalten als ‚strukturäquivalenten Problemen‘ identifiziert haben können: Im Regelfall hatten die historischen Rezeptionsgemeinschaften in den Akten der Textaktualisierung etwas zu sehen, und das werden noch nicht immer nur die Buchstaben auf Papier oder Pergament gewesen sein. Zugleich wird es zwischen dem, was zu sehen war und dem, was als erzählte epische Welt aktualisiert wurde, eine latente Differenz gegeben haben.

Die Differenz zwischen dem Sichtbaren und dem, was man erzählt bekommt und hört, thematisieren die Texte aventiurehafter Dietrichepik selbst immer wieder als einen Mangel. Man kann deshalb, wie ich meine, in der Entfaltung dieser Thematik ein Reflexivwerden der Bedingungen literarischer Rezeption als ein Kommunikationsangebot der Texte sehen.¹¹ Gleichsam wie im Zeitraffer lassen sich im Vergleich der Textvarianten am *Laurin* Prozesse von Textschließung und Distanzierung beobachten, die in den meisten benachbarten Textfeldern der erzählenden Literatur, wie dem der höfischen Romane, unserem Blick verborgen bleiben.

Eng verbunden mit diesem Anliegen, das auf die diachrone Dimension des Textkonzepts zielt, ist in der Konzentration des Kapitels auf den Komplex der sinnlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten im *Laurin* die Diskussion einer der zentralen Problemkonstellationen von aventiurehafter Dietrichepik überhaupt. Visuelle Defekte und Defizite des Präsenten finden sich regelmäßig in unseren Texten und sie sind dann ganz grundsätzlich an Fragen nach dem Status von Figuren und ihren Gemeinschaften geknüpft.

¹¹ Überhaupt vermerkt und problematisiert hat die ‚sinnliche Dimension‘ des *Laurin* und ein damit verbundenes Reflexionspotenzial erst Hartmut Bleumer: Wert, Varianz, Interferenz: „Es scheint, als ob es bei einzelnen Texten im Rahmen der Narration zu einer spezifischen Spannung zwischen sinnlicher Wahrnehmung und Reflexion kommt“ (ebd. S. 110).

Man erinnere sich noch einmal an das *Eckenlied E2*: Eckes Entschluss, Dietrich aufzusuchen um sich mit ihm zu messen, ist ursächlich motiviert durch eine vom Jungritter vertretene Norm, bei der der Status eines Helden an die präsenzförmige Erfahrung seiner Taten geknüpft ist: In der Welt des Heldengesprächs hat niemand Dietrich je mit eigenen Augen gesehen, er ist dort nur in einander widersprechenden Geschichten von seinen Taten bekannt. Der Text inszeniert das dann so, dass die Frage nach der Rechtmäßigkeit von Dietrichs Status im Gespräch nicht entschieden werden kann. Nur der Kampf, also die Naherfahrung des Berners als eine Repräsentation seines Status kann Klarheit herbeiführen.¹² Wie Ecke bedarf Seburg der Präsenz Dietrichs; diese verzehrt sich geradezu im Verlangen nach dem Helden: „*sin hoher nam der tötet mich*“ (E2 267). – Ein solches Begehren motiviert im *Rosengarten A* die List Kriemhilds; auch die Zwergenkönigin der *Heidelberger Virginal* kennt eine solche Sehnsucht. Der Dietrich des *Jüngeren Sigenot* wiederum sucht die Präsenz des Riesen usw. usf. Immer wieder kommt Handlung in Gang, weil einzelnen Figuren eine verbal vermittelte Kunde nicht genügt, weil das Gehörte offenbar der Verifizierung durch das Gesehene oder anderweitig sinnlich Erfahrbare bedarf. Zumeist, in den angeführten Beispielen immer, induziert sprachlich vermittelte Information ein Bedürfnis nach *Teilhabe*: Wovon die Figuren etwas erzählt bekommen, erzeugt den Wunsch, Status selbst zu repräsentieren oder solchen repräsentiert zu bekommen, motiviert also letztlich das Bedürfnis der Figuren, an Situationen der Präsenz von Status teilzuhaben. Davon versprechen sie sich bestimmte Effekte, so wie Seburg, die die heilende Wirkung der Nähe des untadligen Fürsten betont oder wie der Dietrich des *Sigenot*, der seinen Status in der Demonstration von Gewaltfähigkeit im Kampf gegen den Riesen zu repräsentieren hofft.

Aber auch wenn ein solcher Wunsch nach Präsenz und Gemeinschaft das Handeln der Figuren motiviert, so ist es doch nicht so, dass die Texte unter *quantitativen* Gesichtspunkten primär das Gelingen von Repräsentation vorführten oder etwa breit auserzählten. Bei der Figur der Wormser Königin z. B. treten Zeichen und Bezeichnetes auseinander, dasselbe gilt für Fasold, Dietrichs Begleiter im zweiten Teil des *Eckenlieds E2*. Der Hofstaat Kriemhilds im *Rosengarten A* und die Beherrschung der höfischen Interaktionsformen durch Fasold ermöglichen den anderen Figuren gerade nicht die Teilhabe an kollektiven Situationen gelingender Statusrepräsentation. Und es sind die Figuren, die verhindern, dass kollektiver Status in der epischen Welt repräsentiert werden kann, die am Ende dann

¹² Das *Eckenlied E2* zeigt dann allerdings, dass der Status des Berners nicht immanent begründbar ist, sondern von göttlicher Gnade abhängt.

regelmäßig aus den Gemeinschaften ausgeschlossen werden: Wenn der höfische Habitus nicht adlige Gesinnung öffentlich macht, dann lassen die Texte die Schönheit des adligen Körpers zerstören (Kriemhild). Wenn das Unzivilisierte nur notdürftig mit einer gleißenden Brünne bedeckt ist (Ecke), dann nimmt man der Figur das Statussymbol und tötet sie. Man tötet sie durch Enthauptung, wie es einem Riesen geziemt, nachdem die Entkleidung *sichtbar* axiologische Eindeutigkeit restituiert hat. Andererseits: Wer die rechte Gesinnung hat und den Riesenkampf aufnimmt, um den Herrscher Berns zu befreien, dem gelingt in den Waffen Dietrichs, gekleidet also in seine repräsentative Hülle, der Sieg über den Gegner. Am Ende befindet sich die Welt aventiurehafter Dietrichepik immer im Zustand der Ordnung, ist die ‚Krise der Repräsentation‘ überwunden.

Solche Probleme in Zusammenhängen von sinnlicher Wahrnehmung und Zeichenhaftigkeit haben natürlich Konsequenzen für die Akte der Aktualisierung unserer Texte. In Interaktionssituationen ist misslingende wie gelingende Statusrepräsentation der epischen Welt als auf die eine oder andere Art in den symbolischen Handlungen der Teilnehmer präsent zu denken. Im triangulären Beziehungsgeflecht einer wechselseitigen Orientierung von Alter und Ego aneinander und ihrer Orientierung zugleich am Text vollzieht sich parallel zum Rezeptionsakt Kommunikation unter Anwesenden in Interaktionssituationen. Wo die Welt der Rezeption kommunikativ noch nicht vollständig von der epischen Welt entkoppelt ist, da wird z. B. eine abschließende Herstellung von repräsentativer Öffentlichkeit *in* der epischen Welt des Textes den Status der textexternen Kommunikationsgemeinschaft mitbestimmen. Die Texte aventiurehafter Dietrichepik erzählen Geschichten als Aufschub kollektiver Repräsentation von gemeinschaftlichem Status; selbst wenn man darauf keinen direkten Zugriff hat, wird ein nicht zu unterschätzendes Maß an Formgebung aus der Orientierung an einer solchen teleologischen Struktur für die Rezeptionssituationen resultieren.

2. Das Abenteuer des *Laurin*

Jener Text, der in der germanistischen Mediävistik unter dem Namen des Zwergenkönigs Laurin firmiert,¹³ erzählt in den beiden Vulgat-Versionen die folgende Geschichte: Dietrich, den sein Ratgeber Hildebrand in Bern

¹³ Hin und wieder begegnet auch noch der alternative Titel *Der kleine Rosengarten* zur Unterscheidung des Textes vom *Großen Rosengarten*, dem *Rosengarten zu Worms*. Zitiert ist nach der Ausgabe Laurin und der *Kleine Rosengarten*, hrsg. v. Georg Holz, Halle 1897. In der Regel zitiere ich den *Laurin A*, also die ältere Vulgat-Version, hinzugefügt sind die entsprechenden Versangaben für den *Laurin D*.

davon unterrichtet, dass der äußerst kampftüchtige Laurin im Tiroler Tann lebt, bricht gemeinsam mit seinem Gesellen Witege auf, um den Zwerg und einen von ihm angelegten Rosengarten aufzusuchen. Die beiden Helden gelangen zu dem wunderbaren Garten, den Witege zerstört. Der Held bezichtigt seinen Besitzer der Hoffärtigkeit, im anschließenden Kampf mit Laurin unterliegt er. Nachdem Dietrich ursprünglich versucht hatte, Witege vom Kampf abzuhalten, worüber beide miteinander in Streit geraten waren, versucht der Berner jetzt den Zwergenkönig daran zu hindern, an seinem Gesellen jene drakonischen Vergeltungsmaßnahmen zu vollziehen, von denen Hildebrand schon berichtet hatte: Wer die Grenze zum Garten überschreite und dessen Einfriedung zerstöre, den werde der Zwergenkönig an Füßen und Händen pfänden. Hildebrand hatte von Laurins Rosengarten als einer Herausforderung gesprochen, die Witege im Betreten und der Zerstörung des Gartens annimmt. Jetzt muss Dietrich seinem Gefährten beistehen und tritt damit selbst in Zusammenhänge gewaltförmiger Interaktion ein.

Da taucht Hildebrand auf, in seinem Gefolge Wolfhart und Dietleib, und der Alte gibt seinem Herrn jene Ratschläge, die Dietrich den Sieg über Laurin ermöglichen. Zunächst: Er möge dem Zwergenkönig den Knauf seines Schwertes um die Ohren schlagen, um ihn zu betäuben. Im ritterlichen Zweikampf, wie Witege dies versucht hatte, sei der Zwergenkönig nicht zu besiegen, weil Dietrichs Schwert dessen Rüstung nichts anhaben könne. Dietrich befolgt den Rat Hildebrands und so zieht der seiner Sinne beraubte Zwergenkönig in höchster Not einen Tarnmantel hervor, der ihn im Nu für Dietrich unsichtbar macht. Damit wendet sich das Blatt zu Gunsten Laurins. Wieder gibt Hildebrand einen Rat: Dietrich möge ringen, den Gürtel solle er dem Zwerg zerbrechen, davon verfüge der über die Kraft von zwölf Männern.

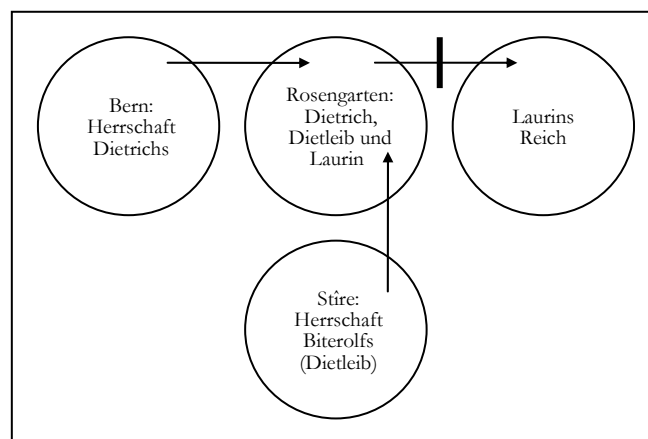
Dietrich kann den Gürtel des Zwergs zerbrechen, was den Sieg bedeutet. Anstatt nun aber Milde walten zu lassen und dem besiegten Gegner das Leben zu schenken, der sich dem Berner hier gar zu eigen geben will, besteht Dietrich auf der Tötung des Zwergenkönigs. Der wiederum erzählt, jetzt an Dietleib gewandt, dass er dessen Schwester¹⁴ in Besitz habe, um ihrretwillen möge er ihm gegen Dietrich beistehen.

Und genau das tut Dietleib dann auch. Zunächst noch bittet er Dietrich um das Leben des Zwergenkönigs und als dies nichts fruchtet, weil Dietrich rasend ist, muss ein Zweikampf zwischen dem Berner und Dietleib über das Schicksal Laurins entscheiden. Die beiden Helden treten

¹⁴ Diese Schwester trägt in der Edition des *Laurin A* den Namen Kühilt, eine Konjekturen Müllenhoffs; vgl. hier den Hinweis bei Hartmut Bleumer: Wert, Variation, Interferenz, S. 122, Fn. 15, und die Anmerkungen des Herausgebers zum Namen S. 189f. Im *Laurin D* wird die Schwester Simhilt genannt.

tatsächlich gegeneinander an, werden aber nach kurzem Kampf und auf Anraten Hildebrands von den anderen Recken getrennt.¹⁵

In der solchermaßen befriedeten Situation bleibt Raum, sich erzählen zu lassen, was es mit dem Hinweis auf Dietleibs Schwester eigentlich auf sich hat. Und der Zwergenkönig berichtet: Unter dem Schutz seines Tarnmantels habe er die junge Dame aus der Burg Steier entführt und sie zur Königin seines Reiches gemacht. Dass sie immer noch Jungfrau sei, hebt Laurin ausdrücklich hervor. Dietleib bittet den Schwager, seine Schwester sehen zu dürfen, was ihm Laurin gewähren will. Hildebrand wiederum beweist sein diplomatisches Geschick und sorgt dafür, dass sich alle Helden, Laurin inklusive, *geselleschaft* schwören. Eine Einladung des Zwergenkönigs in seinen Berg wird kontrovers zwischen Bernern und Dietleib diskutiert. Man kann Verrat offenbar nicht ausschließen, will aber auch jene Wunder sehen, von denen Laurin gesagt hatte, dass er sie mit den Helden teilen wolle. Zuletzt folgen die Ritter dem Zwerg in sein Reich, weil nach Meinung Hildebrands ein Ausschlagen der Einladung maßlos Schande auf die Helden laden würde.



Topologisches Schema des *Laurin A*

Damit endet jener erste Teil des *Laurin*, der, wie in den anderen Texten des Korpus, durch illegitimes und statusminderndes Gewalthandeln bestimmt ist: Witege hatte den Rosengarten des Zwergenkönigs mutwillig

¹⁵ Man mag der Tatsache, dass in den beiden hier infrage stehenden Versionen im Moment der Schlichtung des Kampfes einmal Dietrich zu unterliegen droht (*Laurin A*) und einmal Dietleib (*Laurin D*) eine gewisse Bedeutung zuweisen. Relevant ist für diese Arbeit hingegen allein der Sachverhalt, dass überhaupt ein statusmindernder Kampf stattfindet und dass die Tötung eines der beiden Kämpfer verhindert werden muss.

zerstört, war dann seinem Gegner in der Tjost unterlegen. Auch der Kampf Dietrichs kann nicht als adlige Statusrepräsentation interpretiert werden; schon die olympische Kampftechnik, vor allem aber Dietrichs Versuch, den Zwergenkönig zu töten, schließen das aus.

Zugleich sind in jenem ersten Teil des *Laurin*, wie in den anderen Texten des Korpus auch, jene Konfliktpotenziale artikuliert, die erst nach dem Durchgang durch die Anderwelt und dem Sieg über deren Herrscher beseitigt sein werden: Dietrich ist sich mit Witege uneins, es kommt zum Streit, mit Dietleib gerät der Berner sogar in eine gewaltförmige Auseinandersetzung. Die Schwurgemeinschaft, die Hildebrand stiftet, ist Ausdruck der schon aus den anderen Texten bekannten Attributierung fremder Kämpfer, die ein Kollektiv formt, das dann größer als der Berner Herrschaftsverband ist. Und dieses Kollektiv, dem eben auch Laurin angehört, folgt dem Zwergenkönig in sein Reich und wird zuletzt dort dessen illegitime, weil defizitäre Herrschaft beenden. Doch der Reihe nach.

Die Schwurgemeinschaft reist zu Laurins Berg, vor dem sich den Helden eine paradiesische Szenerie darbietet. Alle Arten von Vögeln singen, dort gibt es alle möglichen Sorten Früchte, die einen angenehmen Geruch verströmen, gezähmte Tiere treiben bei einer Linde miteinander ihr Spiel. Im Inneren des Berges finden die Helden einen Hof vor, der kaum etwas zu wünschen übrig lässt: Prachtvoll ist die Ausstattung der Räumlichkeiten, die Bewirtung und die Kleidung der Zwerge; alle erdenklichen Formen höfischer Unterhaltung werden den Gästen geboten. Das Fest ist vollkommen, nur eines bereitet unseren Helden Ungemach: Mit dem Eintritt in den Berg verlieren sie die Fähigkeit, sich wechselseitig wahrzunehmen. Die Recken können sich nicht mehr sehen.

Endlich erscheint die Königin mit Gefolge, um die Gäste zu begrüßen. Auf die Frage Dietleibs, ob die Schwester denn das Zwergenreich verlassen wolle, man werde für sie leicht auch einen anderen Mann finden, ist die Antwort eindeutig. Zwar stünden ihr alle Annehmlichkeiten des höfischen Lebens im Berg zu Gebote, an nichts fehle es ihr, doch seien die Zwerge eben Heiden:

„[...]
 iriu werke *sint* mir ein wiht,
 wan si gloubent an got niht,
 alsô sprach diu schœne meit,
 „ich wær gern bi der kristenheit.“
 (L_A 1099-1102; vgl. L_D 1791-1796)

Nachdem die Königin sich vom Fest zurückgezogen hat, begibt sich Laurin seinerseits zu ihr, um Rat einzuholen. Der Zwergenkönig schildert, was im Tiroler Tann vorgefallen ist, berichtet von der Zerstörung des Rosengartens, von seiner Niederlage im Kampf gegen den Berner und von der

Parteinahme Dietleibs. Die Königin ist sich der damit verbundenen Statusminderung des Zwergenkönigs bewusst, sie diagnostiziert den objektiven Mangel und auch die Notwendigkeit seiner Behebung. Nur eine Bedingung stellt sie: Auf welche Art und Weise Laurin seine Rache auch immer zu nehmen gedenke, er möge keinem seiner Gegner nach dem Leben trachten.

Das zu tun, gelobt der Zwergenkönig und sendet nach seinem Schwager, dem er sogleich ein unmoralisches Angebot macht: Wenn Dietleib von den Bernern abließe und sich mit ihm verbündete, würde er mit ihm teilen, was er besitzt. Doch geht der steirische Recke darauf nicht ein: Lieber wolle er das Leben verlieren. Daraufhin legt Laurin ihn gefangen und verübt infolge einen Anschlag auf die Berner Helden. Er lässt ihnen einen Betäubungstrank kredenzen und sie, nachdem sie entschlafen sind, in einen tiefen Kerker werfen.

Dietleibs Schwester wiederum kann den Bruder befreien und unterrichtet ihn vom Treiben des Zwergenkönigs. Zugleich erhält er von ihr einen Zauberring, der ihm die Möglichkeit gibt, die nun unsichtbaren Zwerge zu sehen. Dietleib bemächtigt sich der Waffen der Berner Helden und wirft sie in deren Kerker hinab. Das wiederum alarmiert den Feind und der Kampf Dietleibs allein gegen alle Zwerge beginnt. Währenddessen können die Berner Helden sich bewaffnen und den Kerker verlassen; sie stoßen zu Dietleib.

Auch für diese Helden sind die Zwerge zunächst unsichtbar. Doch hat Hildebrand vorgesorgt: Der Gürtel, den Dietrich im Kampf seinerzeit Laurin abringen konnte, war vom alten Ratgeber verwahrt worden. Das magische Requisit sorgt nun dafür, dass Dietrich die Zwerge sehen und Dietleib zur Seite springen kann. Hildebrand wiederum beauftragt Dietrich, dem Zwergenkönig jenen Ring von der Hand zu schlagen, der ihm neuerlich Kraft verleiht. Als Hildebrand sich diesen Ring überstreift, kann auch er die Gegner sehen und am Kampf teilnehmen.

Die Zwerge geraten ganz erheblich in Nachteil, weshalb sie nach fünf Riesen senden, die sie im Kampf unterstützen sollen. Wolfhart und Witege beschließen derweil, und das, obwohl sie nichts sehen, in den Kampf einzutreten. Soviel heldischen Wagemut belohnt die Königin mit zwei Zauberringen, die sich die Helden an die Hand stecken: Jetzt endlich sehen alle fünf Gefährten wieder, jeder kann nun gegen einen der in aventiurehafter Dietrichepik so beliebten riesischen Gegner kämpfen und so adlige Gewaltfähigkeit demonstrieren.

Am Ende und nachdem Riesen und Zwerge niedergemetzelt sind, nimmt Dietrich Laurin gefangen: Der Zwergenkönig endet als Gaukler in

Bern,¹⁶ zugleich hört sein Herrschaftsbereich auf zu existieren. Damit ist der Bann gebrochen: Der Hof Laurins und zuvor schon sein Rosengarten waren lediglich zauberhafte Trugbilder, Schimären des Höfischen, die jetzt vergehen.¹⁷ In der Vereinnahmung des Zauberers durch die Berner, in Anverwandlung, Domestizierung der Degradierung des blendenden Magiers zu einem Taschenspieler¹⁸ ist Laurin, darin Ecke nicht unähnlich, der adligen Pracht entkleidet, die ihm nicht entspricht, eben weil er Heide ist. Wie der Rosengarten des Zwergenkönigs, in dem Witege seinerzeit Teufelswerk und Anmaßung gesehen hatte, denen man nur mit Zerstörung

¹⁶ Die Überlieferung kennt auch alternative Enden; dann wird Laurin in Bern Gänsehirt oder Dietrich zu eigen. Vergleiche dazu Torsten Dahlberg: Zwei unberücksichtigte mittelhochdeutsche Laurin-Versionen. Untersucht und herausgegeben von Torsten Dahlberg, Lund 1948, Vers 1574.

¹⁷ Die Endgültigkeit der Zerstörung von Laurins Welt, und zwar als paradiesische Welt hat René Wenzel: Dietrich von Bern im Laurin (A), S. 138f. betont. Dass andere Optionen gewählt werden können, beweist die Version K des Textes, die das Reich Laurins weiterexistieren lässt. Dort allerdings wird der Zwergenkönig zuletzt getauft, das heißt er wird in die Gemeinschaft der Fürsten (re-)integriert. Solch Integration leistet zwar auch die Verwandlung des Zwergenkönigs in einen Gaukler, doch ist Laurin dann vom Berner Verband aus betrachtet in die gesellschaftliche Inferiorität abgedrängt. Das Ende der Version K scheint Laurin vor allem als schlechten, weil unchristlichen Herrscher zu deuten, nicht so sehr als Zauberer und so kann auch sein Reich weiterbestehen.

¹⁸ Wobei die relativ positive Charakterisierung Laurins als „Hofnarr“ (vgl. Volker Mertens: Recht und Abenteuer – Recht auf Abenteuer. Poetik des Rechtes im ›Iwein‹ Hartmanns von Aue, in: Juristen werden Herren auf Erden. Recht – Geschichte – Philologie. Kolloquium zum 60. Geburtstag von Friedrich Ebel, Göttingen 2006, S. 189–210, dort S. 201) wohl über das hinausschießt, was der Text hergibt. Auch wenn bspw. der *Laurin* des Dresdner Heldenbuchs erwähnt, dass der Zwergenkönig seine Gaukelei jetzt *vor fürsten und vor here* betreibt, so kommt es hier doch vor allem auf den zweiten Teil des Verses an: *do von [Laurin, K.M.] essen bet* (L₄₁ 325d). Damit ist Laurin eben gerade kein Adliger mehr, denn er muss für seinen Unterhalt arbeiten.

Die Semantik von Gaukler und gaukeln in Verbindung mit der Beeinträchtigung des Sehvermögens, die mir im Kontext des *Laurin* vorschwebt, findet man in einem Bild bei Walther von der Vogelweide. Aus der Gaukelbüchse heraus bläst der Taschenspieler den Leuten Asche in die Augen, wobei sein Ort gerade nicht der des Hofes ist (vgl. auch Eintrag 4 zu Büchse in Jacob und Wilhelm Grimms Deutschen Wörterbuch): *Genuoge hêrren sint gelîch den gougelêren, | die bebedekliche kunnen triegen und væren. | der sprichet: ›sich her, waz ist under disem huote? | nû zucke in ûfl!‹, dâ stêt ein wilder valke in sînem muote. | ›Zucke ûf den huot!‹, sô stêt ein stolzer pfâwe dar under. | ›nu zucke in ûfl!‹, dâ stêt ein merwunder. | swie dicke daz geschibt, sô ist ez ze jungest niht wan ein krâ. | friunt, ich erkenne ouch daz, hâhâ, hâhâ, hâhâ. | hab dîn valschen gougelbühsen dâ, | wær ich dir ebenstarc, ich slüeges an daz houbet dîn. | dîn valewische stiubet in die ougen mîn, | ich wil niht mêre dîn blâsgeselle sîn, | dûn wellest mîn baz hüeten vor sô trügelîchem kunder* (L 37,34). Der Text nach Walther von der Vogelweide: Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig neubearbeitete Auflage der Ausgabe Karl Lachmanns mit Beiträgen von Thomas Bein und Horst Brunner hrsg. v. Christoph Cormeau, Berlin / New York 1996. An anderer, ebenfalls sehr prominenter Stelle verwendet Gottfried von Straßburg in seinem *Tristan* ein vergleichbares Bild, wenn er gegen die *vindære wilder mære* polemisiert, vgl. T 4665–4703.

begegnen kann, ist der Hof des Zwergenkönigs Blendwerk, die Oberfläche einer höfischen Öffentlichkeit. Laurins Reich hört deshalb auf zu existieren, wenn der Zwergenkönig in Bern seine neue Bestimmung gefunden hat. Für Dietleibs Schwester hingegen gibt es ein Happyend: Die Jungfrau wird einem wahren Ehrenmann zur Frau gegeben.¹⁹

3. Die Unterschiede der Versionen und der ‚Fehler‘ der Komposition

Was ich auf den letzten Seiten referiert habe, ist im Großen und Ganzen die Geschichte des Konflikts zwischen dem Zwergenkönig Laurin und jener Gruppe von Rittern, die sich um Dietrich von Bern sammelt. Es ist eine Geschichte, in deren Zentrum der Kampf um die Verfügungsgewalt über die Sichtbarkeit der epischen Welt steht, die durch die Möglichkeit zu defizitärer Statusrepräsentation gefährdet ist. Der Konflikt wird ausgetragen zwischen den Protagonisten christlichen Adels auf der einen und einem unchristlichen Zwerg auf der anderen Seite, der Adel wegen seiner magischen Fähigkeiten zumindest zeitweise simulieren kann: Höfisches Ambiente, so inszeniert es der Text, repräsentiert und visualisiert nicht automatisch Status. Und erzählt wird am Ende der Sieg derer, die Status rechtmäßig innehaben über den, der sich Status nur anmaßt, weil seinem Adel die christliche Fundierung fehlt. Das egalitäre Verhältnis von Zwergenkönig und den Kämpfern um Dietrich, wie es die Schwurgemeinschaft zwischenzeitlich repräsentiert hatte, war nur ein vorläufiges. Im Ende manifestiert sich eine hierarchische Differenz, die jene rechte Ordnung ins Bild setzt, die vor allem wegen ihrer transzendenten Rückbindung Legitimität beanspruchen kann. Diese Geschichte erzählen beide Vulgat-Versionen des *Laurin*, doch erzählen sie sie auf unterschiedliche Art und Weise.

Sofort ins Auge springen wird bei einem ersten oberflächlichen Vergleich der beiden Versionen eine Differenz, der man als Ursache gängigerweise unterschiedliche Modi der Komposition zuordnet. Und es ist dieser evidente Unterschied, von dem her Joachim Heinzle u. a. sein Modell der Diachronie von Text in aventiurehafter Dietrichepik entwickelt hat.²⁰ Ich meine hier den oft vermerkten Sachverhalt der im *Laurin A*

¹⁹ Die orientierende Paraphrase musste hier etwas breiter ausfallen, weil der Zugriff auf den *Laurin* im Folgenden nicht der Sukzessionsstruktur des Textes folgt. Die Nacherzählung kann zugleich als Erprobung des Textbeschreibungsinventars dieser Arbeit verstanden werden, soweit es bis hierher entwickelt ist.

²⁰ Für das Folgende vgl. Heinzle: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 185–203.

recht unvermittelt eingeführten Entführungshandlung, die den zweiten Teil als Geschichte von der Befreiung der Jungfrau prägt: In der älteren Vulgat-Version deutet solange nichts darauf hin, dass Laurin ein Frauenentführer ist, bis er selbst davon erzählt, um mit der Hilfe Dietleibs sein Leben zu fristen. Im *Laurin A* ziehen die Helden aus, zerstören den Garten, es entspinnt sich der Kampf mit dem Zwergenkönig. Nichts davon steht aber in Verbindung zu einer Entführung, gar der der Schwester des Steirischen Helden. Die jüngere Vulgat-Version hingegen erzählt gleich zu Beginn genau das: Sie lässt den Bruder im Zusammenhang mit dem Raub der Dame zunächst auf Hildebrand und in dessen Gefolge zuletzt auf den Zwergenkönig treffen. Der *Laurin D* bereitet also im Vergleich zur älteren Vulgat-Version Geschehen vor und er scheint dabei einen kompositorischen Mangel zu beheben.

Von einem solchen Eindruck der Textveränderung als der Beseitigung eines Defizits her, kann man sich dann fragen, wie der ‚kompositorische Fehler‘ überhaupt in den *Laurin A* hinein geraten sein kann. Oder anders gefragt: Wie hat man analytisch damit umzugehen, dass eine Geschichte an einem bestimmten Punkt anschlussfähig für eine sehr große Anzahl von Fortsetzungen erscheint, von der nun eine gewählt wurde? Die Antwort ist vor dem Hintergrund des oben skizzierten Modells klar: Dass die Entführung im *Laurin A* „ad hoc“²¹ erst am Ende des ersten Teils eingeführt wird, wo die jüngere Vulgat-Version sie bereits am Beginn des Textes vorbereitet hat, lässt sich als *Schemawechsel* verstehen, der im älteren Text noch „nicht ohne Mühe“²² gelingt. Das Baukastenprinzip der Komposition, das Heinze als Modell historischer Prozesse der Textgenese entwirft, erklärt die weitere Textentwicklung über Versuche der Textbesserung in der Ausmerzung von Widersprüchen, die im Falle des *Laurin* aus der *kompositorisch mangelhaften* Kompilation von Herausforderungs- und Befreiungsschema resultieren.

Die Frage, die man sich dabei zunächst stellen kann, ist die, ob sich eine Tendenz zu verstärkter Motivierung im *Laurin D* im Vergleich zur älteren Vulgat-Version tatsächlich nur auf die Bereiche der Kollision von Erzählschablonen und anderen narrativen Versatzstücken erstreckt. Denn daran hängt letztlich die Plausibilität dieser Antwort auf die Frage, was als Motor von Textveränderung vorausgesetzt werden kann, ja sogar, ob *Textbesserung* überhaupt anzunehmen ist. Sehen wir uns zu diesem

²¹ Vgl. Jens Hausteil: Kausalität als Autorität in mittelhochdeutscher Erzählliteratur. Oder: Clemens Lugowski als mediävistische Autorität, in: *Autorität der / in Sprache, Literatur, Neuen Medien. Vorträge des Bonner Germanistentages*. Bd. 2, hrsg. v. Jürgen Fohrmann, Ingrid Kasten und Eva Neuland, Bielefeld 1999, S. 553-572, hier S. 561.

²² Heinze: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 194.

Zweck einmal genauer die Stelle im *Laurin* an, an der die Schemata so auffällig ‚kollidieren‘.

3.1 Narrative Motivierung und Wissensniveaus

Die Geschichte von der Entführung der Schwester Dietleibs ist in der älteren Vulgat-Version, wie gesagt, nicht vorbereitet. Nichts von dem, was bis zur Mitte des Textes erzählt wird, deutet darauf hin, dass überhaupt eine Jungfrau in der epischen Welt des Textes existiert, die es zu befreien gilt, nichts darauf, dass es eine Verbindung zwischen dem Zwergenkönig und Dietleib gibt. Laurin war Dietrich im Kampf unterlegen; sein Angebot, sich Dietrich zu eigen zu geben, fruchtet nicht; der Berner will den Zwergenkönig unbedingt töten. Da wendet dieser sich an Dietleib:

„nu hilf mir, werder Dietleip,
von Stîre ein ritter unverzeit!
du solt mich des geniezen lân,
daz ich dine rehte swester hân.
nu hilf mir, degen hêre,
durch aller vrouwen êre.“
(L_A 571-576, L_D 941-946)

Sofort und ohne weiter nachzufragen, zu zögern oder Laurin auch nur zu antworten, richtet der steirische Recke das Wort an Dietrich und erbittet die Schonung des Zwergenkönigs. Der zeigt sich einem solchen Ansinnen gegenüber unzugänglich und so kommt es zum Kampf zwischen Dietrich und Dietleib. Erst an späterer Stelle (vgl. L_A 719-768), wenn dieser Konflikt geschlichtet ist, wird Laurin den Helden die Geschichte von der Entführung der Jungfrau erzählen. Allein die Behauptung des von Dietrich massiv bedrohten Zwergenkönigs, über die Schwester des Steirischen Helden zu verfügen, motiviert im *Laurin A* Dietleibs Eingreifen.

Vergleicht man diese Szene mit ihrem Pendant im *Laurin D*, zeigen sich signifikante Abweichungen. Wo sich der Zwergenkönig im *Laurin A*, als er bei Dietrich nicht weiterkommt, umstandslos mit seiner Bitte an Dietleib wendet, da hat die jüngere Vulgat-Version eine motivierende Kette gestaltet. Im *Laurin A* folgen die einzelnen Textsachverhalte lediglich *aufeinander* – die jüngere Vulgat-Version hat zwischen die Weigerung Dietrichs und das Hilfeersuchen, das der Zwergenkönig an den Steirischen Helden richtet, zusätzlich eine ‚Denkpause‘ geschaltet. Laurin handelt nicht einfach so, sondern er überlegt zuvor:

dô gedâhte der kleine Laurin:
„Dietleip ist der swâger mîn:
wist er diu mære, als ich si weiz,

er sprünge ze *mir* in disen kreiz
 und hülfe mir von hinnen wol.
 sîn herze ist helde manheit vol.“ (L_D 933-938)

Das kann man, wenn man vom *Laurin A* her blickt, als narrative Vermittlung von zwei vorher unvermittelten Sachverhalten verstehen. Diese aus der Sicht der älteren Vulgat-Version eingeschobene ‚psychologische‘ Motivierung, eine Reflexion, antwortet auf die Frage nach dem *Warum* des Anschlusshandelns Laurins.

Und auch die Bitte Laurins um Beistand und die Reaktion Dietleibs sind im *Laurin D* aufeinander bezogen:

Dietleip sprach: „daz sî getân,
 sît daz ich erhæret hân,
 daz du hâst die swester mîn.
 ich wil vür dich ein kempfe sîn
 und wil dir helfen hie genesen,
 oder ez muoz mîn ende wesen.“ (L_D 947-952)

Dietleib handelt, *weil* er erfahren hat, dass der Zwergenkönig über seine Schwester verfügt – und er sagt es. Der *Laurin D* liefert ein erklärendes Moment mit. Es ist zwar ganz gewiss so, dass man leicht auch für das Geschehen im *Laurin A* ein Handeln des Steirischen Helden voraussetzen kann, das *wegen* des Verfügens Laurins über die Jungfrau statthat. Doch, und darauf kommt es hier an, ist eine solche Motivierung dort nicht vertextet. Man darf sie allenfalls als ein sehr plausibles aber nichtsdestotrotz ihm äußerliches Deutungsmuster an den Text herantragen.

Solche Beispiele für Veränderungen im Bereich der Motivierung auf der Mikroebene des *Laurin* ließen sich nahezu beliebig vermehren. Ich möchte es hier bei diesen beiden bewenden lassen, letztlich, um nicht längst Bekanntes zu wiederholen.²³ Dass ich solche Veränderungen im Bereich der Mikrostruktur des *Laurin* an dieser Stelle überhaupt dokumentiere, verdankt sich einzig dem Bemühen, eine allgemeine Tendenz für diesbezügliche Textsachverhalte am *Laurin* nachzuzeichnen. Zu zeigen war im aktuellen Zusammenhang, dass es auf der Mikroebene der Textstruktur im Bereich des ‚Schemawechsels‘ signifikante Veränderungen gibt, und zwar ohne dass diese sich auf irgendwelche Widersprüche in der älteren Vulgat-Version zurückführen lassen. Welche Unstimmigkeiten oder Widersprüche, die sich aus der Kollision von narrativen Versatzstücken ergäben, soll man denn hier voraussetzen?

Motivierung weit ab von der Schemakollision kann man auch auf der makrostrukturellen Ebene des Textes nachweisen. Beide Vulgat-Versionen lassen den Zwergenkönig einen Bericht über die Entführung

²³ Vgl. bspw. Jens Haustein: Kausalität, S. 560f.

geben, wenn der Streit zwischen Dietleib und Dietrich geschlichtet ist (vgl. L_A 719-768, L_D 1147-1192). Laurin versorgt so die Figuren der epischen Welt mit Informationen, und diese Informationen motivieren zu einem guten Teil²⁴ ihre Fahrt ins Reich des Zwergenkönigs. Anders aber als die ältere Vulgat-Version ist die Entführung im *Laurin D* nicht nur von einer Figur Berichtetes, sie ist dort auch dargestellte Geschichte. Der Text beginnt mit der Entführung (vgl. L_D 20-84): Die Dame verschwindet trotz *huote* und ohne dass die Anwesenden wüssten, wie dies hat geschehen können, aus dem Kreis der unter einer Linde kurzweilenden Gemeinschaft. Dietleib begibt sich daraufhin und *wegen* des Verlustes seiner Schwester zu Hildebrand:

er [Dietleib, K.M.] truoc an sinem herzen leit,
des hête er niht ieman geseit
wan Hildebrande dem alten:
 der kunde wîsheit walten. (L_D 105-108)

Was aber wird mit dieser Erzählung eigentlich erklärt? Darauf mag die Antwort aus der Sicht der Schemakollision unbefriedigend sein: Der Text motiviert an dieser Stelle die Anwesenheit Dietleibs in der epischen Welt und in der Nähe des Alten, die der Text der älteren Vulgat-Version unkommentiert gelassen hatte. Dort war der steirische Recke einfach zusammen mit Hildebrand und Wolfhart beim Rosengarten des Zwergenkönigs aufgetaucht. Im *Laurin D* hingegen sucht Dietleib zunächst die Hilfe Hildebrands, denn „*nieman baz gerâten kan*“ (L_D 162), wie der Held weiß. Dass die Helden aber auf Laurin und Dietrich im Wald treffen, und zu dem Moment, als Dietrich der Hilfe des weisen Alten bedarf, bleibt unbegründet. Der Text erzählt auch nicht, dass der Ausritt Hildebrands und Dietleibs irgendetwas mit der Entführungsgeschichte zu tun habe: Der Raub der Jungfrau ist eingeführt, die Anwesenheit Dietleibs ist motiviert, aber es gibt für die Figuren des Textes, anders als für die Textrezeption, weder eine Verbindung zwischen Zwergenkönig und verschwundener Jungfrau, noch gibt es eine solche zwischen dem Ritt der Helden und dem ‚Finden‘ Laurins durch den Steirer: Hildebrand und Dietleib suchen nicht nach dem Zwergenkönig, weil sie nicht wissen, *dass* der die Jungfrau entführt hat. Hier wird sicherlich auch motiviert, aber nichts, das irgendwie mit auszumerzenden Widersprüchen begründet werden könnte.

²⁴ Diese Einschränkung, weil jedenfalls aus Sicht des modernen Rezipienten mindestens ein weiterer mit dem ersten nicht kausal verknüpfter Motivationsstrang hier die Handlung des zweiten Teils bestimmt. Dieses zweite Motiv ist ein Präsenzbegehren der Figuren, das vor allem auch Dietrich kennzeichnet und dessen normative Seite als Notwendigkeit zur Statusrepräsentation in der Demonstration adliger Gewaltfähigkeit Hildebrand anspricht.

Ähnlich stellen sich die Zusammenhänge dar, wenn die jüngere Vulgat-Version Hildebrand zusätzliche Informationen über den Zwergenkönig zukommen lässt: Der Alte trifft während eines Ausritts auf einen wilden Mann, der von König Laurin in die Acht gegeben wurde (vgl. LD 174-218). Dieser erzählt Hildebrand exklusiv vom Zwergenkönig, von dessen Stärke und Macht. Er erzählt Hildebrand auch vom Rosengarten und dass, wer dessen Borte zerbricht, von Laurin an Händen und Füßen gepfändet wird. Hildebrand erhält so die Informationen, die er benötigt, um später Dietrich zur Ausfahrt zu bewegen. Doch ist die Entführung auch hier mit keinem Wort erwähnt! Der wilde Mann sagt nichts von einer Jungfrau: Hildebrand kennt jetzt Laurin, er weiß vom Verschwinden der Steirischen Dame, Dietleib hält sich in seiner Nähe auf, man reitet aus und trifft auf den Zwergenkönig. Aber der Text bringt all diese losen Enden nicht zusammen. Es mag evident sein, dass es hier Verbindungen gibt; nichts davon auch, schaut man auf den *Laurin A* zurück, fällt aus dem Rahmen der Geschichte. Sicher wäre es ein Leichtes gewesen, den Zwergenkönig durch den wilden Mann als Entführer denunzieren zu lassen. Dann hätten die Helden tatsächlich auf die Suche nach Laurin gehen können. Doch interessiert das den Text offenbar gerade nicht.

Wenn aber, so möchte ich hier ein Zwischenresümee ziehen, all diese Veränderungen ganz unabhängig von einer „Unstimmigkeitsproblematik“²⁵ sind, deren Textmerkmale divergenzfördernde „strukturtypische[] Widersprüche“²⁶ sein sollen, dann stellt sich die Frage nach einem alternativen Erklärungs- und Beschreibungsmodell. Hierzu greife ich auf etwas zurück, das schon aus dem Rosengarten-Kapitel bekannt ist.

Blickt man noch einmal auf die letzte Beispielreihe, kann man zunächst sagen, dass der *Laurin D* unter quantitativen Gesichtspunkten mehr Informationen als der ältere Text liefert. Wenn Dietleib bspw. *sagt*, warum er für Laurin gegen Dietrich kämpfen will, dann hat man zusätzlich eine Erklärung und die ist öffentlich in der epischen Welt wie für die Situation der Textrezeption. Doch gibt es diese ‚Gleichschaltung‘ schon nicht mehr, wenn man sich die Begründung für Laurins Handeln im selben szenischen Zusammenhang ansieht: Der innere Monolog des Zwergenkönigs liefert eine Erklärung für sein Handeln nur für die implizite Textrezeption. Die Helden der epischen Welt dagegen ‚hören‘ seine Gedanken nicht. Hier ist eine latente Differenz zwischen dem, was die Figuren und dem, was die Textrezipienten wissen, angelegt. Zwar wird man, und das mit Recht, einwenden, dass der Informationsgehalt des ‚Neuen‘ in diesen beiden Fällen gering ist. Unabhängig davon aber darf man den

²⁵ Heinze: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*, S. 203.

²⁶ Ebd.

Sachverhalt für die Textkonstitution festhalten. Und man kann dabei im Reden Dietleibs und dem Denken Laurins eine erste, auch wertmäßig besetzte Differenzierung sehen: Dietleib agiert an dieser Stelle im *Laurin D* als Figur der Öffentlichkeit, Laurins Motivation hingegen bleibt ihr verschlossen und die implizite Rezeption des Textes kann diesen Zusammenhang wahrnehmen. Die Verwiesenheit der Handlungsmotive, die über die Einheit der Szene und ihre Nähe zueinander im Text bedeutet ist, im Zusammenspiel mit unterschiedlichen Graden von Öffentlichkeit hebt den Zwergenkönig von anderen Figuren ab. Nicht die zusätzlichen Informationen im Vergleich zum *Laurin A*, auch nicht die Momente narrativer Motivierung selbst mag man als relevante Effekte der Textveränderung ansehen, sondern das mit ihnen in Zusammenhang stehende Auseinandertreten verschiedener Wissensniveaus.

Dieser Zug zur Differenzierung im Bereich des Wissens charakterisiert auch die anderen bisher unter dem Gesichtspunkt narrativer Motivierung erörterten Beispiele. In der älteren Vulgat-Version erfahren die Helden von Laurins Entführung aus dem Mund des Zwergenkönigs selbst und das ist zugleich der Moment innerhalb des schriftsprachlichen Erzählaktes, an dem der Text diese Information für die Rezipienten bereitstellt. Der implizite Rezipient des *Laurin D* hingegen weiß von Anfang an, dass Laurin der Entführer von Dietleibs Schwester ist. Die Helden aber haben davon wie im *Laurin A* keine Ahnung und sie verfügen deshalb nicht über relevante Informationen zum Entwurf einer Problemlösestrategie, die etwa die Suche nach Laurin sein könnte.

Die Differenzierung der Wissensniveaus im *Laurin D* hat für dieses Beispiel eine einfache Struktur: Die implizite Rezeption weiß etwas, das den Figuren der epischen Welt verborgen ist. Ich will im Folgenden ein Beispiel besprechen, bei dem die Verhältnisse bezüglich Wissensverteilung durch den Text etwas komplizierter liegen. Ausgangspunkt ist die Szene, in der Hildebrand im *Laurin D* exklusiv mit Informationen über Laurin versorgt wird. Hier muss ich zunächst etwas weiter ausholen.

Die Figur des Alten und Weisen, des Erziehers und Ratgebers verfügt in aventiurehafter Dietrichepik normalerweise schlechthin über das Wissen. Hildebrand ist nicht nur Garant des Normensystems der epischen Welt, weiß also, was richtig ist und was falsch. Er besitzt im Regelfall auch alle handlungsrelevanten Informationen. Dabei scheint es zumeist so, wie Dietrich sich im *Laurin A* ausdrückt, als sei der Alte „von arte ein wîser wîgant“ (L_A 44),²⁷ und das heißt hier wohl: als sei er ‚von Natur aus‘ wissend.²⁸

²⁷ Der *Laurin D* hat hier statt *arte* die Herkunftsangabe *von Garten* (L_D 282).

²⁸ Vgl. dazu auch die Anmerkung des Herausgebers zur Stelle.

Nun kennt der *Laurin* in beiden Versionen das, darauf werde ich später zurückkommen, einmalige und von der Handlung her notwendige Fehlen orientierender Informiertheit. Hildebrand findet sich, genau wie die anderen Helden, nicht zurecht, nachdem die Gemeinschaft die konstitutive Sujetgrenze überschritten hat, sodass der Zwergenkönig zeitweise zu ihrem Führer avanciert. Anders aber als der *Laurin A*, der die generelle Verfügungsgewalt über das Wissen für Hildebrand nie infrage stellt (die Ausnahme bestätigt die Regel), begrenzt die jüngere Vulgat-Version mit der Vorgeschichte die Informationsfülle, auf die Hildebrand zurückgreifen kann. Der wilde Mann erzählt dem Alten von der Existenz des Zwergenkönigs und seinem Rosengarten. Damit aber ist Wissen von der Figur Hildebrands ablösbar. Das Wissensmonopol, das Hildebrand normalerweise konstitutiv von den anderen Figuren unterscheidet, erodiert. Hildebrand wird ‚menschlich‘, denn er weiß im *Laurin D* etwas, *weil* er es gehört hat. Und *weil* jene Umstände, die Hildebrand im Reich Laurins die Kontrolle verlieren lassen, vom wilden Mann nicht erwähnt werden, ist es nur zu verständlich, dass er sich dort dann nicht auskennt. Im Kontext der Hildebrand-Figur kommt es, eben weil Wissen nicht mehr *a priori* an die Figur des Alten gebunden ist, sondern Exklusivität des Wissens durch limitierten Zugriff in der epischen Welt inszeniert werden muss,²⁹ zu einer latenten Homogenisierung: Für alle gelten die gleichen Regeln. Wären Dietrich oder Dietleib auf den wilden Mann getroffen, so hätten auch diese Figuren Informationen über Laurin erlangen können; Wissen ist im *Laurin D* potenziell öffentlich. Aus der handlungsbezogenen Funktion des Wissenden ist eine wissende Figur geworden.

Zugleich antwortet der *Laurin D* im konkreten Fall noch auf eine zweite, jetzt sogar explizite Begründungslücke, die allerdings als solche freilich erst in der Antwort überhaupt greifbar wird. Hildebrand weigert sich, den Berner zu preisen, und begründet das mit der noch nicht bestandenen Zwergenaventure – diese Weigerung markiert den Anfang der Dietrichhandlung. Daraufhin gibt der Held in beiden Versionen das Folgende zu bedenken: „*und wære diu rede ein wârheit, | du hêtest mir’s lange vor geseit*“ (L_A 45f.; L_D 283f.) – wenn es da draußen im Tann tatsächlich einen Zwergenkönig Laurin gäbe, so die Replik Dietrichs, dann hätte das der Alte sicherlich schon einmal erzählt. Da Hildebrand nun im *Laurin D* erst kürzlich davon erfahren hat, läuft der Einwand Dietrichs ins Leere. Dass aber der *Laurin D* anders als der *Laurin A* auf diesen Einwand reagiert, ist erst naheliegend, wenn das Wissen Hildebrands

²⁹ Hildebrand verschweigt, ohne dass spezifisch Gründe dafür genannt werden, im *Laurin D* den anderen Figuren einfach, was ihm der wilde Mann vom Zwergenkönig berichtet hat: *Hiltebrant von dannen reit. | swaz ime der wilde bête geseit, | daz wolte er nieman wizen lân. | durch grôzen list was daz getân* (L_D 219-222).

überhaupt angezweifelt werden kann, wenn es überhaupt sinnvoll hinterfragbar geworden ist.³⁰ Auch hier dieselbe Tendenz: Die einzelnen Elemente der epischen Welt werden verstärkt aufeinander bezogen, sie sind jetzt im Vergleich zum *Laurin A* dialogisch organisiert. Das Handeln der Figuren ist weniger auf eine direkte Symbolisierungsleistung für die Rezeption hin angelegt, als auf Integration in einen narrativen Zusammenhang, der dann insgesamt eine solche Leistung erbringen könnte.

In allen Beispielen fällt eine Veränderung zwischen den *Laurin*-Versionen im Bereich narrativer Motivierung mit Veränderungen in Zusammenhängen textueller Wissensorganisation zusammen. In ihrer Gesamtheit lässt sich Letzteres in diachroner Sicht verstehen als sukzessive Entkoppelung der kommunikativen Ordnungen der epischen Welt und der Welt der Textrezeption. Wenn man hier auch nicht von einem gerichteten Prozess wird sprechen wollen, dem dann Intentionalität unterstellt werden könnte, so scheint es mir aber auch genauso wenig statthaft, diese Momente der Distanzierung als sekundäre Effekte einer dann wiederum intendierten Absicht zu narrativer Motivierung zu begreifen. Vielmehr lässt sich am *Laurin* eine doppelgesichtige Entwicklungslogik beschreiben, von der die Literaturwissenschaft den im engeren Sinne narratologischen Aspekt bereits ausführlich gewürdigt hat. Und deshalb liegt das Hauptaugenmerk in diesem Kapitel wie der Arbeit insgesamt auf der Entwicklung der kommunikativen Textentwürfe.

3.2 Die Entführung als Thema und Funktion der Geschichte

Zunächst ein weiteres Detail: Der Erzählung von der Entführung der Jungfrau aus dem Kreis der Ihren zu Beginn des *Laurin D* korrespondiert ein der älteren Vulgat-Version wiederum fehlender Schlussteil, der von der Heimführung der Jungfrau in den Schoß von Familie und Herrschaftsver-

³⁰ In diesem Fall scheint Dietrich im *Laurin* auch nachzuholen, was die Ritter am Artushof anlässlich der Erzählung Kalogrenants im *Iwein* vergessen, nämlich nachzufragen, warum der Held sein Abenteuer im Wald von Breziljân in den vergangenen zehn Jahren eigentlich verschwiegen hat. Die Ähnlichkeiten zwischen *Laurin* und *Iwein* sind lange bekannt, sie lassen sich auf allen Ebenen der Texte finden, ohne dass man damit aber auch eine sinnstiftende Verwiesenheit der Texte unterstellen müsste.

Dass beiden Geschichten, auch was die Frage nach der Sichtbarkeit der epischen Welt betrifft, nahe beieinander liegen, ist hingegen, soweit ich sehe, noch nicht bemerkt worden. Diesem Thema des *Laurin* wird weiter unten in dieser Arbeit noch breitester Raum eingeräumt. Zu einer ähnlichen Problematik im *Iwein* vgl. Haiko Wandhoff: *ÂVENTIURE* als Nachricht.

band berichtet (vgl. LD 2715-2774).³¹ Dieser Zusammenhang stiftet einen Rahmen, der die in ihn geschlossene Konfrontation zwischen dem Zwergekönig und den Helden verstärkt auf die Thematik von Entführung und Rückgewinnung festlegt. Wo im *Laurin A* die Entführung eine Möglichkeit ist, damit die Geschichte überhaupt weitergehen kann, da exponiert der *Laurin D* die Entführungshandlung.

Zugleich wirkt dieser Rahmen integrierend. Der erste Teil des *Laurin*, der die Ausfahrt in den Tiroler Tann, die Zerstörung des Gartens und den ersten Konflikt mit dem Zwergekönig erzählt, wird über das Thema ‚Entführung‘ an die Befreiungsgeschichte des zweiten Teils geknüpft. Indem der *Laurin D* gleich zu Beginn die Entführung erzählt, nimmt er eine Setzung vor, die den Zwergekönig von vornherein axiologisch negativ zeichnet. Zwar wissen Dietrich und Witege, die zur Suche nach dem Rosengarten Laurins aufbrechen, nicht, dass der Zwergekönig ein Frauenentführer ist. Doch ist der Konflikt zwischen den Bernern und Laurin für die Rezeption einer zwischen Bernern und Frauenräuber und das aggressive Handeln der Helden für sie deshalb eines gegen eine diskreditierte Figur, auch wenn es (noch) nicht als ein diesbezüglich intendiertes Handeln der Figuren vertextet ist.

Vergleicht man unter diesen Gesichtspunkten die beiden Versionen miteinander, kann man sagen, dass der *Laurin A* sich eher über die Opposition von christlichem und unchristlichem Adel konstituiert, die die Sujetgrenze topologisch markiert, während die jüngere Vulgat-Version Einheit und Identität tendenziell stärker über den thematischen Rahmen sichert. Für die Semantik des ganzen ersten Teils des *Laurin A* scheint der Sachverhalt des Frauenraubs keine Rolle zu spielen. Hier laufen die statusmindernden Gewalthandlungen ab, und mit der Möglichkeit zur Grenzüberschreitung, die sich mit Laurins Bericht von der Entführung der Jungfrau ergibt, schafft der Text dann die Gelingensbedingungen von erfolgreicher Statusrepräsentation. Die Entführungsgeschichte ist im *Laurin A* stärker auf die Grenze und die Möglichkeit zu ihrer Überschreitung hin funktionalisiert als in der jüngeren Vulgat-Version. Weil der Zwergekönig über die Jungfrau verfügt, ist die Überschreitung der topologischen Grenze für die Helden möglich, kann die für aventiurehafte Dietrichepik typische Verschiebung der Gewalt statthaben: Die Dame ist nur der ‚Vorwand‘ des Textes, der die vom Gewaltschema aventiurehafter Dietrichepik geforderte Versetzung der Helden über die Sujetgrenze deckt.

³¹ Erzählt wird, wie die Berner Helden die Geschwister zu ihrem Vater Biterolf zurückgeleiteten. Dem berichten sie, was im Tiroler Tann und in Laurins Reich vorgefallen ist. Mit *maneger hande vürsten spil* (LD 2770) vertreiben sich die Gäste dann für drei Tage ihre Zeit, bevor die Berner wieder nach Hause reiten.

Und umgekehrt, jetzt von der jüngeren Vulgat-Version her formuliert: Insofern im *Laurin D* das Ausgreifen des Anderweltlichen in den Innenraum der christlich fundierten, adlig-ritterlichen Welt – und nichts anderes ist die Entführung, nämlich ein zweifaches Passieren der Sujetgrenze durch den Helden der Anderwelt – an den Anfang des Textes gesetzt ist, verändert sich die Bedeutung der ‚Mitte‘ des Textes, die die Transgression Dietrichs und der Seinen darstellt. Im *Laurin D* ist der Akt der Grenzüberschreitung immer schon von der Entführungsgeschichte her entwertet, weil sie Transgression *für die Rezeption* nicht augenblicklich motiviert. Die Verzögerung der Einlösung des Motivs ist eine Depotenzierung. Die Entführung, die im *Laurin A* das Gravitationszentrum des Textes bildet, von dem aus er sich sujethaft strukturiert, ist in der jüngeren Vulgat-Version dezentralisiert in Vor- und Nachgeschichte. Deshalb kann man den Unterschied zwischen den beiden Vulgat-Versionen von den jeweiligen textkonstitutiven Funktionen der Entführung her formulieren: Während die Entführung den *Laurin A* konstituiert, indem sie die Transgression der Helden ermöglicht, so die jüngere Vulgat-Version, indem sie ihr ein Thema gibt.

Verglichen mit dem älteren Text verstärkt der *Laurin D* die Bedeutung von Anfang und Ende. Der Rahmen macht aus dem *Laurin* eine Geschichte von Entführung und Befreiung, auch wenn diese Geschichte noch im *Laurin D* nicht, wie wir das erwarten würden, die Befreiung der Jungfrau als eine von Anfang an von den Helden intendierte Tat erzählt. Von diesen Zusammenhängen her hat man nun auch die Relevanz der Grenzen für die Textkonstitution in den beiden Versionen zu bewerten. Während die Semantik des *Laurin A* durch eine Opposition gestiftet wird, deren Symmetrieachse die konstitutive Sujetgrenze des Textes darstellt, so konstituiert sich die zentrale semantische Opposition der jüngeren Vulgat-Version im Gegenüber von epischer Welt und Welt poetischer Kommunikation. Wo die epische Welt der älteren Vulgat-Version eine Grenze zu bieten hat, die sie auch *für* die Welt poetischer Kommunikation bereithält, da zieht der *Laurin D* eine Grenze, die die epische Welt aus jener Welt, in der Akte poetischer Kommunikation statthaben, ausgrenzt: Der Einsatz des schriftsprachlichen Erzählaktes markiert eine kategoriale Differenz zwischen der Welt poetischer Kommunikation, in der das Erzählen statthat und der epischen Welt, in der das Handeln der Figuren angesiedelt ist. Im Idealfall vollständiger Distanzierung, also jenem hypothetischen Grenzfall, den der klassizistische Werkbegriff einfängt, wären Sinnstiftungspotenziale im Bereich der epischen Welt für die Rezeption nur vermittelt über ihre Bezogenheit auf das Ganze der Handlung relevant.

Für den *Laurin A* hingegen, und ich entwerfe damit den entgegengesetzten hypothetischen Grenzfall der Vollzugsform eines Textes, der sich

ausschließlich über sein Sujet konstituierte, zieht die Grenze eine Differenz in den Bereich einer Welt ein, die indifferent ist gegenüber obiger Unterscheidung. Diese Grenze unterscheidet nicht zwischen realer Welt oder der Welt poetischer Kommunikation auf der einen Seite und einer fiktiven Welt oder der epischen Welt auf der anderen Seite. Diese konstitutive Grenze unterscheidet vielmehr zwischen einer Welt vor und einer hinter dieser Grenze. Und mit Bezug auf das konstitutive Sujet aventiurehafter Dietrichepik: Sie trennt zwischen einer Welt, in der Statusrepräsentation in der Repräsentation von adliger Gewaltfähigkeit misslingt und einer Welt, in der sie gelingt: Im Akt der Rezeption folgt beides aufeinander.

Dieses zuletzt von der Mitte der Geschichte des *Laurin A* her entwickelte Modell lässt sich auch stützen, wenn man von den Texträndern der beiden Versionen her schaut. Eine solche Blickrichtung möchte ich im Folgenden einnehmen, zugleich verschiebt sich damit der Fokus von der Geschichte des *Laurin* auf den schriftsprachlichen Erzählakt des Textes.

3.3 Der performative Rahmen im *Laurin D*

Anders als die übrigen Texte aventiurehafter Dietrichepik, anders auch als die ältere Vulgat-Version, besitzt der *Laurin D* sowohl einen Prolog als auch einen Epilog, die zusammen einen Rahmen bilden. Die thematisch durch die Erzählung der Entführung der Jungfrau und ihrer Rückführung geschlossene Geschichte, wie sie die jüngere Vulgat-Version berichtet, ist also von einem zweiten Rahmen um- und geschlossen. Die beiden Paratexte dieses Rahmens sind dabei freilich weder ihrem Umfange noch ihrer Elaboriertheit nach dem vergleichbar, was die meisten der mittelhochdeutschen Romane zu bieten haben. Immerhin aber deuten sie auf einen im Vergleich zur älteren Vulgat-Version veränderten Status des Textes hin, auf ein distanzierteres Verhältnis zwischen epischer Welt und Rezeption. Doch sehen wir uns zunächst Anfang und Ende des Erzählens im *Laurin A* an, um einen Vergleichsmaßstab zu gewinnen.

Der *Laurin A* beginnt mit der schon vom *Eckenlied E₂* her bekannten, topischen heldenepischen Formel: *Ze Berne was gesezzen | ein degen sô vermezzen* (L_A 1f.). Es schließt sich in den folgenden 18 Versen eine sentenzhafte Charakterisierung der Berner Welt an, die als ideal vorgestellt wird. Der Erzähler lobpreist ihr Oberhaupt (vgl. L_A 4-9) – so taten es seinerzeit auch die Fürsten in Dietrichs Herrschaftsbereich:

schande und laster was in [den Fürsten, K.M.] leit,
und swâ si gesâzen,
wie selden si vergâzen,

si pristen in vür alle man,
den edeln Bernære lobesam. (L_A 16-20)

Unmittelbar darauf setzt das Handlungsgeschehen ein: *Dô sprach Witege Wielandes sun, | ein ritter biderbe unde vrum* (L_A 21f.). Und was Witege sagt, was er äußert, ist eben ein Lobpreis Dietrichs, ist Fall der vom Erzähler explizierten Regel, dessen Erzählen darin wiederum unmittelbar Bestätigung erfährt:

„ich weiz in niht in allen landen,
der sô gar lebe ân alle schande
alsô der edel Dietrich.
[...]“ (L_A 23-25)

Hildebrand, wie erwähnt, versagt Dietrich das Lob, denn dem sei „[der *getwerge*] *âventiure*“ (L_A 30) unbekannt. Hätte er im Kampf gegen Laurin gesiegt, so der Alte, wollte er ihn vor allen anderen preisen (vgl. L_A 39f.) ... – aber hier befinden wir uns dann auch schon mitten in der Geschichte.

Sieht man sich den Anfang des *Laurin A* genauer an, dann fällt auf, wie denkbar gering der Text die Distanz zwischen der Welt der Rezeption und der Welt der epischen Dichtung entwirft. Da gibt es zunächst ein Loben Dietrichs durch die Erzählerstimme, das an ein vorausgesetztes Publikum adressiert ist. Ein solches Loben charakterisiert die epische Welt des Textes als Welt eines Herrschaftsverbandes im Sinne des Normalen und Alltäglichen, als Norm also, und gelobt wird Dietrich auch zu eben jenem Moment, mit dem die Handlung einsetzt. Daran schließt sich in der epischen Welt das Außergewöhnliche an, eine Verweigerung solchen Lobpreises als der ersten Statusminderung, von der der Text erzählt. Und dann sind Dietrich und Witege auch schon auf dem Weg in den Tiroler Tann.

Genauso schnell und scheinbar unproblematisch wie der Text den Übergang aus der Welt poetischer Kommunikation in die epische Welt meistert, gestaltet sich im *Laurin A* der umgekehrte Weg. Auch das Ende der älteren Vulgat-Version wird nicht als ein riskanter oder bedeutsamer Schritt inszeniert, auch hier entwirft der Text nur ein geringes Maß an Distanz. Eine einfache Ankündigung, dass die Geschichte zu Ende sei, noch ein Abschlussgebet, das war's schon:

ein ende hât diz mære
von hern Dietriche und den gesellen sîn,
von vroun Künhilde und von Laurîn.
[Hie hât daz buoch ein ende.
got uns sîn gnâde sende
in der drîer persônen namen!
nu sprechet alle âmen.] (L_A 1590-1596)

Von der Welt poetischer Kommunikation (Loben Dietrichs durch die Erzählerstimme) in die epische Welt der Dichtung und zurück (Abschlussgebet) ist es immer nur ein kleiner Schritt. Prekäre Widerständigkeit zwischen beiden jedenfalls erwartet der *Laurin A* nicht.

Was den Versbestand der beiden Vulgat-Versionen betrifft, so kann man den Beginn des *Laurin A*, wie ich ihn eben dargestellt habe, auch in der jüngeren Vulgat-Version finden (vgl. LD 238-279). Die Abweichungen im Textbestand sind hier lediglich marginal;³² einen gravierenden Unterschied stellt hingegen der Ort der Passage im Textganzen dar. Anders als im *Laurin A* steht sie in der jüngeren Vulgat-Version erst nach jenem Eingangsteil thematischer Rahmung der Dietrichshandlung, der die Entführung der Jungfrau erzählt. Die Passage markiert also in der jüngeren Vulgat-Version nicht mehr den Übergang vom Nichterzählen zum Erzählen. Dem thematischen Rahmen wiederum vorgeschaltet ist an dieser Grenze, wie bereits gesagt, ein Prolog:

Ir herren hie besunder,
vernement micheliu wunder,
diu hievor geschehen sint,
alsô man'z noch geschriben vint,
vil wîte in den landen:
von guoten wîganden
sint herter strîte vil geschehen,
alsô wir die alten hœren jehen.
swer nu mit guotem willen
den andern mac gestillen,
der sol ez tuon ân allen haz.
nu merkent dise rede baz,
nu lânt's iuch niht verdriezen,
und möhte ich sîn geniezen,
ich seite iu hübeschiu mære
von manegem degen hêre. (LD 1-16)

Mit diesem Prolog korrespondiert der Epilog der jüngeren Vulgat-Version:

Nu hât diz buoch ein ende.
got uns sîne helfe sende,
daz wir ze allen stunden
in gnâden werden vunden,
sô mac uns wol gelingen.

³² Marginalien sind das natürlich nur aus dem Blickwinkel dieser Arbeit, die die beiden Versionen nicht auf der schriftsprachlichen Ebene im Bereich von Wort und Satz miteinander relationiert. Setzt man schriftsprachliche Integrität und die historische Möglichkeit des direkten Text-Text-Vergleichs hingegen voraus, dann lassen sich hier sicherlich relevante, semantische Differenzierungen wahrnehmen.

Heinrich von Ofterdingen
 dis âventiure gesungen hât,
 daz si sô meisterliche stât.
 des wâren ime die vürsten holt:
 si gâben im silber unde golt,
 pfenninge unde rîche wât.
 hie diz buoch ein ende hât
 von den ûzerwelten degen.
 got gebe uns allen sînen segên! (L_D 2817-2830)

Eine solche Rahmung stellt im Feld der späten mittelhochdeutschen Heldenepik die Ausnahme dar. Was in ihr als Kommunikationssituation vertextet ist, lässt sich als schriftunter- oder schriftgestützter, vielleicht auch memorierender Vortrag des Einen vor den Vielen entschlüsseln: Einem honorigen Publikum, *herren* (L_D 1), steht ein Erzähler gegenüber, der *hübeschiu mære* (L_D 15) zu berichten weiß. Offenbar versucht dieser Erzähler, sein Publikum zu ordnen, um sich Gehör und Aufmerksamkeit für den eigenen Vortrag zu verschaffen. Der Versuch der Pazifizierung (L_D 9-11) deutet auf eine institutionell noch nicht gefestigte, hier vielleicht auch latent gewalttätige Situation literarischer Rezeption hin, die der Erzähler erst als einen gemeinschaftlichen Raum organisieren muss. Was Inhalt der zu erwartenden Geschichte ist, die *micheeliu wunder* (L_D 2), situiert der Erzähler in unbestimmter Vergangenheit (*hievor*, L_D 3) zur aktuellen Situation literarischer Rezeption; davon ist das Jetzt und Hier distanziert. Was damals geschehen ist, kann man heute noch aufgeschrieben finden (vgl. L_D 4), es ist tradiert worden; es ist gleichzeitig das, was man die Alten erzählen hört (vgl. L_D 8). Und es handelt sich dabei um eine *âventiure* (L_D 2823), die schon der sagenhafte Ofterdinger gesungen hat.

All das, und hier spielen Prolog und Epilog ineinander, sind offenbar Legitimationsversuche des Erzählers, die die Bedeutsamkeit des aktuellen Erzählvorgangs behaupten. Dabei unterscheidet er weder deutlich zwischen verschiedenen Formen der Tradierung, noch zwischen solchen der performativen Aktualisierung von Text. Vielmehr steht bei ihm systematisch Unterscheidbares beieinander: Neben der Tradierung in der Schrift (vgl. L_D 4, 2817, 2828) gibt es die mündliche Tradition (L_D 8), neben dem Erzählen (L_D 8, 15) steht das Singen (L_D 2823). Wenn solche Berufungen als Versuche, Legitimität zu verbürgen, hier auch nicht mit den uns geläufigen Unterscheidungen konform gehen, sie mögen in unseren Augen gar widersprüchlich erscheinen, so haben sie doch als einen gemeinsamen Fluchtpunkt der Argumentation die Bezugnahmen auf das Alte und Vergangene. Das gilt sowohl für den Erzählgegenstand, als auch für die Modi seiner Kommunikation: das Alte ist das Legitime. Und darauf scheint der Erzähler abzielen, wenn er um die Aufmerksamkeit des Publikums buhlt, wenn er sein Erzählen mit Bedeutsamkeit aufzuladen versucht.

Der Bezug auf vergangene Kommunikationsakte hat allerdings noch eine weitere Pointe. Denn der Erzähler bindet seinen Vortrag im Prolog an eine Lohnforderung (vgl. LD 14-16), auf die er am Ende des Textes noch einmal zurückkommt: Den Ofterdinger, so der Erzähler, hätten seinerzeit als er jene *âventiure* sang, deren Vortrag im Hier und Jetzt gerade zu Ende geht, *vürsten* (LD 2825) reich beschenkt. Der Erzähler bietet damit seinem Publikum, den *herren hie besunder* (LD 1), die Möglichkeit, sich und ihre Situation einzureihen in eine Tradition von Mäzenatentum und performativer Textaktualisierung, die über den Ofterdinger und dessen fürstliches Publikum – als Spezialfall des Alten und somit Legitimen – wohl Hermann von Thüringen aus dem Wartburgkrieg als ihren Ursprung aufruft. Dass die Geschichte vom Abenteuer mit dem Zwergenkönig heute *sô meisterliche stât* (LD 2824), dass sie formvollendet ist, wie der Erzähler unterstellt, lässt sich zurückführen eben auf jenen ersten Akt des Singens, den vielleicht fast schon mythisches Mäzenatentum ermöglichte. Literarische Rezeption, wie sie der performative Rahmen des *Laurin D* textintern entwirft, setzt auf einen reziproken Zusammenhang zwischen einem Vortragenden und einem Publikum als ihren Möglichkeitsbedingungen.

So könnte man in gebotener Kürze den Zusammenhang des Rahmens aus Prolog und Epilog im *Laurin D* paraphrasieren: Inszeniert wird das Erzählen vom Zwergenkönig, seiner Braut, Dietleib und den Bernern zunächst als Wiederholung. Der Text erzählt, dass sein Gegenstand selbst eine Geschichte hat. Ein Raum poetischer Kommunikation wird sukzessive entworfen und geordnet, und in diesen ist das Abenteuer als erzählte Geschichte eingelagert, das alle Anwesenden bereits kennen, weil man es die Alten erzählen hören kann. Das alles passt sicherlich ganz ausgezeichnet zu dem Bild, das man sich wohl gewöhnlich von einer schriftgestützten Vortragssituation zu machen gewohnt ist. Nur: Das ist im *Laurin D* Teil des überlieferten Textes, es ist nicht *seine* Kommunikationssituation!

Hier heißt es innezuhalten. Wollte man nämlich bezüglich möglicher historischer Kontexte literarischer Rezeption voraussetzen, was der Text erzählt, nämlich dass er die Rahmenbedingungen seines kommunikativen Erfolges selbst erst situational schaffen muss, dann wäre die interne Ausfaltung einer konkreten Situation eine völlig kontraproduktive Textstrategie. Applikationsfähig ist unser Text, gegeben fehlende Sicherungsmechanismen literarischer Rezeption, lediglich auf Situationen, in denen hohe Herren anwesend sind; literarische Rezeption wird hier an einen Raum wechselseitiger Wahrnehmung gebunden und sie muss auf eine spezifisch asymmetrische Form der Kommunikation festgelegt sein. Das schließt private, lesende Rezeption – die Festlegung von Rollen, wie sie Erzähler und Publikum darstellen, ist gerade nur sinnvoll im Vortrag unter Anwe-

senden – genauso aus, wie den kommunikativen Erfolg des Textes in Situationen, in denen die Aufforderung zur wechselseitiger Beruhigung nicht befolgt wird oder befolgt werden kann, weil sie ins Leere läuft. Eine Störung der Vortragssituation, die der Prolog ja selbst als möglich unterstellt, könnte hier überhaupt nicht mehr durch den Text aufgefangen werden. Sie würde vielmehr zum Misslingen des kommunikativen Vollzugs führen, weil ein Schrifttext im Vergleich zur mündlichen Rede immer schon weniger flexibel ist, was die Anpassungsfähigkeit an okkasionelle Kontexte betrifft. Die Inszenierung mündlicher Rede durch einen konzeptionell schriftsprachlichen Text ist der Normalfall im Bereich mittelhochdeutscher Heldendichtung. Dass diese Inszenierung selbst wieder reflexiv wird, wie im performativen Rahmen der jüngeren Vulgat-Version des *Laurin*, ist ein Grenzfall im Feld aventiurehafter Dietrichepik.


Wovon der *Laurin D* berichtet, davon ist er selbst bereits distanziert. Oder anders: Der *Laurin D* vertextet die Herstellung einer Kommunikationssituation und das heißt er erzählt etwas, das damit selbst nicht mehr eine erst auszuhandelnde Situation seiner Kommunikation sein kann, in der man dann etwa um Ruhe bittet etc. Der Text rechnet offenbar mit Situationen, die jedenfalls institutionell stärker gesichert sind, als er es erzählt.

Die Rahmung der Geschichte im *Laurin D* durch einen performativen Kontext schließt die Geschichte von der Konfrontation zwischen dem Zwergenkönig und den Gesellen um Dietrich an ihren Rändern als Erzähltes ab. Man kann das wiederum als ein Symptom für sukzessive Textschließung verstehen; so hatte ich auch die ‚Okkupation‘ des Textes durch die Entführungshandlung im *Laurin D* gedeutet. Anders, als man das vielleicht für den diachronen Prozess der Distanzgewinnung erwartet haben mag, tritt dabei zwischen die heldenepische Geschichte und ihre Rezeption keine auktoriale Instanz. Mit dem Namen des Opferdingers ist in der jüngeren Vulgat-Version kein Autor oder Verfasser benannt. Man hat diese Figur vielmehr zu verstehen in ihrer Funktion bezüglich der Ausgestaltung jener elaborierten Kommunikationssituation, die textintern die Geschichte rahmt. Distanzierter ist der *Laurin D* im Vergleich zur älteren Vulgat-Version, *weil* eine vertextete Kommunikationssituation zwischen Rezeption und Geschichte tritt, nicht weil auktoriale Verfügung behauptet wäre.

Ich habe weiter vorn in dieser Arbeit und ausgehend vom mythischen Sujet zu zeigen versucht, wie in heldenepischen Texten mit dem Eintritt der Gefolgschaft in den Text das *Prinzip Gefolgschaft* selbst diskutierbar

wird. Dieser ‚Übergang‘ verdoppelt Welt für die Rezeption.³³ Wenn nun im *Laurin D* die Bedingungen literarischer Rezeption in der Form eines spezifischen Kontextes Eingang in den Text gefunden haben, dann hat er damit Anteil an eben jenem Prozess einer Herausbildung von Distanzsprachlichkeit, den ich als Modell der Textentwicklung konzipiere. Der Eintritt der Situation literarischer Rezeption in den Text (nicht in die epische Welt!) macht aus der Geschichte vom Kampf gegen den Zwergenkönig etwas Neues: Er macht aus ihr eine im *Laurin D* erzählte Geschichte.

3.4 Die Sujetgrenze in den *Laurin*-Versionen

 Texte aventiurehafter Dietrichepik sind sujethaltige Texte. Sie unterteilen ihre erzählte Welt in einen Raum des Guten und einen Raum des Bösen, sie unterscheiden einen Raum der Norm von einem des Chaos und sie lassen Transgressionen zwischen beiden zu. Argumentiert man vom Modell des Helden her, so ist diese Ordnung in allen Texten aventiurehafter Dietrichepik insofern abgewertet, als die Transgression des Helden depotenziert ist. Nicht nur ihm gelingt es, die Anderwelt zu betreten und aus ihr zurückzukehren. Und wenn das dann wie in der *Virginal* doch einmal der Fall sein sollte, dann ist die Grenzüberschreitung z. B. keine selbstmächtige Tat des Helden. Die kollektive Grenzüberschreitung ist eine Fundamentalnorm der epischen Welt in aventiurehafter Dietrichepik, wenn auch nicht eine solche des Erzählens von ihr.

Das Subjekt der kollektiven Grenzüberschreitung, von der der *Laurin* erzählt, ist eine Schwurgemeinschaft, die Hildebrand nach Beendigung des Kampfes zwischen Dietrich und Dietleib und im Anschluss an den Bericht des Zwergenkönigs von der Entführung der Jungfrau gründen kann:

Her Dietleip und her Dietrich
wider aller manne gelich
swuoren dô geselleschaft
(si hêten beide grôze kraft)
und der kleine Laurîn
muoste ouch in der geselleschaft³⁴ sîn,
als er wære lanc und grôz.
(L_A 813-819, L_D 1239-1245)

³³ Wobei der Vorgang, darauf möchte ich noch einmal hinweisen, nicht mit der Abbildung von Lebenswelt verwechselt werden darf: Vertextung von Welt heißt hier Verfügbarwerden eines ehemals Unverfügbaren. Als Vertextung von Kontext kann der Prozess nur vom Standpunkt eines externen Beobachters aufgefasst werden.

³⁴ Der *Laurin D* hat hier statt ‚geselleschaft‘ ‚vride‘, beides fällt ineinander.

Hatte der Steirische Held von seinem Schwager begehrt, seine Schwester sehen zu dürfen, so formuliert Laurin darüber hinausgehend eine Einladung, die sich an alle Mitglieder der *geselleschaft* richtet. Was der Zwergekönig verheißt, ist *kurzewîle* (L_A 829, L_D 1255), ist der höfische Dienst der Zwerge und Zwerginnen: Alles, was er besitze, so Laurin, wolle er den Helden untertan machen. Die Schwurgemeinschaft zwischen den Berner Helden und den ihrem Herrschaftsverband externen Figuren ist auf rechtsverbindliche, interne Gewaltlosigkeit und wechselseitige Unterstützung hin ausgelegt.³⁵ In seinem Berg wird sich zeigen, wie Laurin den Eid bricht und wie Dietleib stete Treue gegenüber den Bernern wahr.

Zunächst jedoch nehmen die Helden die Einladung in Laurins Berg an. Dabei gehen mit dem erzählten Aufbruch der *geselleschaft* die beiden Vulgat-Versionen des *Laurin* ein Stück weit getrennte Wege. Die Abweichung betrifft hier ein spezifisches Segment der Handlung, das der *Laurin A* kurz in vier Versen (L_A 885-888) abhandelt, die jüngere Vulgat-Version hingegen in 137 Versen (L_D 1330-1466) auserzählt. Dieses Handlungssegment umfasst in beiden Fassungen den Zeitraum bis zum nächsten Morgen, die Spanne, die verstreicht, bis die Helden den Weg vom Rosengarten zu Laurins Berg zurückgelegt haben. Hierein fällt die Überschreitung jener konstitutiven Grenze, die den Raum der Norm vom Raum der Nicht-Norm trennt. Es handelt sich zugleich um die ‚Mitte des Textes‘ im Sinne des weiter oben entworfenen Modells von Textkonstitution. Die Verse lauten in *A* folgendermaßen:

Dô si den berc ane sâhen,
si wânden, er wære nâhen:
an dem andern morgen vruo
kâmen si alrêrste darzuo. (L_A 885-888)

Die Helden folgen dem Zwergekönig in Richtung seiner Behausung und sie unterliegen auf ihrem Ritt dorthin einer optischen Täuschung. Die Welt, die die *geselleschaft* auf dem Weg vom Rosengarten hin zu Laurins Berg betritt, ist eine, in der sich die Helden nicht mehr auf ihre visuellen Eindrücke verlassen können: Sie verschätzen sich, was Entfernung und Reisedauer betrifft. Dass sich die Helden nicht mehr auskennen, markiert an dieser Stelle jenen Übergang aus dem Bereich der Norm in den Raum der Nicht-Norm, der die Transgression der Sujetgrenze ist.³⁶ Im Reich des

³⁵ Vgl.: *Dô sprach der kleine Laurîn*: | „die wîle ich hân daz leben mîn, | sô wil ich iu mit triuwên bî bestân. | ir sult iuch genzlîche an mich lân“ (L_A 877-880, L_D 1309-1312).

³⁶ Richtig gesehen hat dies, trotz aller Vorbehalte gegen die Rückführung des Sujets auf germanischen und römischen Totenkult, Hulda Henriette Braches: Jenseitsmotive: „Der diesseitige Besucher kann sich weder über die lokalen, noch über die temporalen Verhältnisse ein richtiges Urteil bilden“ (ebd. S. 143).

Zwergenkönigs gelten andere Regeln als im Raum der Berner und Dietleibs und die kennt nicht einmal mehr Hildebrand. Diese Regeln der Weltkonstitution sind solche, die die Verlässlichkeit des visuellen Eindrucks betreffen.

Die Einschränkung des Wahrnehmungsvermögens der Helden ist dabei, so erzählt es der *Laurin A*, ganz unabhängig vom Zutun des Zwergenkönigs eine Eigenschaft des Ortes. Dass man sich in Laurins Reich befindet, genügt schon, damit sich der Blick trübt. Der Zwergenkönig besitzt im *Laurin* zwar die magischen Utensilien der epischen Welt, die ihm neben gewaltiger Stärke vor allem die Verfügungsgewalt über die Sichtbarkeit sichern, doch taucht er an dieser Stelle in der älteren Vulgat-Version gerade nicht als Verursacher auf. Man kann hier wohl sinnvoll von einem metonymischen Verhältnis zwischen dem Zwerg und seinem Reich sprechen: Die Eigenschaften des Herrschers sind die Eigenschaften seines Landes; die ‚Natur‘ jenes Reichs, dessen König über die magischen Requisiten der epischen Welt verfügt, ist eben eine magische.

Während die ältere Vulgat-Version also an dieser Stelle nur den Fakt der Grenzüberschreitung im Wandel der konstitutiven Regeln der Welt markiert, erzählt der *Laurin D* die Reise der Helden. Auch in der jüngeren Vulgat-Version steht zunächst die optische Täuschung (vgl. LD 1330-1336) und sie wird von Laurin, der sich als ein der Wege Kundiger ausgibt, kommentiert: Der Berg, so der Zwergenkönig, sei immer noch „*dri mîle*“ (LD 1339) entfernt, man wird ihn nicht so schnell erreichen. Dass Laurin an dieser Stelle als Führer der Gemeinschaft auftritt (vgl. LD 1341f.), ist motiviert, insofern man sich in seinem Herrschaftsbereich bewegt. Und man bedarf des Zwergenkönigs umso mehr, als jetzt zusätzlich die Nacht über die Helden hereinbricht (vgl. LD 1343): Zum Verlust der Urteilsfähigkeit auf der Basis visueller Daten, wie ihn schon der *Laurin A* erzählt, tritt der generelle Verlust der visuellen Daten:

dô wart diu vinster alsô grôz,
daz es die herren sêre verdrôz. (LD 1351f.)

Neben die magische Beeinträchtigung des Urteilsvermögens im Moment der Grenzüberschreitung, dem Außergewöhnlichen, tritt in der jüngeren Vulgat-Version die gewöhnliche Form einer solchen Beeinträchtigung, eben die stockfinstere Nacht, in der die Helden reisen.

Der Zwergenkönig führt die Gemeinschaft sodann zu einem Berg, den ein Zwergenfürst bewohnt, der von Laurin „*hôte bürge und wîtiu lant*“ (LD 1385) zu Lehen empfangen hat. Laurin begehrt Einlass und es werden den Gästen ein höflich-höfischer Empfang sowie gute Bewirtung zuteil:

vürwâr sülnit ir wizzen daz,
 der wirt mit in ze tische saz.
 den gesten wol gedienet wart:
 spise rich von höher art
 truoc man in dar und guoten win.
 der wirt bat si vrœlich sîn. (L_D 1411-1415)

Die Erwartung eines Betrugs durch Laurin, die der Text aufgebaut hatte, wird hier zunächst enttäuscht. Der durch den Zwergenkönig als „*biderman*“ (L_D 1383) angekündigte Gastgeber entpuppt sich tatsächlich als ein solcher – ein retardierendes Moment.

Irgendwann geht das Mahl zu Ende und was dann inszeniert und wodurch Laurin in der jüngeren Vulgat-Version wiederum von den anderen Helden unterschieden wird, ist die Grenzziehung zwischen den axiologisch positiv gesetzten Figuren und der axiologisch negativ gesetzten Figur in der Unterscheidung von Christen und dem Heiden.³⁷ Der Text expliziert die Differenz im ausführlich geschilderten Zeremoniell des Abschiednehmens. Während Laurin sich mit einem einfachen Dank begnügt – „*ir hânt daz beste uns getân*“ (L_D 1433) –, empfiehlt Dietrich den Wirt außerdem Gottes Huld: „*got müeze iu iuwer êre bewarn*“ (L_D 1442). Und mit ebensolchem Gruß verabschiedet auch der namenlose Gastgeber die Helden: „*got lâze iuch wol gevarn! | er müeze iu lîp und êre bewarn!*“ (L_D 1449f.).

Der erwartbare Verrat des Königs an den anderen Mitgliedern der Schwurgemeinschaft findet im Herrschaftsbereich des christlichen Ehrenmannes nicht statt. Gleichzeitig verweist die Replik dieses Fürsten auf die drohende Gefahr, insofern sein Abschiedswunsch den Dietrichs um den Begriff des *lîp* erweitert. Die Rast führt hier die Möglichkeit von *gesellschaft* zwischen Adligen als gewaltlose Geselligkeit vor. Der Text offeriert eine Alternative zur immer als gefährlich präsent gehaltenen Einkehr bei Laurin: ein ehrenhaftes Handeln, das selbst Zwergen möglich ist. Und die Episode knüpft diese Möglichkeit an den christlichen Glauben des Gastgebers.

Noch vor Tagesanbruch brechen die Helden auf. In dichter Folge verknüpft der Text die Erzählung von diesem Aufbruch und dem Rest des Weges zu Laurins Höhle mit Schilderungen des beginnenden Tages: Der Mond bricht durch die Wolken (vgl. L_D 1431) und „*gît sô hellen schîn*“ (L_D 1435), dass der Tagesanbruch unmittelbar bevorzustehen scheint. Der Tag steigt herauf (vgl. L_D 1453), das Ende der Nacht wird konstatiert (vgl. L_D 1455) und im Licht reiten die Helden zu Laurins Berg,

³⁷ Witege äußert eine entsprechende Behauptung bereits im Rosengarten, vgl. L_D 643.

in snelleclîcher île
 drî lange mîle.
 diu sunne ûz den wolken brach,
 daz man irn liechten schîn ersach. (L_D 1461-1464)

Am Ende einer langen Reise durch das Dunkel der Nacht gelangt die Schwurgemeinschaft auf den Platz vor Laurins Berg. Will man von dieser Erzählung her einen Vergleich zur Markierung der Sujetgrenze in der älteren Vulgat-Version ziehen, und mehr als eine Markierung gibt es dort nicht, so kann man für den *Laurin D* von einer Entgrenzung der Sujetgrenze sprechen. Die binäre Oppositionierung, die kategorial den Raum der Norm vom Raum der Nicht-Norm trennt, hat so etwas wie eine Übergangszone bekommen. Es gibt eine Abstufung in der Topologie der epischen Welt, die das Lehen des christlichen Zwergs darstellt. Das Reich der ungläubigen Zwerge steht im *Laurin D* nicht mehr wie noch in der älteren Vulgat-Version einfach monolithisch dem Raum des christlichen Adels gegenüber. Auch in Laurins Reich gibt es jetzt Christen, auch im Zwergenreich leben Ehrenmänner, auch dort ist deshalb höfische Geselligkeit möglich, wenn auch nur im Bereich seiner Grenze.

Dass die beiden oppositionellen Räume, die die Sujetgrenze trennt, nicht mehr kategorial unterschieden sind, zeigt sich dann auch darin, dass das Gewöhnliche nicht ausschließlich dem Raum der Norm angehört, dass es auch in der Anderwelt Effekte hervorbringt. Als einen solchen Effekt kann man die Einschränkung des visuellen Wahrnehmungsvermögens durch den Einbruch der Nacht verstehen: Zwar ist das Reich des Zwergenkönigs ein magischer Ort, aber immerhin gibt es auch die normale Dunkelheit der Nacht. Doch gehört schon die Ablösung solcher Effekte von der topologischen Ordnung in den Kontext genereller Auflösungserscheinungen, die sich im Vergleich der Vulgat-Versionen des *Laurin* beobachten lassen. Dazu noch ein paar Worte mehr.

Im *Laurin A* gibt es die Beeinträchtigung des Sehvermögens im Moment der Grenzüberschreitung der Schwurgemeinschaft offenbar als eine Magie des Raums. Die Helden verlieren die Orientierung, weil so eben die Regeln im Zauberreich sind. Auch zu anderer Gelegenheit wird das visuelle Wahrnehmungsvermögen im Zauberreich beeinträchtigt. Als die Helden Laurins Berg betreten, verlieren sie die Fähigkeit, sich wechselseitig wahrzunehmen. Diese Blindheit ist in der älteren Vulgat-Version wie die Beeinträchtigung der Sichtbarkeit anlässlich der Grenzüberschreitung ein Effekt des magischen Raums, eine Eigenschaft des Zauberreichs, dessen Herrscher Laurin ist.

Ganz anders erzählt das der *Laurin D*. Zwar gibt es auch in dessen Welt die Beeinträchtigung des Sehvermögens im Berg des Zwergenkönigs, doch ist das kein Effekt der magischen Qualität des Raums mehr. Laurin

selbst gibt dort einem zauberkundigen Vasallen (vgl. LD 1580) den entsprechenden Auftrag. Dass die Helden sich im *Laurin D* nicht mehr sehen können, ist vom Zwergenkönig ausdrücklich intendiert. Dass die Helden das Vermögen zu wechselseitiger, visueller Wahrnehmung verlieren, ist als Effekt eines instrumentellen Zusammenhangs inszeniert.

Und so schon im ersten Textteil: Die Verfügungsgewalt über die magischen Requisiten hatte, so erzählen die beiden Vulgat-Versionen übereinstimmend, dem Zwergenkönig im Kampf gegen Witege und Dietrich Vorteile verschafft. Im Schutz des Tarnmantels auch hatte Laurin die Jungfrau entführen können. Anders aber als im *Laurin A* benötigt der Zwergenkönig nun auch im eigenen Reich einen Erfüllungsgehilfen, der den magischen Effekt hervorruft. Die Beeinträchtigung des visuellen Wahrnehmungsvermögens ist nicht ‚einfach da‘, sie ist wie im Innenraum des christlichen Adels an die Fähigkeit des Zauberns gebunden. Im *Laurin D* gilt damit für beide Räume, was in der älteren Vulgat-Version noch nur für das Außen von Laurins Herrschaftsbereich galt. Und das kann man dann als ein weiteres Symptom der Nivellierung der topologischen Ordnung des Textes auffassen.

Die relative Entmarkierung der Sujetgrenze verstehe ich als Symptom des Verlustes ihrer textuellen Funktionen. In einer solchen Abwertung, sei es in der Entgrenzung der Grenze als dem konstitutiven Zentrum des Textes, sei es in der Herabsetzung der Relevanz der sinnstiftenden Raumsemantik, sehe ich ein komplementäres Phänomen zur Abschließung des *Laurin D* an seinen Rändern. In der Gesamtheit solcher Einzelphänomene wandelt sich unser Text. Zugleich damit verändert sich das Verhältnis von Räumen und Figuren. Das lässt sich gut an der Figur des Zwergenkönigs beobachten, wobei die Relevanz der Figurenebene gegenüber der topologischen Ordnung im Bereich der Axiologie aufgewertet wird. Wie gesagt: Im *Laurin D* ist der Zwergenkönig tatsächlich für die Effekte im Berg verantwortlich, lädt er im Betrug Schuld auf sich. Verantwortlich ist er zwar auch in der älteren Vulgat-Version, eben weil er Herrscher jenes Raumes ist, in dem andere Regeln die sinnliche Wahrnehmung betreffend gelten. Doch löst sich das metonymische Verhältnis zwischen Herrscher und Land erst im *Laurin D* wenigstens zum Teil auf. In dieser Entkopplung wird Schuld dann spezifisch adressierbar. Indem Magie eine Appellationsinstanz erhält, eben diesen Zwergenkönig, wird mythische Welt verfügbar gemacht. Und das ist wie die schon besprochene Rationalisierung von Hildebrands Wissen natürlich wieder Homogenisierung und Distanzgewinn.

4. Die Ordnung der Ereignisräume und die Sichtbarkeit der epischen Welt

Zuletzt kamen bereits einige Textsachverhalte zur Sprache, bei denen es um Fragen nach der sinnlichen Wahrnehmbarkeit, speziell der Sichtbarkeit, von Welt im *Laurin* ging. Solchen Zusammenhängen werde ich mich im Weiteren verstärkt widmen. Zunächst wird es darum gehen herauszuarbeiten, wie diesbezügliche Probleme und Problematisierungen die Textorganisation bestimmen, bevor ich dann die beiden Vulgat-Versionen des *Laurin* in diesem Bereich miteinander vergleiche. Zugleich stelle ich Verbindungen zu jenem Merkmal textueller Konstitution her, das ich im ersten Kapitel dieser Arbeit als Insularität epischer Welt im Erzählen herausgearbeitet habe.

Am *Eckenlied* habe ich gezeigt, dass die syntagmatische Ordnung eines Textes im Bereich aventiurehafter Dietrichepik als Aneinanderreihung von Ereignisräumen beschrieben werden kann. Diese Ereignisräume sind wie Glieder einer Kette aufeinander bezogen; jeder einzelne von diesen Räumen besitzt einen gewissen Grad an Autonomie gegenüber allen anderen. Autonomie ist hier ein Ausdruck dafür, dass die konstitutiven Regeln zur Stiftung einer kohärenten epischen Welt in ihrer Reichweite begrenzt sind, dass solche Regeln den einzelnen Ereignisraum bestimmen, während sie auf Verknüpfung im Sinne von motivierenden Verbindungen dazwischen weitgehend verzichten können. Raum und Zeit *der* epischen Welt sind in dieser Sicht dann diskontinuierliche Größen. Im makrostrukturellen Bereich des Textes sind die einzelnen Ereignisräume über den Erzählakt und den Weg des Helden miteinander verknüpft, Letzterer folgt dem Handlungsschema von *exil & return*. Weiterführende paradigmatische Organisation, so hatte ich im zweiten und dritten Kapitel dieser Untersuchung herausgearbeitet, ergeben sich über Gewaltschema und Sujethaltigkeit der Texte.

Diesbezüglich waren Symptome der Erosion in der Textentwicklung des *Laurin* zuletzt bereits Gegenstand der Erörterung. Man hat, weil paradigmatische und syntagmatische Achse eines erzählenden Textes in einem interdependenten Bedingungsverhältnis zueinander stehen, dann damit zu rechnen, dass solche Veränderungen ihre Äquivalente im Bereich der Textkonstitution auch auf der Ebene der Ereignisräume haben. Doch bevor ich mich erneut dem Problem der Textentwicklung zuwende, soll zunächst die Ordnung der Ereignisräume des *Laurin* detailliert herausgearbeitet werden. Dazu greife ich noch einmal auf Ergebnisse des *Eckenlied*-Kapitels zurück, die jetzt freilich unter einem veränderten Blickwinkel beleuchtet werden: Die thematische Bestimmtheit der Ereignisräume soll ins Zentrum gestellt werden.

4.1 Die Geschichte des *Laurin* als Kette von Ereignisräumen

Unter einem Ereignisraum verstehe ich einen raum-zeitlich ausgedehnten und begrenzten Zusammenhang in der epischen Welt eines Textes. Dieser Bereich ist durch eine relativ abgeschlossene Handlungssequenz charakterisiert, die wiederum zumeist durch einen gewissen Grad an Typisierung gekennzeichnet ist. Wenn Ecke bspw. von Jochgrimm aus in die Einöde reitet, dann trifft er dort auf einen Einsiedler. Dieser bewirbt den Recken, gibt Auskunft und weist ihm den Weg nach Bern. Der Ereignisraum ist vollständig abgeschnitten von anderen ebenso insularen Orten der Handlung. Dass Ecke gerade den Raum des Einsiedlers betritt, ist durch nichts motiviert; er hätte auch ganz woanders hingelangen können, wo ihn dann *seine* Informationen erwartet hätten – oder eben etwas anderes. Eingebunden ist der Ort des Einsiedlers nur darüber, dass man ihn erreichen kann und darüber, dass Ecke von ihm aus in einen anderen Raum gelangen wird.

Der Einsiedler (als Fall des Typus ‚anthropomorpher Bewohner der Einöde‘) ist eine Figur, wie man sie in der mittelhochdeutschen Epik, wenn man in den Wald reitet, antreffen kann. Die Figur spezifiziert einen Raum, den sie besetzt und der ansonsten nicht weiter kontextuell bestimmt ist. Die Art und Weise, wie Figur (Einsiedler) und Raum (Einöde) sich wechselseitig markieren, ist vergleichbar dem, was ich zuletzt als metonymische Verwiesenheit zwischen dem Zwergenkönig und seinem Reich im *Laurin A* skizziert habe: Raum und Figur kennzeichnet eine enge Fugung, die nicht vollständig in Verhältnissen wechselseitiger Repräsentation beschrieben ist.

Soweit lässt sich die Struktureinheit ‚Ereignisraum‘ als Leerstelle etwa für konventionelle narrative Versatzstücke auffassen und soweit hatte ich das bereits im *Eckenlied*-Kapitel ausgeführt. Doch sind natürlich die einzelnen Begegnungen von Helden mit Einsiedlern, hilfreichen Zwergen oder wilden Männern, von denen in der mittelhochdeutschen Literatur erzählt wird, nicht einfach austauschbar. Ereignisräume besitzen auch einen gewissen Grad an Individualität. Nur gewinnen sie ihre Eigenart, zumindest gilt das für die aventurierehafte Dietrichepik, nicht primär aus dem syntagmatischen Eingebundensein in das zeitlich und räumlich bestimmte Kontinuum einer motivierten Geschichte: Der Raum des Einsiedlers wird im *Eckenlied E₂* im Vergleich zu ähnlichen Orten in anderen Geschichten nicht zu einem besonderen, weil Ecke vorher in Jochgrimm war und später nach Bern gelangt.

Die Ereignisräume im *Eckenlied E₂* gewinnen ihr Profil vielmehr aus einer Spannung, die entsteht, wenn der Held, der die einzelnen insularen Räume durch seinen Weg verbindet, in einen solchen Raum eintritt und

dadurch eine Störung im ursprünglichen Verhältnis von Figur und Raum bewirkt. Insofern Raum und Figur wechselseitig aufeinander verweisen droht hier Gefahr: Es resultiert eine latente Konkurrenz zwischen dem, der mit einem bestimmten Raum verbunden ist und dem Besucher, dem Helden, der auf dem Weg und damit ohne einen Ort ist. Als Gewalt äußert sich diese Konkurrenz in jenen Fällen, in denen der Held im Ereignisraum erlangen will, was ihm fehlt oder wenn ein solches Begehren vom eingesessenen Bewohner vorausgesetzt wird. Dann kommt es regelmäßig zum Kampf. Bisweilen, das sieht man, wenn man auf die Zusammenhänge der Überschreitung der Sujetgrenze im *Laurin A* blickt, wehrt sich der Raum selbst gegen solche Übergriffe.³⁸

Weder Begehren noch antizipiertes Begehren sind im Falle der Begegnung Eckes mit dem Einsiedler in der Einöde gegeben; jedenfalls tritt Konkurrenz hier nicht aus dem Bereich der Latenz. Vielmehr wird mögliche Gewalt über die Grenze des Ereignisraums verschoben in dem Moment, in dem der Einsiedler erzählt, er habe Dietrich kürzlich in Bern gesehen. Diese Information rückt die Abwesenheit Dietrichs und damit das – aus Eckes Sicht – Defizitäre des aktuellen Ortes in den Blick. Bern dagegen ist etwas, um das es sich für Ecke mit Dietrich zu konkurrieren lohnt.

Zugleich hat man die Bezogenheit von Ereignisraum und Platzhalter im Sinne einer metonymischen Verviesenheit als eine Form der Statusverviesenheit aufzufassen. Der intakte Status des Einsiedlers zeigt sich in einem *seinem* Ort gegenüber adäquaten Handeln: Er bewirtet Ecke, bietet ihm ein Nachtlager und Orientierung. Nicht adliger Status, sondern ein dem nichtadligen Raum *angemessenes* Handeln wird sichtbar. Und diese Demonstration von Status durch den Einsiedler liegt auf einer kategorial anderen Ebene, als jene, um die es Ecke geht: Der Status des Helden äußert sich im Gewalthandeln. Er muss in jedem Falle bezeugt werden, nicht jeder Ort aber ist geeignet, um adlige Gewaltfähigkeit öffentlich zu machen.

Weil das für alle Ereignisräume des *Eckenlieds E2* gilt, lässt sich sagen, dass sie durch eine gemeinsame Thematik bestimmt sind: In jedem Ereignisraum, den der Held durchläuft, wird ihm *öffentliche Statusrepräsentation* unter wechselnden Rahmenbedingungen abverlangt. Im Falle Eckes muss man dann konstatieren, dass diese regelmäßig misslingt, weil der Held sein Handeln an einem defizitären Normensystem orientiert. Der einzelne Raum lässt sich dann nicht mehr als Versatzstück ansprechen, eben weil er Identität über den Hintergrund der Figur gewinnt.

³⁸ Analog dazu lässt sich die Unerreichbarkeit Dietrichs für Ecke im *Eckenlied E2* verstehen.

Im *Laurin* endlich, und damit kehre ich zum Thema dieses Kapitels zurück, liegen die Sachverhalte ähnlich. Auch hier sind Ereignisräume aneinander gereiht, die vom Kollektiv der Helden durchschritten werden. Aber wo im ersten Teil des *Eckenlieds E2* primär Ecke das ‚Bild beschädigt‘, eben weil, wo er auftaucht, der Blick immer schon auf sein Äußeres fällt,³⁹ da ist kommunikative Öffentlichkeit in den Ereignisräumen des *Laurin* im Medium selbst deformiert. Im *Laurin* gelingt adlige Statusrepräsentation nicht, weil visuelle Wahrnehmung überhaupt manipuliert ist. Das Defizit hängt nicht am Aussehen einer bestimmten Figur, sondern am Sehen selbst.

Neben einem konstitutiven Thema, das das Syntagma des *Laurin D* und das Syntagma zumindest des zweiten Teils des *Laurin A* über den Zusammenhang von Entführung und Befreiung der Jungfrau bestimmt, lässt sich hier also eine zweite thematische Bestimmung des Textes herausarbeiten. Paradigmatisch ist der *Laurin* auf der Ebene der Ereignisräume als reihende Wiederholung einer auch das *Eckenlied E2* bestimmenden Problematik adliger Statusrepräsentation organisiert. Von diesem unterscheidet sich der *Laurin*, weil er das Hindernis für solche Demonstration primär in die Erfahrungsmöglichkeiten verschiebt. Beide Vulgat-Versionen des *Laurin* erzählen dabei mit ganz wenigen Ausnahmen einsträngig, d. h. die Orte der epischen Welt sind dadurch miteinander verbunden, dass sie von den Figuren nacheinander betreten werden und dass der sprachliche Vermittlungsakt den Weg flankiert. Diese Verknüpfung verbindet unterschiedliche Räume misslingender Statusrepräsentation miteinander. Die nachfolgende Darstellung schematisiert themabezogen diese Ordnung; sie bildet den Handlungsverlauf der beiden Versionen vom Ausritt der Berner Helden bis zu ihrer Heimkehr nach erfolgreicher Statusdemonstration ab.

Auffällig mag zunächst sein, dass die Systematisierung ‚natürliche‘ Räume zerteilt: Der Rosengarten als Ort der epischen Welt zerfällt in drei, der Berg Laurins in zwei Ereignisräume. Die vorgenommene Gliederung legt hier den Fokus darauf, dass die Eigenschaften solcher Orte nicht konstant bleiben: Durch das Handeln der Figuren verändern sich ihre Konstituenten, wie ihre Semantiken. Raum ist im Verständnis dieser Arbeit keine absolute Größe. Schließlich sind Ereignisräume auch dadurch bestimmt, dass sie eine relativ abgeschlossene Handlungssequenz umfassen.

³⁹ Was allerdings, und damit ist er die Ausnahme, nicht für den Ereignisraum der Einöde gilt: Beim Einsiedler gerät Eckes Erscheinung nicht in den Blick, und dies wohl, weil adlige Statusrepräsentation – sowohl ge- als auch misslingende – am aktuellen Ort keinen ‚Hintergrund‘ finden.

I	II	III
Bern I: Nachdem Hildebrand Dietrich von Laurins Rosengarten erzählt hat, äußert der Berner ein Präsenz- bzw. Schaubeghären: Er wolle den Garten trotz der damit verbundenen Gefahren aufsuchen bzw. sehen (vgl. L _A 75-80, L _D 313-316).	Rosengarten I: Die überbordende sinnliche Präsenz der Blumen (<i>süeze[r] smac und darzuo liehte[r] schîn</i> , L _A 112f., L _D 346f.) wird zunächst von Witege zerstört, bevor der nicht minder imposante Zwergenkönig Laurin die Pflanzen „ersetzt“ (vgl. L _A 151-230, L _D 383-488).	Rosengarten II: Im Kampf Witeges gegen Laurin kann Status nicht repräsentiert werden (Niederlage). Zwar siegt dann Dietrich gegen den (bisweilen unsichtbaren) Zwergenkönig, doch findet gerade kein höfischer Kampf statt: Ringen repräsentiert nicht Adel.
IV	[V]	VI
Rosengarten III: Für die Dauer der Konfrontation von Dietrich und Dietleib schränkt der Steirische Held die Präsenz des Zwergenkönigs ein, offenbar um Dietrich zu besänftigen. Laurin wird ausdrücklich aus der Szene entfernt und im Tann verborgen (vgl. L _A 645f., L _D 1015-1017).	Der Ritt in Laurins Reich: Die Sujetgrenze ist markiert durch eingeschränkte visuelle Wahrnehmungsfähigkeit (im <i>Laurin D</i> tritt der Ritt durch die dunkle Nacht und die Einkehr bei Laurins Gefolgsmann hinzu).	Vor Laurins Berg: Paradiesische Szene des Enthobenseins von allen Zwängen: <i>vürwâr ich daz sprechen wil: der plân hête vrôuden vil. der in solde sehen an, der muoste al sîn trûren lân.</i> (L _A 913-916, L _D 1492-1494)
VII	VIII	IX
Im Berg I: Höfisches Fest mit allem, was höfische Repräsentation bieten kann. Zugleich verlieren die Helden die Fähigkeit zu wechselseitiger Wahrnehmung: Das Fest kann so nicht die Gemeinschaft der Helden, der <i>geselleschaft</i> , repräsentieren.	Im Berg II: Während der Kämpfe im Berg des Zwergenkönigs können die Helden zunächst ihre Gegner nicht sehen. Dass die geraubte Jungfrau als Königin über zauberbrechende Requisiten verfügt, ermöglicht letztlich den Sieg über die Zwerge.	Bern II: Laurin wird Gaukler in Dietrichs Herrschaftsbereich. Seine Fähigkeit zur Manipulation der präsenten, vor allem visuell sinnlich erfahrbaren Welt kann nicht mehr adlige Statusbehauptung des Zwergenkönigs sein.

Lineares Schema der Ereignisräume des *Laurin*

Die Ereignisräume II bis VIII des Schemas stellen damit u. a. Räume dar, die je durch eine bestimmte *Form* der Deformation der sinnlichen Erfahrung der Welt charakterisiert sind. Insofern adlige Statusrepräsentation

Aufgabe der Figuren und Ursprung relevanter Konkurrenzen ist, ergeben sich hier immer wieder neue Konstellationen.⁴⁰

Zuletzt: Zumindest für den *Laurin A* kann man sagen, dass die Ereignisräume I, [V] und IX das topologische Grundgerüst der Handlung fundieren:⁴¹ Sie stiften den sujetkonstitutiven Zusammenhang von Auszug, Grenzüberschreitung und Rückkehr der Helden. Weitere Verwiesenheit ergibt sich, sieht man ersten und zweiten Handlungsteil zusammen. Ereignisraum II (intakter Rosengarten) und VI (der Platz vor Laurins Berg) sind je durch magische Präsenz bestimmt. Man kann deshalb auch sagen, dass beide Handlungsteile ihren Ausgangspunkt in einer Statusbehauptung Laurins haben. Für die dann jeweils folgenden zwei Räume ergibt sich im Vergleich der Handlungsteile eine chiastische Struktur (oder eben einfach eine Veränderung der Abfolge): Während im ersten Teil Ereignisraum III den gemeinschaftlichen aber wenig ehrenvollen Kampf gegen den Zwergekönig inszeniert, dem dann die Erzählung von innerem Zwist und sozialer Destruktion folgt (IV), berichtet der zweite Handlungsteil zunächst von der Segmentierung in der Unmöglichkeit wechselseitiger Wahrnehmung (VII), bevor der gemeinschaftliche Sieg im Kampf die Ordnung der Welt restituiert (VIII).

4.2 Die Ausfaltungen des Themas in den Ereignisräumen

Was hier zuletzt knapp skizziert wurde, werde ich im Folgenden vertiefen und damit die Grundlagen für einen neuerlichen Vergleich der Vulgat-Versionen des *Laurin* schaffen. Es lassen sich zunächst zwei Gruppen von Ereignisräumen im *Laurin* unterscheiden. Es gibt hier jene, in denen

⁴⁰ Auch möglich wäre es daher, die Kämpfe Witeges und Dietrichs gegen den Zwergekönig nicht in einem Ereignisraum zusammenzufassen. Die drei Kämpfe, die im Rosengarten in den Ereignisräumen III und IV stattfinden, wären dann vielleicht deutlicher als Reihe hervorgetreten. Ich habe mich in diesem Fall für die Markierung jenes Unterschieds entschieden, der zwischen Kämpfen gegen den Herrscher der Anderwelt auf der einen Seite und dem Kampf zwischen den Helden des Innenraums andererseits besteht. Man hätte anders verfahren können. Ähnliche Überlegungen ließen sich bezüglich der Konstitution von Ereignisraum VIII anstellen. In diesem sind die Riesen- und Zwergekämpfe zusammengefasst. Im Sinne von Übersichtlichkeit und Praktikabilität verzichte ich hier auf weitergehende Differenzierung. Das vorgestellte, relativ grobmaschige Schema genügt als Modell des *Laurin* den Anforderungen, die die folgende Argumentation an die Textstrukturierung stellt.

⁴¹ Zur Raumordnung des *Laurin A* vergleiche zuletzt Julia Zimmermann: *Anderwelt – Mythischer Raum – Heterotopie*. Zum Raum des Zwerger in der mittelhochdeutschen Heldenepik, in: *Heldenzeiten – Heldenräume. Wann und wo spielen Heldendichtung und Heldensage?* (8. Pöchlerner Heldenliedgespräch), hrsg. v. Johannes Keller und Florian Kragl, Wien 2007, S. 195–219, ebd. S. 210–215.

die Manipulationen visueller Wahrnehmung für die Figuren momentan positive Effekte haben: Zauberhaft-sinnliche Exzesse wirken auf die Figuren und überwältigen sie. Und es gibt Ereignisräume, in denen eine solche Deformation negative Erfahrungen für unsere Helden provoziert, etwa in der Beschneidung dessen, was wahrgenommen werden kann. Zunächst zu jenen Ereignisräumen, in denen solche Manipulationen von Figuren positiv erfahren werden.

Hier wäre als erstes Laurins Rosengarten (II) zu nennen, der – Produkt der Hege des Zwergenkönigs – als eine Emanation der magischen Welt in die Welt des Tiroler Tanns hinein aufgefasst werden kann. Dieser Rosengarten bietet jene Freuden im Sinne eines von allen Zwängen Enthobenseins, derentwegen Dietrich von Bern aus aufgebrochen war (vgl. L_A 75-80, L_D 313-316). Solche Effekte des Enthobenseins und der Entlastung kann bei Dietrich wie bei seinen Helden des Weiteren der Platz vor Laurins Berg (VI) hervorrufen. Beide Orte stiften auf je unterschiedliche Art und Weise ein Hochgefühl bei den Helden. Dietrich, so will es der Text, ist dabei im *Laurin* jene Figur, die vor allen anderen den Reizen dieser Ereignisräume erliegt.

Doch bieten die Momente der Entlastung gerade nicht die Möglichkeit zu adliger Gemeinschaftsstiftung oder kollektiver Statusrepräsentation. Hier gilt nicht uneingeschränkt, was Gert Kaiser in Bezug auf ständische Repräsentation formuliert hat:

Das vorgebliche Enthobensein von »lebenspraktischen« Zwecken, die ausdrückliche Einladung, sich spielerisch zu ihnen zu verhalten – dies ist ständische Repräsentation [...].⁴²

Dass man *enthoben* ist, führt an diesen beiden Orten im *Laurin* gerade nicht dazu, dass sich die Einzelnen wechselseitig ihrer Identität und Exklusivität versichern können. Von Witege, nicht aber von Dietrich wird berichtet, dass er den Rosengarten zerstört; damit ist Distanz zwischen den Figuren signalisiert.⁴³ Beide Helden geraten miteinander in Streit, als es um die Frage geht, ob man sich im Kampf dem Zwergenkönig stellen soll, oder nicht.

Und auf dem Platz vor Laurins Berg wird der Berner später schwer beeindruckt mutmaßen: „*wir sîn in dem paradîse* hinne“ (L_A 920, L_D 1498).⁴⁴ Doch wähnt der im *Laurin* ewig misstrauische Witege eine List

⁴² Gert Kaiser, Textauslegung, S. 37.

⁴³ Interessant ist hier, dass der Rosengarten trotzdem für beide Helden Entlastung zu bieten hat. Auf Dietrich wirken *smac* und *liehter schîn* der Blumen, auf Witege die Zerstörung des Gartens entlastend: *si sâzen nider ûf daz gras. | ieglicher sînes leides vergaz* (L_A 149f., L_D 381f.).

⁴⁴ René Wetzol: Dietrich von Bern im Laurin (A), sieht bereits in Laurins Rosengarten eine „typologische Parallelsetzung“ zum Paradiesgarten: „Die Pracht des Gartens, das Fehlen

des Zwergenkönigs und Hildebrand hat die Möglichkeit, eine Kostprobe seines Weltwissens abzuliefern:

Dô sprach Hildebrant der degen:
 „ir sült iuwer sinne pflegen,
 daz gevellet mir gar wol:
 guoten tac man ze âbende loben sol.“
 (L_A 925-928, L_D 1503-1506)

Wie in Laurins Rosengarten stiften die sinnlichen Exzesse des paradiesischen Plans vor der Höhle keine Gemeinschaft.

Auch der Raum des Festes (VII) hält für unsere Helden positive Effekte bereit, die hier dann aus adliger Unterhaltung resultieren (vgl. L_A 1026-1040, L_D 1727-1731). Indes fehlt die Möglichkeit zur kollektiven Erfahrung der Darbietungen von Laurins Gefolgschaft. **Es gibt den schönen Schein höfischer Kurzweil und die magische Unsichtbarkeit des je anderen zugleich: Wechselseitige Wahrnehmung ist durch Zauber verunmöglicht.**⁴⁵ Wo die Orte der Überwältigung durch das Magische – Rosengarten und Plan – einige Helden gefangen nehmen und einige dem Sog widerstehen, da hat Magie im Berg Laurins einen anderen Effekt. Denn das höfische Fest ist normalerweise ein Rahmen der Integration der Einzelnen; hier aber verhindern dies die magischen Effekte, wenn Sichtbarkeit manipuliert ist. Stellt man beides einander gegenüber, dann kann man sagen, dass Magie die richtige Form sozialer Vergemeinschaftung sabotiert, selbst aber nicht das Potenzial besitzt, ein adliges Kollektiv zu formen.

Der Kampf zwischen Rittern bildet neben dem höfischen Fest die zweite in mittelhochdeutscher Epik hervorragende Möglichkeit zur kollektiven Erfahrung von adligem Status. Wenn nun Dietrich und Dietleib miteinander kämpfen (IV), dann geschieht dies gerade nicht zum Zwecke der Demonstration von Gewaltfähigkeit unter den Bedingungen des Turniers. In diesem Kampf geht es um die Verfügungsgewalt über Laurin, den der wütende Dietrich töten will, den der Steirische Held zugleich benötigt, um Zugriff auf seine Schwester zu erlangen. Weil keiner der beiden bereit ist, von seinen Ansprüchen auf den Zwergenkönig zurückzutreten und weil das Objekt des Begehrens nicht geteilt werden kann, ist wechselseitige Statuserhöhung hier nicht möglich.

von Trauer und die *wünne* (v. 111) gemahnen deutlich an den Paradiesgarten, der *süeze smac* (v. 112) der mit einem Tabu belegten Rosen an die verlockende Süße der verbotenen Paradiesfrüchte“ (ebd. S. 132).

⁴⁵ Es gibt, was die Sichtbarkeit im Bereich des Festes in Laurins Berg betrifft, einige Unterschiede zwischen den beiden Versionen, auf die ich weiter unten genauer eingehen werde. Für den aktuellen Argumentationszusammenhang spielen diese indes keine Rolle.

Eine spannende Konstellation bietet dieser letzte Kampf innerhalb der Reihe misslingender Statusrepräsentationen im ersten Teil des *Laurin* auch, weil die Verhinderung von Öffentlichkeit erneut an ein Unsichtbarwerden Laurins gekoppelt ist. Resultierten Dietrichs Probleme, einen regelgerechten Kampf gegen Laurin auszutragen, daraus, dass sich der Zwergenkönig dem Helden vermittle eines Tarnmantels zu entziehen weiß, so schafft jetzt der Steirische Recke den Zwergenkönig aus dem Bereich der Sichtbarkeit:

er [Dietleib, K.M.] gevienc den kleinen Laurin
 bî der liechten brünne sîn,
 er vuorte ez über die heide,
 ez wære dem Bernær liep oder leide.
 (L_A 621-624, L_D 1009-1013)

Laurin den kleinen man
 hêt er verborgen in den tan.
 (L_A 645f., L_D 1015f.)

Man könnte hier fast sagen, Dietleib sei eine Verlängerung der durch Magie ehemals erzeugten Unsichtbarkeit Laurins im Text. Dietleib befördert den Zwergenkönig aus dem Zentrum des Raums an dessen äußerste Peripherie, so dass er vor Dietrich verborgen ist und sicher vor dessen Gewalthandeln. Damit lenkt er die entdifferenzierte Gewalt des Berners, die, wie auch am *Rosengarten A* zu sehen ist, alles zu verschlingen droht, was sich in Reichweite befindet, von Laurin auf sich selbst. Und der Text inszeniert dies so, weil der zaubernde Zwerg (vom Sujet her) nicht im Innenraum des ersten Teils und auf statusmindernde Art und Weise dominiert werden darf und weil (von der Geschichte her) Laurin die Möglichkeit zur Rückgewinnung der entführten Jungfrau darstellt.

Manipulationen im Bereich der visuellen Wahrnehmungsfähigkeit, die für die Figuren der epischen Welt negative Effekte haben, sind charakteristisch für die Ereignisräume des Kampfes gegen den Zwergenkönig (III, VIII). Wenn adliges Gewalthandeln primär als Möglichkeit zu Statusrepräsentation in der öffentlichen Demonstration von Gewaltfähigkeit aufzufassen ist, dann wird solches Präsentmachen von kollektivem Status im Kontext der Kämpfe vor dem finalen Sieg zunächst immer wieder verhindert. Für den Kampf Witeges gegen den mit Zwölf-Mannen-Kraft ausgestatteten Laurin liegt der Fall dabei ganz klar. Hier unterliegt der Berner Recke und soll gar getötet werden trotz seiner Standeszugehörigkeit. In den anderen Kämpfen wiederum hängt die Verunmöglichung an der Fähigkeit des Zwergs, Sichtbarkeit einzuschränken.

Nicht weiter verwunderlich mag es dabei sein, dass die Form der Manipulation von Öffentlichkeit hier von anderer Art ist, als in den Zusammenhängen des höfischen Festes in Laurins Berg. Verhinderte dort der

Verlust des Vermögens zu wechselseitiger Wahrnehmung die Gemeinschaftserfahrung, so hätte eine solche Beeinträchtigung wohl nur sekundär Auswirkungen auf die Fähigkeit der Helden im Kontext ihres Gewalthandelns. Erst dass der Gegner unsichtbar ist, macht in solchen Kontexten das wahre Handikap aus. Und genau davon erzählt der Text: In den Ereignisräumen des Gewalthandelns wird primär die Unsichtbarkeit der Gegner zum Problem. Der Ereignisraum fordert, so könnte man sagen, eine ihm adäquate Form magischer Manipulation.

Schwierig wird die Demonstration der Gewaltfähigkeit für unsere Helden im *Laurin* regelmäßig dann, wenn die zwergischen Gegner sich den Blicken entziehen. Dazu nutzen sie oft magische Requisiten. Wenn man aber jetzt erwartete, diese führten klar und spezifisch ihnen zuordenbare visuelle Defekte herbei, sieht man sich getäuscht: Zwar gibt es magische Requisiten in unterschiedlicher Ausführung, doch geht mit der morphologischen keine Funktionsdifferenzierung einher. Die Requisiten mögen über die Grenzen der Ereignisräume hinweg dieselben und unterscheidbar bleiben – für die Effekte, die sie hervorrufen, gilt das nicht.

So kann man bspw. nicht sagen, dass der Tarnmantel Laurins spezifisch für die Unsichtbarkeit des Zwergenkönigs während seines Kampfes mit Dietrich im Rosengarten (III) verantwortlich sei. Es gibt im Kontext dieses ersten Kampfes zwischen den beiden Streitern zwei magische Requisiten, über die der Zwergenkönig verfügt: Er besitzt einen Gürtel, der ihm Kraft verleiht und er besitzt einen Tarnmantel, der ihn unsichtbar machen kann. So sagt es der Text. Doch ist das Verhältnis zwischen diesen Requisiten und den magischen Effekten noch ein präinstrumentelles. Als Dietrich im Ringkampf obsiegt, zerbricht der Gürtel des Zwergenkönigs, von dem Laurin seine Kraft bezieht (vgl. *L_A* 543-551, *L_D* 897-907). Damit wird der Zwergenkönig aber zugleich auch wieder für die anderen Figuren der epischen Welt sichtbar, ohne dass der Tarnmantel noch einmal für die weitere Handlung des *Laurin* relevant würde.

Mit dem Sieg Dietrichs über den Zwergenkönig sind Laurins magische Fähigkeiten für den Moment ganz allgemein verschwunden. Das ist keine Inkonsequenz des Textes, es zeigt nur, wie anders im Vergleich zu einem rein instrumentellen das Verhältnis zwischen magischen Requisiten und magischen Effekten im *Laurin* gedacht werden muss.⁴⁶ Dieser besondere

⁴⁶ Es ist hier, wollte man das weiter verfolgen, im Übrigen auch nicht so, dass Dietrich siegt, weil der Zaubergürtel des Zwergenkönigs zerbricht. Als kausallogische Verknüpfung erzählt das Ende des Kampfes zwischen Dietrich und dem Zwergenkönig im Rosengarten weder der *Laurin A* noch der *Laurin D*. Das Verhältnis ist, vergleichbar dem zwischen dem Zwergenkönig und seinem Reich in der älteren Vulgat-Version, ein metonymisches. Der Sieg Dietrichs und das Zerbrechen des Gürtels sind Ausdruck desselben Sachverhaltes. Daraus erklärt sich der Eindruck eines Nebeneinanders, der Eindruck eines lediglich

Charakter der magischen Requisiten im *Laurin* offenbart sich nicht nur im Kontext des Kampfes zwischen Dietrich und dem Zwergenkönig im Rosengarten. Als dinghafte Markierungen der Verfügungsgewalt über das Magische erweisen sich die Zaubergegenstände immer wieder. Der Zaubenstein einer goldenen Krone (vgl. LD 1717-1726) oder ein Ring (vgl. LA 1255-1260 u. ö., LD 2129-2133 u. ö.) können die Beschränkung des Schvermögens genauso aufheben, wie ein Zaubergürtel (vgl. LA 1392-1396, LD 2344-2348). Und sowohl Ring (vgl. LD 1924-1928) als auch Zaubergürtel (vgl. LA 531-536, LD 885-890) wiederum können ihrem Träger Zwölf-Männer-Kraft verleihen. Ein magisches Requisite ist im *Laurin* kein Werkzeug, jedenfalls ist es das noch nicht vollständig im Sinne einer charakteristischen Funktion, die sich in einem spezifischen Effekt äußerte. Welche Form die magischen Effekte annehmen, hängt noch nicht gänzlich an der Spezifik des Requisites, das das Walten von Magie anzeigt, sondern am Raum, in dem sie statthat. Zwar weist der Tarnmantel⁴⁷ im Reigen der gängigen Zaubergegenstände am deutlichsten auf eine bestimmte Funktion hin, doch ist selbst er noch nicht, wie zu sehen war, allein verantwortlich für die Unsichtbarkeit Laurins.

4.3 Die Erosion der Ereignisräume

Ein besonderes Distinktionsmerkmal auf der Strukturebene der Ereignisräume stellt die Form der Defekte sinnlicher Erfahrung von Welt dar. Wie sich diese Defekte im Einzelnen gestalten, hängt vom Ereignisraum ab: Im Raum des Kampfes fällt der Effekt anders aus als im Raum des höfischen Festes. Ich habe diese Ordnung des Textes zuletzt so zu beschreiben versucht, dass sie für beide Vulgat-Versionen gleichermaßen gültig ist und musste dabei gezwungenermaßen verkürzen und nivellieren. Habe ich also bisher das Gemeinsame der beiden Versionen betont, so soll es im Folgenden um die Unterschiede zwischen ihnen gehen. An einem bereits bekannten Beispiel sei das weitere Vorgehen verdeutlicht.

Den Relevanzverlust der topologischen Ordnung habe ich weiter oben unter anderem mit Bezug auf die Erosion der Sujetgrenze in ihrer Entgrenzung im *Laurin D* zu belegen versucht. Und diese Depotenzierung der Sujetgrenze in der jüngeren Vulgat-Version ist zugleich auch

Koinzidierens von Sieg und Zerbrechen des Gürtels. Ein ‚dritter Name‘, so könnte man sagen, dieses Sachverhaltes, der der Verlust der Verfügungsgewalt des Zwergenkönigs über das Magische ist, wäre dann das Verschwinden des Tarnmantels.

⁴⁷ Vgl. zu den unterschiedlichen, vor allem ‚sprechenden Namen‘, die dieses Requisite in der *Laurin*-Überlieferung trägt, Dahlberg: Zwei unberücksichtigte mittelhochdeutsche Laurin-Versionen, S. 117.

Erosion einer Grenze zwischen Ereignisräumen: Wenn die Helden die Sujetgrenze überschreiten, gelangen sie nicht nur in die Anderwelt des Textes, sondern sie gelangen eben auch in einen neuen Ereignisraum. Hier ändert sich im Vergleich von *Laurin A* und *Laurin D* der Verweiszusammenhang der in der älteren Vulgat-Version benachbarten Orte. Die Opposition in der Topologie als Gegenüber von diesseitiger und Anderwelt erscheint im *Laurin D* verwischt. Zwischen den Raum der christlichen Fürsten und ihrer Norm und den Raum des unchristlichen Zwergekönigs als dem Chaos tritt der vermittelnde Raum von Laurins christlichem Gefolgsmann (s. o.). Eben solche Momente der Erosion an den Grenzen der Ereignisräume, ja die Auflösung der Struktureinheit ‚Ereignisraum‘ überhaupt, werde ich im Folgenden als Veränderungstendenzen der Homogenisierung auf der Mikrostrukturebene des Textes beobachten.

Zugleich kann man jenen Defekten im Bereich visueller Wahrnehmungsvermögen, die sich im neu entstandenen Ereignisraum zeigen, einen Übergangstatus zuschreiben. Zwar verlieren die Helden im Kontext der Reise zu Laurins Berg auch in der jüngeren Vulgat-Version die Fähigkeit, sich auf der Basis visueller Daten zu orientieren, was ich als Effekt der Ruummagie der Anderwelt zu plausibilisieren versucht habe. Doch tritt eben im *Laurin D*, ohne dass sie kausallogisch damit verbunden wäre, eine alltägliche neben die bekannte außergewöhnliche Form der Beeinträchtigung des Sehvermögens. Zusätzlich bricht die Nacht über die Reisenden herein, und man könnte sagen, dass sich im Nebeneinander beider Formen der Beeinträchtigung des visuellen Wahrnehmungsvermögens der Raum der Norm mit dem der Nichtnorm *mischt*. Tendenzen zur Homogenisierung an der Grenze zwischen den beiden von der älteren Vulgat-Version aus betrachtet ursprünglichen Ereignisräumen richten sich offenbar primär nicht auf die Stiftung von kohärenten Zusammenhängen im Sinne der Herstellung von kausalen Motivierungsketten. Der modifizierte Übergang von Ereignisraum zu Ereignisraum ist charakterisiert durch die Vermehrung von Sachverhalten der epischen Welt einerseits, die andererseits, wenn man von den Nachbarräumen her schaut, eine vermittelnde Stufe im Gefälle zwischen beiden einführen.⁴⁸ In diesem *Zwischenraum* tritt das eine auf und das andere tritt dort auch auf – man verliert die Fähigkeit Entfernungen einzuschätzen *und* die tiefschwarze Nacht bricht

⁴⁸ Wenn das auch eine allgemeine Tendenz für den *Laurin* ist, so kann man doch nicht sagen, dass ‚Aufschwellung‘ die einzige Möglichkeit darstellt, in aventiurehafter Dietrich-epik zu homogenisieren. Am Überlieferungskomplex des *Eckenlieds* ausgehend von der Donaueschinger Fassung ließe sich zeigen, dass Homogenisierung in der Angleichung der Ereignisräume auch durch ‚Verknappung‘ oder ‚Kürzung‘ erreicht werden kann – durch ‚Ausfall von Episoden‘.

herein. Hier wird nicht das eine vor dem anderen bevorzugt, es findet keine Ersetzung statt, sondern der Text wählt beide zugleich.

Um solche Zusammenhänge soll es, wie gesagt, im Folgenden verstärkt gehen. Es wird sich dabei zeigen, dass es eine diesbezüglich den *Laurin* insgesamt bestimmende Logik der Texttransformation gibt. Zunächst will ich dafür einige Besonderheiten des *Laurin A* genauer unter die Lupe nehmen, damit überhaupt etwas verglichen werden kann.

4.3.1 Deformationen des Visuellen im *Laurin A*

In der älteren Vulgat-Version betreten die Helden gemeinsam mit dem Zwergenkönig dessen Berg und sie verlieren dabei eine bestimmte Fähigkeit:

dô si kâmen alle hinîn,
zuo slôz man daz türlîn.
ir keiner mohte sô wîse gesîn,
der dâ wiste, wâ si waren komen in,
oder dem sîne sinne iht töhten,
daz er sîne gesellen sehen möhte. (L_A 963-968)

Die Helden sind in Laurins Berg eingeschlossen; dass der Eingang verschwindet ist zugleich Abschluss eines Raums der Handlung. Aber auch wenn es den Bernern und Dietleib nicht möglich ist, sich gegenseitig visuell wahrzunehmen, so können sie doch die Prachtentfaltung des Zwergenkönigs sehen und hören:

si sâhen kurzewîle vil:
diu getwerge triben maneger leie spil,
einhalb si sunge,
anderhalb si sprunge,
si versuochten heldes kraft,
darnâch schuzzen si den schaft,
darnâch wurfen si den stein. (L_A 1003-1009)

Das Fest im Berg des Zwergenkönigs kann Gemeinschaft nicht repräsentieren, davon war bereits die Rede gewesen, auch wenn sich die Helden an der Zurschaustellung höfischer Lebensart delectieren. Die wechselseitige Unsichtbarkeit ist Ausdruck des konstitutiven Defizits der Schwurgemeinschaft: Wo in Wahrheit keine Gemeinschaft existiert, weil einer der Schwurgesellen kein Christ ist, da ist die Repräsentation von *gesellschaft* und gemeinschaftlichem Status nicht möglich: Es gibt hier einfach nichts, das repräsentiert werden könnte.

Doch darf man den Sachverhalt, und hier verspricht die Sache interessant zu werden, auch gut anders formulieren. Man kann mit der gleichen

Berechtigung für den infrage stehenden Zusammenhang sagen: *Weil* Repräsentation nicht funktioniert, *weil* Gemeinschaft im Fest nicht sichtbar herstellbar ist, werden infolge Zwistigkeiten zwischen dem Zwergenkönig und seinen Schwurgesellen ausbrechen. *Weil* das Fest misslingt, kommt es im Anschluss zum Bruch: Im Fest ist die Gemeinschaft zerstört worden, so könnte man argumentieren, deshalb versucht der Zwergenkönig dann zunächst Dietleib als Verwandten auf seine Seite zu ziehen, bevor er sich endgültig mit den Helden des Innenraums überwirft.

Beide kausalen Folgeverhältnisse ließen sich auf der Basis dessen, was der Text des *Laurin A* erzählt, rekonstruieren. Dabei favorisiert die ältere Vulgat-Version weder den einen, noch den anderen Zusammenhang. Das Misslingen von Repräsentation im Fest ist weder eindeutig *als kausale Folge* fehlender Gemeinschaft dargestellt, noch ist die Zerstörung der Gemeinschaft *als kausale Folge* fehlender Repräsentation von Gemeinschaft hervorgehoben. Das Misslingen gemeinschaftlicher Statusrepräsentation findet statt, doch ist es auf andere Ereignisse im näheren Umfeld nicht als ein *Auseinanderfolgen* bezogen, sondern lässt sich allenfalls dem Rahmen eines *Aufeinanderfolgens* eingliedern.

Für die ältere Vulgat-Version beschreibt man das Verhältnis zwischen der Unmöglichkeit von Repräsentation und der Destruktion von Gemeinschaft deshalb wohl am besten und analog der Verbundenheit von Raum und zugehöriger Figur als einen metonymischen Zusammenhang.⁴⁹ Das Nicht-Sein von Gemeinschaft *ist* im *Laurin A* das Nicht-Sein von gemeinschaftlicher Repräsentation. Beides drückt facettenartig ein und denselben *objektiven* Sachverhalt aus und dieser wird in jedem Ereignisraum neu entfaltet: Vor dem Berg, auf dem Plan Laurins, gibt es den Zwist unter den Bernern, während des Festes die fehlende Repräsentation von Gemeinschaft, im Raum des Kampfes die gewalttätigen Konfrontation. Der Ereignisraum des höfischen Festes im Berg existiert sowohl gegenüber dem vorangehenden, als auch gegenüber dem nachfolgenden Ereignisraum relativ unabhängig. Der Abfolge der einzelnen Segmente der Handlung fehlt der kausallogische *Kitt*.

Doch heißt das nun nicht, dass der Text die Ereignisräume nicht auf anderen Ebenen miteinander vermittelte. Da gibt es bspw. den nie gänzlich auszuräumenden Verdacht, der Zwergenkönig könnte ein falsches Spiel mit seinen Gesellen treiben. Dafür steht im *Laurin*, wie schon erwähnt, die Figur des Witege, die zukünftiges Ungemach prophezeit. Auch gibt es Vorausdeutungen des Erzählers, der bisweilen verrät, dass die Hel-

⁴⁹ In der Narratologie werden solche Sachverhalte mit Begriffen wie „Motivation von hinten“, „finale Motivation“ und „kompositorische Motivierung“ einer Konzeptualisierung zugeführt.

den noch in Not geraten werden. Solches Vorausdeuten und die wiederholte Artikulation des Verdachtes stiften durchaus Zusammenhänge, die die Grenzen der einzelnen Ereignisräume überschreiten. Nur entwirft der *Laurin A* dabei einen Ort der Synthese, der letztlich außerhalb der epischen Welt angesiedelt ist.

Was einen, wenn man sich die wiederkehrenden Warnungen Witeges vor Augen hält, irritieren kann, ist im *Laurin A* vor allem der Sachverhalt, dass der Zwergenkönig *in* der epischen Welt gerade nicht auf eine Art und Weise handelt, die solche Verdächtigungen rechtfertigen würde.⁵⁰ Das Handeln Laurins, wie es der *Laurin A* erzählt, lässt einen solchen Schluss nicht ohne weiteres zu, jedenfalls nicht, wenn man es zum Handeln anderer Figuren des Textes in Beziehung setzt, oder wenn man Laurin mit anderen Schurken aus Texten aventiurehafter Dietrichepik wie etwa dem Riesen Sigenot vergleicht: Verglichen mit diesen lässt sich der Zwergenkönig eigentlich nichts zu Schulden kommen. Gesprochen wird über ihn in der älteren Vulgat-Version von einigen Figuren offenbar von einer Position des Wissens aus, die sich nicht aus den Erfahrungsmöglichkeiten der epischen Welt des *Laurin* ableiten lässt. Witege weiß mehr über den Zwergenkönig, als die epische Welt des Textes ihn hat wissen lassen.

Nicht Handeln, Auftreten und Aussehen stigmatisieren Laurin; in all diesen Bereichen kann man allerhöchstens von einer Ambivalenz der Figur sprechen. Seine axiologische Setzung ist demgegenüber im *Laurin A* primär diskursiv vermittelt. Dass eine textinterne Erzählerstimme über entsprechendes Wissen verfügt, mag einem modernen Rezipienten geläufig sein, eben weil der auktoriale Erzähler für uns eine Selbstverständlichkeit darstellt. Wenn hingegen eine Figur, ohne bspw. über hellseherische Fähigkeiten zu verfügen, eine solche Position einnimmt, ist das für uns dann mehr als ungewöhnlich. Wissen ist hier, was ich schon am *Rosengarten A* zu zeigen versucht habe, auf eine Art und Weise verteilt, die noch nicht systematisch zwischen der Wissensordnung der Ebene des Erzählens und der Wissensordnungen der epischen Welt unterscheidet.

Wenn der *Laurin A* einerseits auch noch nicht vollständig diese beiden textinternen Redeordnungen entkoppelt, so unterscheidet er andererseits doch recht konsequent in der epischen Welt zwischen solchen, die das Wissen um die Nichtexistenz der Gemeinschaft haben – woher auch immer –, und solchen, zu ihnen gehört allen voran Dietrich, denen ein solches Wissen abgeht. Anlässlich des Angebotes des Zwergenkönigs, den

⁵⁰ Die Zusammenhänge erinnern hier ein bisschen an etwas, das am *Eckenlied E2* beobachtbar war, nämlich, dass dort Ecke im Bereich der epischen Welt gerade kein Riese ist. Weder wird der Recke dort so bezeichnet, noch fällt irgendjemandem seine außerordentliche Größe auf. Ausschließlich im Kommentar des Erzählers wird der Held gelegentlich zum Riesen.

Gesellen den paradiesgleichen Plan vor seiner Höhle Untertan zu machen, wird das deutlich:

Des dankete ime der Bernære.
 er dâhte, ez wære ân swære.
 des enwas ez weiz got niht:
 ir kurzewile wart gar ein wiht. (L_A 951-954)

Man kann also, was die Differenzierung von Wissensniveaus im *Laurin A* angeht, noch nicht von einer vollständigen Entkoppelung der epischen Welt und des textinternen Erzählens von ihr sprechen. Doch gibt es eine dazu quer liegende Differenzierung, und diese unterscheidet über die Wissensniveaus den Erzähler und einige Figuren von Dietrich. Insofern der Text über die Kommentare des Erzählers und die Reden Witeges auch die implizite Rezeption mit einer axiologischen Besetzung des Zwergenkönigs versorgt, distanziert er diese von Dietrich: Der implizite Rezipient *weiß*, der textinterne Erzähler *weiß* und dasselbe gilt eben auch für Witege und Hildebrand als Figuren der epischen Welt. Nur Dietrich und vielleicht noch Wolfhart, dessen Rolle im *Laurin* allerdings denkbar marginal ist, sind hier, wie es scheint, auf der Seite der ‚Guten‘ ausgeschlossen.

Unter solchen Voraussetzungen mag eine weitere Irritation des Textes erklärlich werden. Und diese betrifft die Figur des Zwergenkönigs selbst. Man kann nämlich bisweilen den Eindruck gewinnen, als wüsste Laurin lange gar nicht, dass er die Schwurgemeinschaft der Helden hintergehen wird, wie er es dann letztlich tut. Noch als die Gesellschaft sich bereits im Berg befindet und die Helden die Fähigkeit zu wechselseitiger Wahrnehmung verloren haben – hier im *Laurin A* geschieht ihnen das ja ohne das Zutun des Zwergenkönigs –, beschwört Laurin weiter die Einheit der Gemeinschaft:

Dô sprach der kleine Laurîn:
 „ir sült ân alle sorge sîn.
 kein leit iu von mir geschiht,
 ich briche miner triuwe an iu niht.“ (L_A 973-976)

Man mag das immer sofort als Finte des Zwergenkönigs abtun, aber, um es noch einmal zu betonen, rechtfertigt das *Handeln* der Figur nirgendwo im Text eine solche Interpretation. Was der Text vor dem Fest im Berg des Zwergenkönigs berichtet, deutet nicht auf einen Verrat an der Schwurgemeinschaft hin. Laurin lädt ein und er hintergeht die Eingeladenen. Dass Letzteres schon den Entschluss zur Einladung motiviert, zeigt sich an keiner Stelle. Relevanter als solche Fragen sind dem Text dagegen offenbar Unterscheidungen im Bereich der Wissensniveaus, die die Oberhäupter der beiden einander gegenüberstehenden Herrschaftsbereiche

distanzieren. Erst in der Sukzession der Handlung werden dann die Wissensniveaus aller Figuren einander angeglichen.

Auch das Geschehen, das dem Ereignisraum des höfischen Festes nachfolgt, und das die Sprengung der Schwurgemeinschaft im Konflikt darstellt, ist, wie gesagt, kaum kausal motivierend vorbereitet im vorangehenden Geschehen. Nichts in seinem Handeln deutet darauf hin, dass Laurin die Schwurgemeinschaft hintertreiben wird, bevor er dies dann auch tatsächlich tut. Nie auch gibt ihm das Handeln seiner Gäste Anlass dazu. Im Kontext des Festes kann Gemeinschaft nicht repräsentiert werden, weil *gesellschaft* objektiv nicht existiert. Die Destruktion der Schwurgemeinschaft im Ereignisraum des Kampfes, in dem zuletzt die Ordnung der Welt restituiert werden wird, hat demgegenüber und erwartungsgemäß eine andere Form. Zunächst setzt Laurin Dietleib, der sich mit dem Schwager nicht gegen die anderen Helden verbünden will, gefangen und wirft danach die Berner in einen separaten Kerker. Damit ist das Kollektiv des *Laurin A* erneut als in Auflösung begriffen inszeniert. Und das jetzt so, dass die ursprünglichen Segmente als den einzelnen Handlungsträgern räumlich auseinandergelegt sind: Der Zwergenkönig befindet sich in einem Raum, seine Königin in einem anderen und der steirische Held und die Berner liegen wiederum jeweils ganz woanders gefangen. Das Personal des Textes ist in dieser Situation nicht mehr durch Teilhabe an einer gemeinsamen Öffentlichkeit verbunden. Vielmehr kann man von einem Zustand vollständiger Atomisierung der sozialen Einheiten sprechen, womit Kollektivität einen Stand erreicht, der dem der Ausgangssituation des ersten Handlungsteils entspricht. Nur eben mit einem Unterschied: Jetzt befindet man sich in der Anderwelt des *Laurin A*.

Wie aber lassen sich solche Unterschiede als Prozesse der Veränderung im Sinne von Geschichte konzeptualisieren? Man kann ja nicht davon sprechen, dass der Text von irgendeiner Art von Entwicklung der Gemeinschaft berichtet, denn das setzte ein Auseinanderhervorgehen der einzelnen zeitlichen Zustände der Schwurgemeinschaft voraus. Betrachtet man die Ereignisräume, die die Schwurgemeinschaft durchläuft, so kann man immerhin von einer *Intensivierung* sprechen, die der Ausdruck der Destruktion annimmt: Die Reihe – beginnend beim Moment erster Beeinträchtigung der Fähigkeit zu visueller Wahrnehmung in Laurins Reich, verlängert über den Verlust von wechselseitiger Wahrnehmung während des Festes bis hin zu jenem Ereignisraum, in dem Dietleib in einer Kemetate verschlossen ist und die Berner getrennt davon in Ketten liegen – lässt sich als Steigerung lesen. Die völlige Fragmentierung symbolisiert dabei den Tiefpunkt der Handlung im *Laurin*. Der Text kodiert die dissoziierte Schwurgemeinschaft räumlich, indem er die Figuren, die zuvor

einander nicht sehen konnten, an verschiedenen Orten im Berg des Zwergenkönigs platziert.

Dass es sich hierbei um eine Intensivierung im obigen Sinne am Übergang zwischen zwei Ereignisräumen handelt, kann man auch deutlich sehen, wenn man beobachtet, was aus der wechselseitigen Unsichtbarkeit der Helden füreinander im Kontext des gewaltförmigen Konfliktes wird: Der *Laurin A* ‚vergisst‘ nach dem Fest, wenn er das Fehlen von Gemeinschaft im räumlichen Auseinanderlegen der Helden neu gefasst hat, dass diese eigentlich für einander wechselseitig blind sein ‚sollten‘. Dass die Helden im dem Fest nachfolgenden Ereignisraum des Kampfes, jedenfalls bei Zugrundelegung moderner Kohärenznormen, sich eigentlich nicht sehen ‚dürften‘, interessiert den *Laurin A* nicht. Mit dem Verlassen des Ereignisraums ist das Problem für die Helden wie für den Text passé.

Bevor die Helden den Sieg über den Zwergenkönig davon tragen, muss sich die Gemeinschaft neu konstituieren. Und sie muss es ausgehend von ihrer Fragmentierung im Berg des Zwergenkönigs. Initiiert wird die Neuvergemeinschaftung von der gefangenen Jungfrau, die auch den visuellen Defekt in die für den Ereignisraum des Kampfes konstitutive Form bringt: Was im Kampf Mann gegen Mann bedrohlich sein kann, so habe ich weiter oben argumentiert, ist die Unsichtbarkeit des Gegners. Die Unfähigkeit der Helden, sich wechselseitig wahrzunehmen, spielt demgegenüber eine untergeordnete Rolle.

Der für den Zweikampf relevante Defekt des Visuellen entsteht im *Laurin A* gleichsam als Nebeneffekt einer die räumliche Distanz minimierenden Handlung der Königin. Um zu ihrem Bruder zu gelangen, lässt die Schwester Dietleibs die leuchtenden Zaubersteine im Berg verdecken, woraufhin für die Zwerge die ‚Nacht‘ hereinbricht. Erst unter dieser Bedingung kann sie zu ihrem Bruder eilen:

Vrou Künhilt diu künegîn
 diu verdacte in dem berge den schîn:
 daz tete si durch die recken,
 daz si daz gesteine hiez bedecken,
 daz man in dem berge niht ensach.
 diu getwerge giengen an ir gemach. (L_A 1217-1222)

Sie versorgt den Helden mit einem Zauberring, mit jenem magischen Requisit, dessen er bedarf, weil die Zwerge jetzt auf einmal für ihn nicht mehr sichtbar sind. Offenbar ist auch das ein Effekt, den das Verdecken der Zauberkristalle hervorruft:

„[...]“
 nim hin daz guldîn vingerlîn,
 vil herzenlieber bruoder mîn,
 daz solt du stôzen an die hant,

sô wirt dir âventiure bekant:
 vürwâr ich daz sprechen sol,
 du sihst diu getwerge alliu wol.“ (L_A 1255-1260)

Diese Ringübergabe ist der Auftakt zu jenem Weg, der die axiologisch positiven Figuren aus dem Berg heraus und zurück in Licht und Sichtbarkeit führt. Nachdem die Schwester den Helden vom Anschlag des Zwergekönigs gegen Dietrich und seine Gefolgschaft unterrichtet hat, versorgt Dietleib seinerseits die Berner mit ihren Waffen, derer sie sich im Rahmen des höfischen Festes entledigt hatten. Der durch den entstehenden Lärm alarmierte Zwergekönig – Dietleib wirft Schwerter und Rüstungen in den Kerker, so dass es scheppert; hier gibt es noch lediglich akustisch vermittelte, kommunikative Öffentlichkeit – mobilisiert daraufhin sein Heer, das Dietleib, ganz Held (vgl. L_A 1335), allein in Schach zu halten versucht. Meister Hildebrand kann inzwischen sich und seine Gesellen aus dem Kerker befreien. Man gelangt zum Kampfplatz, doch fehlt Dietrichs Mannen die Möglichkeit, dem steirischen Helden beizustehen:⁵¹

Dô sprach der von Berne:
 „nu strite ich von herzen gerne
 (dirre berc ist strîtes vol):
 ich weiz niht, wen ich slahen sol
 oder wen ich sol bestân:
 nieman ich gesehen kan.“ (L_A 1379-1384)

Glücklicherweise hatte Hildebrand nach dem Kampf im Rosengarten Laurins Gürtel an sich genommen. Dieses magische Requisit übereignet der Alte dem Berner, der davon sein Sehvermögen wiedergewinnt und Dietleib unterstützend beispringen kann. Dietrich wiederum schlägt Laurin, einem Rat Hildebrands folgend, einen Zauberring von der Hand, den der Alte an sich nimmt, so dass auch er sehend in den Kampf eingreifen kann. Zuletzt stattet Dietleibs Schwester Wolfhart und Witege mit einem solchen magischen Requisit aus, als die sich gerade und obwohl mit Blindheit geschlagen in den Kampf stürzen wollen.

Damit sind unsere Helden wieder im Vollbesitz ihrer sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeiten. Gemeinsam geht es zu guter Letzt gegen fünf Riesen, die dem Heer des Zwergekönigs zu Hilfe geeilt sind. Verglichen mit dem Zwergekampf, ist der Kampf gegen die Riesen das ehrlichere Heldengeschäft. Wo es um die Demonstration von Gewaltfähigkeit als

⁵¹ Wie vorher der Sachverhalt des Unsichtbarwerdens der Zwerge für die Helden bleibt auch der Moment des Einander-sichtbar-Werdens der Helden im Text unausgesprochen. Das Geschehen wird nicht kommentiert oder berichtet, es wird nicht einmal als ein diskretes Ereignis wahrgenommen; nur seine Effekte sind als Gegebenheit der epischen Welt notiert.

Möglichkeit zu adliger Statusrepräsentation geht, da bringt der Kampf gegen die Zwerge nichts ein: Entweder die Zwerge sind nach den Regeln höfischen Gewalthandelns nicht zu besiegen, oder aber sie sind keine echten, weil ohne Magie eben kraftlose Gegner:⁵²

dô die vûnf gesellen
ze einander kâmen,
die risen si dô vûr sich nâmen.
si sluogen an den stunden
vîl tiefe verwunden,
daz si in dem bluote
unz über die sporn wuoten. (L_A 1552-1558)

Im Ereignisraum des Kampfes, bei dem es letztlich um die Verfügungsgewalt über Sichtbarkeit und Öffentlichkeit der epischen Welt geht, konnte die Einheit unserer Helden hergestellt werden. Diese Gemeinschaftstiftung fällt zusammen mit dem Sieg über Laurin und sein Herr, der mehr Bruch eines Zaubers, denn regelkonformer Kampf ist. Der in diesem Sieg neu gegründeten Gemeinschaft gelingt zuletzt die Statusrepräsentation in der Demonstration adliger Gewaltfähigkeit: Gemeinsam überwindet man die Riesen und stiftet die Ordnung der epischen Welt neu.

Ich habe versucht darzulegen, wie sich in der älteren Vulgat-Version des *Laurin* die Bezogenheit zwischen den einzelnen Ereignisräumen des Textes über das Thema fehlender oder defizitärer Gemeinschaft darstellt. Dieser paradigmatischen Ordnung habe ich eine zweite, syntagmatische Achse zugewiesen, die zwar keine kausal motivierte Ordnung darstellt, wohl aber einerseits diskursiv und andererseits in der Variation von Intensität vermittelt ist. Wie sich diese Zusammenhänge demgegenüber im *Laurin D* darstellen und was man aus den Unterschieden der beiden Versionen für die Beantwortung von Fragen nach der Textentwicklung gewinnt, darum soll es in den folgenden Abschnitten gehen.

4.3.2 Deformationen des Visuellen und die Grenzen der Ereignisräume im *Laurin D*

Einer der auffälligsten Unterschiede zwischen den beiden Vulgat-Versionen im Kontext von Beeinträchtigungen des visuellen Wahrnehmungsvermögens kam bereits weiter oben zur Sprache. Ich meine damit den Auftrag des Zwergenkönigs im *Laurin D* an einen Gefolgsmann, das

⁵² Es wird erzählt, dass Witege und Wolhart, nachdem Laurin und die Riesen besiegt sind, allein das Zwergenvolk im Berg niedermachen (vgl. L_A 1567-1571).

Sehvermögen der Gesellen einzuschränken, von dem die ältere Vulgat-Version nichts weiß:

einer in dem berge saz,
 der zouberie ein meister was.
 Laurin hiez in vür sich gân.
 er sprach: „sihst du die vremen man?
 die hânt ze strite grôze kraft.
 kanst du von zouber meisterschaft,
 den wirf an si sô krefteclîch,
 trûtgeselle, *des* bite ich dich,
 daz si einander niht mê sehen.
 ich wil dir es lop jehen.“ (LD 1579-1588)

Der Zwergekönig wird im *Laurin D* zum Initiator des magischen Effekts. Sieht man von hier aus zurück auf das, was ich zu misslingender Repräsentation im *Laurin A* gesagt habe, nämlich dass die Dissoziation der Gemeinschaft und die Unfähigkeit, Gemeinschaft zu repräsentieren, zusammenfallen, dass beides metonymische Ausdrücke eines objektiven Sachverhaltes sind, dann kann davon in der jüngeren Vulgat-Version nicht länger die Rede sein. Insofern das Handeln des Zwergekönigs hier auf die Verunmöglichung der Fähigkeit zu wechselseitiger Wahrnehmung der Helden *zielt*, ist *gesellschaft* tatsächlich hintertrieben. Erst als *Folge* der Zerstörung der Schwurgemeinschaft durch die Untreue Laurins misslingt Repräsentation: In der jüngeren Vulgat-Version dominiert der einsinnige Zusammenhang von Ursache und Wirkung die Kette der Ereignisräume.

Zugleich gestaltet sich damit auch das Verhältnis zwischen epischer Welt und Diskurs anders. Im *Laurin A* gibt es auf der Ebene des Figurenhandelns keine Anzeichen dafür, dass Laurin seine Gesellen hintergeht, bis zu dem Moment, an dem der Zwergekönig sie tatsächlich gefangen setzt. Allein auf der Ebene des Diskurses, der von der Erzählerstimme und einigen Figuren getragen wird, kommt es in der jüngeren Vulgat-Version zu einer Semantisierung der epischen Welt, die auf das weitere Geschehen im Sinne einer drohenden Gefahr für die Helden hindeutet.

Im *Laurin D* gibt es demgegenüber keine Diskrepanz mehr zwischen der epischen Welt und dem textinternen Reden über sie: Der Zwergekönig ist nicht nur kein Christ,⁵³ er ist auch im Sinne seines intendierten Handelns ein Schuft. Das wissen Witege und der Erzähler freilich schon im *Laurin A*, es findet in der jüngeren Vulgat-Version aber seine Referenz im Bereich des Figurenhandelns. Zwar bleibt auch im *Laurin D* Dietrich jene Figur, die von all dem nichts ahnt. *Noch* auch erzählt der Text nicht, dass Witege über den Zwergekönig Bescheid wisse, etwa *weil* er zufällig

⁵³ Was man im *Laurin D* wiederum früher erfährt als in *A*.

gehört habe, dass es einen Auftrag zur Verzauberung gab. Nichts davon steht im Text. Doch gibt es eben *schon* jene referenzielle Verwiesenheit, die sich in der Adäquatheit, wenn auch noch nicht im generellen Bedingthein des Diskurses durch das Handlungsgeschehen der epischen Welt, äußert.

Das ‚Schlechtsein des Zwergenkönigs‘ okkupiert den *Laurin D* weitläufig; die Figur gewinnt in der jüngeren Vulgat-Version die sich über die Dauer der Handlung deutlich durchhaltende Identität eines Bösewichtes. Ähnliches habe sich bereits im Vergleich der Versionen herausgearbeitet, als es um die Bedeutung der Entführungsgeschichte für den Text ging. In beiden Fällen zeigt der *Laurin D* Tendenzen zur Homogenisierung, insofern sich der Geltungsbereich eines motivierten Handlungszusammenhangs (Entführung und Befreiung) und damit zugleich die Konsistenz der axiologischen Identität einer Figur (Laurin als hinterlistiger Zwerg) über den Text verbreitet. Dies ist Auflösung lediglich regionaler Geltung von textuellen Modi der Kohärenzstiftung. Darin spiegelt sich eine Tendenz zur Transzendierung der Grenzen der Ereignisräume im *Laurin D* relativ zur älteren Vulgat-Version.

Was aber besagt solcherart sich herausbildende Figurenidentität für das historische Verhältnis von epischer Welt und Rezeption des *Laurin*? Eine Antwort scheint naheliegend: Man könnte damit rechnen, dass der *Laurin D* einen Informationsbedarf zu stillen hatte, auf den die ältere Version noch nicht reagieren musste. Vielleicht ja konnte der *Laurin D* bei seiner Rezeption ein mit der axiologischen Setzung der Figur des Zwergenkönigs verbundenes Vorverständnis nicht mehr oder nicht mehr immer voraussetzen und vertextete dieses deshalb weitläufig. Vielleicht wussten jene Gemeinschaften, in denen der *Laurin A* kommunikativ funktionierte, schon, dass der Zwerg der Entführer einer Jungfrau ist. Dann erschiene auch die *ad-hoc*-Einführung der Entführungshandlung am Beginn des zweiten Textteiles als ein relevanzloses Versäumnis: Was gewusst wird, muss als Verständnishintergrund der Geschichte durch den Text nicht eigens mitgeliefert werden.

Doch haben wir auf solche historischen Dispositionen der Rezeption keinen Zugriff. Was man indes sagen kann, ist, dass die Bedingungen der Möglichkeit zu relativer Schließung der Geschichte aus der Welt der Rezeption in den Text wandern. Das muss nicht auch bedeuten, dass der *Laurin D* jetzt erzählte, was die Rezipienten des *Laurin A* wussten. Die ältere Vulgat-Version konnte situational sicherlich auf ganz unterschiedliche Art und Weise funktionieren; nicht immer wird sie dabei als geschlossene Geschichte aktualisiert worden sein. Hier stellte zudem die relative Insularität der Ereignisräume die Möglichkeit bereit, sich im Akt der Textrezeption – worüber auch immer – kommunikativ zu verständigen. Der

Laurin D wählt, so könnte man dann sagen, aus der Menge der für die ältere Vulgat-Version denkbaren situationsgebundenen Optionen zur Textschließung eine aus, nämlich die der informationellen Stiftung von Kohärenz, überführt sie in den textuellen Modus, wenn er bestimmte Zusammenhänge explizit macht und gewinnt damit gegenüber der älteren Vulgat-Version einen höheren Grad an Situationsabstraktheit.

Nun ist es im *Laurin D* zwar so, dass der Zwergenkönig seinem Zauberer den Auftrag erteilt, die Helden mit wechselseitiger Blindheit zu schlagen, doch ist das bemerkenswerterweise dann nicht auch der Effekt, der in der epischen Welt des Textes statthat bzw.: Das ist noch nicht der ganze Effekt. Es gibt im *Laurin D* zwar eine personalisierte Ursache für den Verlust der Kontrolle über das Visuelle, doch ‚passt‘ die Wirkung eben nicht zu dieser Ursache. Denn was der Zauber, anders als vom Zwergenkönig gewünscht, bei den Bernern und Dietleib bewirkt, ist die vollständige Blindheit gegenüber allen anderen Figuren. Nicht nur können die Helden sich gegenseitig nicht sehen, nein, auch das Treiben der Zwerge, und das im Gegensatz zum *Laurin A*, bleibt den Gesellen verborgen (vgl. L_D 1600, 1609). Die Gäste bestaunen das prachtvolle Interieur der Höhle (vgl. L_D 1628), nicht jedoch die agierenden Zwerge, die für unsere Helden in der jüngeren Vulgat-Version nur mehr noch zu hören sind. Sichtbar wird das Treiben der Zwerge für Dietleib und die Berner erst in jenem Moment, als die jungfräuliche Königin mit einer zauberbrechenden Krone auftritt (vgl. L_D 1717-1734).⁵⁴ Erst die Schwester Dietleibs ermöglicht die Gemeinschaftserfahrung im Fest, und als sie verschwindet, kehrt auch die Blindheit zurück.⁵⁵

Dass die Helden die Zwerge *schon* im Kontext des Festes nicht sehen können, ist, wenn man auf den anschließenden Ereignisraum des Kampfes fokussiert, Erosion der Grenze zwischen den beiden Ereignisräumen

⁵⁴ Sie tritt mit einer Krone auch in der älteren Vulgat-Version auf, freilich wird dort nicht von deren magischen Fähigkeiten berichtet (vgl. L_A 1050-1053).

⁵⁵ Als die Königin die Helden verlässt, beklagen diese im *Laurin D* wiederum nicht die Blindheit allen Figuren gegenüber, sondern lediglich die wechselseitige Unsichtbarkeit: *den gesten tete der zouber wê: | ir keiner sach den andern mê. | ir ungemüete was vil grôz, | der wîle si gar sêre verdrôz* (L_D 1867-1870). Relevant ist in diesem Moment für die Figuren der epischen Welt der Entzug der Möglichkeit zu Gemeinschaftserfahrung in wechselseitiger Wahrnehmung. Die Unsichtbarkeit der Zwerge und damit (von der Handlung aus betrachtet) die der zukünftigen Gegner, die der Auftritt der Königin auch beseitigt hatte, spielt hier auch im *Laurin D* noch keine Rolle. Soweit ‚denken‘ die klagenden Figuren auch in der jüngeren Vulgat-Version noch nicht, vgl. auch L_D 1724-1734. Zwar gibt es in der jüngeren Vulgat-Version eine Form der Blindheit, die die Ereignisräume von Fest und Kampf aneinander knüpft, doch hat diese Blindheit die beiden Ereignisräume noch nicht vollständig okkupiert. Wenn es in der aktuellen Situation um die Möglichkeit von Gemeinschaftserfahrung geht, dann ist Blindheit eben nur im fehlenden Vermögen, die Gesellen zu sehen, relevant.

in Laurins Berg. Hatte die ältere Vulgat-Version für das Fest noch die Spannung zwischen der sichtbaren Prachtentfaltung der Zwerge und der fehlenden Möglichkeit zur Gemeinschaftsstiftung aufrechterhalten, und hatte diese Version die Unsichtbarkeit der Zwerge für die Helden erst zu jenem späteren Moment eingeführt, an dem das für die Helden relevant werden konnte (eben im Kontext des Kampfes gegen die Zwerge), so erzählt die jüngere Vulgat-Version anders. Im *Laurin D* wird die epische Welt nicht als Zusammenhang relativ abgeschlossener Ereignisräume im Sinne dieser Arbeit vermittelt, sondern als Einheit von diesen gegenüber ausgedehnten Räumen. Im aktuellen Fall umfasst die Blindheit der Helden die Bereiche von Fest *und* Kampf. Für den *Laurin D* scheint es nicht so relevant, dass beide unterschiedliche raumbundene Semantiken mitführen. Dass es *eine* Höhle gibt, in der sich beides abspielt, darauf legt der Text gegenüber der älteren Vulgat-Version Wert: Die Höhle ist der Raum, in dem die Helden unterschiedslos niemanden sehen können.

Man kann hier wiederum die Metapher von einer im Vergleich zur älteren Vulgat-Version realistischeren Raumgestaltung des Textes verwenden. So wie die Nacht im Kontext der Grenzüberschreitung der Helden zum Zauberreich in der jüngeren Vulgat-Version die magische Beeinträchtigung des visuellen Wahrnehmungsvermögens ergänzt, so scheint eine gleichgerichtete Tendenz auch im Raum der Höhle hervorzutreten: In einer Höhle kann man eben normalerweise nichts sehen, das steht hier wohl im Hintergrund.

Die vollständige Blindheit der Helden im Bereich des Festes ist Homogenisierung des Raumes der Höhle. Damit korreliert ein weiterer Unterschied zwischen *Laurin D* und älterer Vulgat-Version: Waren die Ringe, die Dietleibs Schwester im *Laurin A* an die Helden verteilt und die letztlich den Sieg der Gemeinschaft um Dietrich über die Zwerge möglich machen, ausschließlich dazu befähigt, die Zwerge sichtbar werden zu lassen (vgl. L_A 1259f.), so haben sie im *Laurin D* ein anderes Vermögen:

Ein vingerlîn von golde rôt
 si dem helde [dem Bruder, K.M.] dô bôt,
 si sprach: „daz stôz an dine hant,
 ez ist dir bezzer denne ein lant,
 sô sihst du, swen du sehen wilt.
 [...]“ (L_D 2129-2133)

Ausdrücklich alle Figuren kann der Ring sichtbar machen und diese Fähigkeit korreliert eben mit jener die Grenzen zwischen den Ereignisräumen nivellierenden Form des Defizits im Bereich des Visuellen, die die Unsichtbarkeit aller Figuren ist. Das wiederum lässt sich als eine Tendenz zur Instrumentwerdung der magischen Requisiten verstehen: Ihre in der epischen Welt des *Laurin A* weitgehend situationsgebundenen Effekte

beginnen sich vom Handlungskontext zu lösen, womit sie mehr oder weniger zu *Wirkungen* der Requisiten selbst werden.

Ich hatte in der Einleitung zu diesem Kapitel vorausgesetzt, dass die Frage nach dem Verfügen über die visuelle Welt unter den historischen Rezeptionsbedingungen der Texte als ein Thema nicht nur Relevanz für die Figuren der epischen Welt beanspruchen kann. In Situationen unter Anwesenden nehmen die Kanäle der sinnlichen Wahrnehmung andere Funktionen wahr als beim einsamen Lesen, denn sie ermöglichen Interaktion. Wenn nun im *Laurin D* globalere Formen der Beeinträchtigung des Wahrnehmungsvermögens zu finden sind, dann strukturiert Variation von Intensität im oben explizierten Sinne nicht länger die Textwahrnehmung und damit die Rezeptionssituationen. Das Problem von Sehen und Nicht-Sehen verliert im *Laurin D* im Vergleich zur älteren Vulgat-Version Differenzqualität auf der syntagmatischen Achse des Textes. Man kann deshalb damit rechnen, dass auf der Seite der Rezeptionssituation der Bedarf an Ordnungsstiftung mittels kommunikativer Verständigung über solche Sachverhalte herabgesetzt war.

Aber noch einmal zurück zum Text: In Zusammenhängen des Festes gibt es für die Helden in der jüngeren Vulgat-Version niemanden zu sehen. Es gibt ein Fest, das im Bereich des Visuellen für unsere Helden von Zwergen und Menschen befreit ist, bei dem man nur hören kann bis zu eben jenem Moment, an dem Dietleibs Schwester auftritt. Ab diesem Moment dann gibt es das Alles-sehen-Können, und die Helden behalten diese Fähigkeit bis zum Abgang der Königin mit der zauberbrechenden Krone. Dass die jüngere Vulgat-Version nicht mehr zwischen der Fähigkeit zu wechselseitiger Wahrnehmung und der Fähigkeit, die anderen Figuren im Raum zu sehen, unterscheidet, ist zunächst, wie gerade beschrieben, Homogenisierung *zwischen* zwei benachbarten Ereignisräumen, ist Entmarkierung der Grenze

Es ist aber zugleich mehr, und dieses *Mehr* an Unterschieden betrifft die innere Konstitution des Ereignisraums des Festes in den beiden Versionen. Wo dieser Raum nämlich im *Laurin A* relativ homogen durch die Manipulation im Bereich der Fähigkeiten zu visueller Wahrnehmung charakterisiert ist, der die Helden gleichmäßig über die Dauer des Festes ausgesetzt sind, da ist derselbe Raum in der jüngeren Vulgat-Version unterteilt in eine Phase des Nichtsehens, gefolgt von einer Phase des Alles-Sehens, woran sich wiederum vollständige Blindheit gegenüber allen Figuren anschließt. Der Raum des Festes ist im *Laurin D* in unterschiedliche Einheiten zergliedert, er ist bezüglich des Aktcharakters der Rezeption diskontinuierlich. In der älteren Vulgat-Version kontiniert dagegen *eine* Form defizitärer Repräsentation, die den Ereignisraum des Festes in seiner

Ausdehnung bestimmt und den die jüngere Vulgat-Version in diskrete Einheiten auflöst.

Dieser Befund mag im ersten Moment verwirren. Habe ich im Vergleich der beiden Vulgat-Versionen für den *Laurin D* nicht immer eine Tendenz zur Homogenisierung herausgearbeitet, die sich aus einem gegenüber der älteren Vulgat-Version geringeren Grad an Segmentierung ableiten ließ? Habe ich nicht darauf insistiert, dass ein geringerer Grad an Segmentierung als nivellierende Tendenz des Textes anzusehen ist?

Doch ist die Lösung hier ganz einfach. Letztlich ist auch die Entstehung von Inhomogenitäten im Innern der Ereignisräume des *Laurin D* Symptom einer allgemeinen Tendenz zu syntagmatischer Homogenisierung. Wo die ‚harten Fügungen‘ an den Grenzen zwischen den Ereignisräumen in der jüngeren Vulgat-Version abgemildert sind, da muss auch die Zerrüttung der inneren Einheit in Relation zum Ganzen des Textes gesehen werden. Der *Laurin D* vermittelt das Gefälle im Bereich der Grenzen der Ereignisräume und er vermindert Gefälle zugleich dadurch, dass er die Ereignisräume zergliedert. Die Relevanz der Grenzen zwischen den Ereignisräumen wird einerseits herabgesetzt, wenn sie durch Transgredierungen auf unterschiedlichen Ebenen des Textes ihre Relevanz verlieren. Ihre Bedeutung wird andererseits dadurch vermindert, dass was sie im *Laurin A* unterscheiden, im *Laurin D* keine homogenen Einheiten mehr sind. Beides, die Degradierung der Ereignisräume an ihren Grenzen wie ihre Diversifizierung im Innern, lässt sich als Symptom eines Prozesses der Textentwicklung verstehen, bei dem aus einer Kette monolithischer und von einander distanzierter Blöcke im Sinne von Ereignisräumen, eine Kette von kleinformatigeren, untereinander weniger stark distanzierten Einheiten entsteht.

Worauf der *Laurin D* im Vergleich zur älteren Vulgat-Version damit zielt, und dies ist an dieser Stelle ein generelles Fazit für den Vergleich der beiden Versionen des *Laurin*, ist der Entwurf eines Publikums in der Aktstruktur des Textes, das nicht mehr durch jenes intensive Auf und Ab von Momenten der Nähe und solchen der Distanz gekennzeichnet ist, wie es noch den *Laurin A* charakterisiert. Der Rezeptionsakt des durch die ältere Vulgat-Version entworfenen Publikums lässt sich vereinfacht imaginieren als eine alternierende Reihe von Momenten relativ distanzloser Partizipation an der epischen Welt und solchen einer weitreichenden Distanzierung von ihr. Die Grenzen zwischen den Ereignisräumen sind Leerstellen des Erzählens, an denen der Text immer wieder abbricht und je neu anhebt: Die Schnittstellen zwischen Ereignisräumen lassen sich als Freiräume denken, die die Möglichkeit zu unterschiedlichen Arten kommunikativer Verständigung boten.

Demgegenüber entwirft die jüngere Vulgat-Version ein Publikum, das der kommunikativen Rückversicherung im *Nahbereich* der Textrezeption nicht in solch hohem Maße bedarf. Aus dem Wechsel von Distanz und Nähe im *Laurin A* ist in der jüngeren Vulgat-Version eine vergleichsweise gleichförmigere und feingliedrigere Kette geworden, die einen (relativ gesehen) konstanten Abstand zum Publikum aufrechterhält: Die Amplitude hat sich verringert, bei gleichzeitiger Erhöhung der Frequenz.

5. Fazit zum *Laurin* und Thesen zur Textentwicklung aventiurehafter Dietrichepik

5.1 Späte Heldendichtung

Damit ist der *Laurin* wie die anderen Texte aventiurehafter Dietrichepik aber natürlich noch nicht zu einem Text geworden, der modernen Kohärenznormen genügt. Das lässt sich u. a. einer ganzen Reihe von Statements ablesen.⁵⁶ Aber was heißt das eigentlich; was heißt, dass ein narrativer Text für uns nicht kohärent ist? Es bedeutet zunächst, dass Leser einen Grad an textueller Segmentierung wahrnehmen, der nicht ihren Erwartungen entspricht. Es bedeutet z. B., dass die durch die Texte eingeforderten Syntheseleistungen nicht auf jenen Ebenen angesiedelt sind, die lesende Rezipienten wie selbstverständlich voraussetzen und von denen Literaturwissenschaftler gewohnt sind, sie an Texte heranzutragen.⁵⁷

Texte aventiurehafter Dietrichepik als *erzählende Texte* werden zu-
meist vor einem Hintergrund situiert, der durch jene historisch bedingte Form der Schließung bestimmt ist, die ein Erbe klassizistischer Kompositionsideale darstellt und die man mit dem Begriff der narrativen Moti-

⁵⁶ So findet sich in einem noch nicht sehr alten Forschungsbericht zu unseren Texten die leicht fatalistische, und scheinbar kaum von Ironie angekränkelte Frage, ob „sich die Texte, die inkonsistent sind und durchaus widersprüchliche Aussagen machen, wirklich einer übergreifenden Interpretation unterziehen“ lassen, vgl. Sonja Kerth / Elisabeth Lienert: Nachnibelungische Heldenepik: Forschungsstand und Forschungsaufgaben, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 12, 2000, S. 107-122, S. 112.

⁵⁷ Hier wurden für literarische Texte unterschiedliche Ebenen konzeptualisiert. Vor jeder Vermittlungs- oder Syntheseleistung durch die Rezeption stellen sich Texte bspw. dar als Konglomerate ihrer Sätze (Iser, Ingarden), als Konglomerate von Stimmen im Sinne von Vielstimmigkeit oder Polyphonie (Bachtin), als solche von Sachverhalten der epischen Welt (Lugowski). Egal welche Differenzierungsebene man auch wählt: Die Möglichkeit zu einer kohärenten Textwahrnehmung ist abhängig von der Fähigkeit der Rezeption zur Verknüpfung der einzelnen Segmente eines Textes. Jede der angeführten Konzeptualisierungen des literarischen Textes macht in Abhängigkeit von der gewählten Differenzierungsebene dann zugleich ein Angebot, wie die Synthesen erbracht werden können / sollen.

viertheit fassen kann. Eine Mechanik der Synthese hat man diesbezüglich wie folgt beschrieben:

Die Minimalstruktur eines Ereignisses⁵⁸ besteht aus einer zeitlichen Folge von Zuständen, in der zu einem Zeitpunkt t-1 einem Gegenstand ein Prädikat F zukommt und zu einem Zeitpunkt t-2 ein zu F konträres Prädikat G. Als ‚Geschichte‘ erscheint eine solche Folge, wenn sie um eine erklärende Verbindung ergänzt ist dergestalt, daß die Zustände nicht nur aufeinander, sondern auch auseinander folgen. Erst wenn ein erklärender Zusammenhang zwischen Anfangs- und Endzustand hergestellt wird, ist die Zustandsfolge zu einem narrativen Ganzen integriert. Worauf in einer solchen Erklärung Bezug genommen wird, ist das Motiv. Es beantwortet die Frage, *warum* die Veränderung stattgefunden hat. Mit der Angabe eines Motivs (oder eines komplexen Motivgefüges) gibt man Auskunft über die Motivation des Geschehens. Erst die Erfassung der Motivation macht den Zusammenhang der Zustandsfolge für den Leser intelligibel, macht ein Geschehen zu einer Geschichte. Die dargestellten Ereignisse werden dann so verstanden, daß sie nicht grundlos wie aus dem Nichts aufeinander folgen, sondern kraft einer Regel, eines Prinzips oder eines Gesetzes.⁵⁹

Das Motiv – eine Regel, ein Prinzip oder ein Gesetz – schweißt Sachverhalte der epischen Welt erklärend zusammen. Der Ort dieser Syntheseleistung ist dabei in der Figur des Lesers als Subjektstelle gedacht: Zwei Sachverhalte bilden aus narratologischer Sicht ein Ganzes, wenn ihre Verknüpfung *intelligibel* ist, wenn das Motiv im Kopf des Rezipienten erfasst wird.

Doch genau das scheint mir nicht adäquat zu beschreiben, wie man sich noch für den *Laurin D* Vermittlung vorzustellen hat. Sicherlich spielte die Frage nach dem Warum eine wichtige Rolle und diesbezügliche Antworten mögen durch den Text oder das Vorwissen der Rezipienten vermittelt sein. Nur eben hat man im Auge zu behalten, dass in Situationen unter Anwesenden das Motiv nicht die einzige Möglichkeit zu enger Fugung darstellt. Wo sich Rezeption und Kommunikation miteinander verschränken, und zwar in der wechselseitigen Orientierung von Alter und Ego aneinander und ihrer Orientierung zugleich am Text, da hat man mit strukturbildenden Mechanismen zu rechnen, die gerade nicht auf das Ideal vollständiger Motiviertheit zielen.⁶⁰

⁵⁸ Dem hier verwendeten Ereignis-Begriff entspricht in meiner Arbeit der des Sachverhalts der epischen Welt. In der vorliegenden Arbeit ist ‚Ereignis‘ bereits reserviert für Transgressionen im Sujet.

⁵⁹ Matías Martínez: *Fortuna und Providentia*, ebd. S. 97.

⁶⁰ Clemens Lugowski zitiert in diesem Zusammenhang, was Wieland Demokritus in der *Geschichte der Abderiten* als klassizistische Forderung an die Komposition eines Dramas fordern lässt: „Ich fordre nichts von einem Trauerspiele, als was Sophokles von den seinen fordert; und dies ist weder mehr noch weniger, als die Natur und Absicht der Sache mit sich bringt. Einen einfachen, wohlgedachten Plan, worin der Dichter alles vorausgesehen, *alles vorbereitet*, alles natürlich zusammengefügt, alles auf einen Punkt geführt hat“.

Unter den Bedingungen wechselseitiger Wahrnehmung kann die erklärende Verknüpfung von Sachverhalten über ein Motiv schlicht irrelevant werden, wenn die *sinnliche* Wahrnehmung der Einheit der Situation bedeutsam ist. Unsere Texte konnten situationsgebunden wohl primär in hörbaren und sichtbaren, vielleicht auch in taktilen und gustatorisch-olfaktorischen Eindrücken erfahren werden. Das stellt einen in seinen Potenzialen oft unterschätzten Leim dar, der, was die homogene Wahrnehmung des Heterogenen betrifft, auf andere Art und Weise synthetisiert, als die das Auge auf dem Papier fixierende lineare Schrift. Sinnlich erfahrbare Welt kann Zusammenhänge evident machen; eine Frage muss nicht zwangsläufig in den Blick geraten, wenn die Rezeption einem *Mythos des Gegebenen* aufsitzt. Solche Präsenz der Verknüpftheit alles Einzelnen kann in Kommunikationssituationen bereits gegeben sein, wenn das gesprochene oder gesungene Wort einen Raum füllt, wenn eine Stimme raumzeitlich in der Welt der Rezeption kontinuiert. Die *Ununterbrochenheit* von Raumzeit, die die Gegenwart einer Gemeinschaft bestimmt, kann den artikulierten Text bereits jenseits allen intelligiblen Textverstehens zu einer Einheit machen. Weitere Stabilisierung kann eine solche Situation erfahren, wenn sie auch als Einheit einer sozialen Gemeinschaft aufgefasst werden kann. Gemeinschaft lässt sich in kollektiver Zustimmung und Akzeptanz demgegenüber oder auch Ablehnung dessen erfahren, was in der Rezeptionssituation geschieht.

Letztlich wird man allein schon von der Geschichte der Durchsetzung der Lesefähigkeit her voraussetzen dürfen, dass unsere Texte für die Dauer des gesamten Überlieferungszeitraums primär in Situationen unter Anwesenden rezipiert wurden. Dass der *Laurin D* verglichen mit der älteren Version dann offenbar nicht so sehr auf Nähe der Rezeption von und der Kommunikation über den Text setzt, wird man weniger mit einem Wechsel zur stillen Lektüre in Zusammenhang bringen, als vielmehr mit zunehmend gesicherten Situationen literarischer Rezeption, die der Stabilisierung durch unmittelbare kommunikative Verständigung nicht in jedem Falle bedurften.

Unterschiede zwischen Fassungen oder Versionen im Bereich von Situationsabstraktheit kann man in allen Überlieferungskomplexen aventiurehafter Dietrichepik diagnostizieren. Versuche aber, nach der ‚Epoche

Vgl. Clemens Lugowski: Die Form der Individualität im Roman, S. 67. Die Hervorhebung im Zitat stammt von Lugowski. Vgl. Christoph Martin Wieland: Geschichte der Abderiten. Werke, Band II, hrsg. v. Fritz Martini und Hans Werner Seiffert, München 1966, S. 163 (Abderiten. Erstes Buch, Ahtes Kapitel). Vgl. zum klassizistischen Werkbegriff und einigen Implikationen von Lugowskis Ansatz Jan-Dirk Müller: Der Prosaroman – eine Verfallsgeschichte? Zu Clemens Lugowskis Analyse des »Formalen Mythos« (mit einem Vor-spruch), in: Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze, hrsg. v. Walter Haug, Tübingen 1999, S. 143-163.

des Stemmas‘ diachrone Textentwicklung zu konzeptualisieren, gibt es, wenn ich nichts übersehen habe, nur für den Überlieferungskomplex des *Laurin*. Dass die literaturwissenschaftliche Forschung, wenn es um Fragen der Entwicklung geht, diesen Text anderen vorzieht, liegt an einer Vororientierung in der Wahrnehmung der Überlieferung, die meiner Einschätzung nach auf falschen Prämissen aufruht. Ich will versuchen, das an den Beispielen der Überlieferungskomplexe von *Sigenot* und *Eckenlied* zu veranschaulichen, bei denen die Überlieferungssituation vergleichsweise simpel ist, und damit zugleich die Geltungsbehauptung des am *Laurin* dargestellten Modells der Textveränderung auf zumindest zwei weitere Texte ausdehnen.

Der *Sigenot*, das habe ich weiter oben bereits referiert, liegt uns nach gängiger Klassifikation in lediglich zwei Versionen vor, wobei die eine der beiden unikal überliefert, die andere, der *Jüngere Sigenot*, in sieben Handschriften und einundzwanzig Drucken verfügbar ist.⁶¹ Ähnlich gestaltete sich die Sachlage für das *Eckenlied*, wo zwei Versionen je einmal handschriftlich überliefert sind, während die andere Version, die Druckversion, durch die überwältigende Mehrzahl von Textzeugen, fünf Handschriften und zwölf Drucke nämlich, repräsentiert wird.⁶² Eine zeitliche Tiefenstaffelung der einzelnen Versionen nach dem Alter der Überlieferungsträger scheint für beide Überlieferungskomplexe ohne weiteres möglich; trotzdem wurde hier, wie gesagt, noch nicht versucht, diachrone Textentwicklung zu konzeptualisieren. Warum ist das so?

Das Problem besteht jedenfalls nicht darin, dass es nicht Unterschiede zwischen den einzelnen Versionen gäbe. Diese sind, etwa was das Handlungsgeschehen im zweiten Teil des *Eckenlieds* betrifft, auf so gut wie allen Ebenen, von dem, was Text üblicherweise heißt, unübersehbar. Leicht zu zeigen wäre auch, dass die jeweils am frühesten überlieferten Versionen von *Sigenot* und *Eckenlied*, jene nämlich, deren Verknüpfung ich im ersten Kapitel dieser Arbeit beschrieben habe, im Vergleich zur jeweils dominanten Druckversion durch einen weit geringeren Grad an Situationsabstraktheit gekennzeichnet sind. Das Verhältnis der im Donaueschinger Kodex überlieferten heldenepischen Geschichten zu den Druckversionen ihrer jeweiligen Überlieferungskomplexe gestaltet sich diesbezüglich analog dem am *Laurin* beschriebenen.

⁶¹ Vgl. Heinze: Einführung, S. 127-131.

⁶² Vgl. Heinze: Einführung, S. 109-113. Hinzu tritt das *Eckenlied E*, der fragmentarisch überlieferte Text einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, der Strophenmaterial der Druckversion aber auch solches überliefert, das ansonsten nur in der Fassung des *Donaueschinger Eckenlieds* überliefert ist. Vgl. dazu die Einleitung zu Brévarts ATB-Ausgabe, S. XXI.

Als Ursache dafür, dass es keine Versuche gibt, diachrone Textmodelle im Bereich der Überlieferungskomplexe von *Eckenlied* und *Sigenot* zu entwickeln, identifiziere ich ein grundsätzliches Beharren der Forschung auf schriftgenetischen Textveränderungsmodellen. Die heuristische Praktikabilität solcher Konzeptionen scheint sich bei Anwendung auf den Überlieferungskomplex des *Laurin* wenigstens ansatzweise zu bestätigen.⁶³ Für *Sigenot* und *Eckenlied* hingegen ist das, sowohl was die quantitative als auch was die qualitative Ebene betrifft, ganz und gar ausgeschlossen: Die Menge der zwischen den Versionen differierenden Textsachverhalte ist einfach zu groß und aus der Sicht schriftgenetischer Modelle im Ganzen zu heterogen und wenig tendenziell, als dass hier Transformationsregeln ableitbar wären.

Und ein zweites Ressentiment gegenüber den Überlieferungskomplexen von *Sigenot* und *Eckenlied* mag hier eine Rolle spielen. Weil die je ältesten Versionen der Texte nur in unikalener Überlieferung greifbar werden, und weil beide zudem im Donaueschinger Kodex auf so merkwürdige Art und Weise miteinander verbunden sind, scheint die literaturwissenschaftliche Forschung eine gewisse Scheu davor zu haben, diese Texte zum Ausgangspunkte von wie auch immer zu konzipierenden Textveränderungsgeschichten zu machen. Man müsste sich schließlich auf unikale Überlieferung stützen (wo die ältere Vulgat-Version des *Laurin* in zehn Handschriften bezeugt ist)⁶⁴ und sich damit, so wohl die Befürchtung, allzu sehr der Willkür und den Fähnissen von Überlieferung ausliefern. Die Textüberlieferung im Donaueschinger Kodex erscheint doch gar zu exotisch, als dass sie *exemplarisch* für einen bestimmten literarhistorischen Moment von *Sigenot* und *Eckenlied* stehen könnte.

Eine Vielzahl überlieferter Handschriften, und das wäre an dieser Stelle mein erster Einwand, bezeugt historisch zunächst die Aktualisierbarkeit der Gratifikationspotenziale einer Version in unterschiedlichen Situationen. Doch dokumentiert eben schon die einzelne Handschrift wiederholten Erfolg. Keiner der uns zugänglichen Texte stellt einen kommunikativen Entwurf dar, der historisch nicht angenommen worden wäre. *Schrift*texte antworten auf ein Bedürfnis, poetische Kommunikation zu wiederholen. Es wäre deshalb ein Fehler zu schlussfolgern, dass jene Tex-

⁶³ Vgl. Heinze: Überlieferungsgeschichte: „Immerhin kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, daß unsere ältere Vulgat-Version in der Tat auch genetisch den ältesten erhaltenen Laurin-Text repräsentiert, die anderen Versionen also sekundäre Entwicklungsformen darstellen. Das bedeutet, daß wir die Entfaltung des Textes, wie sie sich in der Überlieferung niedergeschlagen hat, wenigstens partiell als gerichteten Prozeß beschreiben können“ (ebd. S. 174f.). Die anderen Überlieferungskomplexe bieten eine solche Möglichkeit dagegen nicht.

⁶⁴ Vgl. Heinze: Einführung, S. 145-153.

te, die bspw. nur einfach überliefert sind, in Situationen poetischer Kommunikation nicht oder weniger gut funktioniert hätten. Hier lässt sich von der Quantität der Überlieferung her keine Relationierung vornehmen: Auch die Texte des Donaueschinger Kodex sind repräsentativ und zwar für jene Interaktionsituationen, an denen sie teilhatten.

Vielleicht kann man das Problem von Textgeschichtsschreibung im Bereich aventiurehafter Dietrichepik einmal so formulieren: Wo das Ende der Textentwicklung in den Überlieferungskomplexen von zumindest *Laurin*, *Eckenlied* und *Sigenot* die relativ geschlossene Drucküberlieferung darstellt, da hat man historisch mit der Möglichkeit einer ganzen Reihe von wenig diskreten Ausgangspunkten zu rechnen.⁶⁵ Man muss davon ausgehen, dass es unterschiedliche Situationen poetischer Kommunikation gab, die durch je spezifische Formen der Aktualisierung von Gratifikationspotenzialen gekennzeichnet waren. Jede dieser Varianten der Textaktualisierung ist repräsentativ für eine Situation, nicht hingegen für einen globalen literarhistorischen Moment, oder doch nur in dem Sinne, dass sie die Insularität und Situationsgebundenheit von literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation insgesamt bezeugt. Der Überlieferungsträger im Bereich der frühen Überlieferung aventiurehafter Dietrichepik ist Repräsentant kommunikativer Vollzüge, wohingegen die *literarhistorische Situation* durch die Pluralität von Varianten als der Pluralität von Rezeptionssituationen gekennzeichnet ist.

Wenn dem aber so ist, dann kann eine schriftgenetische Geschichte, die die germanistische Mediävistik ausgehend von der älteren Vulgat-Version im Überlieferungskomplex des *Laurin* vielleicht zu Recht herauspräparieren zu dürfen meint, keine Exklusivität vor anderen Geschichten behaupten. Und dies eben, weil ihrem schriftsprachlichen Ausgangspunkt genau jene historische Dignität fehlt, von dem her sie solche Exklusivität borgen könnte. Aus dem Bereich der Menge möglicher Geschichten lässt sich für den *Laurin*, gestützt jeweils auf die Vulgat-Versionen des Textes, eine der schrifttextgenetischen Entwicklung oder auch eine der sukzessiven Gewinnung von Situationsabstraktheit erzählen. Die historischen Rahmenbedingungen literarischer Rezeption und poetischer Kommunikation geben keinen Anlass, letztere als auf irgendeine Weise weniger angemessen aufzufassen.

Wenn man dann einmal voraussetzt, was hier nur behauptet, nicht mehr gezeigt werden kann, nämlich, dass auch in den anderen Überliefe-

⁶⁵ In den Überlieferungskomplexen von *Virginal* und *Rosengarten* liegen die Verhältnisse prinzipiell ähnlich, nur wirken sie zunächst komplizierter, weil die literarhistorischen Schnitte, die man vornehmen kann, kein quasi-natürliches historisches Ende in einer einzelnen Version haben. Es ist sowieso verblüffend, dass das ‚literarhistorische Finale‘ der drei oben genannten Texte so deutlich durch nur je eine einzige Variante bestimmt wird.

rungskomplexen im Vergleich des Überlieferten der Befund unterschiedlicher Grade an Distanzsprachlichkeit mit einem zeitlichen Index versehen ist, so werden damit auch diese Texte einer diachronen Betrachtung zugänglich. Die Chancen für Literaturgeschichte als Textgeschichte jenseits genetischer *Schrift*textgeschichten stehen damit gar nicht so schlecht, wie die Diversität der Überlieferung aventiurehafter Dietrichepik auf den ersten Blick nahe zu legen scheint.

5.2 Das Ende aventiurehafter Dietrichepik

Wenn mittelhochdeutsche Heldendichtung letztlich, jedenfalls im uns zugänglichen Bereich der Überlieferung,⁶⁶ ‚ausstirbt‘, und zwar erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts ausstirbt, dann fällt ihr ‚Tod‘ literarhistorisch zusammen mit der sukzessiven Durchsetzung jener Konventionen poetischer Kommunikation, die im Zeitalter einer breiten literarischen Öffentlichkeit die klassische Epoche deutscher Literatur bestimmen werden. Eine Jahrhunderte alte literarische Texttradition kommt damit am Beginn des Bürgerlichen Zeitalters zu ihrem Ende, die zu den langlebigsten Nachlässen des deutschen Mittelalters überhaupt zählt. Die Frage ist erlaubt, ob es sich bei diesem Befund um mehr als nur eine historische Koinzidenz handelt.

Ich habe weiter oben vorausgesetzt, dass im Bereich jenes Modells von Textentwicklung, das die Interpretation in diesem Kapitel leitet, die vollständige Distanzierung eines Textes von seiner dann hypothetischen Rezeption mit der Nichtexistenz von Text zusammenfällt. Wenn nun als Signum der klassischen Epoche in der deutschen Literatur ganz allgemein der Dichter oder Autor zentral wird, dann kann man sich fragen, ob die Herausbildung der Dominanz dieser Instanz eines Vermittlers poetischer Kommunikation vielleicht eine Inkommensurabilität von Heldendichtung verantwortete.⁶⁷ Ein Dichter jedenfalls spielt soweit man sehen kann für das kommunikative Funktionieren unserer Texte keine Rolle.

⁶⁶ Kurt Ruh: Verständnisperspektiven, hat seinerzeit vermutet, dass die Überlieferung von Heldendichtung lediglich dem Blick des literaturwissenschaftlichen Forschers entzogen ist, dass sie als „billige Groschenliteratur“ bis weit ins 18. Jahrhundert weitergelebt habe, dass sie „aus eben diesem Grunde [...] in keine bewahrenden Bibliotheken, mithin in keine Bibliographie“ (ebd. S. 19) gelangt sei. Wie immer man einer solchen Spekulation auch gegenüberstehen mag: Bezeichnet ist mit dem Begriff des Groschenheftes genau jener trivialliterarische Bereich, der im historischen Moment der Differenzierung von niederer und Höhenkammliteratur entsteht und in dem Heldendichtung auch heute noch als Jugendliteratur ihre Leser findet.

⁶⁷ Die Inkommensurabilität von Heldendichtung für eine autororientierte Literaturwissenschaft und für ihren auf Geschlossenheit setzenden Textbegriff findet in der aufgerufenen

Was aber sind die Charakteristika eines Autors als einem Mediator poetischer Kommunikation? Ohne die Problematisierungen dieser ehemals unverzichtbaren Zentralkategorie von Literatur und Literaturwissenschaft in den letzten Dekaden literaturwissenschaftlichen Fragens auch nur zu streifen, möchte ich hier auf zwei Punkte fokussieren: auf die Frage nach dem personalen Verfügen über den Erzählgegenstand und auf die nach dem Verhältnis von Erzählen und Erzähltem.

Zunächst zur Frage nach der Verfügungsgewalt über den Erzählgegenstand; hier fällt meine Antwort konventionell aus. Der Autor eines Romans verfügt exklusiv und souverän über die Möglichkeiten der epischen Welt, die er im Erzählen seinen Rezipienten vermittelt. Er ist Bedingung dieser Welt, auch wenn er als ihr Vermittler *im* Roman unsichtbar bleibt. Freilich: Er bleibt dann für das bürgerliche Literatursystem immer noch präsent auf Buchrücken, Titelblättern, als Teil einer zeitgenössischen, literarischen Öffentlichkeit – zuletzt: als Gegenstand von Literaturgeschichtsschreibung und literaturwissenschaftlichem Diskurs.

Er kann aber auch, dann im Sinne eines Reflexivwerdens analog dem, was ich weiter oben für die diachrone Entwicklung von Heldenepik beschrieben habe, in den Roman eintreten: „Eduard – so nennen wir einen Baron im besten Mannesalter – Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pflanzfreier auf junge Stämme zu bringen.“ Der Dichter stellt sich als auktorial über die Geschichte verfügend dar und er wird damit als Medium ihrer Vermittlung sichtbar – ein funktionales Äquivalent zur distanzierenden Rezeptionssituation im *Laurin D.*

Doch illustriert die Parenthese hier nicht nur lediglich das Zusammenfallen von textinternem Erzähler und Dichter der Geschichte; sie markiert zugleich, dass diese Geschichte erst Ergebnis des Erzählens selbst ist. Die epische Welt, die die *Wahlverwandtschaften* entfalten, gibt es nicht, bevor Goethe als Stimme des Textes sie zu erzählen anhebt. Ihr sukzessiver Aufbau fällt mit dem Sprechhandeln des Autors zusammen. Der Roman erzählt nicht so, als sei, was er erzählt dem Erzählen schon vorgängig, ganz im Gegenteil. Die Geschichte, das Erzählte gehört nicht zur Welt der Rezipienten, ist es noch nie gewesen, ist erfunden. Allenfalls von Goethe lässt sich sagen, dass er zu meiner Welt gehört, nicht hingegen von Eduard.

Welt entsteht im Roman im Moment des Erzählens, auch das stellt der Dichterfürst also aus, und sie ist in diesem Sinne eine andere als meine eigene: Allein die Instanz des Autors partizipiert an beidem. Er koppelt

literarhistorischen Situation, der die Disziplin letztlich selbst entstammt, eine historische Begründung.

die epische Welt als etwas gänzlich von mir Distanziertes an die gewöhnliche Welt. In einem strengen Sinne kann dann jene Welt, die mir im Roman gegenübersteht, keine eigene Geschichte haben,⁶⁸ auch dies ließe sich wiederum nur von der des Dichters sagen.

Dagegen verbindet der schriftsprachliche Sprechakt eines heldenepischen Textes gerade nicht zwei kategorial unterschiedene Welten miteinander; ein Dichter hat deshalb hier keinen Ort.⁶⁹ Vielmehr steht Heldenichtung *schon immer* in Kontakt zur Welt poetischer Kommunikation. Da erzählt die Erzählstimme regelmäßig so, als sei sie Teil jener Welt, von der sie berichtet. Und das bedeutet, dass in der Aktualisierung des Textes die entworfene epische Welt wenigstens zum Teil mit der poetischen Kommunikation zusammenfällt.

Doch nicht nur der Akt des Erzählens behauptet in heldenepischen Texten eine solche enge Verwiesenheit. Behauptet wird oft auch ein dem Akt der Rezeption vorgängiges Wissen bei den Hörern um die Geschichten. Immer wieder wird gesagt, dass sie bereits bekannt seien. Oder der aktuelle Rezeptionszusammenhang wird in eine Reihe mit anderen kommunikativen Vollzügen gestellt: Wiederholte literarische Rezeption und poetische Kommunikation werden inszeniert, wodurch *meine Welt* schon gefüllt ist mit vorgängigen kommunikativen Akten, an denen der Text teilhatte. Dass auch, was erzählt wird, bisweilen als das Geschehen einer historischen Vergangenheit auftritt, behauptet die erzählte Welt letztlich als der Rezeption zugehörig. Diese Reihe ließe sich verlängern.

⁶⁸ Und das unterscheidet die Autorschaft etwa eines Hartmanns von der Goethes. Zwar verfügen beide über den Erzählgegenstand, womit Hartmann im *Erec* ja bekanntermaßen kokettiert. Doch behaupten die Artusromane in den Quellenberufungen dann immer auch die Vorgängigkeit der erzählten Welt vor dem Erzählakt. Epische Welt wird wiederholt, sie wird nicht überhaupt erst im Akt des Erzählens erzeugt. Im Übrigen werden die mittelalterlichen Dichter und Autoren von ihren Kollegen, soweit ich sehe, kaum je ihres Erfindungsreichtums in Bezug auf ihre Geschichten gelobt, sondern, wenn ihre Aussagen einigermaßen terminologisch zuzuordnen sind, ihres formvollendeten Stils wegen.

⁶⁹ Über das *Goldemar*-Fragment (der reichlich neun Strophen umfassende Anfang eines nach dem dort auftretenden Zwergenkönig benannten Textes) und seine Autornennung lässt sich wegen Nicht-Überlieferung recht wenig sagen. Versteht man, was ich oben zum kommunikativen Funktionieren von Heldendichtung gesagt habe, als Distinktionsmerkmal zur Textsortenunterscheidung, dann ist der *Goldemar* keine Heldendichtung mehr. Und das legt ja auch das Fragment nahe; der Erzähler behauptet gerade etwas anderes, als das Übliche berichten zu wollen: Oft, so der Erzähler, hätten wir vernommen, wie die Helden zu Dietrichs Zeiten gekämpft haben; und gepriesen wurden sie, wenn sie grundlos andere erschlagen hatten: *dā von ir lop gepriset wart, | sō man die tōten von in truoc* (G 1_{12f}). Was die Rezeption hingegen jetzt zu erwarten hat, habe Albrecht von Kemenaten gedichtet. Und dessen Geschichte erzählt davon, dass Dietrich nur solange aufs Kämpfen aus war, *unz er ein vrouwen wol getân | gesach bi einen ziten: | diu was ein hôchgeloptiu meit, | diu den Berner dô betwanc, | als uns diu âventiure seit* (G 2₉₋₁₃). Text nach: Goldemar, in DHB V, hrsg. v. Julius Zupitza, Nachdruck Dublin / Zürich 1968 [Berlin 1870].

Auf ganz unterschiedlichen Ebenen, so insinuieren die Texte, partizipiert Heldenepik an meiner Welt, so wie ich an ihrer teilhabe. Sie ist damit als Erzählgegenstand vor dem Erzählen da und sie ist deshalb im Vergleich zur Welt des Romans *weniger distanziert*. Heldendichtung ist Geschehen, das der Rezeption zugehört, weil sie letztlich von ihr erzählt und weil es sie betrifft. Einer Vermittlung bedarf nicht das Verhältnis zwischen den beiden im Roman kategorial getrennten Welten – ein Dichter würde hier nur trennen, was schon zusammengedacht ist. Einer kommunikativen Vermittlung bedürfen die Rezipienten und diese leistet eine Situation unter Anwesenden und nicht der Dichter als Kondensationspunkt bürgerlicher literarischer Öffentlichkeit. Unter der Voraussetzung der historischen Durchsetzung einer solchen Öffentlichkeit, die den Dichter will und braucht, ist Heldendichtung im engeren Sinne dann *unzeitgemäß*.

Man mag sich indes fragen, ob der Versuch der Begründung einer Genese des historischen Desinteresses an der alten Heldendichtung, wie ich ihn hier zu liefern mich bemühe, nicht gänzlich hergeholt ist. Immerhin trennen das 13. Jahrhundert, in das man gewöhnlich die ‚Entstehung‘ der Texte aventiurehafter Dietrichepik setzt, und ihr Verstummen 400 Jahre: Hat man nicht damit zu rechnen, dass, *was* die Texte erzählen, für die Rezeption an Bedeutsamkeit verloren hat? Liegt es nicht nahe zu vermuten, dass jenes Normensystem, das die Texte aventiurehafter Dietrichepik vermitteln, ‚aus der Mode‘ gekommen, dass es relevanzlos geworden ist, dass es niemandem mehr etwas sagte? Die Werte und Normen, die die Texte exponieren und von denen diese Arbeit annimmt, dass ihre Vermittlung einmal zur gesellschaftlichen Selbstvergewisserung beitrug, bleiben im Rahmen der Textentwicklung ja recht eigentlich gut konserviert. Wer nun aber meinte, dass sie in der Bürgerlichen Klassik dann einfach obsolet geworden seien, der halte versuchsweise einmal jene Werte, die der *Laurin* propagiert, gegen den Normenhorizont, der etwa Schillers *Die Bürgschaft* fundiert. Nicht einmal die Jungfrau fehlt.⁷⁰

Woran es den heldenepischen Texten, die im Zentrum dieser Arbeit stehen, am Ende jenes distanzierenden Schließungsprozesses, dem sie historisch unterworfen waren, mangelt, ist in der Aufgabe der Situation als Medium poetischer Kommunikation eben jene Instanz der Vermittlung, die der Dichter für die bürgerliche literarische Öffentlichkeit darstellt. Und diese Instanz des Dichters oder Autors ist dann im Sinne ihrer Teilhabe an

⁷⁰ Dass es Unterschiede im Bereich der Normen und hier vor allem im Bereich ihrer Semantiken gibt, soll gar nicht bestritten werden. Die polemische Zuspitzung richtet sich an dieser Stelle allein gegen allzu überzogene Vorstellungen von einem radikalen Paradigmenwechsel zwischen Mittelalter und Neuzeit was die in literarischen Texten artikulierten, kulturfundierenden Regeln von Sozialität und Gesellschaft betrifft.

meiner Welt in gewisser Weise selbst wieder mythisch.⁷¹ Arbeit am Mythos wird in den historischen Umbesetzungen des Verhältnisses von Verfügbarem und Unverfügbarem greifbar. Jene Gemeinschaft, die die Situation unter Anwesenden als *primäres* Medium poetischer Kommunikation im Nahbereich literarischer Rezeption verabschiedet, kann die Gratifikationspotenziale zumindest der Texte aventiurehafter Dietrichepik nicht länger aktualisieren. Sie verliert deshalb diese Texte.

5.3 Offener Text – Geschlossener Text – Edition

Ich habe in diesem Kapitel distanzierte Geschlossenheit und relative Situationsabstraktheit des *Laurin D* gegenüber der älteren Vulgat-Version zunächst mit Blick auf Anfang, Mitte und Ende des Textes zu plausibilisieren versucht. Auf der Makrostrukturebene des Textes, so kann man den Befund zusammenfassen, kommt es im Vergleich beider Versionen zu einer Akzentverschiebung im Bereich der textkonstitutiven Differenzsetzungen. Eine gleichgerichtete Tendenz zeigte sich, als die Mikrostrukturebene des Textes in den Fokus geriet. Der *Laurin A* ist ein offener Text, eben weil er an den Grenzen der Ereignisräume die Distanzierung des Publikums provoziert. Partizipation am Text in der Ermöglichung relativ undistanzierter Teilhabe Einzelner an der epischen Welt im Bereich der homogenen und geschlossenen Ereignisräume einerseits und Erfahrbarmachung der aktuellen Rezeptionssituation als einem kollektiven Vollzug in der Ermöglichung von Distanznahme an den Grenzen zwischen den Ereignisräumen andererseits, kennzeichnen jenen Entwurf von Publikum, der dem *Laurin A* inhärent ist. Demgegenüber deutet die Erosion der Ereignisräume an ihren Grenzen im *Laurin D* auf eine Verminderung der Intensität hin, mit der Gemeinschaftlichkeit in den Situationen poetischer Kommunikation erfahrbar wurde. Beginnende Institutionalisierung der Rahmenbedingungen poetischer Kommunikation bietet, so die Schlussfolgerung, historisch funktional äquivalenten Ersatz.

Ein letztes Datum der Textveränderung des *Laurin* ist die oben beschriebene Diversifizierung im Innern der Ereignisräume. Sie stellt zugleich jenes Merkmal im Prozess textueller Homogenisierung dar, mit dem die literaturwissenschaftliche Forschung die größten Probleme hat; deshalb hierzu noch einige den Problemkomplex abschließende Bemerkungen.

⁷¹ Eine Schlussfolgerung, die Clemens Lugowski innerhalb seiner Theorie des Formalen Mythos bereits gezogen hat, vgl. Lugowski: Individualität, S. 182-185.

Die im *Laurin D* entstehende Kleingliederung geht, das ist zunächst ein durchaus erkannter Sachverhalt, nicht einher mit einer umfassenden kohärenten ‚Durchmotivierung‘ des Textes. In Einzelfällen sogar führt die Segmentierung der Ereignisräume dazu, dass ‚Inkonsistenzen‘ in die jüngere Version hineingetragen werden. Solche Sachverhalte stützen ein verbreitetes literaturwissenschaftliches Vorurteil, das jüngeren gegenüber älteren Textvarianten einen geringeren Wert beimisst. Doch liegt hier offenbar ein Missverständnis vor, das sich aus der isolierten Betrachtung des Phänomens ergibt, insofern es mit den Auflösungserscheinungen an den Grenzen der Ereignisräume nicht in Zusammenhang gebracht wird. Die relative Unverbundenheit der Ereignisräume im *Laurin A* ist für die Interpretation normalerweise wenig problematisch, weil man sie zu ignorieren können glaubt. Und weil gleichzeitig die Geschlossenheit im Innern der Ereignisräume modernen Kohärenzerwartungen an die Texte entgegenkommt, werden jene mutmaßlich älteren Versionen, die sich in Reihen von unverbundenen Ereignisräumen konstituieren, insgesamt als kohärentere Varianten aufgefasst. Zwar wurde die fehlende Vermittlung zwischen den Ereignisräumen gelegentlich bemerkt, doch hat man den Sachverhalt dann nicht als Merkmal der *kommunikativen Offenheit* der Texte begriffen: Dass dieses syntagmatische Nicht-vermittelt-Sein auf der paradigmatischen Achse des Textes für die Rezeption bedeutsam sein könnte, wird nicht einmal in Erwägung gezogen. Unter anderem deshalb nimmt moderne Rezeption jene Textentwicklungsstufen, die wie der *Laurin D* durch höhergradige Diversifizierung im Innern der Ereignisräume gekennzeichnet sind, oft als widersprüchlicher und deshalb weniger geschlossen wahr.⁷² Was im Prozess der Homogenisierung überhaupt erst beginnende Schließung des Textes, überhaupt Textwerdung ist, wird interpretiert als Textverfall.

Eine solche Wahrnehmung der Überlieferung der Texte aventiurehafter Dietrichepik hat erwartungsgemäß Konsequenzen für ihre Edition. Und sie hat sie noch, wenn sich die zugehörigen und abhängigen editionsphilologischen Voraussetzungen geändert haben. Man ist heute weit vorsichtiger geworden, was bessernde Eingriffe in die überlieferte Textgestalt, aber auch was Hierarchisierungen einzelner Varianten betrifft. Für die Texte aventiurehafter Dietrichepik hat Joachim Heinzle unter dem Stichwort *Kritik der Textkritik*⁷³ bereits vor geraumer Zeit eindringlich vor

⁷² Fokussiert man auf die Makrostrukturebene des Textes, wie es bspw. Dahlberg: Zwei unberücksichtigte Laurin-Versionen, S. 16, tut, dann wirkt der *Laurin D* hingegen sogar *komponierter*: „Dichterisch sind *sd* die bedeutendsten Laurinversionen; sie zeichnen sich auch in weit höherem Ausmass als die übrigen Texte durch logisches Motivieren aus. Von *s* und *d* ausgehend, konstruierte Holz [...] den kritischen Text D“.

⁷³ Vgl. Heinzle: Mittelhochdeutsche Dietrichepik, S. 99-143.

Augen geführt, wie abgehoben vom Überlieferungsbefund die Konjekturen in den älteren Ausgaben bisweilen sind. Vor allem hat er zeigen können, dass die Suche nach dem ursprünglichen Text im Bereich aventiurehafter Dietrichepik sinnlos ist: Die Überlieferungsverhältnisse machen uns die Texte auf eine Art und Weise verfügbar, die es nachgerade verbietet, von hier aus auch nur einen Archetypus erschließen zu wollen.

Im Bereich editionsphilologischer Bemühungen haben Heinzles Überlegungen ein Echo gefunden, und zwar in Brévarts *Eckenlied*-Ausgabe in der *Altdutschen Textbibliothek*, der einzigen Ausgabe unserer Texte, die modernen Ansprüchen an eine wissenschaftliche Edition genügt. Brévarth druckt in drei Teilen⁷⁴ die drei überlieferten Versionen des *Eckenlieds* ab. Mit dieser relativ egalitären Aufbereitung der Überlieferung wird weitgehend jene Hierarchisierung suspendiert,⁷⁵ die noch in der Reclam-Ausgabe des Textes im Verhältnis von Haupttext und auf Varianten verweisendem, angehängten Stellenkommentar das Muster von Norm und Abweichung bedient.⁷⁶

Unter der Voraussetzung des in dieser Untersuchung Erarbeiteten wird man dann allerdings sagen müssen, dass Heinzle und ihm folgend Brévarth aus der Kritik der Textkritik ihre Schlüsse nicht mit der nötigen Konsequenz ziehen. Heinzle behauptet nicht, dass kein Urtext im Sinne eines Originals existiert habe, sondern dass dieser unwiederbringlich verloren sei und eine Annäherung unmöglich. Jede Fassung nimmt deshalb systematisch den Platz ein, den für die ältere Philologie das verlorene Original innehatte. Und das schlägt sich in der editorischen Entscheidung Brévarts für eine mehrteilige Ausgabe nieder. Die *strukturelle Offenheit* der Texte in der Überlieferung (Heinzle) lässt sich dann als ein theoretisierender Ausdruck für das Fehlen von Ordnung in der Überlieferung vor dem Hintergrund des gängigen Textverfallmodells verstehen. Und: Solcherart Offenheit ist eine Eigenschaft des Überlieferungskomplexes, *nicht* der einzelnen Textvariante.

Im Gegensatz zu dieser Konzeptualisierung bietet der Rückgriff auf die relationale Texteigenschaft der *kommunikativen Offenheit* tatsächlich die Möglichkeit, einzelne Sachverhalte der Überlieferung miteinander in

⁷⁴ Geplant war ursprünglich ein synoptischer Abdruck der drei Fassungen, was wegen technischer Schwierigkeiten zugunsten der dreibändigen Ausgabe aufgegeben wurde, vgl. Vorwort Teil 1, S. IX.

⁷⁵ Die Relativierung an dieser Stelle, weil, auch wenn die Texte wegen äußerer Zwänge in eine Abfolge gebracht werden, das *Eckenlied E₂* doch immer den ersten Platz, die Druckversion den letzten einnimmt. Dabei läuft die mögliche Replik, in dieser Reihenfolge sei eben das Alter der Textzeugen repräsentiert, solange ins Leere, wie Alter einen Eigenwert behauptet. – Und natürlich druckt der Herausgeber den Text des ältesten der überlieferten Drucke ab.

⁷⁶ Brévarts E₂-Text in der Reclamausgabe wiederum folgt weitgehend der Ausgabe Eckenlied. Fassung L, hrsg. v. Martin Wierschin (ATB 78), Tübingen 1974.

Zusammenhang zu bringen. Wo in Heinzles Konzept das In-Bezug-Setzen einzelner schriftsprachlicher Manifestationen nicht mehr möglich ist, weil das virulent im Hintergrund weiterwirkende Textveränderungsmodell darauf hin nicht ausgelegt ist, da bietet diese Arbeit konzeptuellen Ersatz. Das erarbeitete Modell kehrt sogar, stellt man es seinen klassizistischen Pendanten in Textverfall und Textauflösung gegenüber, das diachrone Verhältnis von Offenheit und Geschlossenheit um. Und das muss sich dann auch in der Editionspraxis niederschlagen.

Damit will ich der Brévartschen Ausgabe keinesfalls die Existenzberechtigung absprechen.⁷⁷ Das ganze Gegenteil ist der Fall: Für die vergleichende Analyse der Varianten eines Textes aus dem Bereich aventiurehafter Dietrichepik steht keine auch nur ansatzweise so brauchbare Edition zur Verfügung. Doch bedeutet das eben nicht schon, dass hier die einzig legitime Möglichkeit verwirklicht ist, einen Überlieferungskomplex zu edieren.⁷⁸ Denn natürlich müssen sich Textausgaben immer an den ihnen zugedachten Gebrauchsfunktionen orientieren.⁷⁹ Die Brévartsche Edition enthält sich einer *expliziten* Entscheidung in Bezug darauf, wie das Anderssein der einzelnen Fassungen und Versionen konzeptualisiert werden kann. Im Nebeneinander der Versionen in der Ausgabe schlage sich ein Verzicht auf „eigene Hypothesenbildung“⁸⁰ bezüglich der Frage nieder, wie sich die Texte aventiurehafter Dietrichepik verändern.

Man kann sich aber auch Textverwendungszusammenhänge vorstellen, für die solcherart ausgeklammerte Fragestellungen gerade relevant sind. Insofern man etwa, dies nur ein mögliches Beispiel, im akademischen Unterricht das Ziel verfolgte, jene verbreitete Vorstellung von diachroner Textentwicklung als der Diversifizierung eines ursprünglichen Autortextes am konkreten Einzelfall eines heldenepischen Textes zu desavouieren, wäre eine auf ein solches Interesse ausgerichtete Edition wünschenswert. Ein solches Unterfangen schiene mir dann nicht so sehr im

⁷⁷ Unter den Rezensionen, die sich der Brévartschen Edition annehmen, sei die von Lambertus Okken in den *Amsterdamer Beiträgen zur älteren Germanistik* 53, 2000, S. 262–266, hervorgehoben. Neben das auch hier, wie allenthalben, ungeteilte Lob der editorischen Leistung stellt der Rezensent eine ganze Reihe von Alternativvorschlägen, was Wortlaut, Kommentar und Übersetzungshilfen betrifft.

⁷⁸ Und das gilt natürlich auch, wenn man nicht auf die Edition des Überlieferungskomplexes zielt, sondern auf die Zusammenhänge der Überlieferung eines Textzeugen. So repräsentiert die Ausgabe Brévarts bspw. nicht die Einheit jenes heldenepischen Sprechaktes, der die Überlieferung des *Eckenlieds* im Donaueschinger Kodex auszeichnet.

⁷⁹ Vgl., was Fragen nach der Textkommentierung betrifft, auch Brévar S. VII und die Kritik von Lambertus Okken: Rezension, S. 264f.

⁸⁰ Vgl. Brévar: „Die vorliegende Ausgabe will durchaus auch dafür [für die Diskussion von Fragen nach Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des *Eckenlieds*; K.M.] eine verlässliche Grundlage bieten, sie enthält sich aber einer eigenen Hypothesenbildung“ (ebd. S. XXII).

Rahmen einer Musteredition für heldenepische Texte überhaupt lohnenswert, sondern als editorische Entfaltung eines zu Brévart komplementären Textmodells. Diese Edition hätte dann auch nicht nur einen wie immer zu charakterisierenden Idealen Leser im Blick, sondern jene Kommunikationsgemeinschaft, ihre Institutionen, Diskurse, Texte und Situationen, die die germanistische Mediävistik als eine akademische Disziplin eben ausmacht.

Dass eine zeitgemäße Edition des *Laurin* ein Desiderat darstellt, wird man kaum bestreiten.⁸¹ Warum sollte sich in einer solchen Edition dann nicht auch ein Wissen um die Spezifik der Textkonstitution im Bereich aventiurehafter Dietrichepik niederschlagen, wie ich es in den zurückliegenden Interpretationen versucht habe zu vermitteln? Diese Edition könnte dann im Falle des *Laurin* jenen späteren Teil der Überlieferung, für den in dieser Arbeit die Version des *Laurin D* steht, ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, und zugleich kommentierend das Werden dieser Textstufe in der Relationierung mit der älteren Überlieferung beschreiben. Vielleicht wählt man eine Manifestation des Textes (Handschrift oder Druck), die Kommentar(e) und Apparat(e) dann retro- sowie prospektiv im Prozess der Textwerdung situieren würden.⁸² Mit einer solchen Edition böte sich die Möglichkeit, alteritäre Formen von *Textualität* ins Bewusstsein der modernen Rezeption zu heben.

Fragen nach einer sinnvollen Texteinrichtung – sinnvoll nach Maßgabe des intendierten Gebrauchswertes des edierten Textes – wären dabei wohl am leichtesten zu beantworten. Erneut überdenken müsste man nach dem merklichen Abklingen erster Euphorie wohl auch die Möglichkeiten einer papierlosen Edition. Doch sind das, wie mir scheint, Probleme zweiten Ranges. Schwieriger und sicherlich arbeitsintensiver würden sich die Erfassung der schriftsprachlichen Überlieferung und ihre Transformation in einen *lesbaren Text* selbst darstellen. Denn es kann einer solchen Edition schwerlich darum gehen, nur jene Fassungen und Versio-

⁸¹ Die Holzsche Edition des *Laurin* ist im Gegensatz zu seiner zumindest nachgedruckten *Rosengarten*-Ausgabe (Olms 1982) heute nicht einmal mehr antiquarisch verfügbar. Eine Neuedition des *Laurin* hat Elisabeth Lienert angekündigt.

⁸² Die Suche nach einer geeigneten Textvariante könnte ihren Ausgangspunkt dann vielleicht bei jener durch Torsten Dahlberg: Zwei unberücksichtigte Laurin-Versionen, edierten Fassung des Textes (Sigle bei Dahlberg *b*, nach Heinzle *L₆*) nehmen, die nach Einschätzung des Editors zwischen der älteren und jüngeren Überlieferung steht: „Es fällt sofort in die Augen, dass keine Hs. der älteren Überlieferung mit der jüngeren [...] so nahe verwandt ist wie *b*. Obgleich *b* stellenweise nicht nur lückenhaft, sondern auch oft stark verderbt ist, müssen wir der Hs aus diesem Grunde einen bedeutenden textkritischen Wert beimessen und sie sogar unter die wertvolleren Laurinversionen einreihen“ (ebd. S. 28). Freilich ist diese Einschätzung wiederum aus Vergleichen des Wortlautes gewonnen, diese Fassung kann also nur ein Ausgangspunkt sein.

nen neu miteinander in Beziehung zu setzten, die als philologische Abstraktionen das Ergebnis älterer Systematisierungsbestrebungen sind, insofern sich die Voraussetzungen für die Bestimmung von Differenz verändert haben. Hier wäre wohl die gesamte Überlieferung neu zu sichten. Wo Identitätskriterien dafür, was Text heißt, nicht auf der Ebene des integren, schriftsprachlich fixierten Wortlautes angesiedelt sind, kann eine Ordnung der Varianten, die aus der Anwendung eben solcher Kriterien resultiert, nicht unesehen übernommen werden. Gegen eine in solchen Zusammenhängen oft kaum reflektierte Evidenz der Differenzierung der Überlieferung nach Fassungen und Versionen auf der Grundlage des Wortlautes hätte ihre neuerliche systematische Aufarbeitung dann die Relevanz anderer Ordnungsprinzipien argumentierend durchzusetzen. Und das, so steht zu vermuten, wohl auch gegen das ‚Naheliegende‘. Im spannungsreichen Gegenüber von solcherart Edition etwa des *Laurin* und den Brévartschen Texten des *Eckenliedes* entfaltete sich in wechselseitiger Erhellung dann vielleicht auch ein Bild von der Komplexität *des* Textes in aventurierehafter Dietrichepik, das interessanter sein könnte als der ewige Wiedergänger des verderbten Werkes.

Die letzten Überlegungen sind als eine Art Ausblick gedacht und deshalb will ich es mit diesen knappen Bemerkungen hier bewenden lassen. Dass Interpretation und Editionsphilologie im Dialog stehen müssen, damit ihr Verhältnis hermeneutisch fruchtbar werden kann, ist ja nicht eigentlich etwas Neues. Beschließen will ich diese Untersuchung zur aventurierehaften Dietrichepik, und ich kehre damit noch einmal zu ihrem Hauptanliegen zurück, mit einem Zitat aus jenem Text, dessen Protagonist wie kein Zweiter in der europäischen Literatur für Distanzverlust literarischen Texten gegenüber steht. Doch soll nicht, wie ganz zu Anfang, der Ritter von der traurigen Gestalt selbst zu Worte kommen. Auch müssen jene hohen Herren schweigen, die sich in der Welt des *Don Quijote* bisweilen über die abstrusen Rittergeschichten mokieren. Nein: Das letzte Wort haben hier Figuren des ‚gesunden Menschenverstandes‘, Figuren, die den Ritterbüchern in einem Bereich *mittlerer Distanz* begegnen. Hören wir zuletzt, was Wirt und Wirtin Don Quijotes erzählen, nachdem sie erfahren haben, warum sich ihr Gast immer so merkwürdig verhält:

Als aber der Pfarrer sagte, die Ritterbücher, welche Don Quijote gelesen, hätten ihn verrückt gemacht, sprach der Wirt: „Ich weiß nicht, wie das sein kann, denn in Wahrheit, wie ich die Sache verstehe, gibt es nichts besseres auf der Welt zu lesen. Ich habe hier ihrer zwei oder drei mit noch anderen Papieren, die haben mir wahrhaftig frische Lebenslust geschenkt, und nicht nur mir, sondern vielen andern. Denn zur Erntezeit kommen an den Festtagen viele Schnitter, hier zu herbergen, und immer ist einer dabei, der lesen kann. Der nimmt eins von den Büchern zur Hand, wir sind zu mehr als dreißig um ihn herum, und wir sitzen und stehen da und hören ihm mit so viel Vergnügen zu, daß es uns ordentlich jünger

macht. Wenigstens was mich betrifft, muß ich sagen, wenn ich die schrecklichen Hiebe beschreiben höre, welche die Ritter austeilen, packt mich die Lust, es ebenso zu machen, und ich möchte Tag und Nacht davon hören.“

„Ich ganz ebenso“, sprach die Wirtin, „denn ich habe nie einen so ruhigen Augenblick in meinem Hause als in der Zeit, wo Ihr vorlesen hört; da seid Ihr so in die Narretei versunken, daß ihr nicht ans Zanken denkt.“⁸³

Und das liegt dann vielleicht doch nicht allzu weit entfernt von dem, was der große Sohn der Mancha selbst dem Gewalthandeln an positiven Effekten zuzuschreiben weiß, wenn er den Frieden als den Endzweck des Krieges preist: Die Gewalt der Texte sichert die Ordnung nicht nur in den erzählten Welten, sondern genauso den Frieden in den Wirtshäusern, Herbergen, den Kemenaten und bei Hofe, wenn man von *ihr* erzählen hört. Wie das die Texte, in deren Zentrum Dietrich von Bern steht, fertigbringen, hoffe ich in dieser Arbeit gezeigt zu haben. Schreibt man diese Leistung zuletzt dem gewaltfähigen König zu, dann kann man nur sagen: Seliger Dietrich.

⁸³ Die Stelle ist dem 32. Kapitel entnommen; zitiert ist nach Miguel de Cervantes Saavedra: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Vollständige Ausgabe in der Übertragung von Ludwig Braunfels mit den Illustrationen von Grandville zu der Ausgabe von 1848. Durchgesehen von Adolf Spemann. Nachwort von Fritz Martini. Mit den Anmerkungen der Braunfelsschen Übersetzung, durchgesehen von Johannes Steiner, Stuttgart / Hamburg 1965, ebd. S. 318f.; das Eingangsmotto der vorliegenden Arbeit steht dort im 37. Kapitel, S. 394f.

Literaturverzeichnis

Texte und Ausgaben

Don Quijote

Miguel de Cervantes Saavedra: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Vollständige Ausgabe in der Übertragung von Ludwig Braunfels mit den Illustrationen von Grandville zu der Ausgabe von 1848, durchgesehen von Adolf Spemann. Nachwort von Fritz Martini mit den Anmerkungen der Braunfelsschen Übersetzung, durchgesehen von Johannes Steiner, Stuttgart / Hamburg 1965.

Eckenlied

(E₂, E₄, E₇, e₁): Das Eckenlied. Sämtliche Fassungen in drei Teilen, hrsg. v. Francis B. Brévert (ATB 111), Tübingen 1999.

(E₂): Das Eckenlied. Text, Übersetzung und Kommentar von Francis B. Brévert (RUB 8339), Stuttgart 1986.

Eneasroman

(Veld): Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Nach dem Text von Ludwig Ettmüller ins Neuhochdt. übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Dieter Kartschoke (RUB 8303), Stuttgart 1986.

Geschichte der Abderiten

Christoph Martin Wieland: Geschichte der Abderiten. Werke, Band II, hrsg. v. Fritz Martini und Hans Werner Seiffert, München 1966.

Goldemar

(G): Goldemar, in: Deutsches Heldenbuch V, hrsg. v. Julius Zupitza, Dublin / Zürich 1968 [Berlin 1870].

Heinrich von Kempten

(HvK): Konrad von Würzburg: Heinrich von Kempten. Der Welt Lohn. Das Herzmaere. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Edward Schröder, übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Heinz Rölleke (RUB 2855), Stuttgart 1996.

Heldenbuchprosa

(HP): Das Deutsche Heldenbuch. Nach dem mutmaßlich ältesten Drucke neu hrsg. v. Adalbert von Keller, Hildesheim 1966 [Stuttgart 1867].

Iwein

Hartmann von Aue: Iwein. Text der 7. Ausgabe von G. F. Benecke und K. Lachmann, Übersetzung und Nachwort von Thomas Cramer, 4., überarbeitete Auflage, Berlin 2001.

L 37,34

Walther von der Vogelweide: Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig neubearbeitete Auflage der Ausgabe Karl Lachmanns mit Beiträgen von Thomas Bein und Horst Brunner hrsg. v. Christoph Corneau, Berlin / New York 1996.

Laurin

(L_A, L_D, L_K): Laurin und der Kleine Rosengarten, hrsg. v. Georg Holz, Halle 1897.

(Dessauer und Baseler Laurin): Zwei unberücksichtigte mittelhochdeutsche Laurin-Versionen. Untersucht und hrsg. v. Torsten Dahlberg, Lund 1948.

(L₁₈): Klein, Klaus: Eine wiedergefundene Handschrift mit ‚Laurin‘ und ‚Rosengarten‘, Teil I, ZfdA 113, 1984, S. 214-228.

Nibelungenlied

(NL): Das Nibelungenlied. Nach dem Text von Karl Bartsch und Helmut de Boor ins Neuhochdeutsche übersetzt und kommentiert von Siegfried Grosse (RUB 644), Stuttgart 1997.

Das Nibelungenlied. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch neu hrsg. v. Helmut de Boor, 22. revidierte und von Roswitha Wisniewski ergänzte Auflage, Wiesbaden ²1996.

Ortnit

(O_K): Ortnit, in: Das Dresdener Heldenbuch und die Bruchstücke des Berlin-Wolfenbütteler Heldenbuches, hrsg. v. Walter Kofler, Stuttgart 2006.

Parzival

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann, Übersetzung von Peter Knecht, Einführung zum Text von Bernd Schirok, Berlin / New York 1998.

Ring

(Ring): Heinrich Wittenwiler: Der Ring. Nach dem Text von Edmund Wießner ins Neuhochdeutsche übersetzt und hrsg. v. Horst Brunner (RUB 8749), Stuttgart 1991.

Rosengarten

(R_A, R_D, R_F): Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms, hrsg. v. Georg Holz, Tübingen 1982 [Halle 1893].

(R_C): Der Rosengarte, hrsg. v. Wilhelm Grimm, Göttingen 1836.

(R_P): Der Rosengarte, hrsg. v. Karl Bartsch, in: *Germania* 4, 1859, S. 1-33.

(R₂₀): Klein, Klaus: Eine wiedergefundene Handschrift mit ‚Laurin‘ und ‚Rosengarten‘, Teil II, *ZfdA* 115, 1986, S. 49-78.

Sigenot

(J_S): Der Jüngere Sigenot. Nach sämtlichen Handschriften und Drucken hrsg. v. Clemens Schoener, Heidelberg 1928.

(Ä_S): Sigenot, in: *Deutsches Heldenbuch V*, hrsg. v. Julius Zupitza, Dublin / Zürich 1968 [Berlin 1870].

Faksimilies: Der Ältere und der Jüngere Sigenot. Aus der Donaueschinger Handschrift 74 und dem Straßburger Druck von 1577 in Abbildungen hrsg. v. Joachim Heinzle (*Litterae* 63), Göttingen 1978.

Virginal

(V_{II}): Virginal, in: *Deutsches Heldenbuch V*, hrsg. v. Julius Zupitza, Dublin / Zürich 1968 [Berlin 1870].

(V_W): Dietrichs Erste Ausfahrt, hrsg. v. Franz Stark, Stuttgart 1860.

(V_D): Virginal, in: *Das Dresdener Heldenbuch und die Bruchstücke des Berlin-Wolfenbütteler Heldenbuches*, hrsg. v. Walter Kofler, Stuttgart 2006.

Wahlverwandtschaften

Johann Wolfgang von Goethe: Die Wahlverwandtschaften. Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. Erste Abteilung: Sämtliche Werke, Band 8. In Zusammenarbeit mit Christoph Brecht hrsg. v. Waltraud Wiethöfer, Frankfurt a. M. 1984.

Willehalm von Orlens

Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens. Hrsg. v. Victor Junk (*DTM* II), Berlin 1905.

Wolfdietrich

(W_{DA}): Wolfdietrich, in: *Das Dresdener Heldenbuch und die Bruchstücke des Berlin-Wolfenbütteler Heldenbuches*, hrsg. v. Walter Kofler, Stuttgart 2006.

Wunderer

Georges Zink: Le Wunderer. Fac-Simile de l'édition de 1503. Avec introduction, notes et bibliographie, Paris 1949.

Verwendete Forschungsliteratur

Althoff, Gerd: Genugtuung (*satisfactio*). Zur Eigenart gütlicher Konfliktbeilegung im Mittelalter, in: *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, hrsg. v. Joachim Heinzle, Frankfurt a. M. / Leipzig 1994, S. 247-265.

Althoff, Gerd: Das Privileg der *dedito*. Formen gütlicher Konfliktbeendigung in der mittelalterlichen Adelsgesellschaft, in: *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*, Darmstadt 1997, S. 99-125.

Althoff, Gerd: Regeln der Gewaltanwendung im Mittelalter, in: *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte*, hrsg. v. Rolf Peter Sieferle und Helga Breuninger, Frankfurt a. M. / New York 1998, S. 154-170.

Arlinghaus, Franz-Josef: Mittelalterliche Rituale in systemtheoretischer Perspektive. Übergangsriten als basale Kommunikationsform in einer stratifikatorisch-segmentären Gesellschaft, in: *Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien*, hrsg. v. Frank Becker, Frankfurt a. M. / New York 2004, S. 108-156.

Asmuth, Bernhard: Handlung, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Band II, Berlin / New York 2000, S. 6-9.

Assmann, Aleida: Lesen als Beleben. Zum Verhältnis von Medium und Imagination, in: *Lesenzeichen. Mitteilungen des Lesezentrums der Pädagogischen Hochschule Heidelberg* 5, 1998, S. 34-49.

Barack, Karl August: Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, Hildesheim 1974 [Tübingen 1865].

Bäuml, Franz H.: Lesefähigkeit und Analphabetismus als rezeptionsbestimmende Elemente: Zur Problematik mittelalterlicher Epik, in: *Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Band 2,4)*, Frankfurt a. M. 1976, S. 10-16.

Bäuml, Franz H.: Kognitive Distanz zum Text: Zur Entwicklung fiktionalen Erzählens in der Rezeption des Epos im 13. Jahrhundert, in: *Heldendichtung in Österreich – Österreich in der Heldendichtung (5. Pöchlerner Heldenliedgespräch)*, hrsg. v. Klaus Zatloukal, Wien 1999, S. 23-38.

Bennewitz, Ingrid: Kriemhild im Rosengarten. Erzählstrukturen und Rollenkonstellationen im ‚Großen Rosengarten‘, in: *Heldendichtung in Österreich – Österreich in der Heldendichtung (5. Pöchlerner Heldenliedgespräch)*, hrsg. v. Klaus Zatloukal, Wien 1999, S. 39-60.

Bernreuther, Marie-Luise: Herausforderungsschema und Frauendienst im ‚Eckenlied‘, in: *ZfdA* 117, 1988, S. 173-201.

Bleumer, Hartmut: Das *wilde wîp*. Überlegungen zum Krisenmotiv im Artusroman und im ‚Wolfdietrich‘ B, in: Natur und Kultur in der deutschen Literatur des Mittelalters. Colloquium Exeter 1997, hrsg. v. Alan Robertshaw und Gerhard Wolf, Tübingen 1999, S. 77-89.

Bleumer, Hartmut: Narrative Historizität und historische Narration. Überlegungen am Gattungsproblem der Dietrichepik. Mit einer Interpretation des ‚Eckenliedes‘, in: ZfdA 129, 2000, S. 125-153.

Bleumer, Hartmut: Die narrative Interferenz. Schritte einer historischen Narrativistik im literarischen Feld um Dietrich von Bern, Habilitationsschrift Universität Hamburg [Ms. 2002].

Bleumer, Hartmut: Wert, Variation, Interferenz: Zum Erzählphänomen der strukturellen Offenheit am Beispiel des Laurin, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 109-127.

Blumenberg, Hans: Arbeit am Mythos, Frankfurt a. M. 1990.

Boor, Helmut de: Die literarische Stellung des Gedichtes vom Rosengarten in Worms, in: Kleine Schriften II, Berlin 1966, S. 229-245.

Braches, Hulda Henriette: Jenseitsmotive und ihre Verritterlichung in der deutschen Dichtung des Hochmittelalters, Assen 1961.

Braun, Manuel: Mitlachen oder Verlachen? Zum Verhältnis von Komik und Gewalt in der Heldenepik, in: Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen, hrsg. v. Manuel Braun und Cornelia Herberichs, München 2005, S. 381-410.

Braun, Max / Frings, Theodor: Brautwerbung, 1. Teil, Leipzig 1947.

Braungart, Wolfgang: Ritual und Literatur. Literaturtheoretische Überlegungen im Blick auf Stefan George, in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 69, 1992, S. 2-31.

Braungart, Wolfgang: Ritual und Literatur, Tübingen 1996.

Brévert, Francis B.: *won mich hant vrouwan usgesant* (L 43,4). Des Helden Ausfahrt im Eckenlied, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 220, 1983, S. 268-284.

Brévert, Francis B.: Der Männervergleich im Eckenlied, in: ZfdPh 103, 1984, S. 394-406.

Brunner, Horst (Hrsg.): Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen, 2. bibliographisch ergänzte Auflage, Stuttgart 2004.

Bühler, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, ungekürzte Ausgabe, Frankfurt a. M. 1978.

Bumke, Joachim: Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150-1300, München 1979.

Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, Band I, München 1992.

Bumke, Joachim: Die vier Fassungen der ›Nibelungenklage‹. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert, Berlin / New York 1996.

Bumke, Joachim: Autor und Werk. Beobachtungen und Überlegungen zur höfischen Epik (ausgehend von der Donaueschinger Parzivalhandschrift G⁸), in: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte, hrsg. v. Helmut Tervoreen und Horst Wenzel (ZfdPh Sonderheft 116), 1997, S. 87-114.

Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach, Stuttgart / Weimar 1997.

Bumke, Joachim: Die Blutstropfen im Schnee. Über Wahrnehmung und Erkenntnis im „Parzival“ Wolframs von Eschenbach, Tübingen 2001.

Cormeau, Christoph: Zur Stellung des Tagelieds im Minnesang, in: Festschrift für Walter Haug und Burghart Wachinger, Band 2, hrsg. v. Johannes Janota und Paul Sappeler, Tübingen 1992, S. 695-708.

Curschmann, Michael: Dichtung über Heldendichtung: Bemerkungen zur Dietrich-epik des 13. Jahrhunderts, in: Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Band 2, Heft 4), hrsg. v. Leonard Forster, Frankfurt a. M. 1976, S. 16-21.

Curschmann, Michael: Nibelungenlied und Klage. Über Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Prozeß der Episierung, in: Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven, hrsg. v. Christoph Cormeau, Stuttgart 1979, S. 85-119.

Curschmann, Michael: Rez. zu Joachim Heinzle: Mittelhochdeutsche Dietrichepik, in: AfDA 91, 1980, S. 32-36.

Curschmann, Michael: Dichter *alter mære*. Zur Prologstrophe des ‚Nibelungenliedes‘ im Spannungsfeld von mündlicher Erzähltradition und laikaler Schriftkultur, in: Grundlagen des Verstehens mittelalterlicher Literatur. Literarische Texte und ihr historischer Erkenntniswert, hrsg. v. Gerhard Hahn und Hedda Ragotzky, Stuttgart 1992, S. 55-71.

Curschmann, Michael / Wachinger, Burghart: Der Berner und der Riese Sigent auf Wildenstein, in: PBB 116, 1994, S. 360-389.

Curschmann, Michael: Vom Wandel im bildlichen Umgang mit literarischen Gegenständen. Rodeneck, Wildenstein und das Flaarsche Haus in Stein am Rhein, Freiburg in der Schweiz 1997.

Czerwinski, Peter: Der Glanz der Abstraktion. Frühe Formen der Reflexivität im Mittelalter, Frankfurt a. M. / New York 1989.

Danto, Arthur: Analytische Philosophie der Geschichte, Frankfurt a. M. 1980.

Dicke, Gerd / Eikermann, Manfred / Hasebrink Burkhard (Hrsg.): Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter, Berlin / New York 2006.

Dinges, Martin: Formenwandel der Gewalt in der Neuzeit. Zur Kritik der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, in: Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte, hrsg. v. Rolf Peter Sieferle und Helga Breuninger, Frankfurt a. M. / New York 1998, S. 171-194.

Dinzelbacher, Peter: Zur Interpretation erlebnismystischer Texte des Mittelalters, in: ZfdA 117, 1988, S. 1-23.

Dinzelbacher, Peter: Die „Realpräsenz“ der Heiligen in ihren Reliquiaren und Gräbern nach mittelalterlichen Quellen, in: Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Peter Dinzelbacher und Dieter R. Bauer, Ostfildern 1990, S. 115-174.

Dorninger, Maria Elisabeth: Die Sarazenen in den Alpen. Zum Bild der Heiden in der Virginal, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 175-188.

Dülmen, Richard van: Norbert Elias und der Prozeß der Zivilisation. Die Zivilisationstheorie im Lichte der historischen Forschung, in: Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung seines Werkes, hrsg. v. Karl-Siegbert Rehberg, Frankfurt a. M. 1996, S. 264-274.

Edrich-Porzberg, Brigitte: Studien zur Überlieferung und Rezeption von Hartmanns Erec, Göttingen 1994.

Egerding, Michael: Handlung und Handlungsbegründung im Eckenlied, in: Euphori-
on 85, 1991, S. 397-408.

Ehlich, Konrad: Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung, in: Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation, hrsg. v. Aleida Assmann, Jan Assmann und Christoph Hardmeier, München 1983.

Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, zwei Bände, Frankfurt a. M. 1991.

Fasbender, Christoph: Eckes Pferd, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 41-53.

Friedrich, Udo: Die Zähmung des Heros. Der Diskurs der Gewalt und Gewaltregulierung im 12. Jahrhundert, in: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, hrsg. v. Jan-Dirk Müller und Horst Wenzel, Stuttgart / Leipzig 1999, S. 149-179.

Friedrich, Udo / Quast, Bruno (Hrsg.): Präsenz des Mythos. Konfigurationen einer Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin / New York 2004.

Friedrich, Udo: Die ‚symbolische Ordnung‘ des Zweikampfs im Mittelalter, in: Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen, hrsg. v. Manuel Braun und Cornelia Herberichs, München 2005, S. 123-158.

Freiberg, Otto: Die Quelle des Eckenliedes, in: PBB 29, 1904, S. 1-79.

Gillespie, George T.: A Catalogue of Persons named in Heroic German Literature (700-1600). Including named Animals and Objects and Ethnic Names, Oxford 1973.

Gillespie, George T.: Hildebrants Minnelehre. Zur Virginal h, in: Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters, hrsg. v. Jeffrey Ashcroft, Dietrich Huschenbett und William Henry Jackson, Tübingen 1987, S. 61-79.

Girard, René: Das Heilige und die Gewalt, Zürich 1987.

Girard, René: Der Sündenbock, Zürich 1998.

Girard, René: Mimetische Theorie und Theologie, in: Vom Fluch und Segen der Sündenböcke, hrsg. v. Józef Niewiadomski und Wolfgang Palaver, Thaur / München / Wien 1995, S. 15-29.

Girard, René: Figuren des Begehrens. Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität, Münster / Hamburg / London 1999.

Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a. M. 1986.

Gottzmann, Carola L.: Das Eckenlied. Diskussion der Dietrichbilder, in: Heldendichtung des 13. Jahrhunderts: Siegfried – Dietrich – Ortnit, Frankfurt a. M. / Paris 1987, S. 137-168.

Graus, František: Gewalt und Recht im Verständnis des Mittelalters. Baseler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 134, Basel / Stuttgart 1974, S. 5-21.

Graus, František: Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter, Köln / Wien 1975.

Griese, Sabine: Rez. zu Matthias Meyer: Die Verfügbarkeit der Fiktion, in: ZfdPh 116, 1997, S. 451-455.

Große, Siegfried: Beginn und Ende der erzählenden Dichtungen Hartmanns von Aue, in: PBB 83, 1961 / 62, S. 137-156.

Grubmüller, Klaus: Der Artusroman und sein König. Beobachtungen zur Artusfigur am Beispiel von Ginovers Entführung, in: Positionen des Romans im späten Mittelalter, hrsg. v. Walter Haug und Burghart Wachinger, Tübingen 1991, S. 1-20.

Gschwantler, Otto: Zeugnisse zur Dietrichsage in der Historiographie von 1100 bis gegen 1350, in: Heldensage und Heldendichtung im Germanischen, hrsg. v. Heinrich Beck (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Band 2), Berlin / New York 1988, S. 35-80.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Konsequenzen der Rezeptionsästhetik oder Literaturwissenschaft als Kommunikationssoziologie, in: Poetica 7, 1975, S. 388-413.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Faszinationstyp Hagiographie. Ein historisches Experiment zur Gattungstheorie, in: Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven, hrsg. v. Christoph Cormeau, Stuttgart 1979, S. 37-84.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Erzählen in der Literatur – Erzählen im Alltag, in: Erzählen im Alltag, hrsg. v. Konrad Ehlich, Frankfurt a. M. 1980, S. 403-419.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Rhythmus und Sinn, in: Materialität der Kommunikation, hrsg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer, Frankfurt a. M. 1988, S. 714-729.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten, Frankfurt a. M. 2003.

Gumbrecht, Hans-Ulrich: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt a. M. 2004.

Haferland, Harald: Höfische Interaktion. Interpretationen zur höfischen Epik und Didaktik um 1200, München 1988.

Haferland, Harald: Mündlichkeit, Gedächtnis und Medialität. Heldendichtung im deutschen Mittelalter, Göttingen 2004.

Haug, Walter: Die historische Dietrichsage. Zum Problem der Literarisierung geschichtlicher Fakten, in: ZfdA 100, 1971, S. 43-62.

Haug, Walter: Das Meerwunder, in: VL, Band 6, Berlin / New York 1984, Sp. 293-297.

Haug, Walter: Hugu Scheppel – Der sexbesessene Metzger auf dem Lilienthron. Mit einem kleinen Organon einer alternativen Ästhetik für das späte Mittelalter, in: Wolfram-Studien XI, 1988, S. 185-205.

Haug, Walter: Das »Nibelungenlied« und die Rückkehr des Autors, in: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur und der frühen Neuzeit, Tübingen 2003, S. 330-342.

Haustein, Jens: Der Helden Buch. Zur Erforschung deutscher Dietrichepik im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Tübingen 1989.

Haustein, Jens: Ecke und die Würfelspieler. Zu „Carmina Burana“ Nr. 203 und 203a, in: *Ja muz ich sunder riuwe sin*. Festschrift für Karl Stackmann zum 15. Februar 1990, hrsg. v. Wolfgang Dinkelacker, Ludger Grenzmann und Werner Höver, Göttingen 1990, S. 97-105.

Haustein, Jens: Die „zagheit“ Dietrichs von Bern, in: Der unzeitgemäße Held in der Weltliteratur, hrsg. v. Gerhard R. Kaiser, Heidelberg 1998, S. 47-62.

Haustein, Jens: Kausalität als Autorität in mittelhochdeutscher Erzählliteratur. Oder: Clemens Lugowski als mediävistische Autorität?, in: Autorität der/in Sprache, Literatur, Neuen Medien. Vorträge des Bonner Germanistentages, Band 2, hrsg. v. Jürgen Fohrmann, Ingrid Kasten und Eva Neuland, Bielefeld 1999, S. 553-572.

Heinz, Andreas: Rosenkranz, in: Marienlexikon Band 5, hrsg. im Auftrag des Institutum Marianum Regensburg e. V. v. Remigius Bäumer und Leo Scheffczyk, St. Ottilien 1993, S. 553-559.

Heinz, Andreas: Rosenkranz: in: Theologische Realenzyklopädie, Band XXIX, Berlin / New York 1998, S. 401-407.

Heinzle, Joachim: Mittelhochdeutsche Dietrichepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Heldendichtung, München 1978.

Heinzle, Joachim: Überlieferungsgeschichte als Literaturgeschichte. Zur Textentwicklung des Laurin, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 172-191.

Heinzle, Joachim: Heldenbücher, in: VL, Band 3, Berlin / New York 1981, Sp. 947-956.

Heinzle, Joachim: Einführung in die mittelhochdeutsche Dietrichepik, Berlin / New York 1999.

Heinzle, Joachim: Was ist Heldensage?, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 1-23.

Hennig, Ursula: Herr und Mann – Zur Ständegliederung im Nibelungenlied, in: Hohenemser Studien zum Nibelungenlied, Dornbirn 1981, S. 175-185.

Hoffmann, Werner: Mittelhochdeutsche Heldendichtung, Berlin 1974.

Hoffmann, Werner: Deutsche Heldenepik in Tirol. Ergebnisse und Probleme ihrer Erforschung, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 32-67.

Höfler, Otto: Die Anonymität des Nibelungenliedes, in: DVjs 29, 1955, S. 167-213.

Horacek, Blanka: Der Charakter Dietrichs von Bern im Nibelungenlied, in: Festgabe für Otto Höfler zum 75. Geburtstag, hrsg. v. Helmut Birkhan, Stuttgart 1976, S. 297-336.

Ihlenburg, Karl Heinz: Zum „Antihöfischen“ im Rosengarten A, in: Studien zur Literatur des Spätmittelalters, Greifswald 1986, S. 41-52.

Iser, Wolfgang: Das Komische: Ein Kipp-Phänomen, in: Das Komische, hrsg. v. Wolfgang Preisendanz und Rainer Warning (Poetik und Hermeneutik VII), München 1976, S. 398-402.

Iser, Wolfgang: Akte des Fingierens oder Was ist das Fiktive im fiktionalen Text?, in: Funktionen des Fiktiven, hrsg. v. Dieter Henrich und Wolfgang Iser (Poetik und Hermeneutik X), München 1983, S. 121-151.

Iser, Wolfgang: Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung, München 1990.

Iser, Wolfgang: Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie, Frankfurt a. M. 1991.

Jannidis, Fotis: Polyvalenz – Konvention – Autonomie, in: Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte, hrsg. v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko, Berlin / New York 2003, S. 305-328.

Jauss, Hans Robert: Der Leser als Instanz einer neuen Geschichte der Literatur, in: Poetica 7, 1975, S. 325-344.

Jauss, Hans Robert: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, in: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956-1976, München 1977, S. 9- 47.

Jauss, Hans Robert: Über den Grund des Vergnügens am komischen Helden, in: Das Komische, hrsg. v. Wolfgang Preisendanz und Rainer Warning (Poetik und Hermeneutik VII), München 1976, S. 103-132.

Jauss, Hans Robert: Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, Frankfurt a. M. 1984.

Jiriczek, Otto Luitpold: Die Deutsche Heldensage, Leipzig 1906.

Jolles, André: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorable, Märchen, Witz, Tübingen 1974.

Kaiser, Gert: Textauslegung und gesellschaftliche Selbstdeutung. Die Artusromane Hartmanns von Aue, 2., neubearbeitete Auflage, Wiesbaden 1978.

Kantorowicz, Ernst H.: Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, München 1990.

Keck, Annette / Schulz, Armin: Überdetermination, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Band III, Berlin / New York 2003, S. 715-717.

Keller, Hildegard Elisabeth: Dietrich und sein Zagen im Eckenlied (E₂): Figurenkonsistenz, Textkohärenz und Perspektive, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 55-75.

Kellner, Beate: Kontinuität der Herrschaft. Zum mittelalterlichen Diskurs der Genealogie am Beispiel des ‚Buchs von Bern‘, in: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, hrsg. v. Jan-Dirk Müller und Horst Wenzel, Stuttgart / Leipzig 1999, S. 43-62.

Kellner, Beate: Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter, München 2004.

Kellner, Beate: Zur Kodierung von Gewalt in der mittelalterlichen Literatur am Beispiel von Konrads von Würzburg ‚Heinrich von Kempten‘, in: Wahrnehmen und Handeln. Perspektive einer Literaturanthropologie, hrsg. v. Wolfgang Braungart, Klaus Ridder und Friedmar Apel, Bielefeld 2004, S. 75-103.

Kern, Manfred: Das Erzählen findet immer einen Weg. „Degeneration“ als Überlebensstrategie der x-haften Dietrichepik, in: Heldendichtung in Österreich – Österreich in der Heldendichtung (5. Pöchlarn Heldenliedgespräch), hrsg. v. Klaus Zatloukal, Wien 1999, S. 89-114.

Kerth, Sonja / Lienert, Elisabeth: Nachnibelungische Heldenepik: Forschungsstand und Forschungsaufgaben, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 12, 2000, S. 107-122.

Kerth, Sonja: Verschrte Körper – vernarbte Seelen. Konstruktionen kriegerischer Männlichkeit in der späten Heldendichtung, in: Zeitschrift für Germanistik NF XII, 2002, S. 262-274.

Kerth, Sonja: Helden *en mouvance*. Zur Fassungsproblematik der *Virginal*, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 141-157.

Kerth, Sonja: Gattungsinterferenzen in der späten Heldendichtung, Wiesbaden 2008.

Kierkegaard, Sören: Die Wiederholung. Übersetzt, mit Einleitung und Kommentar hrsg. v. Hans Rochol, Hamburg 2000.

Kiening, Christian: Anthropologische Zugänge zur mittelalterlichen Literatur. Konzepte, Ansätze, Perspektiven, in: Forschungsberichte zur Germanistischen Mediävistik, hrsg. v. Hans-Jochen Schiewer (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe C, Band V,1), München / New York 1996, S. 11-129.

Kiening, Christian: Arbeit am Muster. Literarisierungsstrategien im ‚König Rother‘, in: Wolfram-Studien XV, Landshuter Kolloquium 1996, S. 211-244.

Kindl, Ulrike: Die umstrittenen Rosen. Laurins Rosengarten zwischen mittelalterlicher Spielmannsepik und deutsch-ladinischer Volkserzählung, in: *Ir sult sprechen willekommen*. Grenzenlose Mediävistik. Festschrift für Helmut Birkhan zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Christa Tuczay, Berlin / Bern 1998, S. 567- 579.

Kobbe, Peter: Funktion und Gestalt des Prologs in der mittelhochdeutschen nachklassischen Epik des 13. Jahrhunderts, in: DVjs 43, 1969, S. 403-457.

Koch, Peter / Oestereicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, in: Romanistisches Jahrbuch 36, 1985, S. 15-43.

Kofler, Walter: Die Ideologie des Totschlagens. *Nibelungen*-Rezension in der *Helldenbuchprosa*, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 9, 1996 / 1997, S. 441-470.

Kragl, Florian: Mythisierung – Heroisierung – Literarisierung. Vier Kapitel zu Theoderich dem Großen und Dietrich von Bern, PBB 129 / 1, 2007, S. 66-102.

Kropik, Cordula: Dietrich von Bern zwischen Minnelehre und Fürstenerziehung. Zur Interpretation der *Virginal* h, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 159-173.

Kühlmann, Wilhelm: Katalog und Erzählung. Studien zu Konstanz und Wandel einer literarischen Form in der antiken Epik, Freiburg 1973.

Kuhn, Hugo: Über nordische und deutsche Szenenregie in der Nibelungendichtung, in: Dichtung und Welt im Mittelalter, Stuttgart 1959, S. 196-219.

Kuhn, Hugo: Virginal, in: Dichtung und Welt im Mittelalter, Stuttgart 1959, S. 220-248.

Kuhn, Hugo: Hildebrand, Dietrich von Bern und die Nibelungen, in: Text und Theorie, Stuttgart 1969, S. 126-139.

Kuhn, Hugo: Versuch über das 15. Jahrhundert in der deutschen Literatur, in: Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters, Tübingen 1980, S. 77-101.

Lähmann, Henrike / Kröner, Timo: Die Überlieferung des *Sigenot*: Bildkonzeption im Vergleich von Handschrift, Wandmalerei und Frühdrucken, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 175-188.

Lieb, Ludger: Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede Was Blütenfarben bedeuten), in: Wunsch-Maschine-Wiederholung, hrsg. v. Klaus Müller-Wille, Detlef Roth und Jörg Wiesel, Freiburg i. Br. 2002, S. 147-165.

Lienert, Elisabeth: Heldendichtung, in: Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Germanistik, hrsg. v. Horst Brunner und Rainer Moritz, Berlin 2006, S. 156-159.

Lotman, Juriij M.: Die Entstehung des Sujets – typologisch gesehen, in: Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst, Leipzig 1981, S. 175-204.

Lotman, Juriij M.: Über Reduktion und Entfaltung von Zeichensystemen (Zum Problem „Freudianismus und semiotische Kulturtheorie“), in: Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst, Leipzig 1981, S. 116-124.

Lotman, Juriij M.: Die Struktur literarischer Texte. Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil, München 1989.

Lugowski, Clemens: Die Form der Individualität im Roman. Mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer, Frankfurt a. M. 1994.

Luhmann, Niklas: Einfache Sozialsysteme, in: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975, S. 21-38.

Luhmann, Niklas: Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 1, Frankfurt a. M. 1980, S. 9-71.

Luhmann, Niklas: Staat und Staatsräson im Übergang von traditionaler Herrschaft zu moderner Politik, in: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 3, Frankfurt a. M. 1989, S. 65-148.

Luhmann, Niklas: Vorwort, in: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 3, Frankfurt a. M. 1989, S. 7-10.

Luhmann, Niklas: Mein Mittelalter, in: Rechtshistorisches Journal 10, 1991, S. 66-70.

Marold, Edith: Wandel und Konstanz in der Darstellung der Figur des Dietrich von Bern, in: Heldensage und Heldendichtung im Germanischen, hrsg. v. Heinrich Beck (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Band 2), Berlin / New York 1988, S. 149-182.

Martínez, Matías: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens, Göttingen 1996.

Martínez, Matías: Fortuna und Providentia. Typen von Handlungsmotivation in der Faustianerzählung der Kaiserchronik, in: Formaler Mythos. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen, Paderborn u. a. 1996, S. 83-100.

Martínez, Matías / Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie, München 1999.

Martínez, Matías: Motivierung, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Band II, Berlin / New York 2000, S. 643-646.

Mecklenburg, Michael: Parodie und Pathos. Heldensagenrezeption in der historischen Dietrichepik, München 2002, S. 14-33.

Mertens, Volker: Recht und Abenteuer – Recht auf Abenteuer. Poetik des Rechtes im ›Iwein‹ Hartmanns von Aue, in: Juristen werden Herren auf Erden. Recht – Geschichte – Philologie. Kolloquium zum 60. Geburtstag von Friedrich Ebel, hrsg. v. Andreas Fijal, Hans-Jörg Leuchte und Hans Jochen Schiewer, Göttingen 2006.

Meyer, Matthias: Zur Struktur des Eckenliedes, in: Heldensage – Heldenlied – Heldenepos, Ergebnisse der II. Jahrestagung der Reineke-Gesellschaft, Gotha 16.-20. Mai 1991, hrsg. v. Danielle Buschinger und Wolfgang Spiewok, Amiens 1992, S. 173-185.

Meyer, Matthias: Die aventiurehafte Dietrichepik als Zyklus, in: Cyclification. The Development of Narrative Cycles in the Chansons de Geste and the Arthurian Romance, hrsg. v. B. Besamusca, W. P. Gerritsen, C. Hogetoorn and O.S.H. Lie, Proceedings of the Colloquium of the Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences Amsterdam 17.-18. December 1992, Amsterdam 1994, S. 158-164.

Meyer, Matthias: Die Verfügbarkeit der Fiktion. Interpretationen und poetologische Untersuchungen zum Artusroman und zur aventiurehaften Dietrichepik des 13. Jahrhunderts, Heidelberg 1994.

Müller, Jan-Dirk: Motivationsstrukturen und personale Identität im *Nibelungenlied*. Zur Gattungsdiskussion um ‚Epos‘ und ‚Roman‘, in: *Nibelungenlied und Klage*. Sage und Geschichte, Struktur und Gattung. Passauer Nibelungengespräche 1985, hrsg. v. F. P. Knapp, Heidelberg 1987, S. 221-256.

Müller, Jan-Dirk: Woran erkennt man einander im Heldenepos? Beobachtungen an Wolframs „Willehalm“, dem „Nibelungenlied“, dem „Wormser Rosengarten A“ und dem „Eckenlied“, in: *Symbole des Alltags. Alltag der Symbole*. Festschrift für Harry Kühnel zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Gertrud Blaschitz und Elisabeth Vavra, Graz 1992, S. 87-111.

Müller, Jan-Dirk: Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes, Tübingen 1998.

Müller, Jan-Dirk: Aufführung – Autor – Werk. Zu einigen blinden Stellen gegenwärtiger Diskussion, in: *Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster*. Ergebnisse der Berliner Tagung, 9.-11. Oktober 1997, hrsg. v. Nigel F. Palmer und Hans-Jochen Schiewer, Tübingen 1999, S. 149-166.

Müller, Jan-Dirk: Der Prosaroman – eine Verfallsgeschichte? Zu Clemens Lugowskis Analyse des ›Formalen Mythos‹ (mit einem Vorspruch), in: *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*, hrsg. v. Walter Haug, Tübingen 1999, S. 143-163.

Müller, Jan-Dirk: *Das Nibelungenlied*, Berlin 2002.

Müller, Jan-Dirk: Literarische und andere Spiele. Zum Fiktionalitätsproblem in vor-moderner Literatur, in: *Poetica* 36, 2004, S. 281-311.

Müller, Jan-Dirk: Medialität. Frühe Neuzeit und Medienwandel, in: *Kulturwissenschaftliche Frühneuzeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik*, hrsg. v. Kathrin Stegbauer, Herfried Vögel und Michael Waltenberger, Berlin 2004, S. 49-70.

Müller, Jan-Dirk: ‚Improvisierende‘, ‚memorierende‘ und ‚fingierte‘ Mündlichkeit, in: *Retextualisierung in der mittelalterlichen Literatur*, hrsg. v. Joachim Bumke und Ursula Peters (*ZfdPh Sonderheft* 124), 2005, S. 159-181.

Müller, Maria E.: *Jungfräulichkeit in Versepen des 12. und 13. Jahrhunderts*, München 1995.

Müller, Stephan: Auf der Flucht. Über die unwahrscheinlichen Erfolge der Serienhelden Dr. Richard Kimble und Dietrich von Bern, in: *Dauer durch Wandel. Institutionelle Ordnung zwischen Verstetigung und Transformation*, hrsg. v. Stephan Müller, Gary S. Schaal und Claudia Tiersch, Köln / Weimar / Wien 2002, S. 179-189.

Müller, Stephan: Iring im Exil. Über einen Konstellationstyp der Heldensagentradition im „Nibelungenlied“, in der „Nibelungenklage“ und im „Biterolf und Dietleib“, in: Literatur und Macht im mittelalterlichen Thüringen, hrsg. v. Ernst Hellgardt, Stephan Müller und Peter Strohschneider, Köln / Weimar / Wien 2002, S. 1-30.

Nellmann, Eberhard: Wolframs Erzähltechnik. Untersuchungen zur Funktion des Erzählens, Wiesbaden 1973.

Neudeck, Otto: Der wahrhafte Dietrich und Hauptschlüssel aller Heldenepik. Zur Rezeption der deutschen Heldenepik in Wilhelm Rabes „Das Odfeld“, in: ZfdPh 121, 2002, S. 231-247.

Oestereicher, Wulf: Verschriftung und Verschriftlichung im Kontext medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit, in: Schriftlichkeit und Mündlichkeit im frühen Mittelalter, hrsg. v. Ursula Schaefer, Tübingen 1993, S. 267-292.

Oexle, Otto Gerhard: Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im frühen und hohen Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte des Wissens, in: Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme, hrsg. v. František Graus, Sigmaringen 1987, S. 65-118.

Oexle, Otto Gerhard: Das Bild der Moderne vom Mittelalter und die moderne Mittelalterforschung, in: Frühmittelalterliche Studien. Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster 24, 1990, S. 1-22.

Oexle, Otto Gerhard: Luhmanns Mittelalter, in: Rechtshistorisches Journal 10, 1991, S. 53-66.

Okken, Lambertus: Rez. zu: Das Eckenlied. Sämtliche Fassungen hrsg. von Francis Brévar, in: Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik 53, 2000, S. 262-266.

Oswald, Marion: Gabe und Gewalt. Studien zur Logik und Poetik der Gabe in der frühhöfischen Erzählliteratur, Göttingen 2004.

Otto, Rudolf: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, München 1979.

Pausch, Oskar: Laurin in Venedig, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 192-211.

Peschel-Rentsch, Dietmar: Pferdemenner. Kleine Studie zum Selbstbewußtsein eines Ritters, in: Pferdemenner. Sieben Essays über Sozialisation und ihre Wirkungen in mittelalterlicher Literatur, Erlangen / Jena 1998, S. 12-47.

Peschel-Rentsch, Dietmar: Schwarze Pädagogik – oder Dietrichs Lernfahrt: *er weste umb âventiure niht*. Hildebrants Erziehungsprogramm und seine Wirkung in der *Virginal*, in: Pferdemänner. Sieben Essays über Sozialisation und ihre Wirkung in mittelalterlicher Literatur, Jena / Erlangen 1998, S. 176-202.

Peyer, Hans Conrad: Von der Gastfreundschaft zum Gasthaus. Studien zur Gastlichkeit im Mittelalter, Hannover 1987.

Philipowski, Katharina: Sprechen, Schreiben und Lieben in der *Virginal*. Die Heidelberger Fassung als Beispiel literarischer Metakommunikation, in: Euphorion 102, 2008, S. 331-362.

Quast, Bruno: Anthropologie des Opfers. Beobachtungen zur Konstitution frühneuzeitlicher ‚Verfolgungstexte‘ am Beispiel des „Endinger Judenspiels“, in: Zeitschrift für Germanistik NF VIII, 1998, S. 349-360.

Rau, Susanne / Schwerhoff, Gerd: Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Leitbegriffen und Thema eines Forschungsfeldes, in: Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Köln / Weimar / Berlin 2004, S. 11-52.

Rau, Susanne: Das Wirtshaus. Zur Konstitution eines öffentlichen Raums in der Frühen Neuzeit, in: Offen und Verborgen. Vorstellungen und Praktiken des Öffentlichen und Privaten in Mittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. v. Caroline Emmelius, Fridrun Freise, Rebekka v. Mallinckrodt, Petra Paschinger, Claudius Sittig und Regina Töpfer, Göttingen 2004, S. 211-227.

Rettelbach, Johannes: Zur Semantik des Kämpfens im ‚Rosengarten zu Worms‘, in: Zwischenzeiten – Zwischenwelten. Festschrift für Kozo Hirao, hrsg. v. Josef Fürnkäs, Masato Izumi und Ralf Schnell, Frankfurt a. M. 2001, S. 91-104.

Reuvekamp-Felber, Timo: Briefe als Kommunikations- und Strukturelemente in der ›Virginal‹. Reflexionen mittelalterlicher Schriftkultur in der Dietrichepik, in: PBB 125, 2003, S. 57-81.

Ricœur, Paul: Zeit und Erzählung (Band I). Zeit und historische Erzählung, München 1988.

Röcke, Werner: Provokation und Ritual. Das Spiel mit der Gewalt und die soziale Funktion des Seneschall Keie im arthurischen Roman, in: Der Fehltritt. Vergehen und Versehen in der Vormoderne, hrsg. v. Peter von Moos, Köln / Weimar / Berlin 2001, S. 343-361.

Roßmann, Frank: Die Ordnung der Gewalt. Untersuchungen zu Formen der Gewaltregulierung in der Dietrichepik: *Laurin*, *Rosengarten*, *Eckenlied*, Magisterarbeit Technische Universität Dresden [Ms. 2002].

Ruh, Kurt: Verständnisperspektiven von Heldendichtung im Spätmittelalter und heute, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 15-31.

Schiller, Gertrud: Ikonographie der christlichen Kunst, Band 4 / 2, Gütersloh 1980.

Schmeling, Manfred / Walstra, Kerst: Erzählung, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Band I, Berlin / New York 1997, S. 517-519.

Schmid-Cadalbert, Christian: Der Ortnit AW als Brautwerbungsdichtung. Ein Beitrag zum Verständnis mittelhochdeutscher Schemaliteratur, Bern 1985.

Schubert, Ernst: Führendes Volk im Mittelalter, Bielefeld 1995.

Schultz, Alwin: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger II, Essen 1991 [Leipzig 1880].

Schulz, Armin: Fragile Harmonie. *Dietrichs Flucht* und die Poetik der ‚abgewiesenen Alternative‘, in: ZfdPh 121, 2002, S. 390-407.

Schulz, Armin: *in dem wilden wald*: Außerhöfische Sonderräume, Liminalität und mythisierendes Erzählen in den Tristan-Dichtungen: Eilhart – Béroul – Gottfried, in: DVjs 77, 2003, S. 515-547.

Schumacher, Meinolf: Der Mönch als Held oder: Von Ilsâns Kämpfen und Küssen in den *Rosengarten*-Dichtungen, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 14, 2003 / 2004, S. 91-102.

See, Klaus von: Was ist Heldendichtung?, in: Edda, Saga, Skaldendichtung: Aufsätze zur skandinavischen Literatur des Mittelalters, Heidelberg 1981, S. 154-193.

See, Klaus von: Held und Kollektiv, in: ZfdA 122, 1993, S. 1-35.

Soeffner, Hans-Georg: Emblematische und symbolische Formen der Orientierung, in: Sozialstruktur und soziale Typik, Frankfurt a. M. 1986, S. 1-30.

Soeffner, Hans-Georg: Geborgtes Charisma. Populistische Inszenierungen, in: Charisma. Theorie – Religion – Politik, hrsg. v. Winfried Gebhardt, Arnold Zingerle und Michael N. Ebertz, Berlin / New York 1993, S. 201-219.

Soeffner, Hans-Georg: Gewalt als Faszinosum, in: Gewalt, hrsg. v. Wilhelm Heitmeyer und Hans-Georg Soeffner, Frankfurt a. M. 2004, S. 62-85.

Steer, Georg: Das Fassungsproblem in der Heldenepik, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 105-115.

Stein, Peter K.: Überlieferungsgeschichte als Literaturgeschichte – Textanalyse – Verständnisperspektiven, in: Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft XII, 1981, S. 29-84.

Stein, Peter K.: ‚Virginal‘. Voraussetzungen und Umriss eines Versuchs, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 2, 1982 / 1983, S. 61-88.

Stempel, Wolf-Dieter: Mittelalterliche Obszönität als literaturästhetisches Problem, in: Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen, hrsg. v. Hans Robert Jauf (Poetik und Hermeneutik III), München 1968, S. 187-205.

Stierle, Karlheinz: Werk und Intertextualität, in: Das Gespräch, hrsg. v. Karlheinz Stierle und Rainer Warning (Poetik und Hermeneutik XI), München 1984, S. 139-150.

Störmer-Caysa, Uta: Einführung in die mittelalterliche Mystik, Stuttgart 1998.

Störmer-Caysa, Uta: Die Architektur eines Vorlesebuches. Über Boten, Briefe und Zusammenfassungen in der Heidelberger ‚Virginal‘, in: Zeitschrift für Germanistik NF XII, 2002, S. 7-24.

Störmer-Caysa, Uta: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman, Berlin / New York 2007.

Strohschneider, Peter: Ritterromantische Versepiik im ausgehenden Mittelalter. Studien zu einer funktionsgeschichtlichen Textinterpretation der „Mörin“ Hermanns von Sachsenheim sowie zu Ulrich Fuetrers „Persibein“ und Maximilians I. „Teuerdank“, Frankfurt a. M. u. a. 1986.

Strohschneider, Peter: Aufführungssituation: Zur Kritik eines Zentralbegriffs kommunikationsanalytischer Minnesangforschung, in: Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991, Band III, hrsg. v. Johannes Janota, Tübingen 1993, S. 56-74.

Strohschneider, Peter: Die Zeichen der Mediävistik. Ein Diskussionsbeitrag zum Mittelalter-Entwurf in Peter Czerwinskis ‚Gegenwärtigkeit‘, in: IASL 20 / 2, 1995, S. 173-191.

Strohschneider, Peter: Einfache Regeln – Komplexe Strukturen. Ein strukturalistisches Experiment zum ‚Nibelungenlied‘, in: Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock, hrsg. v. Jan-Dirk Müller in Verbindung mit Susanne Köbele und Bruno Quast, Stuttgart / Leipzig 1997, S. 43-76.

Strohschneider, Peter: Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur ‚New Philology‘, in: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte, hrsg. v. Helmut Tervooren und Horst Wenzel (ZfdPh Sonderheft 116), 1997, S. 62-86.

Strohschneider, Peter: Rez. zu Joachim Bumke: Die vier Fassungen der ‚Nibelungenklage‘, in: ZfdA 127, 1998, S. 102-117.

Strohschneider, Peter: Textualität der mittelalterlichen Literatur, in: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, hrsg. v. Jan-Dirk Müller und Horst Wenzel, Stuttgart / Leipzig 1999, S. 19-41.

Strohschneider, Peter: Inzest-Heiligkeit. Krise und Aufhebung der Unterschiede in Hartmanns ‚Gregorius‘, in: Geistliches in weltlicher, Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters, hrsg. v. Christoph Huber, Burghart Wachinger und Hans-Joachim Ziegler, Tübingen 2000, S. 105-133.

Strohschneider, Peter: Unlesbarkeit von Schrift. Literaturhistorische Anmerkungen zu Schriftpraxen in der religiösen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte, hrsg. v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko, Berlin / New York 2003, S. 591-627.

Strohschneider, Peter: Opfergewalt und Königsheil. Historische Anthropologie monarchischer Herrschaft in der *Ecbasis capitivi*, in: Tierepik und Tierallegorese. Studien zur Poetologie und historischen Anthropologie vormoderner Literatur, hrsg. v. Bernhard Jahn und Otto Neudeck, Frankfurt a. M. u. a. 2004, S. 15-51.

Voorwinden, Norbert: Die Markgrafen im Nibelungenlied: Gestalten des 10. Jahrhunderts?, in: Nibelungenlied und Klage. Sage und Geschichte, Struktur und Gattung. Passauer Nibelungengespräch 1985, hrsg. v. Fritz Peter Knapp, Heidelberg 1987, S. 21-42.

Vries, Jan de: Heldenlied und Heldensage, Bern / München 1961.

Walker Bynum, Caroline: Der weibliche Körper und religiöse Praxis im Spätmittelalter, in: Fragmentierung und Erlösung. Geschlecht und Körper im Glauben des Mittelalters, Frankfurt a. M. 1996, S. 148-225.

Wandhoff, Haiko: *ÂVENTIURE* als Nachricht für Augen und Ohren. Zu Hartmanns von Aue ‚Erec‘ und ‚Iwein‘, in: ZfdPh 113, 1994, S. 1-22.

Wapnewski, Peter: Walthers Lied von der Traumliebe (L 74, 20) und die deutschsprachige Pastourelle, in: Euphorion 51, 1957, S. 113-150.

Warning, Rainer: Formen narrativer Identitätskonstruktion im höfischen Roman, in: Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters IV, hrsg. v. Hans Robert Jauss und Erich Köhler, Heidelberg 1978, S. 25-59.

Warning, Rainer: Hermeneutische Fallen im Umgang mit dem geistlichen Spiel, in: Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Wolfgang Harms und Jan-Dirk Müller in Verbindung mit Susanne Köbele und Bruno Quast, Stuttgart / Leipzig 1997, S. 29-41.

Warning, Rainer: Poetische Konterdiskursivität: Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault, in: *Die Phantasie der Realisten*, München 1999, S. 313-345.

Warning, Rainer: Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition, in: *Romanistisches Jahrbuch* 52, 2001, S. 176-209.

Warning, Rainer: Die narrative Lust an der List: Norm und Transgression im *Tristan*, in: *Transgressionen. Literatur und Ethnographie*, hrsg. v. Gerhard Neumann und Rainer Warning, Freiburg 2003, S. 175-212.

Warning, Rainer: Pariser Heterotopien. Der Zeitungsverkäufer am Luxembourg in Rilkes *Malte Laurids Brigge*, Sitzungsberichte der Philosophisch-historischen Klasse der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 2003 / 1, München 2003.

Watanabe, Noriaki: Kriemhild als Widerspenstige. „Rosengarten zu Worms A“ und „Frauenzucht“, in: *Zwischenzeiten – Zwischenwelten. Festschrift für Kozo Hirao*, hrsg. v. Josef Fürnkäs, Masato Izumi und Ralf Schnell, Frankfurt a. M. 2001, S. 105-119.

Weber, Gerd Wolfgang: „Sem konungr skyldi“. Heldenepik und Semiotik. Griechische und germanische heroische Ethik als kollektives Normensystem einer archaischen Kultur, in: *Helden und Heldensage, Otto Gschwanter zum 60. Geburtstag*, Wien 1990, S. 447-481.

Weimar Klaus: Was ist Interpretation, in: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 49 / 2, 2002, S. 104-115.

Wenzel, Horst: Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995.

Wenzel, Horst: The Reverent Gaze. Toward the Cultic Function of the Artwork in the Premodern and the Postmodern Age, in: *Mapping Benjamin. The Work of Art in the Digital Age*, hrsg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Michael Marrinan, Stanford 2003, S. 211-220.

Wenzel, Horst: Viseo und Deixis. Zur Interaktion von Wort und Bild im Mittelalter, in: *Sprache und Bild II*, hrsg. v. Werner Holly, Almut Hoppe und Ulrich Schmitz, Bielefeld 2004, S. 136-152.

Wenzel, Franziska: Keie und Kalogrenant. Zur kommunikativen Logik höfischen Erzählens in Hartmanns *Iwein*, in: *Literarische Kommunikation und Interaktion. Studien zur Institutionalität mittelalterlicher Literatur*, hrsg. v. Beate Kellner, Ludger Lieb und Peter Strohschneider, Frankfurt a. M. u. a. 2001, S. 89-109.

Wetzel, René: Dietrich von Bern im Laurin (A) als Pendler zwischen heroischer und arthurischer Welt, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft* 14, 2003 / 2004, S. 129-140.

Wisniewski, Roswitha: Mittelalterliche Dietrichdichtungen, Stuttgart 1986.

White, Hayden: Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt a. M. 1991.

Wolf, Alois: Die Verschriftlichung von europäischen Heldensagen als mittelalterliches Kulturproblem, in: Heldensage und Heldendichtung im Germanischen, hrsg. v. Heinrich Beck (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 2), Berlin / New York 1988, S. 305-328.

Zeyen, Stefan: ...daz tet der liebe dorn. Erotische Metaphorik in der deutschsprachigen Lyrik des 12.-14. Jahrhunderts, Essen 1996.

Zimmermann, Julia: Anderwelt – Mythischer Raum – Heterotopie. Zum Raum des Zwergs in der mittelhochdeutschen Heldenepik, in: Heldenzeiten – Heldenräume. Wann und wo spielen Heldendichtung und Heldensage? (8. Pöchlerner Heldenliedgespräch), hrsg. v. Johannes Keller und Florian Kragl, Wien 2007, S. 195-219.

Zingerle, Ignaz Vinzenz: Die Heimat der Eckensage, in: Germania 1, 1856, S. 120-123.

Zink, Georges: Eckes Kampf mit dem Meerwunder. Zu Eckenlied L 52-54, in: Mediaevalia litteraria. Festschrift für Helmut de Boor, hrsg. v. Ursula Henning und Herbert Kolb, München 1971, S. 485-492.

Zipfel, Frank: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff der Literaturwissenschaft, Berlin 2001.

Zips, Manfred: Dietrichs Aventure-Fahrten als Grenzbereich spätheroischer mittelhochdeutscher Heldendarstellung, in: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstituts, hrsg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1979, S. 135-171.